Lessings Werke

Zwölfter Teil

Durch die „Wolfenbüttler Fragmente" hervorgerufene Streitschriften

Herausgegeben

von

Dr. K. Boxberger

Berlin und Stuttgart

Verlag von W. Spemann

Kürschners Deutsche National-Litteratur Bandausgabe 124

Die

Deutsche National-Litteratur

herausgegeben

von Prof. Joseph Kürschner

bietet die Gesamtheit der deutschen Litteraturschätze von den Anfängen deutschen Schrifttums bis zur Neuzeit in einer nach einheitlichen Gesichtspunkten getroffenen Anordnung. Sie ermöglicht es auch weiteren Kreisen, den Entwicklungsgang unserer Litteratur zu erfassen und deren Werke mit Genuß und Verständnis in sich aufzunehmen.

Unter Mitwirkung ausgezeichneter Gelehrter herausgegeben, hat sie begründeten Anspruch auf wissenschaftliche Gründlichkeit, sowohl mit Rücksicht auf die sorgfältig revidierten, ergänzten und vervollständigten Texte, wie bezüglich der Kommentare, Einleitungen u. s. w. Übersichtlich angeordnete Registerbände erhöhen die Nutzbarkeit des ganzen Werkes und bilden ein in seiner Art unübertroffenes litterargeschichtliches Orientierungsmittel.

Mit der inneren Vorzüglichkeit geht die gediegenste äußere Ausstattung und typographische Schönheit Hand in Hand, vereint mit beiden eine ganz ungewöhnliche Billigkeit des Preises. Kürschners „Deutsche National-Litteratur“ erscheint in Bänden von ca. 20—36 Bogen à 16 Seiten, zum Preis von *M.* 2.50 (Fl. 1.50 = Fr. 3.50); monatlich werden 2 Bände ausgegeben. Gleichzeitig mit jedem Band erscheinen ausgezeichnet schöne Halbfranzdecken zum Preis von 70 ₰.

Inhalt der erschienenen Bände.

[Fortsetzung auf der 3. Seite des Umschlags.]

Deutsche
National-Litteratur

Deutsche

National-Litteratur

Historisch kritische Ausgabe

Unter Mitwirkung

von

Dr. Arnold, Dr. G. Balke, Prof. Dr. K. Bartsch, Prof. Dr. R. Bechstein, Prof. Dr. O. Behaghel, Prof. Dr. Birlinger, Prof. Dr. H. Blümner, Dr. F. Bobertag, Dr. R. Boxberger, Dr. W. Creizenach, Dr. Joh. Crüger, Prof. Dr. H. Düntzer, Prof. Dr. A. Frey, L. Fulda, Prof. Dr. L. Geiger, Dr. R. Hamel, Dr. E. Henrici, Dr. M. Koch, Prof. Dr. H. Lambel, Dr. R. Frhr. v. Liliencron, Dr. G. Milchsack, Prof. Dr. J. Minor, Dr. F. Muncker, Dr. P. Nerrlich, Dr. H. Oesterley, Prof. Dr. H. Palm, Prof. Dr. P. Piper, Dr. H. Pröhle, Dr. Adolf Rosenberg, Prof. Dr. A. Sauer, Prof. Dr. K. J. Schröer, R. Steiner, Prof. Dr. A. Stern, Prof. Dr. F. Vetter, Dr. C. Wendeler, Dr. Th. Zolling u. a.

herausgegeben

von

Joseph Kürschner

---

69. Band

Lessings Werke XII

Berlin und Stuttgart,

Verlag von W. Spemann

(1889)

Lessings Werke

Zwölfter Teil

Durch die „Wolfenbüttler Fragmente" hervorgerufene Streitschriften

Herausgegeben

von

Dr. R. Boxberger

Berlin und Stuttgart,
Verlag von W. Spemann

(1889)

Druck von B. G. Teubner in Leipzig

Einleitung.

Dieser Band schließt die Reihe derjenigen Schriften ab, die Lessing noch bei seinen Lebzeiten der Öffentlichkeit übergab. Die beiden folgenden, letzten Bände beschäftigen sich nur noch mit seinem Nachlaß, also mit solchen Werken, die noch nicht so weit gediehen waren, um sie der Öffentlichkeit übergeben zu können, oder solchen, die von vornherein nicht dafür bestimmt waren.

Sollen wir diesen Band nach seinem Hauptinhalt charakterisieren, so müssen wir ihn theologisch-polemisch nennen. Die Herausgabe der „Fragmente eines Ungenannten" (vgl. den vorigen Band, 2. Abteilung) hatte eine Reihe von Streitschriften hervorgerufen, gegen die sich Lessing in den zunächstfolgenden Aufsätzen kräftig zur Wehr setzte. Hätten es andere Umstände ratsam erscheinen lassen, so hätte dieser Band mit „Ernst und Falk" und mit der „Erziehung des Menschengeschlechts" schließen sollen, denn diese beiden herrlichen Schriften sind die höchste Blüte von Lessings geistiger Entwicklung. Aber gerade weil diese in der Hauptrichtung von Lessings damaliger geistigen Thätigkeit liegen, wollen wir uns die Besprechung derselben noch eine kleine Weile aufheben, um zunächst mit einigen Worten derjenigen Schriften zu gedenken, die von diesem Hauptwege abseits liegen

und doch, weil sie derselben Zeit angehören, diesem Bande mit einverleibt werden mußten. Hier also waren es meist äußere Veranlassungen, denen diese Schriften ihr Dasein verdanken.

Sehen wir zunächst von einigen das Erscheinen des „Nathan" begleitenden Kleinigkeiten ab, die wir in der Einleitung zu diesem (III, 1) untergebracht haben, desgleichen von zwei antiquarischen Schriften („Über die sogenannte Agrippina zu Dresden" und „Vom Alter der Ölmalerei", die ihres Inhalts wegen in IX, 2 Aufnahme gefunden haben, sowie von der „Emilia Galotti", die eine Zierde des zweiten Bandes geworden ist, so treffen wir, nachdem wir um 9 Jahre in Lessings Leben zurückgegriffen haben, von 1780 auf 1771, auf den ersten Band seiner „Vermischten Schriften", von dem uns Lessing in dem „Vorbericht" selbst erzählt oder zu verstehen giebt, daß es nur Wunsch seines Verlegers sei, daß diese neue Auflage seiner Schriften zustande komme. Sein Verleger und Freund, Christian Friedrich Voß in Berlin, mußte eben sehen, wie er zu den Lessingen vorgeschossenen Geldern kam, denn Lessing zahlte gern, wie Staaten und Bankhäuser, mit Papier statt mit barem Gelde. Voß mochte nun denken, daß Lessing in der Stille des Wolfenbüttler Aufenthaltes reichlich die Muße finden würde, jenen früheren Geburten seines Geistes, wie sie größtenteils zuerst in den 6 Bänden seiner „Schriften", 1753—55, an das Licht getreten waren, eine seinen jetzigen Anforderungen entsprechende Gestalt zu geben. Aber das neue Amt machte auch neue Anforderungen an Lessing, und vor allen Dingen fehlte ihm die Luft sich mit eigenen, zum Teil unvollkommenen Geisteskindern zu befassen, da so viel fremdes Geisteseigentum ihn umgab und seiner Zutagförderung durch ihn harrte. So gab er wohl die „Wolfenbüttler Beiträge" heraus, aber die Ausgabe seiner eigenen Schriften geriet bald genug ins Stocken und hörte mit Seite 78 des 2. Bandes ganz auf. „Ich habe," schreibt er an Voß den 28. Oktober 1772, „den ganzen Sommer gearbeitet, wie Sie nächstens sehen werden, aber nicht für Sie. Das kömmt aber daher, weil ich lauter Dinge nur arbeiten können, die gewiß wenig Leute in der Welt werden lesen wollen: elende bibliothekarische Kahlmäusereien, die Sie sicherlich nur noch um mehr Geld gebracht hätten, wenn ich sie Ihnen hätte in Verlag geben wollen. Dazu, wenn ich nicht die Bequemlichkeit gehabt hätte, so wie ein Blatt geschrieben war, es sogleich in die Druckerei zu schicken, so wäre doch auch dieser Bettel nicht fertig geworden; denn Gott weiß, das Reineschreiben ist mir die äußerste Pein, und das muß ich doch auch mit jeder Kleinigkeit thun, die ich Ihnen zusenden will. In meinen Papieren, untereinander geschmiert, ist sicherlich mehr fertig, als zu drei, vier Bänden gehört." Erst sein Bruder gab nach Lessings Tode den zweiten Band heraus (1784). Vom 11. Teile an (1793) gab er dieser Ausgabe den Titel: „Sämtliche Schriften"; sie endigt mit dem 30. Teile (1794).

Am weitesten hatte sich Lessing mit den „Sinngedichten" zu sein

getraut, denen dann wie der 2. Auflage seiner „Fabeln" eine Abhandlung über das Wesen des Sinngedichtes folgen sollte, wozu er Material genug vorrätig hatte. Doch auch dieses Material nahm er sich nicht, wie bei der „Fabel", die Zeit systematisch zu verwerten und gab daher seiner Abhandlung auch nur den Titel: „Zerstreute Anmerkungen über das Epigramm und einige der vornehmsten Epigrammatisten." Besonders dieser zweite Teil, über die Epigrammatisten, ist ziemlich bruchstückmäßig, während die Untersuchung über das Wesen des Sinngedichts, welches er in dem Verhältnis von „Aufschluß" zu „Erwartung" erblickt, aus der ursprünglichen Bedeutung des Epigramms als „Aufschrift" herleitet, echt Lessingschen Scharfsinn verrät. Damit diese ganze Abhandlung auch für den Nichtgelehrten lesbar werde, habe ich die lateinischen und griechischen Epigramme, da es doch einmal recht unterhaltende Dichtungen sind, übersetzt. Daß es in Versen geschehen ist, wolle man mir zu gute halten; in Prosa verlieren dergleichen kleine Scherze gar zu viel, auch wollte ich mir die Langeweile des Übersetzens damit etwas verkürzen.

Gleichfalls auf äußere Anregung, nämlich auf Veranlassung seines Freundes F. W. Zachariä in Braunschweig, entstand die Ausgabe des Andreas Scultetus, mit dem er sich, wie er uns im ersten Briefe erzählt, schon in Wittenberg beschäftigt hatte. Endlich bewog ihn das tragische Ende des jungen Jerusalem, der ihm in Wolfenbüttel persönlich nahe getreten war, sowie sein Unwille über Goethes „Werther", durch den er seinen jungen Freund Jerusalem für verunglimpft hielt, zu der Herausgabe der Schriften dieses so früh freiwillig aus dem Leben geschiedenen hoffnungsvollen Mannes. Man vergleiche darüber III, 2, S. 287. In der dort angeführten Äußerung gegen Weiße fuhr er fort: Er selbst besäße einige sehr scharfsinnige Abhandlungen von ihm, über die Unsterblichkeit der Seele, die Bestimmung des Menschen u. s. w., die er (Lessing) nächstens mit einer Vorrede herausgeben wolle: er habe deswegen bereits an den Vater geschrieben und dazu die Erlaubnis erhalten, doch sollte noch kein Mensch etwas davon wissen. Dies schrieb Weiße an Garve den 4. März 1775. Daß er die Erlaubnis des Vaters einholte, war allerdings wichtig, da dieser eine der obersten geistlichen Stellungen in Braunschweig bekleidete und leicht durch eine solche Veröffentlichung hätte bloßgestellt werden können; es war der, auch in Lessings Werken öfter rühmlich erwähnte, ausgezeichnete Kanzelredner und theologische Schriftsteller Johann Friedrich Wilhelm Jerusalem, Abt von Riddagshausen, Vicepräsident des Konsistoriums zu Wolfenbüttel. Sein Sohn hatte sich zu Wetzlar, wo er den Reichshofratsprozeß studierte, den 29. Oktober 1772 aus Liebesschmerz erschossen. Die Entstehung der Lessingschen Publikation erfahren wir aus seinem Brief an Eschenburg vom 26. Dezember 1774: „Es wird Ihnen unentfallen sein, daß Sie mir zwei schriftliche Aufsätze von dem jungen Jerusalem geliehen. Ich habe Ihnen auch schon gesagt, daß ich deren gleichfalls ein paar habe. Dieser Tage kam es mir ein, jene zu

lesen, und ich muß sagen, daß sie viel Gutes enthalten. Was meinen Sie, wenn ich alles zusammen drucken ließe? Aber weiß es der Alte, daß sein Sohn dergleichen etwas hinterlassen? Oder kann ich gegen ihn thun, als ob ich alles von seinem Sohne selbst erhalten hätte? Denn ich will an ihn darum schreiben, sobald ich von Ihnen weiß, daß Sie nichts dagegen haben.“ Eschenburgs Antwort muß schwankend ausgefallen sein, denn Lessing schreibt ihm den 29. Dezember 1774: „Schreiben Sie es sich selbst zu, wenn ich mich für das bestimme, was Sie vielleicht am ungernsten sehen. Ich kann bei meiner Überlegung mehr nicht thun, als daß ich mich an des Alten Stelle setze.“ Daß diese Herausgabe eigentlich gegen Goethe gerichtet war, gab er dem Professor in Göttingen den 4. Mai 1776 mit den Worten zu verstehen: „Ich will es darauf ankommen lassen, ob der Hofrat Kästner errät, warum ich die Aufsätze des jungen Jerusalem doch herausgegeben hätte, wenn sie es auch noch weniger verdienten.“

Das letzte Bruchstück, der Auszug aus Arnold de Villa Nova, welches hier zum erstenmal in einer Lessingausgabe erscheint, erklärt sich von selbst.

Es wären nun noch die theologischen Streitschriften übrig, mit denen der Band beginnt, und die den Hauptinhalt desselben ausmachen. Ohne auf die Entstehungsgeschichte jeder einzelnen näher eingehen zu wollen, da sie sich zum Teil aus ihrem Inhalt ergiebt, zum Teil in der Lebensbeschreibung berücksichtigt ist, geben mir dieselben vielmehr Gelegenheit zu einigen allgemeinen Betrachtungen.

Aus der Eigentümlichkeit Lessings, nur im Dialog denken zu können (denn auch die in Paragraphen geteilten Schriften, wie das „Christentum der Vernunft“, die „Neue Hypothese u. s. w.“ aus dem Nachlaß, besonders das Meisterwerk „Die Erziehung des Menschengeschlechts“ müssen wir, wie die „Axiomata“ als eine Reihe von Thesen betrachten, über die er zu disputieren geneigt ist, sobald sich ein Opponent findet), aus dieser Eigentümlichkeit ergiebt sich, was man von übelwollender Seite wohl seine Streitsucht genannt hat. Daß Lessing eine polemisch angelegte Natur war, ist nicht zu leugnen, vielmehr hängt diese Eigentümlichkeit auf das Innigste mit seinem angebornen Talent zum Drama zusammen. Wenn er keinen wirklichen Gegner vor sich hat, so schafft er sich einen; alle seine Untersuchungen sind Zwiegespräche mit sich selbst; er macht sich selbst Einwürfe und beantwortet sie. Er fängt einen Dialog mit seinem Leser an, oder mit dem Reichspostpferd, wie in dem, nur nicht für Göze, ergözlichen, 8. „Anti-Göze“; ja er ist der Erfinder einer eigentümlichen Art von Dialog, den er, im Hinblick auf Gözes Amt und daraus entspringende Angriffsweise, in einem unvollendeten Aufsatze seines Nachlasses wohl einmal den Kanzel-Dialog nennt: er unterbricht den schriftlichen Vortrag seines Gegners durch eingestreute Bemerkungen. Dadurch erhält seine ganze Polemik eine Frische, die ihr einen unvergänglichen Reiz giebt, besonders

wenn man sie mit dem farb- und klanglosen Dialog seiner Gegner, z. B. des Archidiakonus Räß, der eigentlich nur dem Namen nach Dialog ist, vergleicht. Immerhin aber wäre dieser Reiz der Lessingschen Polemik, wenn auch unvergänglich, doch nur ein im Augenblicke des Genusses sich stets neu erzeugender, prickelnder, also materieller, nur eine sich immer erneuernde Art von Sinnenkitzel, den nur die Form erzeugt, käme nicht die tiefere Bedeutung, das Ewige des Inhalts hinzu. Ich wiederhole: wahr ist es, Lessing ist eine durch und durch polemische Natur, — aber auch nur eine solche Natur konnte unserer Litteratur, besonders unserer Dramatik, aufhelfen; sie reinigte wie ein Ungewitter die schwüle, stagnierende Atmosphäre. Einem solchen Menschen wird es nie recht wohl, recht nach Philistersinn behaglich in seiner Haut und in seinen vier Pfählen; wir aber müssen ihm Dank wissen, daß er seine Ruhe opferte, damit wir Ruhe hätten, daß er mit den Feinden der Vernunft keinen Frieden haben wollte. Sehen wir von dem Streit mit dem Pastor Lange ab, der allerdings nur rein persönlicher Art war, so trifft Lessing in seinen Streitschriften, wie in den „Antiquarischen Briefen" gegen Klotz, nie einen einzelnen Gegner allein, es ist allemal eine ganze Clique, eine Richtung, mit der er zu thun hat und sich dessen auch wohl bewußt ist. Einen immer höheren Schwung nimmt nun diese Polemik gegen das Ende seines Lebens, da es hier den Streit galt für die heiligsten Güter der Menschheit, für Glaubens- und Gewissensfreiheit. Man hat wohl den Hauptpastor Göze in Hamburg bedauert, daß er in die Hände eines solchen Gegners gefallen war, ja man hat, was Lessing wohl in einem andern Falle auch gethan haben würde, seine Verteidigung übernommen (Röpe). Es ist nicht zu leugnen, daß Göze in so fern noch jetzt gegen Lessing im Nachteil ist, als von Lessings Werken immer neue Auflagen gemacht werden, während Gözes Streitschriften so selten geworden zu sein scheinen, daß ich sie nie in einem antiquarischen Katalog gefunden habe; ich kenne sie nur aus der Verteidigungsschrift von Röpe und aus der Gegenschrift von Boden. So ist Gözen gewissermassen das Wort entzogen, und es wäre ganz im Sinne Lessings, wenn ihm dasselbe wiedergegeben würde durch einen der vielen Neudrucke, auf die sich jetzt die Industrie mehrerer Buchhändler geworfen hat. Aber man darf nicht vergessen, daß auch der Göze Lessings kein Individuum, sondern daß er der Typus ist für eine so bald noch nicht aussterbende Rasse altlutherischer Orthodoxen, die auf ihrem beschränkten Gebiete ebenso gern die Gewissen knechten möchten und zwar nicht so furchtbar sich machen wie große Kirchenfürsten, aber um so lächerlicher und verächtlicher. Einen solchen Duodez-Papst hat Lessing in der Person des Hauptpastors Göze für ewige Zeiten an den Pranger gestellt. Eine Zeit lang fand Lessing einen solchen Gefallen an diesem Krieg, daß ihm selbst das Drama als schal dagegen vorkam. Aber die Gegner wußten ihn auf andere Weise mürbe zu machen und ihm das Leben zu verbittern; da flüchtete er sich wieder in die heitern Regionen

seines Genies, bestieg wieder seine alte Kanzel, die Bühne, und verkündigte von dieser offen, was, wie Goedeke sich ausdrückt, die edelsten seiner Zeitgenossen nur im Schleier geheimer Bündnisse verhüllend anzudeuten wagten, das ewige Evangelium der Toleranz.

Schloß sich hiermit seine dichterische Laufbahn ab, so endigte seine schriftstellerische Bahn mit den beiden herrlichen prosaischen Gegenstücken dazu, mit der „Erziehung des Menschengeschlechts" und mit „Ernst und Falk". Jenes möchte ich die Theorie, dieses die Praxis der Toleranz nennen, letzteres insofern, als es ja wirklich ein Verdienst der Freimaurerei ist, dem Schaden, der durch den Unterschied der Stände, Völker, Religionen entsteht, entgegen zu arbeiten. Insofern aber „Ernst und Falk" schon durch die meisterhafte Handhabung des Dialogs auch zugleich ein poetisches Kunstwerk ist, gebe ich ihm noch vor jenem den Vorzug. Die Idee beider ist gleich erhebend: man vergleiche nur „Erziehung" § 86: „Sie wird gewiß kommen, die Zeit eines *neuen, ewigen Evangeliums*, die uns selbst in den Elementarbüchern des Neuen Bundes versprochen wird", wie er es aber in den folgenden Paragraphen für Schwärmerei erklärt, seine Zeit schon für diese verheißene Zeit erklären zu wollen. Und so erwartet auch sein Freimaurer Falk ruhig den Aufgang der Sonne und löscht die Lichter nicht aus, die bis dahin die Nacht denn doch einigermaßen erhellen, um etwa dadurch den Aufgang der Sonne zu beschleunigen. Schwärmerei war überhaupt Lessings Sache nicht, und ich gestehe, daß ich den Charakter seines Nathan nicht am wenigsten wegen seiner Entgegnung auf Saladins Worte bewundre:

Ha! das nenn'
Ich einen Weisen! nie die Wahrheit zu
Verleugnen, für sie alles auf das Spiel
Zu setzen, Leib und Leben, Gut und Blut!

Nathan.

Ja, ja, wenn's nötig ist und nützt.

Er weiß Berengar sehr wohl wegen der durch öfteren Widerruf bewiesenen Schwäche zu entschuldigen, und in dem Kampfe um die Fragmente seines Ungenannten bewundre ich ebensosehr seine Vorsicht als seine Standhaftigkeit. Nun nur noch ein Wort über „Ernst und Falk".

Über die Entstehungsgeschichte jener vortrefflichen Lessingschen „Gespräche für Freimäurer", wie er sie betitelt hat, kann ich mich kurz fassen, da ich nichts Wesentliches zu dem schon Bekannten hinzuzufügen habe. Ich will nur betonen, daß der noch vorhandene erste Entwurf wahrscheinlich aus dem Jahre 1770 stammt, aus einer Zeit, in welcher Lessing noch in keine Loge aufgenommen war. Er wird während der ersten Zeit seines Wolfenbüttler Aufenthalts entstanden und die Anregung mag unserm Dichter aus den Studien auf der dortigen Bibliothek gekommen sein.

Seit dem siebenjährigen Krieg und Gleims Kriegsliedern eines preußischen Grenadiers war bei Lessing die Liebe zu den alten deutschen Heldengedichten erwacht, und er mag bei dem Durchstöbern der dortigen Handschriften, vielleicht der „Möhrin“ Hermanns von Sachsenheim, aus der er in jenem Entwurfe eine Stelle anführt, auf das Wort „Massenie“ gestoßen sein, ein französisches Wort, welches eine Haus- und Tischgenossenschaft wie z. B. die berühmte Tafelrunde des Königs Artus bedeutet, wobei ihm plötzlich der Gedanke einleuchtete, das englische masonry, Maurerei, sei durch Mißverständnis aus masony, eben jenem in das Deutsche der ritterlichen Heldendichtungen herübergenommenen „Massenie“, was Lessing irrtümlich für ein altdeutsches Wort ansieht, entstanden. Der Gedanke war luminös genug, und Lessing hatte sich seiner nicht zu schämen, auch hat er ihn, wie wir aus dem 5. Gespräch ersehen, Zeit seines Lebens festgehalten. Der geheime Orden der Rosenkreuzer entstand aus einer Fiktion Valentin Andreäs, der damit gerade die geheimen Orden hatte verspotten wollen. Ähnlich ist der Schwindel des vorigen Jahrhunderts mit dem Glauben an Elementargeister, mit dem Cagliostro seine Zeitgenossen betrog, und in den auch der edle Swedenborg verfiel, aus den „Unterhaltungen des Grafen Gabalis“ von einem Herrn von Villars, der das Buch zur Verspottung des Aberglaubens schrieb, entstanden. Gleichwohl war Lessings vermeintliche Entdeckung ein Irrtum, den die fortschreitende Wissenschaft leicht berichtigen konnte, und es wäre nur zu wünschen, daß wir uns alle recht oft so irrten, wenn ein Irrtum so herrliche Früchte der Erkenntnis, der Wahrheit trägt. Lessing zog aus wie Saul, der Sohn des Kis, er suchte seines Vaters Eselinnen und fand ein Königreich. Er schrieb einem Freund, der Maurer war, er habe über die Geschichte der Maurerei eine Entdeckung gemacht, die er nächstens veröffentlichen werde. Der Freund mochte den Wunsch hegen, Lessing als seinen Bruder Maurer begrüßen zu dürfen, und Lessings Wissensdrang, an dem ja auch sein Faust von dem Teufel gepackt werden sollte, als willkommene Handhabe ansehen; er bewog ihn also, sich aufnehmen zu lassen, und stellte ihm durch diesen Schritt weitere Belehrung in Aussicht. Der, vielleicht übereilte, Schritt (denn wenigstens scheint Bode, sein Kompagnon, der ihn genauer kennen mochte, ihm abgeraten zu haben) geschah bei einer zeitweiligen Anwesenheit in Hamburg 1771, und trug ihm zunächst von dem Stifter jener Loge, einem Herrn von Zinnendorf, folgendes erbauliche Schreiben ein:

„Verehrungswürdiger, Geliebter Bruder.

„Der 2c. Bruder Freiherr von Rosenberg hat mir das Vergnügen gemacht, mir unterm 15. dieses zu berichten, daß er Sie zum Bruder Freimaurer auf- und angenommen habe.

„Ich wünsche Ihnen und uns zu diesem vollführten Schritte das beste Glück. Sie haben durch denselben eine Bahn betreten, die, ich getraue es mir zu behaupten, die einzigste in ihrer Art und diejenige ist,

welche Ihnen, beim Ziel derselben, alle Zufriedenheit gewähren kann, die Dero forschbegieriger Geist zum allgemeinen Wohl der Menschen auszusprechen und zu ergründen je gewünscht haben kann und mag.

„Denken Sie sich hierbei, was Sie können und mögen, nur nicht daß ich mit einem Enthusiasmo schreibe, wo die schöpferische Einbildungskraft die Stelle der deutlichen Überzeugung eingenommen hat, oder daß Dero Scharfsinn gleichsam mit einem Blicke, weder jetzo, noch ehe die Binde von den Augen genommen worden, schon alles entdecket habe, was Weisheit, Schönheit und Stärke daselbst in einen Punkt vereiniget haben. Doch hievon zur andern Zeit ein Mehreres, jetzo will ich von demjenigen insbesondere, mit Wenigen sagen, was ich Ihrentwegen wünsche und der Orden der Freimaurer von Ihnen in den Gegenden Ihrer jetzigen Bestimmung mit Zuversicht erwartet. Suchen Sie diesemnach, bitte ich, alldort zuvörderst derjenige zu werden, welcher Sokrates ehedem den Atheniensern war; allein dem widrigen Schicksale auf die eine oder andere Art zu entgehen, welches leider seine Tage verkürzte, müssen Sie den Zirkel nicht überschreiten, den Ihnen die Freimaurerei jedesmals vorzeichnet, und jederzeit eingedenk bleiben, daß wir nur hinter verschlossenen Thüren, auch allein gegen Brüder, welche mit uns gleiche Erkenntnis haben, von der Freimaurerei reden und die uns darinnen aufgegebenen Arbeiten nie anders verrichten dürften.

„Ich erwarte hierüber, nach der mir ebenfalls, durch den ꝛc. Bruder Freiherrn von Rosenberg gethanen Anzeige, Dero mir angenehme nähere Erklärung zuversichtlich, gleichwie die Schrift, welche Sie vor den Eintritt im Orden durch den öffentlichen Druck ganz unrecht bekannt zu machen, den Vorsatz gehabt haben sollen.

„Sie werden dadurch denjenigen um ein Vieles verpflichten, welcher zum erstenmale das Vergnügen hat, sich mit der vollkommensten Hochachtung schriftlich zu nennen

Dero

Berlin, Aufrichtigst ergebenster Bruder
den 19. Oktbr. 1771. von Zinnendorf."

Einen größeren Gegensatz als zwischen diesem freimaurerischen Hirtenbrief und Lessings ganzem Wesen kann man sich kaum denken, und jedenfalls bestärkte ihn dieser Brief in der Absicht, alles, was er über Freimaurerei denken und finden würde, rücksichtslos zu veröffentlichen. Lessing handelte dabei genau wie der große Philosoph Leibniz, mit dem ich ihn gern in Parallele stelle und zu dessen Biographie er gerade damals in Wolfenbüttel umfassende Studien machte. Als dieser in Nürnberg Kunde von einer Goldmachergesellschaft erhielt, hoffte er von dieser allerlei nützliche, naturwissenschaftliche Kenntnisse, wenn auch nicht das Geheimnis des Goldmachens zu erfahren; er bat also schriftlich um Aufnahme und entwickelte in seinem Schreiben einen solchen blühenden Unsinn, daß er

den braven Leuten ordentlich Respekt einflößte, und sie ihn für einen noch größeren Hexenmeister hielten als sich selbst; sie nahmen ihn nicht bloß auf, sondern machten ihn auch zu ihrem Schriftführer, und, soviel wir wissen, hat Leibniz diesen Schritt nie bereut. Auch Lessingen würde man nur oberflächlich beurteilen, wenn man meinte, dieser klare Kopf habe nur das zu schätzen gewußt, was auf der flachen Hand liegt wie 2 · 2 = 4; dem würde schon sein berühmter Ausspruch widersprechen, daß ihm das Streben nach Wahrheit, verbunden mit der Notwendigkeit, zu irren, lieber sei als die Wahrheit selbst. Den Sinn für das Wunderbare hatte Lessing mit mehreren erleuchteten Geistern, mit Wallenstein und Friedrich dem Großen gemein. Ließ doch dieser einmal einen schlesischen Geistlichen zu sich kommen, den er im Besitz geheimer Künste vermutete, und redete ihn an: „Ich höre, Er kann Geister citieren.“ Freilich sah er sich getäuscht, als ihm dieser antwortete: „Zu Befehl, Majestät! aber sie kommen nicht.“ So sagt Lessing in seinen Kollektaneen unter dem Artikel: „Wunderbare Menschen“: „Auf solche, in Ansehung ihres Körpers oder ihres Geistes, würde ich in meiner Litteratur vorzüglich mit sehen. Wir kennen den Umfang der menschlichen Kräfte ohne Zweifel noch lange nicht. Wir wissen noch lange nicht, wozu ein Mensch durch Fleiß und Übung gelangen kann, und was für Ausnahmen auch in seinem Organismus sich äußern können, ohne seiner Erhaltung und Gesundheit hinderlich zu sein.“ Und nun notiert er sich in gutem Glauben, besonders aus dem Journal des Savants, Geschichten, wie sie seitdem zum Teil in Münchhausens Lügen übergegangen sind. Eine ähnliche Tendenz hat der aus seinem Nachlaß veröffentlichte Aufsatz: „Daß mehr als fünf Sinne für den Menschen sein können.“ Und wenigstens von seinem Studium der Geschichte geheimer Wissenschaften und geheimer Gesellschaften legen seine Kollektaneen unter mehreren Artikeln vollwichtiges Zeugnis ab. Ich nenne nur die Artikel „Goldmacherei“ und „Tempelherren“, insofern nämlich letztere beschuldigt wurden, geheime Konventikel gehalten zu haben, in denen sie die vermeintlichen religiösen Begriffe ihres Jahrhunderts abschworen, also Ketzerei zu treiben. Jede Ketzerei erregte zunächst Lessings wissenschaftliches Forscher-Interesse, denn Ketzer sind, so definiert er in der Ankündigung des Berengarius, solche Leute, die mit eignen Augen wenigstens haben sehen wollen, und in diesem Sinne war Lessing selbst der größte Ketzer seines Jahrhunderts. Hätte seine Aufnahme in den Freimaurer-Bund auch nur dazu beigetragen, seine Studien in dieser Richtung zu erweitern und zu vertiefen, so müßten wir schon dafür dem Bunde von ganzem Herzen dankbar sein, denn ihm würden wir dann die herrliche Schöpfung des jungen Tempelherrn im „Nathan“ verdanken, der bekanntlich, er, der Sohn eines früheren Muhamedaners, Neffe des Beherrschers der Gläubigen und Bruder der Pflegetochter eines Juden, selbst ein arger Ketzer ist. Obwohl er als Mönch das Gelübde unbedingten Gehorsams abgelegt hat, ist er doch viel zu sehr Ritter und aufgeklärt, um

dieses Gelübde zu halten. Er findet diesen Gehorsam am Klosterbruder wunderbar, und als ihm der Patriarch sagt: „Nur ist der Rat auch anzunehmen," antwortet er: „Doch blindlings nicht." Und für seine freisinnige Denkungsart möge noch die Stelle aus seinem Monologe sprechen:

Ist das nun Liebe,
So — liebt der Tempelritter freilich, — liebt
Der Christ das Judenmädchen freilich. — Hm!
Was thut's? Ich hab' in dem gelobten Lande —
Und drum auch mir gelobt auf immerdar —
Der Vorurteile mehr schon abgelegt. —
Was will mein Orden auch? Ich Tempelherr
Bin tot, war von dem Augenblick ihm tot,
Der mich zu Saladins Gefangnen machte.
Den Kopf, den Saladin mir schenkte, wär'
Mein alter? — Ist ein neuer, der von allem
Nichts weiß, was jenem eingeplaudert ward,
Was jenen band, — und ist ein bessrer, für
Den väterlichen Himmel mehr gemacht.
Das spür' ich ja. Denn erst mit ihm beginn'
Ich so zu denken, wie mein Vater hier
Gedacht muß haben, wenn man Märchen nicht
Von ihm mir vorgelogen.

Übrigens fühlte sich Lessing, wenn man einer verbreiteten Anekdote glauben darf, schon am Abend seiner Aufnahme, die während eines Besuches zu Hamburg im September 1771 in der Loge zu den drei goldnen Rosen stattfand, enttäuscht. Gewiß ist, daß er später, wie er auch in der Person seines Falk sagt, keine Loge mehr besuchte, obgleich gerade damals in Deutschland und besonders in Braunschweig, dessen Herzog Ferdinand, Lessings Gönner, dem er auch seine Gespräche gewidmet hat, zum Großmeister aller deutschen Logen ernannt wurde, ein großer Umschwung in dem maurerischen System vor sich ging. Erst seine Bemühungen um Aufklärung in der Theologie legten ihm die Parallele mit der maurerischen Aufklärung nahe, und so entstanden 1777 jene herrlichen drei ersten Gespräche, die so wichtig für die Erkenntnis seiner ganzen Geistesrichtung sind. Die historischen Untersuchungen, von denen er eigentlich ausgegangen war, wurden erst später, vielleicht sogar ohne sein Wissen als viertes und fünftes Gespräch herausgegeben und sind jetzt nur als ein Anhang, als Korollarium zu betrachten, sowie der Platonische Sokrates ja auch mehrere der herrlichsten Dialoge mit poetisch-mythischen Exkursen schließt.

Der amerikanische Unabhängigkeitskrieg, der so viele Köpfe in Frankreich und zum Teil auch in Deutschland und unter den deutschen Freimaurern erhitzte, so daß sie sich vorspiegelten, der den 5. September 1774 zu

Philadelphia eröffnete Kongreß der Vereinigten Staaten wäre eine Loge, und daß da endlich die Freimaurer ihr Reich mit gewaffneter Hand gründeten, läßt die beiden Unterredner kühl. „Giebt es auch solche Träumer?“ fragt Ernst, und Falk beruhigt ihn: „Sei ohne Sorge! Der Freimaurer erwartet ruhig den Aufgang der Sonne und läßt die Lichter brennen, solange sie wollen und können. — Die Lichter auslöschen und, wenn sie ausgelöscht sind, erst wahrnehmen, daß man die Stümpfe doch wieder anzünden oder wohl gar andre Lichter wieder aufstecken muß, das ist der Freimaurer Sache nicht. Ernst. Das denke ich auch — Was Blut kostet, ist gewiß kein Blut wert.“ Am Schlusse des „Nathan“ reichen sich die Vertreter der drei geoffenbarten Religionen die Hand zum Bruderbunde, zur unsichtbaren Kirche der „guten Menschen aus allerlei Volk“, die die Schranken der Nationalität und der nationalen Religion überwunden haben, und die Stiftung eines solchen Bundes ist von vornherein Nathans, des Juden, Absicht.

Tempelherr.

Ich muß gestehn,
Ihr wißt, wie Tempelherren denken sollten.

Nathan.

Nur Tempelherren? sollten bloß? und bloß
Weil es die Ordensregeln so gebieten?
Ich weiß, wie gute Menschen denken, weiß,
Daß alle Länder gute Menschen tragen.

Tempelherr.

Mit Unterschied doch hoffentlich?

Nathan.

Ja wohl;
An Farb', an Kleidung, an Gestalt verschieden.

Tempelherr.

Auch hier bald mehr, bald weniger als dort.

Nathan.

Mit diesem Unterschied ist's nicht weit her.
Der große Mann braucht überall viel Boden,
Und mehrere, zu nah gepflanzt, zerschlagen
Sich nur die Äste. Mittelgut, wie wir,
Find't sich hingegen überall in Menge,
Nur muß der eine nicht den andern mäkeln;
Nur muß der Knorr den Knubben hübsch vertragen;
Nur muß ein Gipfelchen sich nicht vermessen,
Daß es allein der Erde nicht entschossen.

Tempelherr.

Sehr wohl gesagt! Doch kennt Ihr auch das Volk,
Das diese Menschenmäkelei zuerst
Getrieben? Wißt Ihr, Nathan, welches Volk
Zuerst das auserwählte Volk sich nannte?
Wie? wenn ich dieses Volk nun, zwar nicht haßte,
Doch wegen seines Stolzes zu verachten
Mich nicht entbrechen könnte? Seines Stolzes,
Den es auf Christ und Muselmann vererbte,
Nur sein Gott sei der rechte Gott! — Ihr stutzt,
Daß ich, ein Christ, ein Tempelherr, so rede?
Wann hat und wo die fromme Raserei,
Den bessern Gott zu haben, diesen bessern
Der ganzen Welt als besten aufzudringen,
In ihrer schwärzesten Gestalt sich mehr
Gezeigt als hier, als jetzt? — —

Nathan.

Ha! Ihr wißt nicht, wie viel fester
Ich nun mich an Euch drängen werde. — Kommt,
Wir müssen, müssen Freunde sein! — Verachtet
Mein Volk, so sehr Ihr wollt. Wir haben beide
Uns unser Volk nicht auserlesen. Sind
Wir unser Volk? Was heißt denn Volk?
Sind Christ und Jude eher Christ und Jude
Als Mensch? Ah! wenn ich einen mehr in Euch
Gefunden hätte, dem es g'nügt, ein Mensch
Zu heißen!

Tempelherr.

Ja, bei Gott, das habt Ihr, Nathan!
Das habt Ihr! — Eure Hand!

Daß die einzelnen nicht das Volk sind, und daß man jeden Menschen als seinen Bruder lieben kann, trotz der Mängel, die ihm nicht bloß als Menschen, sondern auch als Glied eines Volkes notwendig anhaften, das war schon das Thema einer Predigt Lessings im Sinne des Sterneschen Yorik gewesen, die für die [oben besprochene] Eigentümlichkeit des Widerspruchssinnes Lessings zu bedeutend ist, als daß die Einleitung derselben (die Predigt selbst ist nicht erhalten) nicht vollständig mit Nicolais Worten wiedergegeben werden müßte. Nicolai berichtet nämlich: — —*)

Ein anderer, den Nathan als „Dritten im Bunde“ wirbt, ist der Muhamedaner Saladin. Nathan erreicht dies, indem er den Richter in seiner Parabel die erhabene Sentenz fällen läßt:

*) Das Folgende lasse ich weg, da es in diesem Bande an seiner Stelle vorkommt (S. 93 ff.).

Wohlan!
Es eifre jeder seiner unbestochnen,
Von Vorurteilen freien Liebe nach!
Es strebe von euch jeder um die Wette,
Die Kraft des Steins in seinem Ring an Tag
Zu legen! komme dieser Kraft mit Sanftmut,
Mit herzlicher Verträglichkeit, mit Wohlthun,
Mit innigster Ergebenheit in Gott
Zu Hilf'! Und wenn sich dann der Steine Kräfte
Bei euren Kindes-Kindeskindern äußern,
So lad' ich über tausend tausend Jahre
Sie wiederum vor diesen Stuhl. Da wird
Ein weis'rer Mann auf diesem Stuhle sitzen
Als ich und sprechen. Geht! — So sagte der
Bescheidne Richter.

Saladin.

Gott! Gott!

Nathan.

Saladin,
Wenn du dich fühlest, dieser weisere
Versprochne Mann zu sein —

Saladin.

Ich Staub? Ich Nichts?
O Gott!

Nathan.

Was ist dir, Sultan?

Saladin

(der auf ihn zustürzt und seine Hand ergreift, die er bis zu Ende nicht wieder fahren läßt).

Nathan, lieber Nathan! —
Die tausend tausend Jahre deines Richters
Sind noch nicht um — Sein Richterstuhl ist nicht
Der meine. — Geh! — Geh! — Aber sei mein Freund.

In Parallele hiezu erklärt nun Lessing die Freimaurer-Loge, d. h. hier wiederum nicht die oder jene Loge, das oder jenes Freimaurer-System, wie es ist, gewesen ist oder je sein wird, sondern die Loge, wie sie sein soll, die ideale, die unsichtbare Loge, der jeder edle und vorurteilsfreie Mensch angehört, auch wenn er nie das maurerische Schurzfell umgethan hat, für jenen Bruderbund der Menschheit, der sich über die Schranken der Stände, der Nationen, der Verfassungen, der Religionen hinweg die Hände reicht zur ewigen Verbrüderung. Und während im „Nathan", seiner Tendenz gemäß, besonders der religiöse Unterschied ausgeglichen

wird durch jene unsichtbare Kirche und verklärt wird in der Religion des reinen Menschentums, so werden in „Ernst und Falk“ die Mängel der einzelnen Staaten und Staatsverfassungen aufgehoben in jener unsichtbaren Loge, der Verfassung der reinen Humanität. „Die Freimaurerei ist nichts Willkürliches, nichts Entbehrliches, sondern etwas Notwendiges, das in dem Wesen des Menschen und der bürgerlichen Gesellschaft gegründet ist. Folglich muß man auch durch eignes Nachdenken ebensowohl darauf verfallen können, als man durch Anleitung darauf geführet wird. Ernst. Die Freimaurerei wäre nichts Willkürliches? — Hat sie nicht Worte und Zeichen und Gebräuche, welche alle anders sein könnten und folglich willkürlich sind? Falk. Das hat sie. Aber diese Worte und diese Zeichen und diese Gebräuche sind nicht die Freimaurerei. Ernst. Die Freimaurerei wäre nichts Entbehrliches? — Wie machten es denn die Menschen, als die Freimauerei noch nicht war? Falk. Die Freimaurerei war immer.“ Genau wie in der Parabel im „Nathan“:

Der rechte Ring war nicht
Erweislich; —

(nach einer Pause, in welcher er des Sultans Antwort erwartet)

Fast so unerweislich als
Uns jetzt — der rechte Glaube.

Saladin.

Wie? das soll
Die Antwort sein auf meine Frage?

Nathan.

Soll
Mich bloß entschuldigen, wenn ich die Ringe
Mir nicht getrau' zu unterscheiden, die
Der Vater in der Absicht machen ließ,
Damit sie nicht zu unterscheiden wären.

Saladin.

Die Ringe! — Spiele nicht mit mir! — Ich dächte,
Daß die Religionen, die ich dir
Genannt, doch wohl zu unterscheiden wären,
Bis auf die Kleidung, bis auf Speis' und Trank!

Nathan.

Und nur von Seiten ihrer Gründe nicht. —
Denn gründen alle sich nicht auf Geschichte?

Das heißt doch: die Religion ist ewig, aber die Religionen sind zufällig, und es muß neben der Religion, zu der sich der edle, vorurteilsfreie Mensch bekennt, die er liebt und deren Gebräuche er mitmacht, weil

sie ihm von seinen Vätern überliefert ist, die vielleicht ihr Blut für sie verspritzt haben — man denke an den Kellermeister in Schillers „Wallenstein":

> Drum waren meine Ahnen Taboriten
> Und fochten unter dem Prokop und Ziska.
> Fried' sei mit ihrem Staube! Kämpften sie
> Für eine gute Sache doch! —

die er auch mit keiner andern vertauschen mag, weil er einsieht, daß jede andere ebenso viele, wo nicht noch mehr Mängel als die seinige hat, eine allgemeine, ideale Religion geben, zu der sich die einzelne Religion im Laufe der Jahrtausende immer mehr empor zu läutern hat, und diese Religion kann eben, wenn ihr einmal ein Name gegeben werden soll, keine andere sein als die Religion der thätigen Menschenliebe. Bloß der Hinblick auf diese lehrt ihren Anhänger die Mängel und Unbilden der Einzel-Religionen ertragen; bloß sie giebt ihm die Gewißheit, daß sein Ring der echte ist, und die Freudigkeit, nach dem Maße der ihm verliehenen Kräfte zu ringen,

> Damit das Gute wirke, wachse, fromme,
> Damit der Tag des Edlen endlich komme.

Aber nun weiter in der Freimaurerei! Der wahre Freimaurer denkt ebenso wie der wahre Christ: die unsichtbare Loge läßt ihn die Mängel der sichtbaren Logen ertragen, und nur der gewöhnliche Troß der Freimaurer hält beides für identisch oder will es dem Nichtfreimaurer einreden, als seien in irgend einer existierenden Loge die Zwecke der Freimaurerei schon erreicht. Wie die Freimaurerei ewig ist, so ist auch ihre Aufgabe eine ewige, und deshalb erwartet der Maurer ruhig den kommenden Tag und meint nicht, der Tag komme, wenn er die Lichter der Nacht auslösche. Er arbeitet für die Ewigkeit, deshalb wird er nicht ungeduldig, wenn er nicht sogleich die Früchte seiner Arbeit sieht. „Darum nun eben," sagt Falk, „wäre es recht sehr zu wünschen, daß es in jedem Staate Männer geben möchte, die über die Vorurteile der Völkerschaft hinweg wären und genau wüßten, wo Patriotismus Tugend zu sein aufhöret, — daß es in jedem Staate Männer geben möchte, die dem Vorurteile ihrer angebornen Religion nicht unterlägen, nicht glaubten, daß alles notwendig gut und wahr sein müsse, was sie für gut und wahr erkennen —, welche bürgerliche Hoheit nicht blendet und bürgerliche Geringfügigkeit nicht ekelt; in deren Gesellschaft der Hohe sich gern herabläßt und der Geringe sich dreist erhebet." Und diese sind eben die Freimaurer. Aber so wie er in der projektierten Vorrede zu seinem Nathan sagt: „Noch kenne ich keinen Ort in Deutschland, wo dieses Stück schon itzt aufgeführt werden könnte. Aber Heil und Glück dem, wo es zuerst aufgeführt wird!" so bescheidet er sich auch, daß seine Freimaurergespräche von den Logenbrüdern seines Jahrhunderts nicht verstanden werden. Er erwartet eben ruhig, wie

ein echter Freimaurer, den kommenden Tag. An Claudius schreibt er den 19. April 1778: „Mein Freimaurer-Bekenntnis läuft itzt hier durch die Hände der andern Observanz. Es soll mich verlangen, ob es am Ende doch auch nur Einer verstehen wird." Und über den Eindruck der Fortsetzung dieser Gespräche giebt ihm Campe den 1. Januar 1780 die wenig tröstliche, aber von Lessing erwartete Nachricht: „Ich dachte Wunder, wieviel ich an Einsicht gewinnen würde, wenn ich sie von denen lesen ließe, die mich, noch ehe sie sie gelesen hatten, in einem so zuversichtlichen Tone versicherten, daß sie lauter Chimären enthielte! Aber was war's? Ein mitleidiges und geheimnisvolles Achselzucken über Ihre Verblendung und eine triumphierende Verweisung auf den ersten Theil des 'Zoroaster', auf gewisse 'mikrokosmische Vorspiele' und auf das 'Geheimnis der Verwesung und Verbrennung aller Dinge' — Scharteken, die ich nie gesehen habe und nie zu sehen verlange — waren alles, was man mir einzuernten gab. Mit dem letztgenannten Buche, glaube ich, tröstet man sich, weil, wenn alles verwesen und verbrennen soll, Ihre leidigen 'Gespräche' ja auch nicht ewig dauern können. Sehen Sie, lieber Lessing, wie selbst diejenigen, die eben keinen Drang, Sie zu loben, bei sich verspüren, kein andres Mittel, Ihre Schriften zu zernichten, als die Zerstörung des Weltalls durch Fäulnis und durch Feuer kennen! Stärker können ja Ihre Freunde selbst Sie nicht loben."

Und doch haben diese Freimaurergespräche in Verbindung mit dem „Nathan" die herrlichsten Früchte getragen. Denn ein solcher Freimaurer nach dem Herzen Lessings, obgleich er niemals einer Loge angehört hat, war Schiller. Auch Schiller hatte schon als Jüngling sich bescheiden gelernt, daß „der Fortschritt der Menschheit im Bewußtsein der Freiheit", wie Hegel die Geschichte definiert, nicht von heute zu morgen erzwungen werden kann, sondern daß er das Werk der Jahrtausende, ja die Aufgabe der Ewigkeit ist. Er sagt als Marquis Posa zu König Philipp:

Meine Wünsche
Verwesen hier.
(Die Hand auf die Brust gelegt.)
Die lächerliche Wut
Der Neuerung, die nur der Ketten Last,
Die sie nicht ganz zerbrechen kann, vergrößert,
Wird *mein* Blut nie erhitzen. Das Jahrhundert
Ist meinem Ideal nicht reif. Ich lebe
Ein Bürger derer, welche kommen werden.

Aber freilich mit aller Beredsamkeit, die dem kühnen Jüngling zu Gebote steht, muß er von dem Tyrannen dasjenige Gut fordern, ohne welches auf geistigem Gebiete kein Fortschritt, ja überhaupt keine Existenz, möglich ist: Gedankenfreiheit. Und hierin ist Schiller mit Lessing durchaus eins. Dem Bruderbunde der Lessingschen Freimaurer-Gespräche und

des „Nathan" ist die herrliche Scene im „Don Carlos" nachgedichtet, die in der ersten Fassung vom Jahre 1784 lautet:

Carlos.

O sieh, ich bringe diesem Bürgerkinde
(Das erste Beispiel von den Fürsten allen)
Das Herz von einem Königssohn — der Bürger
Will Stolz mit Stolz beschämen, überlegt,
(Das erste Beispiel von den Bürgern allen),
Ob er's auch nehmen will?

Marquis (mit lebhafter Entschlossenheit).

Wohlan! ich weiche.
Hier meine Hand —

Carlos.

Der Meinige?

Marquis.

Auf ewig,
Und in des Worts verwegenster Bedeutung.

Carlos.

Auf Du und Du?

Marquis.

Auf immmerdar und ewig.

Carlos.

Auf Du und Du?

Marquis (fällt ihm um den Hals).

Dein Bruder.

Carlos.

Unerschüttert
Bei jeder höhern Stufe meines Glücks?
So treu und warm, wie heute dem Infanten,
Auch dermaleins dem König zugethan?

Marquis.

Das schwör' ich dir.

Carlos.

Auch dann noch, wenn der Wurm
Der Schmeichelei mein unbewachtes Herz
Umklammerte — wenn dieses Auge Thränen
Verlernte, die es sonst geweint — dies Ohr
Dem Flehen sich verriegelte, willst du,

Ein schreckenloser Hüter meiner Tugend,
Mich kräftig fassen, meinen Genius
Bei seinem großen Namen rufen?

Marquis.

Ja!

Carlos.

So tritt herunter, gute Vorsehung,
Laß dich herab ein Bündnis einzusegnen,
Das neu und kühn und ohne Beispiel ist,
Seitdem du oben waltest.

(Er faßt Rodrigos Hand und hält sie gegen den Himmel).

Hier umarmen,
Hier küssen sich vor deinem Angesicht
Zween Jünglinge, voll schwärmerischen Muts,
Doch edlern, bessern Stoffs als ihre Zeiten,
Getrauen sich, den ungeheuren Spalt,
Wodurch Geburt und Schicksal sie geschieden,
Durch ihrer Liebe Reichtum auszufüllen,
Und größer als ihr Los zu sein — hier unten
Nennt man sie sonst Monarch uud Unterthan,
Doch droben sagt man Brüder.

R. Boxberger.

Über den Beweis des Geistes und der Kraft.

1777.

— Διὰ τὰς τεραστίους δυνάμεις, ἃς κατασκευαστέον γεγονέναι καὶ ἐκ πολλῶν μὲν ἄλλων, καὶ ἐκ τοῦ ἴχνη μὲν αὐτῶν ἔτι σώζεσθαι, παρὰ τοῖς κατὰ τὸ βούλημα τοῦ λόγου βιοῦσι. Ὠριγένης κ. Κ.

An den Herrn Direktor Schumann zu Hannover.

Mein Herr,

Wem konnte es angelegner sein, Ihre neue Schrift sofort zu lesen, als mir? — Ich hungere nach Überzeugung so sehr, daß ich, wie Erisichthon, alles verschlinge, was einem Nahrungsmittel nur ähnlich sieht. — Wenn Sie mit diesem Bogen es ebenso machen, so sind wir einer des andern Mann. Ich bin mit der Hochachtung, welche Untersucher der Wahrheit gegen einander zu tragen sich nie entbrechen,

Ihr 2c.

— — —

Ein andres sind erfüllte Weissagungen, die ich selbst erlebe, ein andres erfüllte Weissagungen, von denen ich nur historisch weiß, daß sie andre wollen erlebt haben.

Ein andres sind Wunder, die ich mit meinen Augen sehe und selbst zu prüfen Gelegenheit habe, ein andres sind Wunder, von denen ich nur historisch weiß, daß sie andre wollen gesehn und geprüft haben.

3 ff. *Διὰ τὰς ... Ὠριγένης κ. Κ.*, wegen der wunderthätigen Kräfte, von denen wir annehmen müssen, daß sie vorhanden gewesen, außer vielen andern Gründen auch daraus, daß Spuren von ihnen noch erhalten sind bei denen, die nach dem Willen des Wortes leben. Origenes gegen Celsus. — 11. Erisichthon, ein Sohn des thessalischen Königs Triopas, hatte den Hain der Ceres verletzt und wurde dafür von der Göttin durch einen so furchtbaren Hunger bestraft, daß er durch keine Speise sich sättigen konnte und schließlich seinen eigenen Leib verzehrte. Ovid. Metam. VIII, 740 ff. Vgl. IX, 1, S. 150, Z. 5 f.

Das ist doch wohl unstreitig? Dagegen ist doch nichts einzuwenden?

Wenn ich zu Christi Zeiten gelebt hätte, so würden mich die in seiner Person erfüllten Weissagungen allerdings auf ihn sehr aufmerksam gemacht haben. Hätte ich nun gar gesehen ihn Wunder thun, hätte ich keine Ursache zu zweifeln gehabt, daß es wahre Wunder gewesen, so würde ich zu einem von so lange her ausgezeichneten, wunderthätigen Mann allerdings so viel Vertrauen gewonnen haben, daß ich willig meinen Verstand dem seinigen unterworfen hätte, daß ich ihm in allen Dingen geglaubt hätte, in welchen ebenso ungezweifelte Erfahrungen ihm nicht entgegen gewesen wären.

Oder wenn ich noch itzt erlebte, daß Christum oder die christliche Religion betreffende Weissagungen, von deren Priorität ich längst gewiß gewesen, auf die unstreitigste Art in Erfüllung gingen; wenn noch itzt von gläubigen Christen Wunder gethan würden, die ich für echte Wunder erkennen müßte: was könnte mich abhalten, mich diesem Beweise des Geistes und der Kraft, wie ihn der Apostel nennet, zu fügen?

In dem letztern Falle war noch Origenes, der sehr recht hatte, zu sagen, daß die christliche Religion an diesem Beweise des Geistes und der Kraft einen eigenen göttlichern Beweis habe, als alle griechische Dialektik gewähren könne. Denn noch war zu seiner Zeit „die Kraft, wunderbare Dinge zu thun, von denen nicht gewichen,“ die nach Christi Vorschrift lebten; und wenn er ungezweifelte Beispiele hiervon hatte, so mußte er notwendig, wenn er nicht seine eigenen Sinne verleugnen wollte, jenen Beweis des Geistes und der Kraft anerkennen.

18 f. wie ihn der Apostel nennet, Paulus 1. Kor. 2, 4: „Und meine Worte und meine Predigt war nicht in vernünftigen Reden menschlicher Weisheit, sondern in Beweisung des Geistes und der Kraft.“ — 20. Origenes (geb. um 185, gest. um 254), verteidigte in seinen acht Büchern „*Κατὰ Κέλσου*“ das Christentum gegen die Angriffe des eklektischen Philosophen Celsus, der unter Marc Aurel durch seinen „*Λόγος ἀληθής*“ den allgemeinsten Beifall der Heiden fand. — 27 f. jenen Beweis ... anerkennen, vgl. Bergmann, Hermäa, S. 66: „Von Origenes hat Lessing den Irrtum überkommen, den Beweis des Geistes und der Kraft unter den Propheten- und verwandten Geistesgaben zu verstehen, die den Eintritt des Christentums begleitet haben (c. Cels. I, 1, 2).“ S. 172: „Lessings (vorliegende) Streitschrift ist durchzogen von dem Erwerbe emsiger Beschäftigung mit den Werken des Alexandriners; sie dokumentiert sich ebensowohl in der irrtümlichen Auslegung beider von 1. Kor. 2, 4 als in der ähnlichen Auffassung des Wunderbegriffs: die Wunder, diese ungewöhnlichen, die Aufmerksamkeit stark erregenden Vorgänge, haben nur geringen Wert, haben ihn nur für die rohe Menge, welche vor allem aus ihrer Gleichgiltigkeit geweckt werden soll, um in höherer Entwickelung in den Wundern des Herrn Abbilder seiner geistigen, ewigen, heilenden und hilfreichen Thätigkeit zu erkennen (in Joann. VI, 133; XIII, 278. cf. Redepenning I, 294; II, 414).“

Aber ich, der ich auch nicht einmal mehr in dem Falle des Origenes bin, der ich in dem 18. Jahrhundert lebe, in welchem es keine Wunder mehr giebt, wenn ich anstehe, noch itzt auf den Beweis des Geistes und der Kraft etwas zu glauben, was ich auf andre meiner Zeit angemessenere Beweise glauben kann, woran liegt es?

Daran liegt es, daß dieser Beweis des Geistes und der Kraft itzt weder Geist noch Kraft mehr hat, sondern zu menschlichen Zeugnissen von Geist und Kraft herabgesunken ist.

Daran liegt es, daß Nachrichten von erfüllten Weissagungen nicht erfüllte Weissagungen, daß Nachrichten von Wundern nicht Wunder sind. Diese, die vor meinen Augen erfüllten Weissagungen, die vor meinen Augen geschehenen Wunder, wirken unmittelbar. Jene aber, die Nachrichten von erfüllten Weissagungen und Wundern, sollen durch ein Medium wirken, das ihnen alle Kraft benimmt.

Den Origenes anführen und ihn sagen lassen, „daß der Beweis der Kraft wegen der erstaunlichen Wunder so heiße, die zur Bestätigung der Lehre Christi geschehen," ist nicht allzu wohl gethan, wenn man das, was unmittelbar bei dem Origenes darauf folgt, seinen Lesern verschweigt. Denn die Leser werden den Origenes auch aufschlagen und mit Befremden finden, daß er die Wahrheit jener bei der Grundlegung des Christentums geschehenen Wunder ἐκ πολλῶν μὲν ἄλλων und also aus der Erzählung der Evangelisten wohl mit, aber doch vornehmlich und namentlich aus den Wundern erweiset, die noch damals geschahen.

Wenn nun dieser Beweis des Beweises itzt gänzlich weggefallen; wenn nun alle historische Gewißheit viel zu schwach ist, diesen weggefallenen augenscheinlichen Beweis des Beweises zu ersetzen: wie ist mir denn zuzumuten, daß ich die nämlichen unbegreiflichen Wahrheiten, welche Leute vor sechzehn- bis achtzehnhundert Jahren auf die kräftigste Veranlassung glaubten, auf eine unendlich mindere Veranlassung ebenso kräftig glauben soll?

Oder ist ohne Ausnahme, was ich bei glaubwürdigen Geschichtschreibern lese, für mich ebenso gewiß, als was ich selbst erfahre?

Das wüßte ich nicht, daß es jemals ein Mensch behauptet hätte; sondern man behauptet nur, daß die Nachrichten, die wir von jenen Weissagungen und Wundern haben, ebenso zuverlässig sind, als nur immer historische Wahrheiten sein können. — Und freilich,

fügt man hinzu, könnten historische Wahrheiten nicht demonstrieret werden; aber demohngeachtet müsse man sie ebenso fest glauben als demonstrierte Wahrheiten.

Hierauf nun antworte ich. Erstlich, wer leugnet es, — ich nicht — daß die Nachrichten von jenen Wundern und Weissagungen ebenso zuverlässig sind, als nur immer historische Wahrheiten sein können? — Aber nun, wenn sie nur ebenso zuverlässig sind, warum macht man sie bei dem Gebrauche auf einmal unendlich zuverlässiger?

Und wodurch? — Dadurch, daß man ganz andere und mehrere Dinge auf sie bauet, als man auf historisch erwiesene Wahrheiten zu bauen befugt ist.

Wenn keine historische Wahrheit demonstrieret werden kann, so kann auch nichts durch historische Wahrheiten demonstrieret werden.

Das ist: Zufällige Geschichtswahrheiten können der Beweis von notwendigen Vernunftswahrheiten nie werden.

Ich leugne also gar nicht, daß in Christo Weissagungen erfüllet worden, ich leugne gar nicht, daß Christus Wunder gethan, sondern ich leugne, daß diese Wunder, seitdem ihre Wahrheit völlig aufgehöret hat, durch noch gegenwärtig gangbare Wunder erwiesen zu werden, seitdem sie nichts als Nachrichten von Wundern sind (mögen doch diese Nachrichten so unwidersprochen, so unwidersprechlich sein, als sie immer wollen), mich zu dem geringsten Glauben an Christi anderweitige Lehren verbinden können und dürfen. Die anderweitigen Lehren nehme ich aus anderweitigen Gründen an.

Denn zweitens, was heißt einen historischen Satz für wahr halten? eine historische Wahrheit glauben? Heißt es im geringsten etwas anders, als diesen Satz, diese Wahrheit gelten lassen? nichts darwider einzuwenden haben? sich gefallen lassen, daß ein andrer einen andern historischen Satz darauf bauet, eine andere historische Wahrheit daraus folgert? sich selbst vorbehalten, andere historische Dinge darnach zu schätzen? Heißt es im geringsten etwas anders, etwas mehr? Man prüfe sich genau!

Wir alle glauben, daß ein Alexander gelebt hat, welcher in kurzer Zeit fast ganz Asien besiegte. Aber wer wollte auf diesen Glauben hin irgend etwas von großem dauerhaften Belange, dessen Verlust nicht zu ersetzen wäre, wagen? Wer wollte diesem Glauben zufolge aller Kenntnis auf ewig abschwören, die mit

diesem Glauben stritte? Ich wahrlich nicht. Ich habe itzt gegen den Alexander und seine Siege nichts einzuwenden; aber es wäre doch möglich, daß sie sich ebensowohl auf ein bloßes Gedicht des Chörilus, welcher den Alexander überall begleitete, gründeten, als die zehnjährige Belagerung von Troja sich auf weiter nichts als auf die Gedichte des Homers gründet.

Wenn ich folglich historisch nichts darwider einzuwenden habe, daß Christus einen Toten erweckt, muß ich darum für wahr halten, daß Gott einen Sohn habe, der mit ihm gleiches Wesens sei? In welcher Verbindung steht mein Unvermögen, gegen die Zeugnisse von jenem etwas Erhebliches einzuwenden, mit meiner Verbindlichkeit, etwas zu glauben, wogegen sich meine Vernunft sträubet?

Wenn ich historisch nichts darwider einzuwenden habe, daß dieser Christus selbst von dem Tode auferstanden, muß ich darum für wahr halten, daß ebendieser auferstandene Christus der Sohn Gottes gewesen sei?

Daß der Christus, gegen dessen Auferstehung ich nichts Historisches von Wichtigkeit einwenden kann, sich deswegen für den Sohn Gottes ausgegeben, daß ihn seine Jünger deswegen dafür gehalten, das glaube ich herzlich gern. Denn diese Wahrheiten, als Wahrheiten einer und ebenderselben Klasse, folgen ganz natürlich aus einander.

Aber nun mit jener historischen Wahrheit in eine ganz andre Klasse von Wahrheiten herüberspringen und von mir verlangen, daß ich alle meine metaphysischen und moralischen Begriffe darnach umbilden soll; mir zumuten, weil ich der Auferstehung Christi kein glaubwürdiges Zeugnis entgegensetzen kann, alle meine Grundideen von dem Wesen der Gottheit darnach abzuändern: wenn das nicht eine *μετάβασις εἰς ἄλλο γένος* ist, so weiß ich nicht, was Aristoteles sonst unter dieser Benennung verstanden.

Man sagt freilich: Aber ebender Christus, von dem du historisch mußt gelten lassen, daß er Tote erweckt, daß er selbst vom Tode erstanden, hat es selbst gesagt, daß Gott einen Sohn gleiches Wesens habe, und daß er dieser Sohn sei.

Das wäre ganz gut. Wenn nur nicht, daß dieses Christus gesagt, gleichfalls nicht mehr als historisch gewiß wäre.

4. Chörilus begleitete Alexander auf seinen Feldzügen und machte schlechte Verse auf ihn. Eine Anekdote, die man von diesen schlechten Versen erzählt, gab unseren neueren Dichtern Veranlassung, ihn als Typus eines schlechten Versemachers zu gebrauchen; vgl. VI, S. 185, Z. 16. — 28. *μετάβασις εἰς ἄλλο γένος*, „Übertritt in eine andere Gattung" (nach Aristoteles), ein logischer Fehler.

Wollte man mich noch weiter verfolgen und sagen: „O doch! das ist mehr als historisch gewiß; denn inspirierte Geschichtschreiber versichern es, die nicht irren können:“

So ist auch das leider nur historisch gewiß, daß diese Geschichtschreiber inspiriert waren und nicht irren konnten.

Das, das ist der garstige breite Graben, über den ich nicht kommen kann, so oft und ernstlich ich auch den Sprung versucht habe. Kann mir jemand hinüberhelfen, der thu' es; ich bitte ihn, ich beschwöre ihn. Er verdienet ein Gotteslohn an mir.

Und so wiederhole ich, was ich oben gesagt, mit den nämlichen Worten. Ich leugne gar nicht, daß in Christo Weissagungen erfüllt worden, ich leugne gar nicht, daß Christus Wunder gethan, sondern ich leugne, daß diese Wunder, seitdem ihre Wahrheit völlig aufgehöret hat, durch noch gegenwärtig gangbare Wunder erwiesen zu werden, seitdem sie nichts als Nachrichten von Wundern sind (mögen doch diese Nachrichten so unwidersprochen, so unwidersprechlich sein, als sie immer wollen), mich zu dem geringsten Glauben an Christi anderweitige Lehren verbinden können und dürfen.

Was verbindet mich denn dazu? — Nichts als diese Lehren selbst, die vor achtzehnhundert Jahren allerdings so neu, dem ganzen Umfange damals erkannter Wahrheiten so fremd, so uneinverleiblich waren, daß nichts Geringers als Wunder und erfüllte Weissagungen erfordert wurden, um erst die Menge aufmerksam darauf zu machen.

Die Menge aber auf etwas aufmerksam machen, heißt: den gesunden Menschenverstand auf die Spur helfen.

Auf die kam er, auf der ist er, und was er auf dieser Spur rechts und links aufgejaget, das, das sind die Früchte jener Wunder und erfüllten Weissagungen.

Diese Früchte sähe ich vor mir reifen und gereift, und ich sollte mich damit nicht sättigen dürfen, weil ich die alte fromme Sage, daß die Hand, die den Samen dazu ausgestreuet, sich siebenmal bei jedem Wurfe in Schneckenblute waschen müssen — nicht etwa leugnete, nicht etwa bezweifelte — sondern bloß an ihren

6. der garstige breite Graben, Bergmann, Hermäa, S. 9 citiert hierzu: Tertullian de praescriptionibus 10. Diese Stelle lautet nach Lessings Übersetzung: „Alles Suchen, alles Finden hört mit dem Glauben auf. Dieses Ziel wird durch die Frucht des Suchens selbst gesteckt. Diesen Graben hat der selbst gezogen, welcher will, daß wir nichts anders glauben sollen, als was er verordnet hat, und sonach auch nichts anders suchen.“

Ort gestellt sein ließe? — Was kümmert es mich, ob die Sage falsch oder wahr ist: die Früchte sind trefflich.

Gesetzt, es gäbe eine große nützliche mathematische Wahrheit, auf die der Erfinder durch einen offenbaren Trugschluß gekommen wäre — (wenn es dergleichen nicht giebt, so könnte es doch dergleichen geben) —, leugnete ich darum diese Wahrheit, entsagte ich darum, mich dieser Wahrheit zu bedienen, wäre ich darum ein undankbarer Lästerer des Erfinders, weil ich aus seinem anderweitigen Scharfsinne nicht beweisen wollte, es für beweislich daraus gar nicht hielt, daß der Trugschluß, durch den er auf die Wahrheit gestoßen, kein Trugschluß sein könne? —

— Ich schließe und wünsche: möchte doch alle, welche das Evangelium Johannis trennt, das Testament Johannis wieder vereinigen! Es ist freilich apokryphisch, dieses Testament, aber darum nicht weniger göttlich.

Das Testament Johannis.

— Qui in pectus Domini recubuit et de purissimo fonte hausit rivulum doctrinarum.

Hieronymus.

Ein Gespräch.

1777.

Er und Ich.

Er.

Sie waren sehr fix mit diesem Bogen,*) aber man sieht es diesem Bogen auch an.

Ich.

So?

Er.

Sie pflegen sonst deutlicher zu schreiben.

Ich.

Die größte Deutlichkeit war mir immer die größte Schönheit.

Er.

Aber ich sehe, Sie lassen sich auch fortreißen. Sie fangen auch an zu glauben, nur immer auf Umstände anspielen, die unter hundert Lesern nicht einem bekannt sind, die Ihnen selbst vielleicht nur erst seit gestern oder ehegestern bekannt geworden —

Ich.

Zum Exempel?

Er.

Lasse gelehrt.

Ich.

Zum Exempel?

*) Über den Beweis des Geistes und der Kraft.

2 f. Qui in pectus ... doctrinarum, der an der Brust des Herrn lag und aus der reinsten Quelle das Bächlein seiner Lehren schöpfte.

Er.

Ihr Rätsel, womit Sie schließen. — Ihr Testament Johannis. Ich habe meinen Grabius und Fabricius vergebens darnach durchblättert.

Ich.

Muß denn auch alles ein Buch sein?

Er.

Es ist kein Buch, dieses Testament Johannis? — Nun, was ist es denn?

Ich.

Der letzte Wille Johannis, — die letzten merkwürdigen, einmal über das andere wiederholten Worte des sterbenden Johannis. — Die können ja auch ein Testament heißen? Nicht?

Er.

Können freilich. — Aber so bin ich schon weniger darauf neugierig. — Indes doch; wie lauten sie denn? — Ich bin in dem Abdias, oder wo sie sonst stehen mögen, nicht eben sehr belesen.

Ich.

Bei einem minder verdächtigen Schriftsteller stehen sie nun doch. — Hieronymus hat sie uns aufbehalten, in seinem Kommentar über den Paulinischen Brief an die Galater. — Da schlagen Sie nur nach! — Ich denke kaum, daß sie Ihnen gefallen werden.

Er.

Wer weiß? — Sagen Sie doch nur!

Ich.

Aus dem Kopfe? Mit den Umständen, die mir itzt erinnerlich sind oder wahrscheinlich dünken?

3. Johann Ernst Grabe (geb. zu Königsberg 1666, gest. zu London 1706), trat zur englischen Hochkirche über. Die von Lessing gemeinte Schrift ist sein „Spicilegium patrum et haereticorum primi, secundi et tertii a Christo nato seculi". — Über Fabricius vgl. IX. 2, S. 472, Z. 33 f. In seinem Codex apocryphus Novi Testamenti findet sich auch die unten erwähnte Schrift des Abdias. — 17. Abdias, angeblich einer der 70 Jünger und erster Bischof von Babylon, soll der Verfasser einer ursprünglich hebräisch geschriebenen „Historia certaminis apostolici" sein. Herausgegeben ward sie von Lazius, Basel 1551. — 21. Hieronymus (Sophronius Eusebius, geb. 331, gest. 420) hat auch Kommentare zu den Büchern des A. u. N. Testamentes verfaßt.

Er.

Warum nicht?

Ich.

Johannes, der gute Johannes, der sich von seiner Gemeinde, die er in Ephesus einmal gesammelt hatte, nie wieder trennen wollte, dem diese eine Gemeinde ein genugsam großer Schauplatz seiner lehrreichen Wunder und wunderthätigen Lehre war, Johannes war nun alt, und so alt —

Er.

Daß die fromme Einfalt glaubte, er werde nie sterben.

Ich.

Da ihn doch jeder von Tag zu Tag immer mehr und mehr sterben sahe.

Er.

Der Aberglaube trauet den Sinnen bald zu viel, bald zu wenig. — Selbst da, als Johannes schon gestorben war, hielt noch der Aberglaube dafür, daß Johannes nicht sterben könne, daß er schlafe, nicht tot sei.

Ich.

Wie nahe der Aberglaube oft der Wahrheit tritt!

Er.

Erzählen Sie nur weiter! Ich mag Sie nicht dem Aberglauben das Wort sprechen hören.

Ich.

So zaudernd eilig, als ein Freund sich aus den Armen eines Freundes windet, um in die Umarmungen seiner Freundin zu eilen, — trennte sich allmählich sichtbar Johannis reine Seele von dem ebenso reinen, aber verfallenen Körper. — Bald konnten ihn seine Jünger auch nicht einmal zur Kirche mehr tragen. Und doch versäumte Johannes auch keine Kollekte gern, ließ keine Kollekte gern zu Ende gehen ohne seine Anrede an die Gemeinde, welche ihr tägliches Brot lieber entbehrt hätte als diese Anrede.

30. Kollekte, derjenige Teil der Liturgie, der aus kurz zusammengefaßten Gebeten besteht. Vgl. Luther ed. Knaake II, S. 747, Z. 13—19: „Aber vorzeyten ubet man diß sacrament alßo wol und lerete das volck diße gemeynschafft so woll vorstahen, das sie auch die eußerliche speyß und gutter zu samen trugen yn die kirch und alda auß teyleten denen, die durfftig waren, wie Paulus 1 Cor. 11 schreybt. Da her noch bliben ist das wortlein 'Collecta' in der meß, das heyst eyn gemeyn samlung, gleych als man eyn gemeyn gelt samlet, den armen zu geben."

Er.

Die öfters nicht sehr studiert mag gewesen sein.

Ich.

Lieben Sie das Studierte?

Er.

Nachdem es ist.

Ich.

Ganz gewiß war Johannis Anrede das nie. Denn sie kam immer ganz aus dem Herzen. Denn sie war immer einfältig und kurz und wurde immer von Tag zu Tag einfältiger und kürzer, bis er sie endlich gar auf die Worte einzog — —

Er.

Auf welche?

Ich.

„Kinderchen, liebt euch!“

Er.

Wenig und gut.

Ich.

Meinen Sie wirklich? — Aber man wird des Guten und auch des Besten, wenn es alltäglich zu sein beginnt, so bald satt! — In der ersten Kollekte, in welcher Johannes nicht mehr sagen konnte, als: „Kinderchen, liebt euch!“ gefiel dieses „Kinderchen, liebt euch!“ ungemein. Es gefiel auch noch in der zweiten, in der dritten, in der vierten Kollekte; denn es hieß, der alte schwache Mann kann nicht mehr sagen. Nur als der alte Mann auch dann und wann wieder gute heitere Tage bekam und doch nichts mehr sagte, und doch nur die tägliche Kollekte mit weiter nichts als einem „Kinderchen, liebt euch!“ beschloß; als man sahe, daß der alte Mann nicht bloß nur so wenig sagen konnte; als man sahe, daß er vorsätzlich nicht mehr sagen wollte: ward das „Kinderchen, liebt euch!“ so matt, so kahl, so nichtsbedeutend! Brüder und Jünger konnten es kaum ohne Ekel mehr anhören und erdreisteten sich endlich, den guten alten Mann zu fragen: „Aber, Meister, warum sagst du denn immer das nämliche?“

Er.

Und Johannes? —

Ich.

Johannes antwortete: „Darum, weil es der Herr befohlen. Weil das allein, das allein, wenn es geschieht, genug, hinlänglich genug ist.“ —

Er.

Also das, das ist Ihr Testament Johannis?

Ich.

Ja!

Er.

Gut, daß Sie es apokryphisch genennet haben!

Ich.

In Gegensatz des kanonischen Evangelii Johannis. — Aber göttlich ist mir es denn doch.

Er.

Etwa, wie Sie auch wohl Ihre Schöne göttlich nennen würden.

Ich.

Ich habe nie eine Schöne göttlich genannt und bin nicht gewohnt, dieses Wort so zu mißbrauchen. — Was ich hier göttlich nenne, nennt Hieronymus dignam Joanne sententiam.

Er.

Ah, Hieronymus!

Ich.

Augustinus erzählt, daß ein gewisser Platoniker gesagt habe, der Anfang des Evangelii Johannis: „Im Anfang war das Wort“ u. s. w. verdiene in allen Kirchen an dem sichtbarsten, in die Augen fallendsten Orte mit goldnen Buchstaben angeschrieben zu werden.

Er.

Allerdings! der Platoniker hatte sehr recht. — O die Platoniker! Und ganz gewiß, Plato selbst hätte nichts Erhabeners schreiben können, als dieser Anfang des Evangelii Johannis ist.

20. dignam Joanne sententiam, einen eines Johannes würdigen Spruch.

Ich.

Mag wohl sein. — Gleichwohl glaube ich, der ich aus der erhabenen Schreiberei eines Philosophen eben nicht viel mache, daß mit weit mehrerm Rechte in allen unsern Kirchen an dem sichtbarsten, in die Augen fallendsten Orte mit goldnen Buchstaben angeschrieben zu werden verdiente — das Testament Johannis.

Er.

Hm!

Ich.

„Kinderchen, liebt euch!“

Er.

Ja, ja!

Ich.

Dieses Testament Johannis war es, worauf ehedem ein gewisses „Salz der Erde“ schwur. Itzt schwört dieses Salz der Erde auf das Evangelium Johannis, und man sagt, es sei nach dieser Abänderung ein wenig dumpfig geworden.

Er.

Auch ein Rätsel?

Ich.

Wer Ohren hat zu hören, der höre!

Er.

Ja, ja, ich merke nun wohl.

Ich.

Was merken Sie?

Er.

So ziehen immer gewisse Leute den Kopf aus der Schlinge. — Genug, daß sie die christliche Liebe beibehalten, mag doch aus der christlichen Religion werden, was da will.

Ich.

Ob Sie mich mit zu diesen gewissen Leuten zählen?

15. Salz der Erde, Matth. 5, 13. — 21. Wer ... höre, Matth. 11, 15.

Er.

Ob ich recht daran thun würde, müssen Sie von sich selbst erfragen.

Ich.

Ich darf doch also ein Wort für diese gewisse Leute sprechen?

Er.

Wenn Sie sich fühlen.

Ich.

Aber ich versteh' Sie auch wohl nicht. — So ist die christliche Liebe nicht die christliche Religion?

Er.

Ja und Nein.

Ich.

Wie Nein?

Er.

Denn ein anders sind die Glaubenslehren der christlichen Religion und ein andres das Praktische, welches sie auf diese Glaubenslehren will gegründet wissen.

Ich.

Und wie Ja?

Er.

Insofern nur das wahre christliche Liebe ist, die auf christliche Glaubenslehren gegründet wird.

Ich.

Aber welches von beiden möchte wohl das Schwerere sein? — Die christliche Glaubenslehren annehmen und bekennen, oder die christliche Liebe ausüben?

Er.

Es würde Ihnen nichts helfen, wenn ich auch einräumte, daß das letztere bei weitem das Schwerere sei.

Ich.

Was soll es mir denn helfen?

Er.

Denn es ist um so lächerlicher, daß sich jene gewisse Leute den Weg zur Hölle so sauer machen.

Ich.

Wieso?

Er.

Wozu das Joch der christlichen Liebe auf sich nehmen, wenn es ihnen durch die Glaubenslehren weder sanft noch verdienstlich wird?

Ich.

Ja freilich, diese Gefahr müßten wir sie nun schon laufen lassen. Ich frage also nur: Ist es von andern gewissen Leuten klug gehandelt, dieser Gefahr wegen, welche jene gewisse Leute mit ihrer unchristlichen christlichen Liebe laufen, ihnen den Namen der Christen abzusprechen?

Er.

Cui non competit definitio, non competit definitum. Habe ich das erfunden?

Ich.

Aber wenn wir gleichwohl die Definition ein wenig weiter fassen könnten? Und das nach dem Ausspruche jenes guten Mannes: „Wer nicht wider uns ist, der ist für uns." — Sie kennen ihn doch, den guten Mann?

Er.

Recht wohl. Es ist ebender, der an einem andern Orte sagt: „Wer nicht mit mir ist, der ist wider mich."

Ich.

Ja so! Allerdings; das bringt mich zum Stillschweigen. — O, Sie allein sind ein wahrer Christ! — und belesen in der Schrift wie der Teufel.

7ff. Wozu ... wird, Matth. 11, 29f. — 17. Cui non ... definitum, von wem die Definition nicht gilt, von dem gilt auch nicht der definierte Begriff. — 26. Wer ... mich, Luk. 11, 23.

Hieronymus

in Epist. ad Galatas, c. 6.

Beatus Joannes Evangelista, cum Ephesi moraretur usque ad ultimam senectutem et vix inter discipulorum manus ad Ecclesiam deferretur, nec posset in plura vocem verba contexere, nihil aliud per singulas solebat proferre collectas nisi hoc: „Filioli diligite alterutrum!“ Tandem discipuli et fratres, qui aderant taedio affecti, quod eadem semper audirent, dixerunt: „Magister, quare semper hoc loqueris?“ Qui respondit dignam Joanne sententiam: „Quia praeceptum Domini est et, si solum fiat, sufficit.“

Eine Duplik.

Contestandi magis gratia, quam aliquid ex oratione promoturus.
Dictys Cret.

1778.

Ich habe alle Achtung gegen den frommen Mann, der sich in seinem Gewissen verbunden gefühlt hat, die Auferstehungsgeschichte gegen das Fragment meines Ungenannten zu retten. Wir handeln alle nach dem Maße unsrer Einsichten und Kräfte, und es ist immer rührend, wenn auch der schwache, abgelebte Nestor sich dem ausfordernden Hektor stellen will, falls kein jüngrer und stärkrer Grieche mit ihm anzubinden sich getrauet.

Auch will ich mir nicht herausnehmen, bei diesem Kampfe Wärtel zu sein und meine Stange dazwischen zu werfen, wenn von der einen oder der andern Seite ein gar zu hämischer und unedler Streich geführet würde. Der Kampfwärtel war eine Gerichtsperson, und ich richte niemanden, um von niemanden gerichtet zu sein.

Aber ich darf nicht vergessen, was ich mir selbst schuldig bin. Ich laufe Gefahr, daß meine Absicht verkannt und meine vorgeschlagenen Austräge gemißdeutet werden. Ein Wort kann diesem Übel noch vorbauen, und wer wird mir dieses Wort nicht erlauben oder verzeihen?

Lessing.

2 ff. Contestandi ... Dictys Cret., mehr um zu bestreiten als weil ich glaubte, etwas durch meine Rede zu fördern. Dictys von Creta. — 10 ff. wenn auch ... getrauet, Ilias VII, V. 157—160 (Voß) sagt Nestor:

Wär' ich so jugendlich noch und ungeschwächtes Vermögens:
Traun, bald fände des Kampfs der helmumflatterte Hektor!
Aber soviel ihr seid, die tapfersten aller Achaier,
Keiner auch wagt es getrost, ihm dort zu begegnen, dem Hektor!

— 14 ff. meine ... würde, vgl. ebenda V. 273—277:

Jetzt mit dem Schwert auch hätten in nahem Kampf sie verwundet,
Wenn nicht zween Herolde, die Boten Zeus' und der Männer,
Eilend genaht, von den Troern und erzumschirmten Achaiern,
Dort Idäus und hier Talthybius, beide verständig.
Zwischen die Kämpfenden streckten die Stäbe sie.

— 17 f. ich richte ... zu sein, Matth. 7, 1.

Erst wollen wir den Standort gehörig erwägen, auf dem jeder von uns hält, damit wir um so redlicher Licht und Wetter teilen können. Denn nicht genug, daß wir alle mit gleichen Waffen fechten. Ein Sonnenstrahl, der des einen Auge mehr trifft als des andern, ein strenger Luftzug, dem dieser mehr ausgesetzt ist als jener, sind Vorteile, deren sich kein ehrlicher Fechter wissentlich bedienet. — Besonders bewahre uns Gott alle vor der tödlichen Zugluft heimlicher Verleumdung!

Mein Ungenannter behauptet: „Die Auferstehung Christi ist auch darum nicht zu glauben, weil die Nachrichten der Evangelisten davon sich widersprechen."

Ich erwidere: Die Auferstehung Christi kann ihre gute Richtigkeit haben, ob sich schon die Nachrichten der Evangelisten widersprechen.

Nun kömmt ein dritter und sagt: „Die Auferstehung Christi ist schlechterdings zu glauben; denn die Nachrichten der Evangelisten davon widersprechen sich nicht."

Man gebe auf dieses „auch darum", auf dieses „obschon", auf dieses „denn" wohl acht! Man wird finden, daß auf diesen Partikeln gerade nur nicht alles beruhet.

I.

Der Ungenannte, soviel ich nun von seinen Papieren näher weiß, hat nichts Geringers als einen Hauptsturm auf die christliche Religion unternommen. Es ist keine einzige Seite, kein einziger noch so versteckter Winkel, dem er seine Sturmleitern nicht angeworfen. Freilich hat er diese Sturmleitern nicht alle mit eigner Hand neu geschnitzt; die meisten davon sind schon bei mehrern Stürmen gewesen; einige derselben sind sogar ein wenig sehr schadhaft, denn in der belagerten Stadt waren auch Männer, die zerschmetternde Felsenstücke auf den Feind herabwarfen. — Doch was thut das? Heran kömmt nicht, wer die Leiter machte, sondern wer die Leiter besteigt, und einen behenden kühnen Mann trägt auch wohl eine morsche Leiter.

Folglich mußte er notwendig, als er zur Auferstehungsgeschichte kam, alles mitnehmen, was man von jeher wider die historische Glaubwürdigkeit derselben eingewendet hat oder einwenden hätte können, wenn anders über eine so abgedroschene Materie itzt noch etwas einzuwenden sein möchte, dessen sich nicht

schon seit siebzehnhundert Jahren einer oder der andere sollte bedacht haben. Was nun schon vor kurz oder lang einmal eingewendet worden, darauf wird, wie leicht zu glauben, auch wohl sein geantwortet worden. Aber der Ungenannte dachte ohne Zweifel: ein andres ist, auf etwas antworten, ein andres, etwas beantworten. Daher bot er alles auf, was ungefähr noch dienen konnte: Altes und Neues, mehr oder weniger Bekanntes, Argumente und Argumentchen. Und das mit seinem guten Rechte. Denn der zwanzigmal geschlagene Soldat kann endlich doch einmal siegen helfen.

Wenn man aber nun schon, da ich aus dem Werke des gründlichen und bündigen Mannes — (gründlich und bündig kann man sein, wenn man von der Wahrheit auch noch so weit entfernt bleibt —) nichts als Fragmente mitteilen können und wollen; wenn man, sage ich, nun schon mit höhnischen Achselzucken, mit halb mitleidiger, halb ärgerlicher Miene über ihn herfährt, von aufgewärmtem Brei spricht und das Schicksal der Theologen beklagt, die noch immer auf Dinge antworten sollen, die auf Treu und Glauben ihrer Lehrer und ihrer Lehrer Lehrer längst beantwortet sind: so muß ich freundschaftlich raten, den grellen Ton ein wenig sanfter zu halten, dieweil es noch Zeit ist. Denn man möchte sonst sich ganz lächerlich gemacht haben, wenn man endlich erfährt, wer der ehrliche unbescholtene Mann ist, über den man so christmilde gespöttelt, wer der unstreitige Gelehrte ist, den man so gern zum unwissenden mutwilligen Laffen erniedriget hätte.

Das ist nichts als Gerechtigkeit, die ich seiner Person widerfahren lasse. Die Gerechtigkeit seiner Sache steht auf einem ganz andern Blatte. Ein Mann, der Unwahrheit unter entgegengesetzter Überzeugung, in guter Absicht, ebenso scharfsinnig als bescheiden durchzusetzen sucht, ist unendlich mehr wert als ein Mann, der die beste, edelste Wahrheit aus Vorurteil mit Verschreiung seiner Gegner auf alltägliche Weise verteidiget.

Will es denn eine Klasse von Leuten nie lernen, daß es schlechterdings nicht wahr ist, daß jemals ein Mensch wissentlich und vorsätzlich sich selbst verblendet habe? Es ist nicht wahr, sag' ich; aus keinem geringern Grunde, als weil es nicht möglich

17. aufgewärmtem Brei, vgl. unten den 2. „Anti-Göze" (S. 157, Z. 29).

ist. Was wollen sie denn also mit ihrem Vorwurfe mutwilliger Verstockung, geflissentlicher Verhärtung, mit Vorbedacht gemachter Plane, Lügen auszustaffieren, die man Lügen zu sein weiß? Was wollen sie damit? Was anders als — — Nein; weil ich auch ihnen diese Wahrheit muß zu gute kommen lassen, weil ich auch von ihnen glauben muß, daß sie vorsätzlich und wissentlich kein falsches verleumdrisches Urteil fällen können, so schweige ich und enthalte mich alles Wiederscheltens.

Nicht die Wahrheit, in deren Besitz irgend ein Mensch ist oder zu sein vermeinet, sondern die aufrichtige Mühe, die er angewandt hat, hinter die Wahrheit zu kommen, macht den Wert des Menschen. Denn nicht durch den Besitz, sondern durch die Nachforschung der Wahrheit erweitern sich seine Kräfte, worin allein seine immer wachsende Vollkommenheit bestehet. Der Besitz macht ruhig, träge, stolz —

Wenn Gott in seiner Rechten alle Wahrheit und in seiner Linken den einzigen immer regen Trieb nach Wahrheit, obschon mit dem Zusatze, mich immer und ewig zu irren, verschlossen hielte und spräche zu mir: „Wähle!“ ich fiele ihm mit Demut in seine Linke und sagte: „Vater, gieb! die reine Wahrheit ist ja doch nur für dich allein!“

II.

Noch einmal: Es ist ledig meine Schuld, wenn der Ungenannte bis itzt so beträchtlich nicht scheinet, als er ist. Man lasse ihn diese fremde Schuld nicht entgelten.

Was kann er dafür, daß ich nur Fragmente seiner Arbeit fand und aus Fragmenten gerade nur ebendiese bekannt machte? Er selbst würde, um sich in seinem besten Vorteile zu zeigen, vielleicht ganz andere Proben ausgesucht haben, wenn er sich nicht vielmehr alles Probegeben verbeten hätte.

Denn wie kann man auch von einer weitläuftigen zusammengesetzten Maschine, deren kleinste Teile auf eine einzige große Wirkung berechnet sind, eine Probe geben? Ein Vorbild wohl, ein Modell wohl. Aber wer hat jemals ein Gewicht oder eine

7f. so schweige ... Wiederscheltens, 1. Petr. 2, 23. — 20f. Vater ... allein, vielleicht ist dieser berühmte Ausspruch Lessings auf eine morgenländische Quelle zurückzuführen. Der erste „Spruch des Ali“ in der Ausgabe von Stickel lautet: „Wäre der Schleier aufgehoben worden, so hätte ich nicht an Einsicht zugenommen.“ Vgl. Chardins Reisen I, S. 228.

Unruh, eine Feder oder ein Rad zur Probe von einer Uhr gegeben?

Auch fühle ich wohl, daß in diesem Betracht — aber auch nur in diesem — ich selbst mit meinen Proben besser zu Hause geblieben wäre. Und warum blieb ich nicht auch? Weil ich das nämliche damals noch nicht fühlte, oder weil mich die Güte der Proben selbst verführte?

Das letztere, wenn ich die Wahrheit bekennen soll, das letztere. Ich gab ein Rad, eine Feder, nicht als Probe der Uhr, sondern als Probe ihresgleichen. Das ist: ich glaubte allerdings, daß auch in den einzeln Materien, in welche die gelieferten Fragmente schlagen, noch nicht Besseres und Gründlichers geschrieben worden als ebendiese Fragmente. Ich glaubte allerdings, daß z. E. außer dem Fragmente von der Auferstehungsgeschichte noch nie und nirgends die häufigen Widersprüche der Evangelisten, die ich für wahre Widersprüche erkannte, so umständlich und geflissentlich ins Licht gesetzt worden.

Das glaubte ich, das glaub' ich noch. — War ich aber, bin ich aber darum völlig des Ungenannten Meinung? Wollte ich darum, will ich darum ebendahinaus, wo er hinaus wollte?

Mit nichten! — Ich gab den Vordersatz zu und leugnete die Folge.

Ich gab den Vordersatz zu, weil ich nach vielfältigen aufrichtigen Versuchen, ihn nicht zugeben zu dürfen, mich überzeugte, wie schlecht es mit allen evangelischen Harmonieen bestellt sei. Denn überhaupt von ihnen zu reden, getraue ich mir nach ebenden Regeln, welche sie zum Grunde legen, schlechterdings ohne Ausnahme alle und jede verschiedne Erzählungen der nämlichen Begebenheit in nicht mindere Übereinstimmung zu setzen. Wo Geschichtschreiber nur in der Hauptsache übereinkommen, bietet die Methode unsrer evangelischen Harmonisten allen übrigen Schwierigkeiten Trotz. Man soll sie so toll nicht erdenken können, ich will sie gar bald in Ordnung haben und mein jedesmaliges Verfahren mit ihnen mit dem Verfahren irgend eines berühmten Harmonisten belegen. —

Aber ich leugnete meinem Ungenannten die Folge. — Und wer hat sich je in der Profangeschichte die nämliche Folgerung erlaubt? Wenn Livius und Polybius und Dionysius und Tacitus ebendieselbe Eräugnung, etwa ebendasselbe Treffen, ebendieselbe

Belagerung, jeder mit so verschiedenen Umständen erzählen, daß die Umstände des einen die Umstände des andern völlig Lügen strafen, hat man darum jemals die Eräugnung selbst, in welcher sie übereinstimmen, geleugnet? Hat man sich nie getrauet, sie eher zu glauben, als bis man Mittel und Wege ausgesonnen, jene widerspenstige Verschiedenheit von Umständen wenigstens gleich stößigen Böcken in einen engen Stall zu sperren, in welchem sie das Widereinanderlaufen wohl unterlassen müssen?

Das wahre Bild unsrer harmonischen Paraphrasen der Evangelisten! denn leider bleiben die Böcke darum doch immer stößig, wenden darum doch immer die Köpfe und Hörner noch gegen einander und reiben sich und drängen sich. — Ei, mag auch! Genug, daß der unverträglichen Böcke ebenso viele in dem engen Stalle sind, als der geduldigen einverstandnen Schafe nur immer hineingehen würden.

O der schönen Eintracht! — Ohne eine solche immer gärende, brausende, aufstoßende Harmonie sollten Livius und Polybius, Dionysius und Tacitus nicht glaubwürdige Geschichtschreiber sein können? —

„Possen!" denkt der freie, offene Leser, der sich nicht mutwillig durch kleine Sophistereien um den Nutzen und das Vergnügen der Geschichte bringen will, „Possen! Was kümmert mich der Staub, der unter jedes Schritten auffliegt? Waren sie nicht alle Menschen? Hier hatte nun dieser oder jener nicht so gute Nachrichten als der dritte! Hier schrieb der eine vielleicht etwas hin, worüber er gar keinen Gewährsmann hatte. Nach Gutdünken! Nach seinem besten Ermessen! So ein Umstand war ihm just noch nötig, um einen Übergang zu haben, um eine Periode zu runden. Nun dann, da steht er! — Kann ich verlangen, daß gleiche Schritte auch gleichen Staub erregen?"

So denkt, sag' ich, der freie offene Kopf, der die Schranken der Menschheit und das Gewerbe des Geschichtschreibers ein wenig näher kennt. — Kreuzige und segne dich immer darüber, gute, ehrliche Haut, die du beredet worden, ich weiß nicht welche Untrieglichkeit bis in der kleinsten Faser eines guten Geschichtschreibers zu suchen! Hast du nie gelesen, was ein Geschichtschreiber*) selbst,

*) Vopiscus. — [Flavius Vopiscus, gebürtig aus Syrakus, lebte unter Diokletian und Maximian in Rom und schrieb die Geschichte der Kaiser Aurelianus, Tacitus, Probus u. a.]

und zwar einer von den allerpünktlichsten, sagt? „Neminem scriptorum, quantum ad historiam pertinet, non aliquid esse mentitum.“ Vollständige Begebenheiten freilich nicht, ganze Thatsachen freilich nicht, aber so von den kleinen Bestimmungen welche, die der Strom der Rede auch wohl ganz unwillkürlich aus ihm herausspielet. Welcher Geschichtschreiber wäre jemals über die erste Seite seines Werks gekommen, wenn er die Beläge aller dieser kleinen Bestimmungen jedesmal hätte bei der Hand haben müssen? Nordberg straft in solchen kleinen Bestimmungen Voltairen hundertmal Lügen, und doch ist es das noch lange nicht, was Voltairen zum romanhaften Geschichtschreiber macht. So straff den Zügel in der Hand, kann man wohl eine Chronik zusammenklauben, aber wahrlich keine Geschichte schreiben.

Wenn nun Livius und Dionysius und Polybius und Tacitus so frank und edel von uns behandelt werden, daß wir sie nicht um jede Silbe auf die Folter spannen, warum denn nicht auch Matthäus und Markus und Lukas und Johannes?

Ich habe mich schon erklärt, daß ihr besondrer Vorzug, durch einen nähern Antrieb des h. Geistes geschrieben zu haben, hier nichts verschlägt Aber wer darauf bestehet, verrät, warum es ihm zu thun ist. — Nicht um die Glaubwürdigkeit der Auferstehung, die unter unauflöslichen Widersprüchen der Evangelisten leiden möchte, sondern um seine einmal eingesognen Begriffe von der Theopneustie. Nicht um das Evangelium, sondern um seine Dogmatik.

Und doch, selbst die krudesten Begriffe von der Theopneustie angenommen, getraue ich mir zu beweisen, daß, wenn die Evangelisten einmal einander widersprechende Nachrichten von der und jener bei der Auferstehung vorgefallnen Kleinigkeit hatten (sie konnten sie aber so leicht haben, sie konnten sie fast so unmöglich nicht haben, weil sie so spät hernach schrieben, weil sie von dem wenigsten oder von gar nichts Augenzeugen gewesen waren), daß, sag' ich, der h. Geist ihnen diese widersprechende Nachrichten notwendig lassen mußte.

1 ff. Neminem ... mentitum, es gebe keinen Geschichtschreiber, der nicht etwas gelogen habe. — 9. Des schwedischen Theologen und Geschichtschreibers Nordberg (geb. 1677 in Stockholm, gest. 1744), 1703 Feldpredigers bei der Artillerie Karls XII., „Geschichte Karls XII.“, die er auf Veranlassung des schwedischen Reichstags abfaßte, ist eine Hauptquelle für die Geschichte dieses Königs. Sie erschien in Stockholm 1740, deutsch in Hamburg 1745—61. — 26. Theopneustie, göttlichen Eingebung (Inspiration).

Der Orthodoxist — (nicht der Orthodox. Der Orthodox tritt auf meine Seite. Auch mache ich den Unterschied zwischen Orthodox und Orthodoxist nicht zuerst) der Orthodoxist sagt ja selbst, daß es der Weisheit des h. Geistes nicht unanständig gewesen, anscheinende Widersprüche in die Erzählungen der Evangelisten mit einfließen zu lassen, damit so weniger der Verdacht der Abredung, den eine gar zu sichtliche Übereinstimmung erwecken würde, auf sie fallen könne.

Ganz recht! Aber warum denn nur anscheinende Widersprüche? — So hätte wahrlich der h. Geist auch nur ein anscheinendes Mittel gebraucht, jenen Verdacht von den Evangelisten abzulenken! Denn was sind anscheinende Widersprüche? Sind es nicht Widersprüche, die sich endlich in die vollkommenste Übereinstimmung auflösen lassen? — Nun, da ist sie ja wieder, die vollkommene Übereinstimmung, die der h. Geist vermeiden wollte, weil sie so sehr nach Verabredung schmeckt. Der ganze Unterschied wäre ja nur, daß die Evangelisten in diesem Falle ihre Verabredung meisterlich hätten zu verstecken gewußt. Sie verwirrten und verwickelten und verstümmelten ihre Erzählung, damit sie nicht nach vorläufiger Vereinständnis geschrieben zu haben scheinen möchten. Sie verwirrten und verwickelten und verstümmelten sie aber so, daß ihnen auch kein Widerspruch zur Last fallen konnte. „Unsere nächsten Nachkommen," dachten sie, „die dem Dinge noch auf die Spur kommen könnten, wie alle die Bäche doch nur aus einer Quelle geflossen, lassen sich durch das Labyrinth unsrer Erzählung von dieser Nachsuchung abhalten. Und wenn dergleichen Nachsuchung nicht mehr möglich ist, so wird man schon den Faden zu unserm Labyrinthe finden, und diese versteckte Eintracht wird ein neuer Beweis unsrer Wahrhaftigkeit werden."

Ich wette eine Million Jahre von meiner Seligkeit, daß die Evangelisten so nicht gedacht haben! Aber daß diese Spitzfindigkeit doch einem einfallen kann, daß man sich so etwas doch als möglich denken muß, was veranlaßt offenbarer dazu als unsre kunstreichen Harmonieen?

Sollte man sich nicht erst erkundiget haben, ob in dem ganzen weiten Umfange der Geschichte ein einziges Exempel anzutreffen, daß irgend eine Begebenheit von mehrern, die weder aus einer gemeinsamen Quelle geschöpft, noch sich einer nach dem andern gerichtet (wenn sie in ein ähnliches Detail kleiner Umstände gehen

wollen, als womit wir die Auferstehungsgeschichte ausgeschmückt finden), ohne die offenbarsten unauflöslichen Widersprüche erzählt worden? Ich biete aller Welt Trotz, mir ein einziges solches Exempel zu zeigen. Nur merke man die Bedingungen wohl: von mehrern, die weder aus einer gemeinsamen Quelle geschöpft, noch sich einer nach dem andern gerichtet. — Ich bin von der Unmöglichkeit eines solchen Exempels ebenso gewiß überzeugt als von meinem eignen Dasein.

Wenn sich nun in der ganzen unendlichen Weltgeschichte ein solches Exempel nie gefunden, nie finden wird, nie finden kann, warum verlangt man denn, daß uns gerade die Evangelisten dieses Exempel sollen geliefert haben?

Weil sie der h. Geist trieb? darum? — Weil freilich arme Menschen dem Irrtume unterworfen sind, aber nicht der h. Geist? darum?

Nimmermehr, nimmermehr! — Denn der h. Geist, um sich als den zu zeigen, der er ist, hat schlechterdings nichts thun können, was ebensowohl die Wirkung der feinsten Büberei sein könnte. Auch nur könnte. Nicht das, was die ägyptischen Zauberer dem Moses nachthun konnten (wahr oder nur zum Schein nachthun konnten), sondern was Moses allein thun konnte, bekräftigte seine Sendung.

Noch hat sich, soviel ich weiß, kein Orthodox einfallen lassen, daß der Antrieb des h. Geistes die Evangelisten allwissend gemacht habe. Das ist: was die Evangelisten vor diesem Antriebe nicht wußten, das wußten sie auch unter und nach diesem Antriebe nicht. Erfuhren sie also durch den Antrieb des h. Geistes nichts mehr, so erfuhren sie auch nichts besser. Denn man kann nichts besser erfahren, ohne etwas mehr zu erfahren; indem alle unsere falschen Urteile nur daher entstehen, weil wir Erkenntnisgründe nicht genug haben und aus Abgang der wahren uns mit angenommnen behelfen.

Mitwirkung des h. Geistes genug, wenn er nur den zum Schreiben antrieb, in dem er die wenigsten und unerheblichsten Mißbegriffe erkannte; nur über dessen Schrift besonders wachte, der diese wenigen unerheblichen Mißbegriffe von geschehnen Dingen in keine notwendige Verbindung mit seinen Lehrsätzen gebracht

19 ff. Nicht das .. Sendung, 2. Mos. 7 ff.

hatte. Der gesunde Verstand, der sich damit nicht begnügt, wird des Dinges bald so viel haben, daß er sich lieber mit gar nichts begnügen will. In diesem Verstande kann man sagen, daß niemand mehr Ungläubige gemacht hat als der sogenannte Rechtgläubige.

Allerdings ward die neue Religion auf damalige Überzeugung von der Auferstehung Christi gegründet, welche Überzeugung sich auf die Glaubwürdigkeit und Eintracht der Augenzeugen gründen mußte. Nun haben wir, die wir itzt leben, diese Augenzeugen nicht mehr unter uns, haben nur Geschichtschreiber von den Aussagen dieser Augenzeugen, in welchen Geschichtschreibern sich nur das allgemeine Resultat von den Aussagen dieser Augenzeugen unverfälscht erhalten konnte: und gleichwohl soll unsere itzige Überzeugung von der Auferstehung Christi nicht gegründet genug sein, wenn sie sich bloß auf jenes Resultat der Aussagen gründet und sich nicht zugleich auf die völlige Übereinstimmung der Geschichtschreiber von diesen Aussagen gründen kann? — Da wären wir, die wir itzt leben, schön daran!

Und gleichwohl möchte ich gar zu gern behaupten, daß wir, die wir itzt leben, auch in diesem Punkte besser daran sind als die, zu deren Zeiten die Augenzeugen noch vorhanden waren. Denn der Abgang der Augenzeugen wird uns reichlich durch etwas ersetzt, was die Augenzeugen nicht haben konnten. Sie hatten nur den Grund vor sich, auf den sie in Überzeugung seiner Sicherheit ein großes Gebäude aufzuführen wagten. Und wir, wir haben dieses große Gebäude selbst aufgeführt vor uns. — Welcher Thor wühlet neugierig in dem Grunde seines Hauses, bloß um sich von der Güte des Grundes seines Hauses zu überzeugen? — Setzen mußte sich das Haus freilich erst an diesem und jenem Orte. — Aber daß der Grund gut ist, weiß ich nunmehr, da das Haus so lange Zeit steht, überzeugender, als es die wissen konnten, die ihn legen sahen.

Ein Gleichnis, welches mir hier einfällt, wird nichts verderben. Gesetzt, der Tempel der Diana zu Ephesus stünde noch in seiner ganzen Pracht vor uns. Nun fände sich in alten Nachrichten, daß er auf einer Grundlage von Kohlen ruhe; sogar der Name des weisen Mannes wäre noch bekannt, der zu einer so sonderbaren Grundfeste den Rat gegeben. Eine Grundlage von Kohlen! von morschen zerreiblichen Kohlen! Doch darüber wäre ich hinweg;

ich begriffe sogar, daß Theodorus wohl so uneben nicht geurteilet haben möchte, daß Kohlen, wenn sie die Holznatur abgelegt, den Anfällen der Feuchtigkeit widerstehen müßten. Sollte ich wohl bei aller dieser wahrscheinlichen Vermutung a priori an der ganzen historischen Aussage deswegen zweifeln, weil die verschiednen Urheber derselben über die Kohlen selbst etwa nicht einig wären? Weil Plinius etwa sagte, es wären ölbäumene Kohlen gewesen, Pausanias aber von ellernen, und Vitruvius von eichenen Kohlen spräche? O der Thoren, die diesen Widerspruch, so Widerspruch als er ist, für wichtig genug hielten, den Grund an zwanzig Orten aufzugraben, um doch nur eine Kohle herauszuziehen, in deren vom Feuer zerrütteten Textur ebensowohl der Ölbaum als die Eiche und Eller zu erkennen wäre! O der Erzthoren, die lieber über eine vieldeutige Textur von Kohlen streiten, als die großen Ebenmaße des Tempels bewundern wollten!

Ich lobe mir, was über der Erde steht, und nicht, was unter der Erde verborgen liegt! — Vergieb es mir, lieber Baumeister, daß ich von diesem weiter nichts wissen mag, als daß es gut und fest sein muß. Denn es trägt, und trägt so lange. Ist noch keine Mauer, keine Säule, keine Thüre, kein Fenster aus seinem rechten Winkel gewichen, so ist dieser rechte Winkel freilich ein augenscheinlicher Beweis von dem unwandelbaren Grunde; aber er ist doch darum nicht die Schönheit des Ganzen. An dieser, an dieser will ich meine Betrachtungen weiden; in dieser, in dieser will ich dich preisen, lieber Baumeister! Preisen, auch wenn es möglich wäre, daß die ganze schöne Masse gar keinen Grund hätte oder doch nur auf lauter Seifenblasen ruhete.

Daß die Menschen so ungern sich mit dem befriedigen, was sie vor sich haben! — Die Religion ist da, die durch die Predigt der Auferstehung Christi über die heidnische und jüdische Religion gesieget hat, und diese Predigt soll gleichwohl damals nicht glaub-

1. Daß der berühmte Künstler Theodorus von Samos, der Sohn des Rhöcus, auf diesen Gedanken gekommen sei, erzählt Diogenes Laërtius in seinem „Leben der Philosophen" Buch 2 unter „Aristippus". Vgl. unten den 10. „Anti-Göze" und IX, 2, S. 103, Z. 6ff. — 4. a priori, von vornherein. — 8. ellernen, „Eller" ist eine Nebenform für „Erle". Vgl. Tasso, übersetzt von Dietrich vom Werder S. 69. — 14f. vieldeutige ... wollten, vgl. M. Zeillers Sendschreiben S. 873. Bei Plinius, Historia naturalis, XXXVI, 21 heißt es: „Ein Wunder von Pracht ist der Tempel der ephesischen Diana, an dem ganz Asien 220 Jahre lang baute. Sie stellten ihn auf sumpfigen Boden, damit er die Erdbeben nicht fühlte, noch Sprünge zu befürchten hätte. Damit jedoch andrerseits die Grundlagen eines so großen Baues nicht auf wankenden und weichen Boden gelegt würden, so legten sie festgestampfte Kohlen unter, darüber wollene Felle." Pausanias erwähnt diesen Tempel an einigen Stellen nur im Vorübergehen.

würdig genug gewesen sein, als sie siegte? Ich soll glauben, daß sie damals nicht glaubwürdig genug befunden ward, weil ich itzt nicht mehr ihre völlige Glaubwürdigkeit beweisen kann? —

Nicht viel anders ist es mit den Wundern, durch welche Christus und seine Jünger die Religion gepflanzet. — Mögen doch die itzigen Nachrichten von ihnen noch so zweifelhaft, noch so verdächtig sein: sie wurden ja nicht für uns Christen gethan, die wir itzt leben. Genug, daß sie die Kraft der Überzeugung gehabt haben, die sie haben sollten! Und daß sie die gehabt haben, beweiset das noch immer fortdauernde Wunder der Religion selbst. Die wunderbare Religion muß die Wunder wahrscheinlich machen, die bei ihrer ersten Gründung sollen geschehen sein. Aber auf die historische Wahrscheinlichkeit dieser Wunder die Wahrheit der Religion gründen: wenn das richtig, wenn das auch nur klug gedacht ist! — — Es sei herausgesagt! Wenn ich jemals so richtig, so klug zu denken fähig bin, so ist es um meinen Verstand geschehen. Das sagt mir mein Verstand itzt. Und habe ich jemals einen andern Vestand, so hatte ich nie einen.

Die Wunder, die Christus und seine Jünger thaten, waren das Gerüste und nicht der Bau. Das Gerüste wird abgerissen, sobald der Bau vollendet ist. Den muß der Bau wenig interessieren, der seine Vortrefflichkeit nur aus dem abgerissenen Gerüste beweisen zu dürfen glaubt, weil die alten Baurechnungen vermuten lassen, daß ein ebenso großer Meister zu dem Gerüste müsse gehört haben als zu dem Baue selbst. — Kann wohl sein! — Aber borgen und wagen will ich doch im geringsten nichts auf diese Vermutung; noch weniger will ich durch dieses Vorurteil von dem Gerüste mich im geringsten abhalten lassen, den Bau selbst nach den eingestandenen Regeln einer guten Architektur zu prüfen. —

Wann wird man aufhören, an den Faden einer Spinne nichts weniger als die ganze Ewigkeit hängen zu wollen! — Nein, so tiefe Wunden hat die scholastische Dogmatik der Religion nie geschlagen, als die historische Exegetik ihr itzt täglich schlägt.

Wie? Es soll nicht wahr sein, daß eine Lüge historisch ungezweifelt bewiesen werden könne? Daß unter den tausend und tausend Dingen, an welchen zu zweifeln uns weder Vernunft noch Geschichte Anlaß geben, daß unter diesen tausend und tausend Dingen auch wohl ungeschehene Sachen mit unterlaufen könnten? Es soll nicht wahr sein, daß unendliche Fakta, wahre unstreitige

Fakta gewesen, für die uns dennoch die Geschichte zu wenige, zu unwichtige Zeugnisse hinterlassen, als daß wir sie ohne Leichtsinn glauben könnten?

Das soll nicht wahr sein? Freilich, wenn es wahr ist, wo bleiben alle historische Beweise für die Wahrheit der christlichen Religion? — Wo sie wollen! Wäre es denn ein großes Unglück, wenn sie endlich einmal wieder in den Winkel des Zeughauses gestellt würden, in welchem sie noch vor funfzig Jahren standen?

III.

Bei dieser meiner Gesinnung von der historischen Wahrheit, die weder aus Skepticismus entstehet, noch auf Skepticismus leitet, war es also gewiß keine ernsthafte Aufmunterung, wenn ich in meinen Gegensätzen schrieb: „Der Mann, der die Untrüglichkeit der Evangelisten in jedem Worte behaupten wolle, finde auch hier (in der Auferstehungsgeschichte) noch unbearbeitetes Feld genug.“ Ich setzte freilich hinzu: „Er versuche es nun und beantworte die gerügten zehn Widersprüche unsers Fragments.“ Aber in diesem Tone schreckt man auch ab, und das wollte ich. Abschrecken wollte ich. Denn ich sagte weiter: „Nur beantworte er sie alle, diese gerügten Widersprüche. Bloß diesem und jenem etwas Wahrscheinliches entgegensetzen und die übrigen mit triumphierender Verachtung übergehn, heißt keinen beantworten.“

Nun habe ich nie erwartet, daß man auf meine Ermunterung irgend etwas thun oder auf meine Abschreckung irgend etwas unterlassen müsse. Mein Gewissen giebt mir das Zeugnis, daß ich so eitel zu sein nicht fähig bin. Alles, was ich mir in diesem Punkte selbst vorwerfen kann, ist dieses, daß es mich aber doch ein wenig befremdet, wenn auf meine Ermunterung, etwas zu thun, gerade das nämliche unterlassen, und auf meine Abschreckung, etwas zu unterlassen, gerade das nämliche gethan wird.

Doch auch diese Befremdung ist wahrlich nicht Stolz, ist wahrlich nicht Unleidlichkeit, von meinem guten Nachbar Ja für Nein und Nein für Ja zu hören. Ich kann mir nur nicht gleich einbilden, daß ich meinen guten Nachbar, oder daß mich mein guter Nachbar gehörig verstanden. — So horche ich denn noch einmal hin — und denn auf ewig nicht mehr. —

Wahrhaftig also, lieber Nachbar? wahrhaftig? — Auf alle, auf alle die gerügten Widersprüche hast du dir getrauet, zu

antworten? befriedigend zu antworten? — Und glaubst wirklich, nun nicht weniger geleistet zu haben, als du dir getrauet? —

So würde ich freundschaftlich meinem Nachbar unter vier Augen zusprechen, wenn ich ihn kennte, wenn ich seinen Namen zuverlässig wüßte und ich mir seine Bekanntschaft durch Offenherzigkeit und Wahrheitsliebe zu erwerben hoffen dürfte. Aber ich weiß seinen Namen nicht, und er weiß meinen.

Er weiß ihn, ob er ihn schon nicht genannt hat. Er hat mich namentlich ganz aus diesem Streite gelassen; es ist ihm keine einzige nachteilige Beziehung auf mich entfahren. Er hat mich für das genommen, was ich bin. Für einen Aufseher von Bücherschätzen, der (wie diese Leute einmal sind!) sich unbekümmert läßt, ob das Seltene, das er mitteilet, auch in allem Betracht gut ist oder nicht, wenn es nur selten ist. Dafür hat er mich genommen, und ich danke ihm aufrichtig, daß er mich wenigstens für nichts Schlimmers genommen.

Nur bedaure ich zugleich, daß ich mich bei seiner Darstellung auf eine vermeinte Herausforderung in derjenigen Entfernung nicht halten kann, in welcher mich zu halten er mir so gütig freistellen wollen. Und das zwar aus folgender Ursache nicht.

Wenn es wahr ist, daß mein Ungenannter ein ebenso unwissender als boshafter Mann ist; wenn es wahr ist, daß alle seine Einwürfe, alle seine gerügten Widersprüche unzähligmal schon gemacht und gerügt, aber auch bereits ebenso oft abgewiesen und beantwortet worden; wenn es wahr ist, daß er schnurstracks wider einander laufende Behauptungen in der Auferstehungsgeschichte gefunden, bloß weil er sie finden wollen, nicht weil er das Unglück gehabt, sie wirklich dafür zu halten; wenn es wahr ist, daß man bloß seine Schmähschrift in die eine und die Bibel in die andere Hand nehmen darf, um beiden Gerechtigkeit widerfahren zu lassen; wenn alles das wahr ist — (der Spruch ist gerecht, ich spreche ihn über mich selbst aus, breche über mich selbst den Stab!): so bin ich, ich, sein von ihm ungebetener Herausgeber, nicht allein ebenso strafbar, sondern noch weit strafbarer als er selbst.

28ff. wenn es ... lassen, bei Reß S. 3 sagt A.: „Antworten Sie aber nur nicht in einem Folianten, wobei einem die Geduld ausgeht." Darauf B.: „Habe ich doch noch nicht gesagt, daß ich widerlegen wollte. Und wollte ich's, so könnte es, ohne einen Folianten deswegen zu schreiben, allenfalls gleich geschehen. Sie nähmen die Einwendungen Ihres Ungenannten in die eine und die Bibel in die andere Hand, läsen die citierte Antwort darauf und trügen weiter vor, was Sie dagegen noch zu sagen hätten."

Und das, das sollte ich — (mit dem Sein hat es keine Not. Daß ich das nicht bin, braucht nur einer zu wissen. Der weiß es) — das sollte ich ruhig auch nur scheinen wollen? Ich müßte nicht wissen, daß die Welt mehr darauf achtet, was man scheinet, als was man ist. Und einmal muß ich doch mit der Welt leben und will mit ihr leben.

Mein Ungenannter vielleicht hatte das Zeug einmal im hitzigen Fieber hingeschrieben; aber Gott hatte ihn wieder zu gesunder und kalter Überlegung kommen lassen; er war nur verhindert worden, den Bettel ganz zu vertilgen. Nun komme ich, ich, der ich doch wohl auch wissen könnte und sollte, worauf sich der Ungenannte bloß im hitzigen Fieber nicht zu besinnen vermochte, nämlich daß alles das nichts als abgedroschenes und längst den Flammen überantwortetes Stroh sei, nun komme ich und vollführe eine Sünde, die ich auszuhecken und zu entwerfen nicht einmal den Verstand hatte, vollführe eine Sünde, damit der arme Teufel ja nichts einbüßt, bloß um eine Sünde zu vollführen und Ärgernis zu geben. — Daß ich sage: ich räumte nur seinen Vordersatz ein und leugnete die Folgerung, das macht meine Sache nicht um ein Haar besser. Denn die Leute, die ich ärgere, halten es für ebenso wichtig, den Vordersatz zu leugnen, als die Folgerung nicht zuzugeben. Ja, sie glauben die Folgerung nur, weil und sofern das Gegenteil des Vordersatzes seine Richtigkeit hat.

Aber wie? Weil ich sehe und überzeugt bin, daß man meinem Ungenannten nicht die Gerechtigkeit widerfahren läßt, die ihm gebühret; weil ich finde, daß man es sich ebenso leicht macht, ihn zu widerlegen, als mich es schwer dünkt; weil ich bemerke, daß man ihm die Karten in die Hand praktizieret, die man sich am besten zu stechen getraut: muß ich darum überhaupt sein Vorfechter werden? Das will ich denn auch wohl bleiben lassen! Wer mit solchen Fuscheleien spielt und glauben kann, er habe sein Geld gewonnen und nicht gestohlen, der glaub' es immerhin! Der Zuschauer, der auf die Finger zu gut acht gab, thut am besten, er schweigt.

Schweigt? — Aber wenn er nun auf die Hand des betrogenen Spielers gewettet hat? — So kann er freilich nicht schweigen, wenn er sein Geld nicht mutwillig verlieren will. Dann ist der Fall kitzlig. Er gehe mit seinem Mute zu Rate und wette wenigstens nicht weiter. — —

Nun, so schränke ich mich denn auch in dem Überreste dieser Duplik lediglich auf das ein, was ich von den Behauptungen des Ungenannten zu dem meinigen gemacht habe, auf die Widersprüche in der Auferstehungsgeschichte der Evangelisten.

Von diesen habe ich behauptet und behaupte noch, sie nirgends so kräftig auf einander gehäuft, nirgends so deutlich aus einander gesetzt zu wissen. Irre ich mich, so nenne man mir doch den Mann oder das Buch, wo ebendas ebenso gut zu lesen ist. Meine Verwunderung, ein solches Werk nicht gekannt zu haben, kann nur durch die andere Verwunderung übertroffen werden, wenn man mir zugleich auch ein Werk nennt, worin das alles schon seine Abfertigung erhalten, welches ich ebenso wenig gekannt hätte. Auch ebenso wenig noch kenne. Denn daß seit heute und gestern wenigstens die Unterredungen meines guten Nachbars dieses Werk nicht geworden, will ich mit seiner Erlaubnis nunmehr näher zeigen.

Wie weit mich meine Geduld auf diesem Wege begleiten wird, weiß ich wahrlich noch selbst nicht. Ob bis ans Ende, ob durch alle zehn Widersprüche und ihre vermeinten Beantwortungen, das stehet dahin! Ich traue es ihr kaum zu. Wozu auch? Denn wenn ich nur an einem einzigen Widerspruche zeige, daß er weder durch die gegebene noch durch irgend eine andere in der Welt zu gebende Antwort sich heben läßt, so habe ich nach meiner vorläufigen Erklärung verthan. Wo ein Widerspruch ist, können deren hundert sein; genug, daß auch deren tausend das nicht beweisen, was mein Ungenannter daraus beweisen will. — Also ohne weitres zur Sache! Was ich sonst noch zu sagen hätte, wird sich auch finden.

Erster Widerspruch.

„Lukas (23, 56) läßt die frommen Weiber, welche den Leichnam Christi salben wollten, die Spezereien dazu am Freitage gegen Abend, vor Eintritt des Sabbaths oder ersten Ostertages einkaufen, und Markus (16, 1) am Sonnabende des Abends, nach unsrer Art zu reden, als der Sabbath vorbei war."

Daß man in diesen verschiednen Behauptungen vorlängst einen Widerspruch gefunden, erhellet daraus, daß man vorlängst versucht hat, entweder den Markus nach dem Lukas oder den Lukas nach dem Markus umzustimmen.

23. verthan, genug gethan.

Die den Markus nach dem Lukas umstimmen wollen, sagen, daß in den Worten „*διαγενομένου τοῦ σαββάτου ἠγόρασαν ἀρώματα*“ das *ἠγόρασαν* auch wohl jam empta habebant heißen könne, indem öftrer die unbestimmte Zeit anstatt der längst vergangenen gebraucht werde. Sie übersetzen also: „Als der Sabbath vergangen war, hatten die Weiber bereits vorher Spezereien gekauft,“ und ich darf wohl sagen, daß dieses unter den protestantischen Gottesgelehrten die angenommenere Auslegung bisher gewesen.

Mein Ungenannter hatte also recht, sich bloß an diese Auslegung zu halten, gegen welche er, ein wenig pedantisch zwar, aber doch vollkommen gründlich erwies, daß die duo genitivi consequentiam designantes hier nicht zuließen, das *ἠγόρασαν* in der längstvergangnen Bedeutung zu nehmen. Der ungenannte Gegner meines Ungenannten muß auch — (Aber wie soll ich diese zwei Ungenannte in der Folge am schicklichsten und kürzesten bezeichnen? Der Ungenannte bleibe der Ungenannte, und weil ich den ungenannten Gegner meines Ungenannten einmal meinen Nachbar zu nennen veranlaßt worden, so bleibe er mein Nachbar. Sollte er diese Benennung übel nehmen? Wie könnte ich in ihm einen Mann besser bezeichnen, mit dem ich gern in Ruh und Friede leben möchte, als durch das Wort Nachbar?) Mein Nachbar also muß auch weder beim Glassius noch beim Wolf, auf die wir von dem deutschen Ausgeber des englischen Bibelwerks verwiesen werden, ein Exempel fürs Gegenteil gefunden haben, sonst er wohl darauf bestanden und nicht eine so gefährliche Volte geschlagen haben würde.

Denn wahrlich, wenn das keine gefährliche Volte ist, so giebt es gar keine. Weil Markus sich nicht nach dem Lukas umstimmen läßt, so will er nun mit aller Gewalt den Lukas nach dem Markus umstimmen. Da Markus nicht gemeint haben kann, daß die frommen Weiber die Spezereien schon gekauft hatten, ehe der Sabbath vergangen war, so soll nun Lukas gemeint haben, daß sie sie nicht eher gekauft, als bis der Sabbath vergangen war.

3. jam empta habebant, sie hatten schon gekauft gehabt. — 4. öftrer, zu der Form vgl. VIII, S. 144, Z. 7. — 22. Salomo Glassius, geb. 1593 zu Sondershausen, gest. 1656, ein um die evangelische Kirche Thüringens hochverdienter Theolog. Seine im Jahre 1625 erschienene „Philologia sacra“ erlebte zahlreiche Auflagen. — Johann Christoph Wolf, geb. 1683 zu Wernigerode, seit 1710 Prof. der Philosophie in Wittenberg, seit 1716 Hauptpastor an der Katharinenkirche in Hamburg, gest. 1739, schrieb „Curae philol. et criticae in IV evangelia“, die 1739 in dritter Ausgabe erschienen, u. a. — 23. Mit dem englischen Bibelwerk meint Lessing die berühmte englische oder Londoner Polyglotte von Brian Walton, 1657 vollendet, 6 Folianten. (Hempels Ausgabe.)

„Ei freilich!" dachte mein guter Nachbar, der nun einmal für allemal überzeugt war, daß, wenn das Schloß nicht rechts aufgehen will, es notwendig links aufgehen müsse, „ei freilich! das ist ja auch ganz leicht zu erweisen. Denn einmal sagt doch Lukas nicht mit ausdrücklichen Worten, daß die Spezereien den Freitag Abend gekauft worden, sondern er sagt nur, daß sie von den Weibern gekauft worden, nachdem sie den Freitag Abend von dem Grabe zurückgekommen. Nun kann zwar, wie jeder weiß, *ὑποστρέψασαι ἡτοίμασαν ἀρώματα* nicht wohl anders verstanden werden, als daß sie die Spezereien unmittelbar nach ihrer Zurückkunft bereitet; doch da folgt bald darauf ein *μέν*, das im Deutschen nicht ausgedrückt ist, und von dem mir die guten Leute, für die ich schreibe, schon auf mein Wort glauben werden, daß es „nachdem inzwischen" bedeute (denn *μέν* bloß durch „zwar" gegeben, will nicht langen), und der Evangelist also sichtbar der Meinung damit vorbeugen wollen, daß die Zubereitung der Spezereien Freitag Abend vorgenommen worden. Getrost also den Versikel „*ὑποστρέψασαι δὲ ἡτοίμασαν ἀρώματα καὶ μύρα καὶ τὸ μὲν σάββατον ἡσύχασαν κατὰ τὴν ἐντολήν*" übersetzt: „zurückgekommen vom Grabe, bereiteten sie die Spezereien und Salben, nachdem sie inzwischen (zwischen dem Zurückkommen und Bereiten, zwischen dem Participio und Verbo; denn das bedeutet das *μέν* hier sichtbar) den Sabbath nach dem Gesetze geruhet hatten."

Ist es möglich, lieber Nachbar, ist es möglich, daß sich Ihre Feder — (denn daß Ihr Verstand mit fortmußte, begreife ich —) nicht sichtbar sträubte, als Sie dieses niederzuschreiben im Begriff waren? — Wenigstens, will ich hoffen, haben Sie sich nachher um den Beweis von der sichtbaren Bedeutung Ihres teuern,

19 ff. zurückgekommen ... geruhet hatten, S. 126 f. seiner Schrift läßt Reß seinen Herrn A sagen: „Sie haben schon überzeugend gewiesen, daß das Begräbnis nicht ohne möglichste Eilfertigkeit noch vor Anbruch des Sabbaths, Luk. 23, 54; Joh. 19, 42 vollendet werden konnte, und daß die Weiber, die bis zur Verschließung des Grabes dabei blieben, durchaus vor Sabbaths Anfang nicht mehr nach Jerusalem kommen, nichts mehr vornehmen durften, nichts wollten. Wie das aus dem vorhergehenden Vers 54 folgt: der Sabbath brach an, da man eben mit dem Begräbnisse fertig geworden: so zeigt es auch Lukas V. 56 mit dem im Deutschen nicht ausgedrückten Wörtchen *μέν*, zwar, deutlich genug an und hat dadurch sichtbar der Meinung, daß man den Freitag Abend die Zubereitung der Spezereien vorgenommen, vorbeugen wollen. Sie kehrten um, sagt er, und bereiteten Spezereien und Salben, und den Sabbath über waren sie zwar stille nach dem Gesetz, d. h. während des Sabbaths thaten sie das nicht, was sie vorhatten. Nun hatten sie vor, Anstalten zur Salbung des Leibes Christi zu machen; wie klar also, daß sie die nicht den Freitag, sondern den Sonnabend Abend machten, wie es Markus sagt. Hier also nichts vom Widerspruche, sondern die völligste Übereinstimmung, wie jeder sieht, der nicht darauf ausgeht, anders wie andere Leute zu sehen."

von keinem einzigen Übersetzer noch bemerkten μέν umgethan, haben nachher ein paar Stellen aufgesucht, wo μέν möglicher Weise, obschon mit ebenso wenig Grunde, diese sichtbare Bedeutung haben könnte. Das will ich hoffen, das muß ich hoffen; denn Sie sind ein ehrlicher Mann, Sie haben sich nicht auf einen Belag stillschweigend bezogen, von dem Sie wußten, daß Sie ihn nicht haben könnten, sondern Sie haben bloß einen Belag stillschweigend vorausgesetzt, von dem Sie annahmen, daß er Ihnen nicht fehlen könnte. Aber nun, lieber Nachbar, heraus damit! — heraus damit! ob ich schon voraussehe, daß er eine Revolution in der ganzen Geschichte anrichten wird, die nicht klein ist. Denn welche Folge von Begebenheiten ist gegen dieses erwiesene μέν gekettet genug? welche Wirkung läßt sich nicht dadurch zur Ursache, welche Ursache nicht zur Wirkung machen? Es giebt keine Hysteraprotera mehr, wenn dieses μέν erwiesen wird.

Immerhin! nur heraus mit dem Beweise! — Denn wissen Sie, lieber Nachbar, wenn Sie ihn mißgünstig zurückbehalten, wissen Sie, was man alsdenn sagen wird und muß? — Daß Sie Ihre Leser zum besten gehabt, daß Sie lieber den Originaltext des N. T. für eine wächserne Nase erklären, als einen Widerspruch in ihm zugeben wollen, der von ganz und gar keiner Erheblichkeit ist. — Keines von beiden möchte ich um alles in der Welt nicht von mir sagen lassen, wenn ich ein Theolog wäre.

Aber sind Sie denn einer, lieber Nachbar? — Woher weiß ich denn, daß Sie einer sind? — Wie man doch gewisse Dinge so leicht annehmen kann! — Erst nun fange ich an, gerade das Gegenteil anzunehmen. Denn nur so sind Sie entschuldiget; und ich möchte Sie gar zu gern entschuldigen.

Ein Theolog, denke ich nun, hätte mir die Blöße gewiß nicht gegeben, die mir dieser gutmeinende Laie giebt. Auch werden die Theologen gewiß gegen diese Blöße protestieren. Wie können sie auch anders? Das Feuer ist ja noch nicht so nahe, daß man schon zum Fenster herabspringen muß. Ich selbst, der ich kein Theolog bin, wüßte noch eine ganz andre Antwort, wenn mir so viel daran gelegen wäre, diesen ersten Widerspruch zu heben.

Und welche? Ohne erst lange nachzusuchen, ob schon vor mir jemand auf ebenden Einfall gekommen, will ich ihn hersetzen. Ist er zu brauchen, desto besser! Ich behaupte nur in Thesi, daß es in den Erzählungen der Evangelisten ihrer Glaubwürdigkeit

unbeschadet Widersprüche geben könne; aber in Hypothesi, ob dieses und jenes wirklich ein Widerspruch sei, behalte ich mir alles Recht vor, die Sache noch erst genauer zu untersuchen. Dergleichen einzelne Untersuchungen mögen ausfallen, wie sie wollen, ich verliere und gewinne nichts dabei. Und wenn ich etwas dabei sagen kann, wodurch ein andrer, der nicht wie ich denkt, etwas zu gewinnen vermeinet, warum soll ich ihm die Freude nicht machen? Auch ist es aufrichtiger, für seinen Gegner mit zu sehen.

So denn also! — Wie, wenn man den Evangelisten allen beiden recht geben könnte? Nicht zwar dadurch, daß man den einen und den andern auf der grammatischen Folter das nämliche sagen ließe. Auch nicht dadurch, daß man, wie jemand gemeinet hat, die frommen Weiber zu zwei verschiedenen Malen Spezereien kaufen läßt: den Freitag nur so viel, als sie in der Geschwindigkeit noch haben konnten, und den Sonnabend Abend das übrige. So hätte es ihnen allenfalls in einem kleinen Städtchen ergehen können, aber schwerlich wohl in Jerusalem. Sondern dadurch, daß man auf das ἑτοιμάζειν des Lukas aufmerksam mache und es in seiner weitern Bedeutung hier gelten lasse. Wenn denn einmal die Weiber, als sie den Freitag gegen Abend vom Grabe zurückkamen, durchaus nicht mehr Zeit sollen gehabt haben, die Spezereien zu kaufen, mit barer klingender Münze zu bezahlen, sagt denn das auch Lukas von ihnen? Er sagt ja nur „ἡτοίμασαν ἀρώματα“, und nicht „ἠγόρασαν“. Aber, wird man sagen, wie kann man Spezereien bereiten, die man noch nicht gekauft hat und doch kaufen muß? Das ist es eben; ἕτοιμος heißt nicht bloß πρόχειρος, der gleich bei der Hand ist, der gleich zur Hand schafft, sondern auch nur πρόθυμος, der gleich willig und entschlossen ist, etwas zur Hand zu schaffen. Folglich heißt auch ἡτοίμασαν nicht bloß praeparabant *manibus*, sie machten zurecht, durch eine Art von Handarbeit, sondern auch praeparabant *animo*, curabant, ut praeparata haberent, sie thaten sich um, sie sorgten, daß sie sie in Bereitschaft haben möchten. Sie gingen nicht in die Gewölber der Spezereihändler, die freilich wohl schon geschlossen waren, und kauften, sondern sie nahmen sich nur vor, zu kaufen, erkundigten sich nur, wo sie am besten zu kaufen wären; denn sie waren fremd. Und das durften sie thun, wenn auch der Sabbath schon längst angegangen war; das war ihnen durch das Gebot, am Sabbath zu ruhen, im geringsten nicht untersagt. — So wie auch den

heutigen Juden noch nicht. Denn wäre ihnen mit dem Kaufen auch das Denken an das Kaufen am Sabbath verboten, so würde der Sabbath wohl blutselten gehörig von ihnen gefeiert. Kaufen und versteigern sie nicht selbst am Sabbath, nicht selbst in der Synagoge, nicht selbst die Ehre, die Gesetzrolle an irgend einem feierlichen Tage aus ihrem Schranke nehmen und auf das Pult des Vorlesers tragen zu dürfen? Genug, wenn sie das Geld dafür nicht am Sabbath erlegen! — Kurz, man übersetze ἡτοίμασαν ἀρώματα durch destinabant aromata, providebant aromatibus, und was ist denn noch zu erinnern? — Daß auch ἑτοιμάζειν im N. T. an mehreren Orten nichts als destinare heißt, davon hat Grotius bereits die Exempel gesammelt; nur sehe ich keinen Grund, es mit ihm einzig auf destinationem divinam einzuschränken. — Und nun weiter!

Zweiter Widerspruch.

„Johannes, bei welchem Joseph von Arimathia und Nikodemus den Leichnam Christi in allen Stücken nach der Weise der Juden bestatten, Johannes sagt nicht, daß die Weiber ihn salben wollen. Aber Markus und Lukas, welche nur melden, daß Joseph von Arimathia den Leichnam bloß in feine Leinewand gewickelt, also nicht gesalbet habe, Markus und Lukas sagen, daß die Weiber, die diese tumultuarische, unvollständige Bestattung des Joseph von Arimathia mit angesehen hatten, nach Verlauf des Sabbaths den Leichnam Christi auch salben wollen. Beim Johannes thun Joseph und Nikodemus alles, und die Weiber thun nichts und wollen nichts thun. Beim Markus und Lukas thut Joseph von Arimathia nicht alles, und die Weiber wollen nur spät hernach thun, was Joseph zu thun vergaß, oder nicht Zeit hatte. So einig also Johannes mit sich selbst ist, so einig Markus und Lukas mit sich selbst sind, so sehr widerspricht Markus und Lukas dem Johannes, und Johannes dem Markus und Lukas."

Und das, dächte ich, wäre klar. Wenigstens ist mir es noch klar, nachdem ich alles sorgfältig erwogen, was mein guter Nachbar darwider vorbringt, und fast ein wenig zu grämlich vorbringt. Denn er nennt diesen Widerspruch geradezu einen erträumten

12. Hugo Grotius, „Annotationes in libros evangeliorum et varia loca S. Scripturae." Amst. 1641. Vgl. über ihn IV, 1, S. 70, Z. 37.

Widerspruch und sagt: „Eine Sache thun wollen, die ein andrer schon gethan hat, die sich aber auch zweimal thun läßt, das streitet offenbar nicht mit einander." Freilich nicht, lieber Nachbar. Aber ist denn die völlige Bestattung eines Leichnams, wobei nichts vergessen worden, was die Gebräuche des Landes und Volks erfordern, dergleichen nach dem Johannes die Bestattung des Joseph und Nikodemus gewesen, ist denn die etwas, was sich zweimal thun läßt? von vernünftigen Leuten zweimal thun läßt? Gründet sich bei dem Markus und Lukas denn nicht offenbar die vorgehabte Balsamierung der Weiber auf die nicht völlige Bestattung durch Joseph von Arimathia? So wie die völlige Bestattung durch Joseph von Arimathia und Nikodemus beim Johannes doch wohl der Grund ist, warum er von einer vorgehabten Balsamierung der Weiber nichts sagt? Völlige Bestattung und nicht völlige, das widerspricht sich doch? — Gestehen Sie, lieber Nachbar, Sie haben gar nicht einmal eingesehen, worauf es hier eigentlich ankömmt! — Wenn bei Einem Evangelisten alles beides stünde, wenn Ein Evangelist sagte, daß Joseph und Nikodemus die Leiche auch gesalbt hätten, und ebenderselbe sagte nicht weniger, daß ihn die Weiber ebenfalls salben wollen, und man wollte alsdenn diesen Evangelisten in Widerspruch mit sich selbst setzen, so käme Ihre Antwort noch ein wenig zupasse. Denn alsdenn wäre es durch diesen Evangelisten selbst festgesetzt, daß die Salbung eines Leichnams zweimal geschehen könne, und wir müßten uns alle mit bloß möglichen Gründen begnügen, warum sie zum zweitenmale unternommen worden. Da aber kein Evangelist von so einer doppelten Salbung spricht, da diese vorgehabte doppelte Salbung nur in der Harmonie steht, und doch wohl nicht auch die Harmonie von dem h. Geiste eingegeben ist, so ist es bloß gefabelt, guter Nachbar, wenn Sie sagen, daß vielleicht die erste Salbung den lieben accuraten Weiberchen nicht gut genug gewesen, daß vielleicht die hebräischen Weiber in Galiläa andre Salbungsgebräuche gehabt, als in Jerusalem üblich waren, daß es vielleicht ein doppeltes

1. Widerspruch, ebenda S. 130 sagt sein Herr B.: „Sie haben ganz recht, daß sich bei der Sache durchaus kein Widerspruch findet, man mag sich stellen, wie man will. Besonders stimme ich Ihnen darin bei, daß man das Einkleiden der Leiche von der Salbung derselben unterscheiden müsse. Jenes thaten die Männer, dieses wollten die Weiber thun, und dieses wurde durch jenes so wenig überflüssig und unnötig, daß es vielmehr einer Leichenbehandlung, wenn sie recht ansehnlich sein soll, zugesetzt werden muß. Doch genung von diesem erträumten Widerspruche!" — 1ff. Eine Sache ... einander, ebenda S. 128.

Salbungsgeschäft gegeben, eines vor Fäulnis und Verwesung, welches die Männer besorgen müssen, und eines vor Wohlgeruch, womit sich die Weiber abgaben. Alles das ist bloß gefabelt, lieber Nachbar, und ohne allen Grund in der Geschichte gefabelt. Besonders Ihr Einfall von dem doppelten Balsamierungsgeschäfte, der dem Hrn. A. so sehr gefällt, hätte doch wohl erst müssen anderweits aus der Geschichte erwiesen werden, damit er nicht einzig und allein aus eben dem Umstande abgesondert scheine, zu dessen Beglaubigung Sie ihn anwenden. Nicht?

Doch die Grundlosigkeit dieses Einfalls vom doppelten Salbungsgeschäfte ist noch bei weitem nicht seine schlimmste Seite. Wenn wir ihn gelten lassen, lieber Nachbar, sehen Sie denn nicht, daß er den Johannes offenbar Lügen straft? Johannes sagt, daß Joseph und Nikodemus den Leichnam Christi so begraben, ganz so, wie die Juden zu begraben pflegen. Und Sie sagen mit Ihrem raren Einfalle: nein, nicht so, nicht ganz so; denn sie hatten nur die eine Hälfte der Salbung, die Salbung wider die Fäulnis, vollzogen, und die andere Hälfte, des Wohlgeruchs wegen, war noch übrig und, wie billig, den frommen Weibern übrig gelassen worden, deren Nase so ekel ist.

O der trefflichen Harmonie, die zwei widersprechende Nachrichten, die wörtlich bei den Evangelisten stehen, nicht anders vereinigen kann, als durch Erdichtung einer dritten Nachricht, von der kein einziger Evangelist eine Silbe sagt!

O der erbaulichen Harmonie, die einen Evangelisten von dem

6. Hrn. A., die Schrift des Superintendenten Reß ist in Form eines Dialogs zwischen A. und B., aber in ungeschickter Weise abgefaßt. Man merkt dem Herrn A. schon von vornherein zu sehr die Geneigtheit an, sich von B. überreden zu lassen. Nach der obigen Stelle fährt dieser A. so fort: „Höchstens könnte man schließen: da die Salbung von Joseph und Nikodemus bereits besorgt war, so sei es nicht wahrscheinlich, daß sie die Weiber nochmals hätten vornehmen wollen. Aber auch diese Unwahrscheinlichkeit fällt weg, wenn man bedenkt, daß die Salbung von den beiden Männern in aller Eile geschah und Frauensleuten leicht nicht gut, nicht ordentlich genug vorgekommen sein kann, denn daß diese jenen dabei geholfen, sagt kein Evangelist, ob es gleich unser Autor ein paarmal sagt; bedenkt, daß die Frauensleute Galiläerinnen waren, Luk. 23, 55, in deren Vaterlande andere Salbungs- und Begräbnisgebräuche als zu Jerusalem sein konnten; bedenkt, daß die Männer bloß die Absicht gehabt, durch ihr Balsamieren die Fäulnis und Verwesung zu verhindern, da Nikodemus, nach Joh. 19, 39, ein Gemisch von Myrrhen und Aloe, die hauptsächlich der Fäulnis widerstanden, brachte, die Weiber aber zum Zweck gehabt, den Leib Christi, zum Beweis ihrer Hochachtung und Dankbarkeit, Luk. 7, 38. 46. Joh. 11, 2; 12, 3 mit wohlriechenden Salben zu bestreichen, denn sie bereiteten *ἀρώματα καὶ μύρα*. Luk. 23, 56, und kamen, *ἵνα ἀλείψωσιν αὐτόν*, Mark. 16, 1, als welches, ohne die Leiche wieder aufzuwickeln, durch Bestreichen des Angesichts und etwa der Hände, und durch Besprengen des Leinwands, worin sie gewickelt war, geschehen konnte; und endlich bedenkt, daß sich die Weiber durch die Liebesdienste des Josephs und Nikodemus nicht entbunden hielten, sondern gleichfalls thaten, was ihnen Hochachtung und Liebe befahl."

armseligen elenden Widerspruche eines andern Evangelisten (armselig und elend wegen der Unbeträchtlichkeit des Umstandes) auf keine andre Weise retten kann, als daß sie diesen oder jenen an einem andern Orte zum Lügner macht!

Dritter Widerspruch.

„Matthäus sagt, daß vor den Augen der Maria Magdalena und der andern Maria geschehen sei, was die übrigen Evangelisten sie bei Annäherung des Grabes bereits geschehen finden lassen."

Mein Ungenannter gründet sich auf das „*ἰδοὺ ἐγένετο*" beim Matthäus, und es könnte wohl sein, daß es Matthäus so verstanden habe. Doch Sie haben recht, lieber Nachbar; *ἰδού* ist öfters bloß eine Partikel der Aufmunterung für den Leser und zeigt nicht immer an, daß die Sache in Gegenwart der dabei gedachten Personen geschehen sei. *Ἐγένετο* mag auch immerhin heißen: es war geschehen. — Aber warum ließen Sie es nun bei dieser Antwort nicht bewenden? Warum wollten Sie Ihren Gegner nicht bloß schlagen, sondern vernichten? Warum muß er Ihnen nun gleich ein Mann sein, der Abend und Morgen nicht unterscheiden wolle?

Die Strafe dieser Unbarmherzigkeit ist Ihnen auf dem Fuße gefolgt. Denn Sie haben sich dadurch in eine weitere Auflösung verwickelt, deren Folge Sie unmöglich gehörig können überdacht haben. Ich meine die Sätze (S. 131), die Ihnen so klar und richtig scheinen, daß die Verwirrung derselben Vorsatz werden muß.

17 ff. Warum ... wolle, nach der oben angeführten Stelle auf S. 130 fährt Herr B. bei Reß fort: „Der dritte (Widerspruch) ist ebenso seicht, und wir haben schon so oft darüber mit einander gesprochen, daß wir ganz kurz darüber hingehen können. Er setzt ihn darin, daß nach dem Matthäus die Eröffnung des Grabes vor den Augen der Weiber geschehen, nach den übrigen Evangelisten aber vor ihrer Ankunft bereits vorgegangen, weil sie am frühesten Morgen den Stein bereits weggewälzt gefunden." Worauf Herr A. antwortet: „Freilich braucht man sich bei Leuten nicht aufzuhalten, die Abend und Morgen nicht unterscheiden und nicht begreifen wollen, daß man kurz sein müsse, wenn man verschiedene wichtige Begebenheiten in wenig Worten erzählen will." — 23 f. Ich ... muß, Herr A. fährt fort: „Man muß sehr unbillig sein, wenn man folgende klare Erzählung in Widerspruch setzt: *ὀψὲ σαββάτων, τῇ ἐπιφωσκούσῃ εἰς μίαν σαββάτων*, den Sonnabend Abend, nicht so früh, daß es noch Sonnabend war, sondern so spät, daß der Sonntag, der sich mit dem Sonnabend Abend anfing, schon angegangen. Den Sonnabend spät, da es schon dunkel werden wollte, gingen die beiden Marien hin, das Grab zu besehen; *λίαν πρωῒ τῆς μιᾶς σαββάτων*, sehr früh am Sonntage Morgen, Mark. 16, 2, *τῇ μιᾷ σαββάτων ὄρθρου βαθέος*, am Sonntage, da es eben anfing zu tagen, Luk. 24. 1, *τῇ μιᾷ σαββάτων, πρωῒ σκοτίας ἔτι οὔσης*, am Sonntage früh, da es noch dunkel war, Joh. 20, 1, gingen diese beiden Frauen samt noch einigen zum Grabe Christi, um ihn zu salben. Zwischen diesen beiden, der Zeit und Absicht nach ganz verschiedenen Gängen, deren ersten Matthäus so sichtbar, als sichtbar die andern drei Evangelisten den andern anführen, war sicher eine Zeit von sechs Stunden verstrichen. Vor dem letzten war die Eröffnung des Grabes ge-

— Vorsatz, die Wahrheit nicht für Wahrheit zu erkennen! Licht und Finsternis nicht unterscheiden wollen! Ich wüßte keinen Vorwurf, über welchen ich mehr schaudern würde, als diesen, wenn ich ihn objektive als möglich denken könnte. Daß er subjektive möglich ist, höre ich leider. Aber Sie müssen ganz etwas anders dabei denken als ich, oder Sie könnten die schmähsüchtige Grausamkeit nicht haben, ihn so wiederholt zu machen.

Nun lassen Sie uns doch die Sätze näher betrachten, die so klar und richtig sein sollen. — Mir graulet, eine Menge unnötiger Worte machen zu müssen. Aber vielleicht, daß mir andere wohl noch unnötigere Worte, deren ich mich in meinem Leben schuldig gemacht, darum vergeben werden!

Ihr erster Satz also: „Den Sonnabend spät abends gingen die beiden Marien nach Christi Grabe, bloß zuzusehen, ob es noch ungestört sei, kamen aber allem Ansehen nach zu ihrem Zwecke nicht, weil es schon zu spät war. Matth. 28, 1."

Und das ist einer von den Sätzen, die man nicht in Zweifel ziehen kann, ohne den Vorsatz zu haben, sich zu irren? So hat Grotius denn auch schon diesen unseligen Vorsatz gehabt. Denn er schreibt*) ausdrücklich: „Apud Matthaeum vero hoc loco agi de aliqua itione vespertina, qua nihil relatu dignum acciderit, matutinam ad quam sequentia omnia pertinent silentio omitti, nihil habet probabilitatis." Lassen Sie doch einen Mann, lieber Nachbar, weil er nicht denkt wie Sie, sondern wie Grotius, nicht gleich einen von den Elenden sein, die Licht und Finsternis nicht unterscheiden wollen! Freilich, nicht unterscheiden können, das sieht nun freilich dem Grotius wohl ähnlich. Ich will mich wohl hüten, Ihnen auch über mich ein solches Urteil abzulocken. Sie sollen recht haben.

Es folgt Ihr zweiter Satz, mit welchem ich den dritten sogleich verbinde: „Den Sonntag Morgen sehr früh gingen sie in

*) Ad Matth. c. XXVIII, v. 2.

schehen und die Wache verjagt, weil sie auf diesem den Stein schon abgewälzt sahen. Fügt man die Erzählung des Johannes 20, 1ff. hinzu, daß Magdalena zurücklief, sobald sie von ferne gewahr ward, daß der Stein vor dem Grabe nicht mehr lag, so sind folgende Sätze so klar und richtig, daß ihre Verwirrung Vorsatz werden muß." (Es folgen nun die Sätze, die Lessing hier wörtlich wiedergiebt.)

10ff. Aber ... werden, Matth. 12, 36. — 16. Die Ziffer „1", welche in allen Ausgaben, mit Ausnahme der Groteschen, fehlt, habe ich nach Reß, S. 131, hinzugesetzt. — 20ff. Apud Matthaeum ... probabilitatis, daß es sich aber beim Matthäus an dieser Stelle um irgendeinen abendlichen Gang handle, auf welchem nichts Erwähnenswertes vorgefallen sei, der morgendliche, auf den sich alles Folgende bezieht, mit Stillschweigen übergangen werde, hat keine Wahrscheinlichkeit.

Gesellschaft verschiedner anderer Weiber wieder dahin, in der Absicht, seinen Leib zu salben. Mark. 16, 2; Luk. 24, 1. Auf diesem Wege wurden sie gewahr, daß der Stein vor dem Grabe weg, und es folglich geöffnet war. Mark. 16, 3. 4; Luk. 24, 2."

Die Weiber gingen wieder dahin? Was haben Sie denn, lieber Nachbar, für Grund zu diesem „wieder"? Matthäus sagt ja nicht, daß auf jenen unfruchtbaren Abendbesuch ein neuer gefolgt sei. Und die übrigen Evangelisten sagen ja nicht, daß vor dem frühen Morgenbesuche der Weiber schon ein andrer vorhergegangen sei. Woher wissen Sie denn also das „wieder"? — Was wissen zwar? — Die Bedürfnis Ihrer Harmonie erfordert, es anzunehmen. Das ist genug! Allerdings.

Kömmt Ihr vierter Satz: „Maria Magdalena, die unruhigste unter ihnen, sahe es, weil sie vorausging, am ersten und kehrte sogleich, ohne weiter bis zum Grabe zu gehen, um, dem Petrus und Johannes die Nachricht, welche sie für ganz gewiß hielt, zu bringen, daß der Leib Christi weggenommen sei. Joh. 20, 1. 2."

Die arme Maria Magdalena! — Läuft nicht schon genug Thorheit und Böses auf ihrer Rechnung? Muß sie auch noch so eine Närrin werden, der lieben Harmonie zu Gefallen? — Wie? Maria konnte bloß daher, weil sie von weiten den Stein vom Grabe abgewälzt sahe, bloß daher schließen, daß der Leichnam Christi nicht mehr darin befindlich sei? Vergaß sie denn in dem Augenblicke, in welcher Absicht sie selbst herkam? Sie wollte mit ihren Gespielinnen ja auch den Stein vom Grabe wälzen. Sie war ja schon darum besorgt gewesen, wer ihnen wälzen hülfe. Und doch wollte sie den Leichnam Christi nicht verschleppen; sie wollte ihn nur salben. Und ihr fiel nicht erst ein, daß ihr andere in ebendieser Absicht wohl schon könnten zuvorgekommen sein? Sie sahe nicht erst hin, ob es nicht so wäre? Sie schließt nur — wenn das anders schließen heißen kann: der Stein ist weg, also ist auch der Leichnam weg? So schließt sie und läuft und läuft; sonst möchten Petrus und Johannes nicht zeitig genug erfahren, was für eine unbesonnene Närrin sie ist. — O gewiß, wenn diese Maria Magdalena hier so schließen, so handeln können — wie kann man noch zweifeln? —, so war sie Magdalene die Sünderin, das ist: die Hure. Denn nur eine Erzhure kann so leichtsinnig schließen. Nur durch solche leichtsinnige Schlüsse werden Mädchen

11. Die Bedürfnis, vgl. X, S. 232, Z. 6.

zu Huren. — Auch war sie ohne Zweifel die nämliche Maria Magdalena, aus welcher Christus sieben Teufel austrieb. Ein achter Teufel, bei dem sich die übrigen länger zu wohnen schämten, war in ihr zurückgeblieben: der alberne Teufel der Unbesonnenheit. Ohne den dümmsten von allen Teufeln konnte sie nicht so schließen. — Und doch läßt man sie so schließen, der lieben Harmonie zu Gefallen. — Wahrlich, wenn die Nachricht, die Maria Magdalena auf diese Weise dem Petrus und Johannes brachte, die erste Verkündigung der Auferstehung Christi sein sollen, so ist diese erste Verkündigung eine große Armseligkeit gewesen!

Man sage nicht, daß man sich nicht darum zu bekümmern oder daran zu ärgern habe, wie voreilig und unbesonnen Maria Magdalena hier erscheine, genug, daß sie Johannes nicht anders schildere. Und was sagt Johannes? — „Da sie sieht, daß der Stein vom Grabe hinweg war, da läuft sie und kommt zu Simon Petro und zu dem andern Jünger, welchen Jesus lieb hatte.“ — Sie läuft und sieht wirklich nicht erst in das Grab? Johannes will wirklich nicht, daß wir das dabei im Gedanken ergänzen sollen? Er ließ es nicht aus, weil es sich von selbst versteht? Er ließ es aus, weil es wirklich nicht geschehen war? — Nun, so ist Maria Magdalena nicht nur eine unbesonnene Närrin, sondern noch dazu eine unverschämte Lügnerin. Denn sie spricht zu den Jüngern: „Sie haben den Herrn weggenommen aus dem Grabe, und wir wissen nicht, wo sie ihn hingelegt haben.“ Wie konnte sie das sagen, wenn sie nicht einmal zugesehen hatte, ob er auch wirklich weggenommen wäre? Sagt sie nicht mit diesen nämlichen Worten, daß sie wirklich zugesehen habe? — Nur darum, weil sie es hier selbst sagt, hielt Johannes für überflüssig, es die Zeile vorher von ihr zu sagen. — Oder ist das kein Lügner, der seine Vermutungen für Facta ausgiebt?

Doch ich will auf dieser Verleumdung der armen Maria Magdalena — es ist eine wahre, wahre Verleumdung — nicht weiter bestehen. Es soll auch damit sein, wie mein Nachbar es haben will. Denn ich will seine Sätze hier gar nicht widerlegen; ich will sie vielmehr annehmen und mich mit ihnen nur zum Matthäus wenden, um zu sehen, wie dieser dabei wegkommt.

Präge dir, mein geduldiger Leser, diese vier Sätze wohl ein und lies nunmehr mit mir bei dem Matthäus: „Am Abend aber

2. aus welcher ... austrieb, Mark. 16, 9.

des Sabbaths, welcher anbricht am Morgen des ersten Feiertages der Sabbathen, kam Maria Magdalena und die andere Maria, das Grab zu besehen. Und siehe, es geschah ein groß Erdbeben. Denn der Engel des Herrn kam vom Himmel herab, trat hinzu und wälzete den Stein von der Thüre und setzte sich darauf, und seine Gestalt war wie der Blitz, und sein Kleid weiß wie der Schnee. Die Hüter aber erschraken für Furcht und wurden, als wären sie tot. Aber der Engel antwortete und sprach: 'Fürchtet euch nicht!'" —

Und so weiter! Es ist genug, mein Leser. Aber wissen muß ich, ob du es auch recht begriffen hast, wie viel du in diesen wenigen Worten des Matthäus gelesen. — Und sieh, da fällt denn folgendes Gespräch unter uns vor:

Ich. Wieviel also, freundlicher Leser, hast du itzt bei dem Matthäus gelesen?

Du. Wieviel? hm!

Ich. Ha! ich errate dich. Es ist wahr; ich muß nicht fragen: wieviel? sondern wie vielerlei?

Du. Das sollt' ich meinen!

Ich. Also, wie vielerlei?

Du. Wie willst du, daß ich dir antworte? Nach dem gesunden Menschenverstande, oder nach den Sätzen deines Nachbars?

Ich. Ich hoffe ja, daß beides einerlei sein wird.

Du. Mit nichten! Denn nach dem gesunden Menschenverstande habe ich nur einerlei gelesen; indem alles ja vollkommen so fortlief, als ob es nur Ein Anfang, nur Ein Fortgang und nur Ein Ende einer und ebenderselben Begebenheit wäre. Ich nehme an, wir hätten ausgelesen.

Ich. So laß den gesunden Menschenverstand ein wenig schlafen und antworte mir auf die andere Weise. Wie vielerlei nach den Sätzen meines Nachbars?

Du. Dreierlei. Erst: einen vorgehabten und angefangnen Abendbesuch, aus welchem ward, ich weiß nicht was. Zweitens: eine Erscheinung, erschienen, ich weiß nicht wem. Drittens: einen Morgenbesuch, welcher anfing, ich weiß nicht wie.

Ich. Warum sagst du: „einen Abendbesuch, aus welchem ward, ich weiß nicht was"?

Du. Weil ihm das Ende fehlt und dein Nachbar selbst nicht weiß, was daraus geworden. Es geht damit bis auf die Worte:

„sie kamen, das Grab zu besehen.“ „Sie kamen“ übersetzt dein Nachbar durch: sie gingen. Sie gingen also, sagt er, „aber das Thor war entweder schon zu, oder sie wurden von der Wache gewarnt, nicht weit zu gehen, wenn sie vor dem Thorschlusse wieder in die Stadt wollten“. Kurz, sie machten, was man nennt, einen Fleischergang. Und diesen Fleischergang hielt dennoch der h. Geist für wichtig genug, ihn aufzeichnen zu lassen. Denn er kam aus herzlicher Liebe zu Jesu.

Ich. Recht hübsch für eine Predigt! — Aber warum sagtest du: „eine Erscheinung, erschienen, ich weiß nicht wem“?

Du. Weil sie den Weibern nicht geschehen sein soll, und die Hüter, welche darüber erschraken und vor Furcht wurden, als wären sie tot, auch nicht viel davon abbekommen haben können.

Ich. Endlich, warum sagtest du: „ein Morgenbesuch, welcher anfing, ich weiß nicht wie“?

Du. Weil sich dieser Morgenbesuch mitten im Gespräche mit dem Engel anfängt. „Aber der Engel antwortete ihnen und sprach.“ So sind sie denn da, die frommen Weiber, und niemand hört sie weder ausgehen noch ankommen. Wenn auch das „antwortete“ des Engels nicht voraussetzt, daß sie ihn vorher gefragt, so müssen sie doch schon wenigstens da gewesen sein und irgend eine Miene der Bestürzung und Neugierde gemacht haben, auf die ihnen der Engel Auskunft erteilte. Sie waren also da; und weil sie von

2. Sie gingen also, Reß läßt S. 72f. Herrn B. sagen: „Es ist freilich billig die Frage: was wollten die beiden Frauensleute den Abend so spät noch bei dem Grabe machen? Ihre Absicht nennt Matthäus: sie kamen das Grab zu besehen. Ich erkläre mir diesen Gang aus ihrer herzlichen Liebe zu Jesu; sie konnten, als sie mit der Zubereitung dessen, was zum Balsamieren gehörte, fertig waren, nicht ruhen, auch heute einmal das Grab ihres Wohlthäters zu besuchen. Nun sind wir fertig, sprach vielleicht die eine zur andern, aber wie mag's um den Leichnam stehen, den wir salben wollen? Vielleicht ist er nicht mehr im Grabe, seine Feinde haben ihm auch wohl die Ruhe nicht einmal gegönnt; wie, wenn wir erst hingingen und zusähen, ob das Grab auch noch unversehrt ist! Komm, Maria, wir wollen eilig hinlaufen! Sie sagten's und liefen, denn Liebe und Bekümmernis trieb sie; und hörten vermutlich die andern nicht, die ihnen nachriefen: es wäre zu spät, es würde finster werden, ehe sie hinauskämen, man würde sie nicht mehr aus dem Thore lassen, sie könnten doch nichts mehr sehen u. s. w. Und so scheint's gekommen zu sein. Das Thor war entweder schon zu, oder sie wurden von der Wache gewarnt, nicht weit zu gehen, wenn sie vor dem Thorschlusse noch wieder in die Stadt wollten. Matthäus erwähnt dieses Ganges, als eines Zeugnisses ihrer sorgevollen Liebe für Jesum, und läßt, weil er nichts weiter davon sagt, daß sie zum Grabe gekommen und alles im vorigen Zustand gefunden, seine Leser daraus schließen, daß ihr Gang vergeblich gewesen, sie entweder gar nicht aus der Stadt gekommen oder unverrichteter Sachen wegen einfallender Nacht hätten zurückkehren müssen.“ — 6. Das Wort „Fleischergang“ oder vielmehr „Metzgersgang“ ist in dieser Bedeutung in Thüringen noch gebräuchlich. Adelung sagt, es bezeichne „im gemeinen Leben einen vergeblichen Gang, dergleichen die Fleischer, wenn sie Vieh zu kaufen suchen, mehrmals zu thun genötigt sind“. Vgl. Lichtwers Fabeln S. 15. — 23. Sie waren also da, bei Reß S. 74 sagt Herr A.: „Da aber Matthäus V. 5 fortfährt: aber der Engel antwortete und sprach zu den Weibern: fürchtet euch

gestern Abend nicht mehr da waren, so waren sie da einzig und allein durch das mächtige Wollen deines Nachbars.

Ich. Spottest du seiner?

Du. Warum sollte ich nicht? — O daß ich nur recht könnte! Denn spottet auch er nicht eines ehrlichen Geschichtschreibers, der gerade deswegen so albern und dumm erzählen soll, weswegen er ein Muster aller Erzähler sein müßte und sein könnte, deswegen, weil ihm der h. Geist die Feder geführt?

Ich. Ja, sieh nur, lieber Leser: der h. Geist sah nicht sowohl auf das, was er jeden Evangelisten insbesondere schreiben ließ, als auf das, was man über siebzehnhundert Jahr aus den Nachrichten ihrer aller zusammensetzen würde.

Du. Und das ist es eben, was ich für Spötterei erkläre. Doch Spötterei sagt hier noch viel zu wenig. Er lästert, dein Nachbar lästert; und die einzige Entschuldigung, die ich ihm leihen kann, ist die: er weiß nicht, was er sagt.

Ich. Ei, ei! lieber Leser, lieber Leser! Also willst auch du nicht begreifen, „daß man kurz sein müsse, wenn man verschiedne wichtige Begebenheiten in wenig Worten erzählen will“?*)

Du. Freilich nicht; denn wie soll ich Unsinn begreifen wollen? Alles, was ich begreife, ist das, daß man kurz ist (nicht, kurz sein müsse), wenn man verschiedne Begebenheiten in wenig Worten erzählt. Oder: daß man verschiedne wichtige Begebenheiten in wenig Worten erzählen müsse, wenn man kurz sein will.

Ich. Nun, nun, nimm es mit dem Nachbar nicht so genau! Sein Hr. A. verstand ihn doch. Und du verstehst ihn ja auch. Aber du willst ihn nicht verstehen, du willst nicht. Du willst nicht wissen, „daß jedem Geschichtschreiber freisteht, aus einer Reihe von Begebenheiten, die er sämtlich zu erzählen nicht nötig hält, diejenigen auszuheben, welche er seiner besondern Absicht am gemäßesten findet“.**)

*) S. Fünfte Unterredung, S. 130.

**) Ebenda S. 132.

nicht u. s. w., so läßt es doch fast, als wenn sich der ganze Vorfall in ihrer Gegenwart zugetragen.“ Darauf B.: „Ja, wenn man die Hebraismen aus der Acht läßt, wovon vorzüglich Matthäus voll ist. ‘Er antwortete und sprach’ setzt in sehr vielen Stellen nicht eine Anrede oder schon angefangenes Gespräch voraus, sondern heißt nichts weiter als: er sprach. Wenn wir die übrigen Evangelisten nicht hätten, so dürften wir vermuten, daß der Engel gleich, nachdem er sich auf den Stein gesetzt, die gegenwärtigen Weiber so angeredet habe: und doch nur bloß vermuten, denn Matthäus sagt nicht, daß es gleich, sondern daß es zu den Weibern geschehen; und es versteht sich von selbst, nicht ehe, als bis sie angekommen waren.“

Du. Das will ich nicht begreifen? O, das begreif' ich sehr wohl und sehr gern.

Ich. Du willst nicht begreifen, daß der Leser nicht berechtiget ist, zu schließen: „was ein Geschichtschreiber, der die Kürze liebt und, wie man aus andern sieht, manches ausläßt, hinter einander erzählt, das ist unmittelbar auf einander gefolgt.“*)

Du. Das will ich nicht wissen? O, das weiß ich recht wohl. Aber er, dein Nachbar, will nicht wissen, will nicht begreifen —

Ich. Will nicht? — Soll ich denn das „will nicht“ auch von dir vertragen? Verschone mich damit! Verschone dich selbst damit, günstiger Leser, wie man dich in allen Vorreden nennt. Denn dieses „will nicht“, worüber nur Gott richten muß, weil nur Gott darüber richten kann, ist so ungünstig, so garstig, so giftig! Laß es dem Nachbar, der es sich nun einmal angewöhnt hat. Wenn er wüßte, wie weh es thäte, er würde es selbst nicht brauchen. — Also was wolltest du sagen, daß er nicht begreift? —

Du. Er begreift nicht, daß alles, was er da schwatzt, nicht zur Sache gehört. Denn ganz ein anders ist, aus mehrern Begebenheiten nur die zweckmäßigsten wählen und die andern übergehen, und ganz ein anders, aus zwei verschiednen Begebenheiten nur eine machen. Jenes darf der Geschichtschreiber, jenes muß er oft. Aber dieses darf er schlechterdings nie. Und dieses, nicht jenes, dieses, was schlechterdings kein Geschichtschreiber thun darf, er sei von dem h. Geiste inspiriert oder nicht; dieses, was er schlechterdings nicht thun darf, wenn er nicht ein elender unzuverlässiger Geschichtschreiber in beiden Fällen sein und bleiben will: dieses fällt durch die Sätze deines Nachbars dem Matthäus zur Last.

Ich. Das wäre!

Du. Wie albern du dich stellst! — Oder heißt das nicht, aus zwei Begebenheiten eine machen, wenn man von jener den Kopf nimmt und den Schwanz wegläßt, und von dieser den Kopf wegläßt und den Schwanz nimmt, und Kopf von jener und Schwanz von dieser unmittelbar an einander hängt, ohne im geringsten, auch nicht durch eine einzige Partikel anzuzeigen, daß Schwanz von jener und Kopf von dieser fehlen?

*) Fünfte Unterr., S. 132.

Ich. Das thäte nun freilich wohl Matthäus, nach den Sätzen meines Nachbars! — Aber wenn der Schwanz von jener und der Kopf von dieser nun nichts enthielt, was der Mühe des Erzählens wert war? —

Du. Nun ja doch, so konnte er sie weglassen! Aber er wußte doch, daß er sie weglasse? in seiner Seele mußte doch eine Idee davon sein, daß jener Kopf nicht zu diesem Schwanze und dieser Schwanz nicht zu jenem Kopfe gehöre?

Ich. Allerdings.

Du. Und du glaubst, der h. Geist hätte es sich für unanständig oder für zu schwer gehalten, diese Idee von Zusammendrängung und Verstümmelung zweier Begebenheiten in eine, welche in der Seele des Matthäus doch liegen mußte, durch irgend eine kleine Partikel mit anzudeuten? Hätte der h. Geist dem Matthäus die Feder ungeführt gelassen, ich bin gewiß, Matthäus selbst, Matthäus allein würde schon, auch ebenso kurz, in seinen Worten zu unterscheiden gewußt haben, was so unterschieden in seinem Kopfe war. — Also sage deinem Nachbar von meinetwegen —

Ich. Nein, nein, ich will meinem Nachbar von deinetwegen nichts sagen. Du bist zu bitter, ungeduldiger Leser. Tritt ab! tritt ab! —

— Ich will lieber von meinetwegen den Nachbar noch bitten, alles dieses — wenn es ihm schon ein wenig zu beißend sollte gesagt sein, — wozu hilft das Salz, wenn man nicht damit salzen soll? — ruhig und sorgfältig zu überlegen und mir bei Gelegenheit wissen zu lassen, ob er noch seine Sätze für so klar und richtig hält, daß ihre Verwirrung nur Vorsatz sein könne. Vornehmlich beschwöre ich ihn, wohl in Erwägung zu ziehen, ob es nicht besser ist, ob es nicht ehrfurchtsvoller gegen die Schriften des N. Testaments gedacht ist, lieber von gar keiner Harmonie in solchen Dingen wissen zu wollen, als eine anzunehmen, wobei einer der Evangelisten so schändlich in den Kot getreten wird.

Vierter Widerspruch.

„Die Engel betreffend, die nach der Auferstehung Christi in und um dem Grabe erschienen, ist der Widerspruch der Evangelisten

35. Über „um" c. dat., besonders bei vorhergehender anderer Präposition c. dat. vgl. III, 1, S. 132, V. 2683 f.; IV, 1, S. 113, Z. 1; S. Briefwechsel mit Eva König, 2. Aufl., S. 87; Übersetzung des Diderot, 2. Aufl., II, S. 302. (VIII, S. 464, Z. 9.)

allgemein. Sie sind weder in Ansehung der Anzahl derselben, noch in Ansehung des Standorts derselben, noch in Ansehung der Reden derselben mit einander zu vereinigen."

Diesen Widerspruch, so vielfach er auch sein mag, möchte ich herzlich gern meinem Nachbar preisgeben. Nicht zwar, als ob er ihn gehoben hätte, als ob er ihn ohne die grausamste Verletzung des Textes, dem er Ehrerbietung schuldig ist, gegen den er so viel Ehrerbietung zu haben vorgiebt, gehoben hätte. Ganz und gar nicht!

Denn wenn es auch wahr wäre, daß in den Worten des Markus (16, 5) „*καὶ εἰσελθοῦσαι εἰς τὸ μνημεῖον εἶδον νεανίσκον καθήμενον ἐν τοῖς δεξιοῖς*“ nicht notwendig läge, daß ihnen der Engel im Hereingehn innerhalb dem Grabe zur rechten Hand erschienen; wenn es auch wahr wäre, daß man den Markus vielmehr so verstehen müsse: „die Weiber wären des Engels erst nach ihrem Eingange ins Grab, entweder beim Heraussehen oder beim Herausgehen aus demselben, vor dem Grabe ansichtig geworden": entsteht sodann nicht die unbeantwortliche Frage, warum sie denn auch nicht gleich beim Hereingehen ins Grab den Engel linker Hand sitzen gesehen? Er saß ja schon davor auf dem Steine, den er abgewälzt hatte, ehe die Weiber noch herbeikamen. Ist denn ein Engel, dessen Gestalt wie der Blitz ist, ein Ding, das man so leicht übersieht?

Auch ist es ja aus dem Matthäus offenbar, daß die Weiber den Engel auf dem Steine vor dem Grabe sahen, ehe sie hereingingen, daß sie nur auf seine Aufmunterung, auf sein Geheiß hereingingen: „Kommt her und sehet die Stätte!" Alles, was vor diesen Worten vorhergeht, spricht der Engel ja augenscheinlich mit den Weibern vor dem Grabe. Nur was darauf folgt, spricht er mit ihnen innerhalb dem Grabe. — Es ist ganz unglaublich, mit was für einer blinden Dreistigkeit diese Erzählung des Matthäus

21ff. Ist denn ... übersieht, bei Reß S. 135 sagt A.: „Über die verschiedenen Stellen, worauf die Engel gesehen wurden, will ich nicht wiederholen, was Sie bereits hinlänglich ins Licht gesetzt. Als die Weiber das Grab leer gefunden und mit Bekümmernis sich umwandten, herauszugehen, da sahen sie rechter Hand zuerst den einen Engel auf dem Stein sitzen, und als sie ihre vor Furcht niedergeschlagenen Augen wieder aufhuben, Luk. 24, 5, wurden sie zweener Engel nahe bei sich gewahr. Mich dünkt, so läßt sich die verschiedene Erzählung der Evangelisten sehr natürlich vereinigen. Der Anblick des ersten Engels war ihnen so unerwartet und sein Glanz so überraschend, daß sie vor Schrecken wohl zurückfahren und die Augen wegwenden mochten; bei der Erholung aber und dem neuen Blicke dahin sahen sie erst, was sie vorhin nicht beachtet, daß nämlich der Engel zween waren, und daß sie indes näher zu ihnen gekommen."

zur Bestätigung dessen angeführt wird, was man mit solcher Gewaltsamkeit aus den Worten des Markus erzwungen! —*)

Bei dem Lukas nun gar sollen alle beide Engel draußen vor dem Grabe gesessen haben und von den Weibern nicht eher sein gesehen worden, als bis sie wiederum aus dem Grabe herausgekommen. Wie war denn das möglich? Waren die Weiber blind im Hereingehen? Oder waren die Engel nur erst sichtbar im Herausgehen?

Und wozu alle diese Unwahrscheinlichkeiten, alle diese Winkelzüge? Damit nirgends mehr als zwei Engel herauskommen, weil die Evangelisten deren höchstens nur zwei erwähnen? damit der Engel, der auf dem Steine vor dem Grabe sitzt, immer fein mitgezählt werden kann?

O Armseligkeit aller Armseligkeit! — für den mit Engeln so zu knickern, dem sie legionenweise zu Dienste stunden!

Ja, wir knickern nur so damit, höre ich meinen Nachbar sagen, um die Evangelisten bei Ehren zu erhalten!

Nicht die Evangelisten, Nachbar! sondern eure engbrüstige, lahme, schielende, Thersitische Harmonie der Evangelisten. Thersitisch, denn sie ist ebenso ungestalten als schmähsüchtig gegen jeden Evangelisten insbesondere. Die, die, weil sie so ganz euer Werk ist, soll nichts leiden!

Was? es wäre den Evangelisten nicht anständiger, wenn ich sagte: Kalte Widerspruchklauber! seht ihr denn nicht, daß die Evangelisten die Engel nicht zählen? Das ganze Grab, die ganze weite Gegend um das Grab wimmelte unsichtbar von Engeln. Da waren nicht nur zwei Engel (gleich als ein paar Grenadier, die vor der Behausung des abmarschierten Generals zurückgelassen werden, bis sein ganzes Gepäcke abgeführet worden), da waren deren Millionen. Es erschien nicht immer der eine und ebenderselbe, nicht immer die nämlichen zwei. Bald erschien der, bald jener; bald an dieser Stelle, bald an einer andern; bald allein, bald in Gesellschaft; bald sagten sie das, bald jenes. —

Auf so eine abwechselnde, unstäte, weder an ein gewisses Moment der Zeit, noch an einen gewissen Punkt des Raumes zu

*) Fünfte Unterr., S. 133.

15. dem sie ... stunden, Matth. 26, 53 sagt Jesus zu Petrus: „Oder meinst du, daß ich nicht könnte meinen Vater bitten, daß er mir zuschickte mehr denn zwölf Legionen Engel?“

heftende, auch in dem nämlichen Augenblicke, an der nämlichen Stelle zwei oder mehrern verschiednen Personen verschiedentlich vorkommende Erscheinung scheinen mir die Worte zu deuten, welche Matthäus zwar nur von dem einen herabfahrenden Engel braucht: „ἦν δὲ ἡ ἰδέα αὐτοῦ ὡς ἀστραπή“, die Idee, das Bild desselben war wie Blitz. Denn *ἰδέα* ist hier wohl noch etwas anders als *πρόσωπον*, und wenn damit, wie Grotius will, auf eine Stelle des Daniels nach der Übersetzung der Siebziger gesehen würde, so wäre ja wohl auch das in dieser Stelle befindliche *πρόσωπον* gebraucht worden. *Ἰδέα* heißt auch sonst nirgends das bloße Angesicht, wohl aber der totale Eindruck, den irgend etwas sichtbares Zusammengesetztes macht. Also: die Sichtbarwerdung des herabfahrenden Engels wirkte wie Blitz, und wer auf diese Wirkung jemals acht gegeben hat, wird wissen, daß in dem erschütternden Auge der nämliche Eindruck zurückbleibt, welchen ein starrer Blick auf gefrornen Schnee im Sonnenglanze zu verursachen pflegt, welches in den folgenden Worten: „καὶ τὸ ἔνδυμα αὐτοῦ λευκὸν ὡσεὶ χιών“, und seine Hülle weiß wie der Schnee, sehr malerisch ausgedrückt wird. —

Und das, das ist die Antwort — Man nenne sie immerhin mehr poetisch als wahr. — In solchen Fällen ist mir das Würdigste das Wahrste. — Das ist die Antwort, um deren willen mir dieser ganze vierte Widerspruch so kümmerlich, so klein, so ganz in dem ängstlichen Geiste der Harmonie, die er bestreiten soll, gedacht vorkömmt, daß ich mich keinen Augenblick länger darnach umsehen mag.

Fünfter Widerspruch.

„Beim Lukas berichten Maria Magdalena und die übrigen Weiber dem Simon Petrus und Johannes und übrigen Jüngern die wirklich geschehene Auferstehung Christi, die sie von den Engeln vernommen; bei dem Johannes aber meldet Maria Magdalena nur allein, dem Petrus und Johannes nur allein, nur allein daß sie das Grab geöffnet gefunden und der Leichnam des Herrn daraus entwendet worden.“

Diesen Widerspruch hat man vorlängst damit zu heben gesucht, daß man angenommen, Maria Magdalena sei zweimal zum Petrus gekommen, habe ihm zweimal Nachrichten gebracht (die erste, welche Johannes meldet, und die zweite, deren Lukas ge-

denket), und Petrus sei zufolge ihrer zweimaligen Nachricht zweimal zu dem Grabe gegangen. Mein Ungenannter aber sagt, daß der doppelte Gang des Petrus zum Grabe nicht zu erweisen stehe, indem der Hingang, von welchem Lukas (24, 12) rede, ganz unbezweifelt ebenderselbe sei, dessen Johannes (20, 2) gedenke, welches sich durch die fast identischen Ausdrücke zu Tage lege, welche beide Evangelisten davon brauchen.

Was sagt nur mein Nachbar hierzu? Er sagt anfangs,*) daß dieser vermeinte Widerspruch aus dem Irrtum herrühre, „daß Magdalena mit unter den Weibern gewesen, welche die erste Erscheinung der Engel hatten“. — Und war sie denn das nicht? Ist denn das so ein ausgemachter Irrtum? Weiß denn mein Nachbar nicht einmal, daß die Väter der Kirche es als eine Maxime angenommen haben, daß Maria Magdalena bei allen und jeden Erscheinungen, deren von den vier Evangelisten gedacht wird, gegenwärtig gewesen: um sogleich mit Irrtümern um sich zu werfen? Wenigstens dächte ich doch, wäre es augenscheinlich, daß der, welcher diesen angeblichen Irrtum hegt, den Worten des Matthäus mehr Gerechtigkeit widerfahren lasse, als der den Matthäus, wie ich gezeigt habe, so unbesonnen zwei verschiedne Begebenheiten in eine kneten läßt. Doch die Autorität des Matthäus — weil er ihr so halsbrechend doch einmal ausweichen zu müssen geglaubt und eine Kalumnie leichter gemacht als widerrufen ist, — auch bei Seite gesetzt: sagen es denn nicht auch Markus und Lukas mit ausdrücklichen Worten, daß Maria Magdalena bei der ersten Erscheinung der Engel gegenwärtig gewesen? Freilich nennt Lukas sie nicht namentlich bei dem Hingange, aber er nennt sie doch namentlich bei der Rückkunft (24, 10). Oder ist das bei dem Lukas eben angezognen Orts nicht die erste Erscheinung der Engel, auf welche unmittelbar folgt: „Es war aber Maria Magdalena und Johanna und Maria Jacobi und andre mit ihnen, die solches den Aposteln sagten“?

Daß mein Nachbar aber ja nicht glaube, daß ich nicht gelesen, was er an einer andern Stelle**) über die namentliche Benennung der Maria Magdalena beim Markus und Lukas sagt! Ich habe es gewiß gelesen, ich habe es zehnmal gelesen, ich habe es mit aller Aufmerksamkeit gelesen, deren ich fähig bin; aber Gott ist

*) Fünfte Unterr., S. 136.
**) Dritte Unterr., S. 90.

mein Zeuge, ich verstehe ihn nicht. Das ist das Gelindeste, was ich hier sagen kann; und doch will ich mich den Ekel nicht abhalten lassen, seine Worte getreulich abzuschreiben. Vielleicht, daß sie mir in dem Abschreiben deutlicher werden. Ich habe mir schon öftrer etwas in das Gedächtnis und in den Verstand geschrieben. Gelingt mir das auch itzt, und ich bekenne es nicht, so möge dieses Hilfsmittel nie bei mir wieder anschlagen!

Alles, was ich noch bis itzt in den Worten meines Nachbars begreife, ist dieses, „daß, wie es mit dem Markus sein soll, so sei es auch mit dem Lukas".*) — Und wie ist es denn mit dem Markus? — Hier fängt mein Unverstand an. An Worten zwar, sich zu erklären, läßt es der Nachbar nicht fehlen. Schade nur, daß man manchmal selbst vor Menge der Worte den Sinn nicht sehen kann! „Unter den Weibern," sagt er, „die zum Grabe Jesu, ihn zu salben, gingen, nennt Markus, V. 1, die Maria Magdalena zuerst, ohne Zweifel, weil sie die Sache am meisten betrieben." — Kann wohl sein. Wer wird wider diese gründliche Vermutung etwas haben, der schon weiß, wie gern die Marien den Herrn salbten! — „Darauf erzählt er, V. 5—8, die Erscheinung des Engels, mit Vorbeilassung des Umstandes, den wir aus dem Johannes wissen, daß sich nämlich Magdalena von den übrigen entfernt und die erste Erscheinung nicht mit gehabt habe." — Zugegeben! ob ich gleich nicht recht weiß, was ich zugebe. Ob Markus diesen Umstand weggelassen, weil er ihn nicht wußte, oder weil er ihn der Kürze wegen als eben nicht wichtig übergangen? — „Wenn er nun V. 9. 10 meldet, daß die bei dem Grabe vorgefallene Erscheinung den Jüngern treulich berichtet sei —" — Was? wie? in diesen angezognen Versikeln soll die Erscheinung, welche die Weiber ohne die Maria gehabt, berichtet sein? und getreulich berichtet sein? Habe ich den rechten Markus nicht vor mir? oder hatte ihn mein Nachbar nicht vor sich? In diesen Versikeln wird ja eine ganz andre Erscheinung, die Maria Magdalena ganz allein gehabt, von der Maria Magdalena ganz allein, den Jüngern berichtet. Und es ist so wenig wahr, daß unter der Erzählung dieser Erscheinung, welches eine Erscheinung Christi in eigner Person war, jene erste Erscheinung, welche beim Markus und Lukas nur

*) Dritte Unterr., S. 92.

4. öftrer, über die Form vgl. oben S. 33, Z. 4.

eine Erscheinung von Engeln ist, mit begriffen gewesen, daß sie schlechterdings nicht mit darunter begriffen gewesen sein kann, indem Markus in dem vorhergehenden 8. Versikel ausdrücklich sagt, daß die Weiber von ihrer Erscheinung der Engel keinem Menschen ein Wort gesagt: „οὐδενὶ οὐδὲν εἶπον.“ Aber hören wir den Nachbar nur erst ganz aus: „Wenn Markus nun V. 9. 10 meldet, daß die bei dem Grabe vorgefallene Erscheinung den Jüngern treulich berichtet sei, so nennt er unter den Erzählern die allein, welche er V. 1 zuerst nannte, und erwartet billig von seinen Lesern, daß sie sie sich wieder in der schon berührten Gesellschaft denken sollen.“ — Aber was hilft es denn, daß der Leser so billig ist, als ihn nicht Markus, sondern der Nachbar verlangt? Was hilft es denn? Gut, Maria ist nun wieder in der Gesellschaft der übrigen Weiber: diese übrigen Weiber sagen ja keinem Menschen ein Wort, οὐδενὶ οὐδέν, von ihrer bei dem Grabe gehabten Erscheinung. Woher wußte denn Maria etwas davon? Wie kann sie den Jüngern etwas treulich berichten, wovon sie ganz und gar nichts weiß? Oder meinen Sie wohl, lieber Nachbar, daß das οὐδενὶ οὐδέν, keinem Menschen ein Wort, hier nicht so genau zu nehmen, weil es doch nur von Weiberchen gesagt werde; weil es ganz unglaublich, weil es moralisch unmöglich sei, daß Weiberchen von einer Erscheinung οὐδενὶ οὐδέν, keinem Menschen ein Wort sollten gesagt haben; weil Weiberchen doch immer einen guten Freund oder eine gute Freundin haben, die sie als ein zweites Selbst betrachten, dem sie alles vertrauen können, ohne es jemand in der Welt vertraut zu haben? Meinen Sie so? Nachbar, Nachbar, Sie sind ein loser Schalk! Wenn das im Grunde auch so wäre, so muß man es aus Höflichkeit gegen das Geschlecht doch nicht sagen; am wenigsten muß man es in einer evangelischen Harmonie sagen. Freilich wird durch einen solchen erzsatirischen Zug, durch eine solche spaßhafte Wendung auch eine evangelische Harmonie lustiger zu lesen; aber doch auch nichts weiter als lustiger; gründlicher nicht um ein Haar. — — Gott! Gott! ist es möglich, daß ein vernünftiger Mensch mit einem Texte, welchen er von dir eingegeben zu sein glaubt, so umgehen kann! — Doch wir haben den Nachbar noch nicht ganz ausgehört: „Hat Markus gut gefunden, kurz zu sein, wie er denn sichtbar der allerkürzeste ist, und daher den mehrerwähnten Umstand von der Entfernung der Magdalena vorbeizulassen, so konnte er nicht anders sprechen, als: Jesus erschien ihr in Ge-

sellschaft der übrigen, ohne welche er sie nicht aufführt, zuerst." — Höre ich einen Menschen im Schlafe sprechen, oder was höre ich? Weil Markus sichtbar der kürzeste ist, denn er hat sichtbar die wenigsten Kapitel, so darf er Dinge für wahr ausgeben, die nur alsdenn wahr wären, wenn das, was er der Kürze wegen übergeht, auch ganz und gar nicht geschehen wäre? Erwachen Sie doch, Nachbar, und lassen Sie uns unsre fünf Sinne nur ein wenig zusammennehmen! Ich schüttle Sie und frage: Wußte Markus den Umstand, den er überging, und den wir aus dem Johannes wissen, oder wußte er ihn nicht? — Ich nehme den letzten Fall zuerst. Wußte er ihn nicht, glaubte er vielmehr das Gegenteil, glaubte er, daß Maria Magdalena sich nie von den übrigen Weibern entfernt habe: nun freilich, so konnte er ungefähr so schreiben, als Sie ihn schreiben lassen. Ich sage: ungefähr so, nicht: ganz so. Denn er konnte nur sagen, daß Magdalena mit unter den ersten gewesen, denen Christus nach seiner Auferstehung erschienen, nicht aber, daß Maria Magdalena schlechtweg die erste gewesen, die Christus dieses Vorzugs gewürdiget. (Daß er sie schlechtweg, vorzugsweise, sie allein die erste nennet, das muß also in einer ganz andern Rücksicht geschehen, wie ich weiterhin erklären will.) Allein worüber streiten wir denn sodann, lieber Nachbar? — Schlafen Sie mir nicht wieder ein, weil Sie hören, daß wir um nichts streiten! — Worüber streiten wir dann? Wenn Markus einen Umstand der Auferstehungsgeschichte nicht wußte, den Johannes wußte, wenn er diesem seinen Nichtwissen gemäß schrieb und schreiben durfte, war es denn möglich, daß er nicht in Widerspruch mit dem fiel, der den nämlichen Umstand wußte und diesem seinen Wissen gemäß schrieb und schreiben durfte? Jeder baute ja weiter auf das, was er wußte oder nicht wußte; und was der eine nicht wußte, nahm er ja als nicht geschehen an. Sie geben die Quelle aller Widersprüche zu, Nachbar, und wollen nur, daß sie nicht fließen soll. Sie halten wie ein spielendes Kind den Ausbruch des Strahls mit der Hand zurück, als ob Sie ihn immer mit Ihrem Händchen zurückhalten könnten, als ob der Strahl das Händchen endlich doch nicht wegpressen und das Kindchen noch obendrein bespritzen würde! — Ha! Sie machen große Augen? Hat Sie das tändelnde Gleichnis so munter gemacht? — Da es

25. 27 f. Diesem seinen, vgl. VIII, S. 238, Z. 22.: diesem meinen Werke. S. 350, Z. 30.

also nur lächerlich sein würde, wenn Sie unter der Voraussetzung, daß die Evangelisten nicht alle die nämliche vollständige Nachricht von dem gehabt, was bei der Auferstehung Christi vorgefallen, unter dem Eingeständnis, daß der h. Geist einen jeden nach dem Maße seiner eingezognen Kundschaft auf bestes Wissen und Gewissen schreiben lassen — da es, sag' ich, nur lächerlich sein würde, wenn Sie unter dieser Voraussetzung, unter diesem Einverständnis sich anmaßen wollten, alle nunmehr natürlicher und notwendiger Weise unter den Evangelisten eintretende Widersprüche zu heben — — Aber wie wird Ihnen auf einmal, Nachbar? Warum so zornig? Mit stummen Grimme weisen Sie auf Ihre eigne Worte: „hat Markus für gut gefunden, den mehrerwähnten Umstand von der Entfernung der Magdalena vorbeizulassen,“ und weisen nochmals auf das „hat er gut gefunden“. Ich verstehe! Sie wollen sagen, daß es Ihnen nicht eingekommen, den ersten Fall meines überflüssigen Dilemma hier anzunehmen. Markus müsse ja wohl gewußt haben, was er für gut befunden, vorbeizulassen. Warum ich mich also bei etwas so lange aufhalte, woran Sie nie gedach hätten? — Nun, nun, lieber Nachbar, werden Sie nur nicht ungehalten, daß ich erst das annehmen wollen, was noch das Leidlichste wäre, was mir Ihre Behauptung etwas weniger abscheulich machte. Ich wollte nicht so zufahren und es Ihnen gleich auf den Kopf zusagen, daß Sie denn also dem Markus nichts Geringers als eine vorsätzliche Lüge schuld geben. Denn hören Sie doch nur! — Aber daß Sie mir nicht wieder einschlafen! — Wenn Markus nach dem zweiten Falle des Dilemma, den Sie annehmen, den Umstand wußte, daß sich Maria Magdalena von ihren Gespielinnen abgesondert und wieder nach der Stadt gelaufen, sobald sie das Grab eröffnet gesehen; wenn er wußte, daß Maria Magdalena bei der Erscheinung also gar nicht zugegen gewesen, die indes ihren Gespielinnen geschah; wenn er diese Erscheinung die erste Erscheinung des auferstandenen Christus nennet: wie kann er denn gesagt und geschrieben haben, daß Maria Magdalena diese erste Erscheinung in derjenigen Erscheinung gehabt habe, bei welcher er wußte, daß sie gar nicht zugegen gewesen war? Wie kann er denn das gesagt und geschrieben haben, ohne vorsätzlich eine Unwahrheit sagen und schreiben zu wollen? Heißt denn nicht „vorsätzlich lügen“ vorsätzlich etwas für Wahrheit ausgeben, wovon wir gar wohl wissen, daß es nicht Wahrheit ist? Wird eine vor=

sätzliche Lüge denn darum weniger vorsätzliche Lüge, weil ich sie machen muß, wenn ich dem, was ich zuvor gesagt, gleichförmig bleiben will? Oder wird sie eben dadurch noch um so viel vorsätzlicher? Wer hieß dich denn von vorne herein die Sache so mangelhaft einleiten, die Umstände so verstümmeln, daß du notwendig eine Lüge sagen mußt, wenn man deine Verstümmlung, deine mangelhafte Einleitung nicht merken soll? — O Zeter! Der Mann ist schon wieder eingeschlafen. Nun so schlaf denn — und daß dich nie die Schande wecke, ein so alberner Kalumniant eines Evangelisten gewesen zu sein! — Und doch müssen wir nur bis ans Ende hören, was der Mann in der Töserei seiner Schlafsucht alles schrieb und drucken ließ. „Markus," träumet er weiter, „meint also offenbar mit diesen Worten die erste Erscheinung, welche den Weibern sämtlich widerfuhr, und die nennt er mit Recht die erste, ob sie gleich, nach dem Johannes, die Magdalena nicht mit, sondern nachher eine allein hatte." Was einem im Traume nicht alles offenbar dünkt! Mit den Worten: „Jesus aber, da er auferstanden war, früh am ersten Tage der Sabbather, erschien er am ersten der Maria Magdalena, von welcher er sieben Teufel ausgetrieben hatte," mit diesen Worten soll Markus offenbar nicht die Erscheinung meinen, deren Johannes (20, 14) gedenkt, sondern die Erscheinung, von der Matthäus und Lukas sagen, von der Markus selbst kurz vorher gesagt, daß sie die frommen Weiber zugleich gehabt? Offenbar! Wenn ich doch erfahren könnte, wem diese schöne offenbare Fratze zuerst offenbar geworden! Mit den Harmonieen des Clericus und Lamy, welche beide in dem nämlichen Jahre 1699 herauskamen, schließt sich meine Belesenheit in dieser Art Schriften; und bis dahin finde ich nicht die geringste Spur davon. Verzeihet mir also, ihr neuern Harmonisten, die ich nur den Namen nach kenne, wenn ich vielleicht gegen euch ungerecht bin, indem ich glaube, daß ein so seltner Pfifferling ganz allein auf meines Nachbars Miste gewachsen ist. Ich wüßte nicht, wo er sonst hätte wachsen können, es wäre denn, daß auch ihr, letzte Erben des harmonischen Geistes, Miste hättet, die ebenso treffliche Schwämme hervortrieben.

Doch alle diese Höhnerei prallt auf mich selbst zurück, wenn

26. Über Clericus siehe XI, 1, S. 13, Z. 35. — Bernhard Lamy, französischer Presbyter Oratorii, geboren zu Mans 1740, starb zu Rouen 1715, schrieb eine Harmonie ou concorde des Evangélistes.

ich nicht zeige, wie und in welchem Betracht Markus denn sonst eine andre Erscheinung die erste nennen können, wenn ihm nicht die, welche den sämtlichen Weibern geschahe, die erste sein solle. — Wie? und in welchem Betracht? Das wußte der Nachbar wirklich nicht? wirklich nicht? O, so hat er nie das Kapitel des Markus im Zusammenhange gelesen, und er ist ein Laie; er ist ein Laie und kein Theolog. Nicht als ob die Laien nicht auch müßten die Kapitel im Zusammenhange lesen, aus welchen sie einen Versikel erklären wollen: es ist nur eher von einem treuherzigen Laien, der, mit Luthern zu reden, aber ebenso irrherzig als treuherzig ist, zu besorgen, daß er es unterläßt, als von einem Theologen.

Mehr nämlich braucht es schlechterdings nicht, als das Kapitel des Markus im Zusammenhange zu lesen, um den garstigen Pilz auf des Nachbarn Miste zu zertreten, an dem sich auch ein Schwein vergiften könnte. Denn wem fällt es denn nicht sogleich in die Augen, und wem ist es denn noch nicht in die Augen gefallen, daß Markus in seinem 16ten Kapitel eine zweifache Kundmachung der Auferstehung Christi erzählet: eine minder authentische und eine ganz authentische? Die minder authentische ist die Kundmachung derselben durch Engel und geht bis auf den 9ten Versikel. Die ganz authentische fängt mit dem 9ten Versikel an und bestehet in den persönlichen Erscheinungen Christi, deren er vornehmlich drei gedenket, unter welchen und andern ihresgleichen Markus so ausdrücklich sagt, daß die der Maria Magdalena ganz allein geschehene die allererste gewesen. — Ich schäme mich vor mir selbst, daß ich scheinen muß, eine solche Katechismusmilch meinem Leser noch vorkauen zu wollen. Aber muß man nicht, jenen verzauberten Kehlen zu Gefallen, die oft an einem Tropfen reiner Milch ersticken wollen und pfündige Kieselsteine ohne Würgen herabschlucken? So mächtig kämpft ihre unglückliche Idiosynkrasie mit allem, was lauter ist und Nahrung gewähret!

„Ja!“ wird mein Nachbar antworten, „wer die biblischen Schriftsteller nur so lesen dürfte, daß er bloß acht hätte, was jeder selbst sagt! Wenn man nicht immer bei jedem auch ein Auge auf alle übrige haben müßte! Ei freilich, so kann jeder Bauer den Markus erklären. Aber wir, wir Theologen — — (wenn er anders diese fallende Larve wieder unter den Hut zu stecken wagt), wir Theologen dürfen den Markus durchaus nicht ohne den Matthäus erklären. Denn was hülfe es denn nun,

daß wir den Markus so verstünden, wie ihn jedes Kind verstehen kann, wenn Matthäus dadurch in die Enge käme? Denn erzählt Matthäus nicht ausdrücklich, daß den vom Grabe zurückkommenden Weibern, wo sie nichts als die Botschaft der Engel vernommen, unterweges nach der Stadt zu auch Christus in eigner Person erschienen sei? Diese Erscheinung muß ja doch wohl früher gewesen sein als die, welche der Maria Magdalena allein (nach Johannes 20, 14) geschah, da sie den Herrn für den Gärtner ansah. Wenn nun Markus in seinem 9ten Versikel ebendiese Erscheinung meinet, so war sie ja nicht die erste, und er konnte nur insofern sagen, daß Maria Magdalena die erste persönliche Erscheinung Christi gehabt, als er zu verstehen gab (aber selbst nicht glaubte), daß Maria Magdalena immer bei den gesamten Weibern geblieben und mit diesen zugleich auf dem Rückwege nach der Stadt den auferstandenen Christus zuerst ganz allein gesehen hätte?" —

Dies ist doch nach des Nachbars Meinung? Nicht? — Er schläft; aber antwortet ihr, die ihr seine Reden im Schlafe für Orakel gehalten! — Nicht?

Und nun muß ich doch erst noch einen Augenblick auf seine Seite treten und anmerken, daß dem ohngeachtet noch Rat für seine liebe Harmonie gewesen wäre, ohne den Markus so häßlich zu zerplacken. Wenn er es nicht weiß, wie es zu machen, daß die Erscheinung Christi beim Johannes (20, 14) noch immer (nach Markus 16, 9) die erste bleibt, ohngeachtet Christus auch den sämtlichen Weibern auf dem Rückwege erschienen, so lerne er es von dem Dichter.*) — Aber freilich, was ist von einem Dichter zu lernen? Der Dichter will das mit seiner profanen Einbildungskraft zwingen, was nur mit der heiligen Exegetik gezwungen werden muß.

Doch dieser ungenutzte Vorteil ist es nicht, was ich hier meinem Nachbar zur Last zu legen gedächte. Ich gedächte vielmehr, ihm bloß eine kleine Frage vorzulegen — wenn er wache wieder ist, versteht sich.—, die nicht bloß den gegenwärtigen einzeln Fall, sondern das ganze Harmonieenwesen betrifft.

Nämlich — denn darin sind wir ohne Zweifel doch einig? daß, wenn ein einzelner weltlicher Geschichtschreiber vollkommen mit sich selbst übereinstimmt, so daß das, was er selbst sagt, zusammenhängt und natürlich auseinander fließt, man die Wider-

*) Messias, Vierzehnter Gesang. [Vgl. unten den „Sechsten Widerspruch" und Klopstock (Nat.=Litt.) II, S. 202, V. 35—38.]

sprüche, in die er durch die natürlichste Erklärung seiner Nachrichten mit andern Geschichtschreibern gerät, lieber auf seiner Rechnung stehen lassen, als durch eine minder natürliche Erklärung seiner Worte ihn mit andern vergleichen und ihn dadurch in Widerspruch mit sich selbst bringen muß. — Ich dächte nicht, daß jemand in der Welt dieses in Abrede sein könnte. Denn woher weiß man, ob der Geschichtschreiber, den ich so auf seine Kosten mit andern übereinstimmig machen, mit diesen andern hat übereinstimmig sein wollen? Ob er nicht vielmehr ebenda, wo er mit andern nicht übereinkömmt, diese andere stillschweigend hat widerlegen wollen? — Und nun meine Frage! — Wenn dem so ist, sollte man nicht die nämliche Gerechtigkeit, die wir jedem weltlichen Geschichtschreiber erweisen, vor allen Dingen den Evangelisten, die doch auch Geschichtschreiber sein sollen und sind, widerfahren lassen, ehe und bevor wir sie zu Werkzeugen des h. Geistes machen, der sich ihrer auf so verschiedne Art bedienen konnte?

Sollten wir das, wäre es nicht mehr als billig, wo bliebe eure Harmonie, Wortklauber, Sinnverdreher? Eure! Ich meine nicht jene bessere, die sich begnügt, ein einstimmiges Resultat zu erhalten und kleine Nebenumstände, die in diesem nichts verändern, so verschieden, so widersprechend sein läßt, als sie wollen. Ich meine nicht eine Harmonie, mit der sich die Christen zu Tatianus' Zeiten begnügten. Ich meine eine Osiandrische, oder wie die gemilderten Osiandrischen Namen haben (denn sie sind doch alle mehr oder weniger Osiandrisch) —, kurz, eine Harmonie, wie sie nur in dem Luthertume entstanden ist, wie sie nur in dem falsch verstandenen Luthertume entstehen können. Diese, diese Harmonie wächserner Nasen, die einen jeden Evangelisten in jeder Silbe retten will, um aus ihnen allen ein Ding zusammenzusetzen, das kein einziger Evangelist für das seine erkennen würde; diese Harmonie, gegen welche allein die Einwürfe meines Ungenannten gerichtet sind, die allein diese Einwürfe hervorgebracht hat: wo bleibt sie? wer braucht sie? wer mag sie, wenn wir die Evangelisten vor allererst als gesunde natürliche Menschen schreiben lassen?

Ja, denkt der Orthodoxist, die Evangelisten sind aber auch nicht gesunde natürliche Menschen; sie sind weit mehr. Nun dann, so scheue ich mich nicht zu sagen, daß ihnen dieses Mehr sehr

23. Andreas Osiander (1498—1552), Urheber der Lessing so verhaßten „Lutherischen" Harmonistik. Seine „Harmonia evangeliorum" erschien 1537.

teuer zu stehen kommt. Man hat jeden von ihnen einzeln zum elendesten Geschichtschmierer herabgewürdiget, um sie zusammen in corpore über alle menschliche Geschichtschreiber zu erheben. —

Aber dieses Allgemeine bringt mich zu weit von dem einzeln Falle, der mich hier beschäftigen soll. Zurück zu ihm! Was ich Überflüssiges gesagt, habe ich auf Veranlassung der ohne allem Gleichen seienden und ewig bleibenden Mißhandlung des Markus gesagt, deren sich mein Nachbar unterfangen. Und wohl mir, dem man leicht eine Übertreibung schuld geben könnte, daß der vorsichtige Nachbar seine Meinung nochmals mit andern Worten wiederholt. Denn auf eine Zwischenrede, deren sich sein Herr A. unterfängt, um ihm zu überlegen zu geben, ob man nicht gar sagen könne: „Markus habe es nicht einmal gewußt, daß Magdalena eine eigene Erscheinung allein gehabt," auf diese Zwischenrede antwortet er sehr bedächtig, wie folget: „Das wollte ich wohl nicht gern sagen" — — daß nämlich Markus nicht von der besondern Erscheinung gewußt, welche Maria ganz allein gehabt. Wie klug! ja nichts gegen den Markus behaupten zu wollen, worüber wenigstens ein ganzer Versikel desselben (16, 9) für untergeschoben und eingeflickt hätte erkläret werden müssen! — „Sondern," fährt er fort, „dafür will ich lieber, was ich gesagt, wiederholen." — Nun gut, ich will es mit ihm wiederholen, um ganz sicher zu gehen. Denn das Herz schlägt mir noch immer von Mitleid, einen ehrlichen Mann, der ohnstreitig die beste Absicht gehabt, so etwas Wüstes und Wildes sagen zu lassen. Er wiederholt also: „Da Markus nicht erwähnet, daß Magdalena von den übrigen gelaufen" — (ob er es schon wußte) —, „sondern sie in deren Gesellschaft nach dem Grabe gehen läßt" — (welches er schlechterdings nicht hätte thun müssen, da er jenes wußte) —, „die Erscheinung des Engels und seinen Auftrag an sie meldet und der Ausrichtung desselben erwähnet" — (Der Magdalena hatte der Engel nichts aufgetragen, denn sie war nicht dabei gewesen; und von Ausrichtung des Auftrags des Engels an die übrigen Weiber sagt Markus nicht ein Wort. Er sagt vielmehr ausdrücklich, daß sie diesen Auftrag nicht ausgerichtet, „οὐδενὶ οὐδὲν εἶπον;" denn *οὐδενί* durch nemini *obvio* zu übersetzen und so das allgemeine „Niemand" auf die ersten die besten, die ihnen begegnet, einzuschränken, denen sie ihre gehabte Erscheinung nur nicht an

6. ohne allem, vgl. XI, 2, S. 201, Z. 31; V, S. 433, Z. 29 f.; VIII, S. 120, Z. 24.

den Kopf werfen wollen, ist in der That lächerlicher, als die obige Spöttelei zu Hilfe zu rufen. Was Markus den gesamten Jüngern (V. 10. 11) melden läßt, ist augenscheinlich bloß und allein der Bericht der Maria Magdalena von der ihr besonders geschehenen Erscheinung. Denn Maria kömmt da ganz allein, erzählt ihnen ganz allein, daß der Herr lebe, „καὶ ἐθεάθη ὑπ' αὐτῆς nicht ὑπ' αὐτῶν. Und da dieses alles so ist (— man höre doch; denn so was Treffliches kann man nicht oft genug hören; —) so meint Markus die Erscheinung, welche die vereinigten Weiber hatten, und das war ganz recht die erste." — (Aber wenn diese Erscheinung, die nur Matthäus allein hat, die weder Markus noch Lukas haben, worauf Markus also auch keine Rücksicht nehmen wollen, noch nehmen können, so ganz recht die erste war, wie kann denn Markus sagen, daß sie der Maria Magdalena, und der Maria Magdalena allein geschehen? Er wußte ja, daß sie ihr nicht einmal mit geschehen war. Und wäre sie ihr auch mit geschehen gewesen, hätte er aus diesem Grunde nicht ebensowohl sagen können, daß der Herr der Maria Jacobi, oder der Johanna, oder der Salome zuerst erschienen wäre? Was hätte denn Maria Magdalena für ein Vorrecht gehabt, daß er nur von ihr sagt, der Auferstandene sei ihr zuerst erschienen? —) „Jeder Leser," wiederholt sich mein Nachbar weiter, als ob er sich bewußt wäre, ganz etwas außerordentlich Kluges und Sinnreiches gesagt zu haben, „jeder Leser, der nichts vom Johannes weiß, muß ihn so verstehen —" (widerlegt, oder es ist nie etwas in der Welt widerlegt worden!) —, „und wer den Johannes gelesen, sieht leicht, warum Markus Magdalenens Erscheinung die erste heißt; weil er nämlich die damit meint, welche den Weibern, unter denen er sie zuerst namhaft macht, gegeben war." — Welch ein Grund! Weil Markus die Maria Magdalena bei einer Gelegenheit zuerst namhaft macht, wo er sie gar nicht hätte namhaft machen sollen, so muß das, was er klar und deutlich und mit Bestande der Wahrheit bei einer andern Gelegenheit von ihr sagt, nicht von dieser, sondern von jener Gelegenheit zu verstehen sein! —

Und nun wäre ich glücklich wieder da, wo ich oben meinen ersten Absprung nahm, bei den Worten des Nachbars: „wie es mit dem Markus ist, so ist es auch mit dem Lukas." — Also nur noch dieses einzige von jenem. — Es waren auch einmal Leute, die sich in verschiednes nicht finden konnten, was Markus von

dem auferstandenen Christus erzählt, und denen besonders der 9. Versikel: „Ἀναστὰς πρῶτον ἐφάνη Μαρίᾳ τῇ Μαγδαλήνῃ," an welchem sich der Nachbar ein so herrliches Denkmal gestiftet, ein gewaltiger Anstoß war, weil er, wie Hieronymus sagt,*) „diversa atque contraria Evangelistis caeteris narrare videatur". — Und was thaten diese Leute? — Weil sie so fein nicht waren als der Nachbar, weil sie so viel Exegetik und Griechisch nicht verstanden als der Nachbar — denken Sie einmal selbst, lieber Nachbar — (ich hoffe, daß Sie dieser Weihrauch aufweckt) — denken Sie einmal — so unterstunden sich diese unwissenden Grützköpfe, den ganzen Versikel mit allem, was darauf folgt, für einen fremden spätern Zusatz zu erklären und den Markus in ihren Exemplaren mit „ἐφοβοῦντο γάρ" zu beschließen. — War das nicht erschrecklich? War das nicht eine so lästerliche Verwegenheit, als nur immer eine zu denken? — Und doch (unter uns, Nachbar!) wollte ich ebenfalls lieber nicht allein diesen einen Versikel, nicht allein den ganzen Markus, nicht allein alle vier Evangelisten, sondern geradezu das ganze Neue Testament mitsamt der Offenbarung unter das alte Eisen werfen, als mir erlauben, einem einzigen Orte darin so mitzuspielen, als Sie dem Versikel des Markus mitzuspielen sich erdreistet. Unter uns!

Und nun auch gar dem Lukas mitspielen wollen, „mit dem es ebenso sein soll wie mit dem Markus!" Denn auch er, sagen Sie, übergeht — (aber wußte doch?) „den oft genannten Umstand, den wir aus dem Johannes wissen, und nennet unter den Erzählerinnen der Vorfälle beim Grabe die Maria Magdalena zuerst, ob sie gleich bei der ersten Erscheinung nicht gegenwärtig und auch die erste Erzählerin wohl nicht gewesen war." (Wie auch das Lukas gar wohl wußte, der wider sein besseres Wissen nur so verwirrt schreibt, weil ihm der h. Geist die Feder führt. — Kleinigkeit! Aber nun paß auf, gähnender Leser, es wird was zu lachen geben!) „Ganz allein," fährt der Nachbar fort, „ganz allein hatte Maria Magdalena die erste Erscheinung gehabt" — (Nachbar, besinnen Sie sich! Nachbar, woher wissen Sie denn das? —); „vorzüg-

*) Man sehe die Anmerkungen des Millius.

5. diversa ... videatur, von den übrigen Evangelisten verschiedenes, ja ihnen Widersprechendes zu erzählen scheine. — 13. Mit den Worten ἐφοβοῦντο γάρ [denn sie fürchteten sich] schließt in den besten alten Codices das Evangelium des Markus. — 35. Johann Mill, berühmter Herausgeber des griechischen Neuen Testaments, 1645—1707, Kaplan Karls II. von England.

lich voll schien sie davon zu sein, mehr als den andern war ihr den Jüngern zu sagen aufgegeben, und daher wird ihr Bericht, als verschieden von dem, den die Gesellschaft gebracht, besonders genannt und diesem nicht unbillig vorgesetzt, ob er gleichwohl eine Stunde später eingelaufen sein mochte." — Fern sei es von mir, daß ich hier das seltsame Antiklimax rügen sollte, dem zu Gefallen der Evangelist wissentlich und vorsätzlich ein Hysteronproteron begangen hätte. Freilich ein menschlicher Geschichtschreiber hätte eben darum, weil der Maria Magdalena mehr als den andern, den Jüngern zu sagen, aufgetragen worden, eben darum, wenn es auch die Zeitordnung nicht erfordert hätte, ihren Bericht später beigebracht, weil man natürlicher Weise das wenigere vorangehen läßt. Aber ein übermenschlicher, ein inspirierter Schriftsteller, ja der! — und so muß ich hiervon schweigen. Nur meine schon eingeworfene Frage muß ich in ihr völliges Licht stellen, wenn mein Leser lachen soll, — falls er vor Gähnen dazu kommen kann. „Ganz allein," sagt der Nachbar, „hatte Maria Magdalena die erste Erscheinung gehabt." — Wirklich, Nachbar? Ums Himmels willen, wo haben Sie denn das her? Das einzige Zeugnis, daß Maria ganz allein zuerst den Auferstandenen persönlich gesehen habe, ist ja der nämliche Versikel beim Markus (16, 9), den Sie von dieser Erscheinung nicht wollen gelten lassen, von dem Sie erwiesen zu haben glauben, daß darin diejenige Erscheinung die erste genannt werde, die Maria Magdalena mit den übrigen Weibern auf dem Rückwege zugleich gehabt. Der einzige Johannes, der noch ebendie Erscheinung (20, 16) erzählt, von welcher ich sage, nicht Sie, daß der von Ihnen so gemißhandelte Versikel des Markus rede, sagt ja mit keiner Silbe, daß sie die erste gewesen. Denn ob er schon keine andre vorher erzählt, so folgt doch daraus nicht, daß auch keine vorhergegangen. Woher wissen Sie es denn also, daß Magdalena ganz allein die erste persönliche Erscheinung Christi gehabt? Ich will doch nicht hoffen, daß Sie die nämliche Stelle zum Beweise sowohl für die gewöhnliche als für die neuerdings von Ihnen hineingelegte Meinung brauchen wollen? Sie werden ja nimmermehr wie jener Geizhals das Futter wieder in

34 ff. Sie werden ... herausgestohlen, vielleicht eine ungenaue Erinnerung an Molière, l'Avare, III, 5: Celui-ci (dit) que l'on vous surprit une nuit en venant dérober vous-même l'avoine de vos chevaux, et que votre cocher, qui était celui d'avant moi, vous donna dans l'obscurité je ne sais combien de coups de bâton, dont vous ne voulûtes rien dire.

der Krippe suchen, von welchem Sie wissen, daß Sie es Ihren eignen Pferden herausgestohlen? — Und doch ist es so. Wahrlich, solange es Ausleger auf der Welt giebt, glaube ich nicht, daß einem sein untreues Gedächtnis einen so lächerlichen Possen gespielt habe. Merken Sie sich doch, wenigstens aufs künftige, lieber Nachbar, daß nach dem Lügner kein Mensch unter der Sonne ein gutes Gedächtnis nötiger hat als — der elende Ausleger! —

Wenn ich hier voller Verdruß und Ekel die Feder aus der Hand würfe, wer könnte es mir verdenken? — Ich bin bis an die Hälfte der Widersprüche und habe unter allen fünfen nicht einen widerlegt gefunden, da es schon für mich genug wäre, wenn nur einer unwiderlegt geblieben wäre. — Dem ohngeachtet mutig an die andre Hälfte nur auch!

Sechster Widerspruch.

„Nach dem Matthäus ist der auferstandene Jesus der Maria Magdalena auf dem Rückwege zur Stadt erschienen, und nach dem Johannes vor der Thür des Grabes."

Legt einem unbefangenen, von keinen harmonistischen Flickereien etwas wissenden, vernünftigen Leser den Matthäus und Johannes vor, und hört, was er sagt. Wenn sich das nicht widerspricht, so widerspricht sich nichts. Und wie? gestehen denn selbst die Harmonisten nicht, daß hier offenbar ein Widerspruch bleiben würde, wenn sie nicht zu machen wüßten, daß Matthäus das nicht sagt, was er doch sagt? Würde der Nachbar selbst den Matthäus so mißhandeln, wie ich oben gezeigt habe, daß er thut, wenn Matthäus, natürlich verstanden, mit dem Johannes zu vereinigen wäre? — Matthäus nennt die Maria Magdalena unter den Weibern, die den Leichnam Christi zu salben ausgehen und am Grabe die Erscheinung der Engel haben, ausdrücklich; ebendas thut Markus ausdrücklich; ebendas thut Lukas ausdrücklich: und keiner von allen dreien läßt es mit einer Silbe vermuten, daß sie von den übrigen Weibern, ehe sie ganz an das Grab gekommen, abgegangen. — Aber Johannes soll diesen Umstand doch haben. — Johannes? — So sagt wenigstens der Nachbar: „Daß Magdalena bei den übrigen Weibern, mit welchen sie zum Grabe ausging, nicht blieb, sondern nach der Entdeckung, daß es geöffnet sei, zurücklief, erzählt Johannes so deutlich, daß es wirklich unbescheiden ist, ihn mit

dem Matthäus in Widerspruch zu setzen." Hier muß ich wiederum zweifeln, ob ich und der Nachbar einerlei Text des Johannes haben? Unmöglich können wir ihn haben. Denn was in seinem so deutlich stehen soll, das steht in meinem gar nicht. In seinem soll deutlich stehen, „daß Magdalena bei den übrigen Weibern, mit welchen sie zum Grabe ausging, nicht blieb"; und in meinem steht nicht einmal, daß sie mit andern Weibern ausgegangen. Mein Johannes läßt die Magdalena ganz allein zum Grabe gehen und weiß von keinen Begleiterinnen, die sie so übereilt auf den ersten Anblick des eröffneten Grabes verlassen hätte. Stünde nun in seinem Johannes nichts anders, nichts mehr, würde der Nachbar sich wohl so entscheidend ausdrücken und seinem Gegner eine Unbescheidenheit vorwerfen, der nur er schuldig wäre? — Doch warum nicht? — Er scheint gerade der Mann zu sein, der sich am mausigsten macht, wenn er am wenigsten recht hat. Mein Johannes und sein Johannes sind die nämlichen, und der ganze Unterschied liegt nur darin, daß ich den Johannes mit bloß ungetäuschten Augen, er hingegen durch die Brille seiner Harmonie lieset. In seiner Harmonie steht es, nicht im Johannes, daß Maria, sobald sie von fern das Grab eröffnet siehet, die übrigen Weiber mir nichts dir nichts verlassen habe und nach der Stadt geeilet sei. Bei dem Johannes ist sie weder so unhöflich, noch so unbesonnen. Oder will man sie mit dem Dichter lieber furchtsam als unbesonnen machen?

Und die Bewohnerin Magdalas kam, sah offen das Grabmal,
Weggewälzet den Fels, floh, rief's den andern entgegen,
Eilte zurück nach Jerusalem. Aber die Kommenden ließen
Sich nicht schrecken und gingen heran. —

Gleichviel! Ihr Betragen ist immer gleich unbegreiflich, indem schwerlich ein Weib aus Furcht wegläuft, wo sie sieht, daß mehrere ihres Geschlechts stehen bleiben; oder auch mehr Weiber schwerlich stehen bleiben, wo sie sehen, daß eine aus Furcht davonläuft. Aber es ist ja so sichtbar, warum Maria Magdalena eine so lächerlich furchtsame oder eine so lächerlich unbesonnene Rolle spielen muß. Ließe man sie mit den übrigen Weibern ganz herangehen, so sähe sie mit ihnen zugleich Engel, und nach dem Johannes muß sie noch nichts als das leere Grab gesehen haben, als sie

25 ff. Klopstocks Messias, 14. Gesang, V. 35—39.

den zwei Aposteln die erste Nachricht bringt. — Arme Magdalene! Wären die Evangelisten nichts als menschliche Geschichtschreiber, so bliebst du bei Ehren. Denn man hat noch immer einen menschlichen Geschichtschreiber lieber etwas nicht recht wissen, als eine Person, die er einführt, unnatürlich abgeschmackt handeln lassen. Aber so sind die Evangelisten göttlich, d. i. — eine schöne Göttlichkeit! — nicht sowohl das, was jeder von ihnen sagt, ist göttlich, sondern das, das ist göttlich, was wir sie alle einstimmig aus unserm hermeneutischen Sprachrohre können sprechen lassen; und du wirst darüber — arme Magdalene! — — die Harlekinin der Harmonie!

„Meinen Unwillen aber über des Mannes Unverschämtheit kann ich hier kaum zurückhalten," sagt der Nachbar von meinem Ungenannten. Behüte Gott, daß meine Leser glaubten, ich selbst wäre imstande, so etwas von meinem Nachbar zu sagen! Ich wüßte nicht, warum ich Unwillen gegen einen Mann haben sollte, mit dem ich Mitleiden habe. Und Mitleiden muß man ja wohl mit einem Manne haben, der folgendes Raisonnement für so bündig halten kann, daß er es mit einem Trumpfe begleiten darf: „Johannes sagt klar, Jesus sei der Magdalena am Grabe erschienen, und Matthäus, er sei den Weibern auf der Rückkehr vom Grabe begegnet. Mußte nun vernünftiger Weise nicht erst bewiesen werden, daß Magdalena unter diesen Weibern gewesen?" — (Mußte? was braucht das erst erwiesen zu werden? Sagt es nicht Matthäus ausdrücklich? Müssen Sie nicht vielmehr beweisen, daß es Matthäus nicht sagt?) — „Dieses geschieht aber nicht, weil es nach Johann. 20, 1—18 nicht geschehen kann." — (Freilich geschieht es nicht; denn es war geschehen, sobald Matthäus schrieb. Sobald Matthäus geschrieben hatte, und ehe Johannes schrieb: wem konnte es auch nur im Traume einfallen, daß Maria Magdalena unter den Weibern nicht gewesen, unter welchen sie Matthäus zuerst nennet? und Markus nennet, und Lukas nennet? In diesem Zeitraume war es doch wohl ausgemacht und litte keinen Widerspruch, daß Maria Magdalena unter den Weibern gewesen, denen Christus auf dem Wege nach der Stadt erschienen war? Warum muß es denn, nur seitdem Johannes geschrieben, nicht mehr wahr sein? — Weil es dem, was Johannes schreibt, widersprechen würde? Nun freilich. — Und nichts in den Evangelisten sich widersprechen

12 f. sagt der ... Ungenannten, S. 139. — 32. litte, zu dieser Form des ind. imperf. vgl. III, 1, S. 105, V. 2123 f.

darf? Und wir sie in allen Worten müssen vergleichen können? — Wer sagt das? Sie vergleichen, wo sie sich vergleichen lassen, ohne daß dem einen oder dem andern Weh geschieht: wer würde das nicht gern wollen? Aber sie auf Kosten eines oder mehrerer Evangelisten vergleichen, welche darüber zu nachlässigen, elenden Geschichtschreibern werden, welche darüber in Widerspruch mit sich selbst kommen, welche darüber wissentlich und vorsätzlich (wie ich erwiesen habe) Lügen niedergeschrieben haben müssen: welchem gesunden Magen ist eine solche Vergleichung nicht unverdaulicher als alle die Widersprüche, die man damit verglichen und gehoben zu haben versichert?

„Dennoch," fährt der Nachbar fort, „setzt der Ungenannte beide Evangelisten in Widerspruch, wie die beiden Ältesten in Israel, die fälschlich wider die Susanna zeugten." — Diese Erläuterung aus der Geschichte der Susanna hat mir auch nicht gefallen. Aber warum nicht? Weil ich mich mein Tage nicht bereden können, daß Daniel die Richter nicht zu einem sehr falschen Schritte verleitet hätte, wenn sie die Ältesten auf den bloßen Widerspruch, in den sie fielen, verdammt hätten Ihr eignes Bekenntnis muß dazu gekommen sein. Der bloße Widerspruch konnte gegen sie nichts beweisen, sondern er war nur die Gelegenheit einer Überraschung, in der sie ihre Verleumdung gestanden. Und so, sage ich, bleibt es zwar allerdings ein ebenso großer Widerspruch, wenn die nämliche Erscheinung an zwei verschiednen Orten soll geschehen sein, als wenn die nämliche Sache zugleich unter einer Eiche und unter einer Linde soll vorgegangen sein; aber derjenige, der des erstern Widerspruchs wegen, wenn er auch immer und ewig in den Evangelisten bleiben müßte, schließen wollte: „also sind die Evangelisten Lügner, also muß man den Evangelisten gar nichts glauben," der schließt wirklich ebenso übereilt, als die Richter geschlossen haben würden, wenn sie bloß darauf die Ältesten hätten steinigen lassen, weil der eine eine Eiche für eine Linde, oder der andre eine Linde für eine Eiche angesehen hätten, indem ihre lüstern Augen nach ganz etwas anderm sahen als nach den Bäumen der wollüstigen Scene.

Daher mag ich dem Nachbar seinen Trumpf: der unverschämte Mann! auch kaum aufmutzen. Er sahe damit vielleicht nicht sowohl

36 f. der unverschämte Mann, nach der oben angeführten Stelle auf S. 139 bei Reß fährt sein V. fort: „Johannes sagt klar, Jesus sei der Magdalena am Grabe er=

auf den Widerspruch, den der Ungenannte zwischen dem Matthäus und Johannes fand, als auf das, was der Ungenannte aus diesem und dergleichen Widersprüchen folgern zu dürfen glaubte. Da befiel ihn denn ein heiliger Eifer, und ich bin noch sehr wohl mit ihm zufrieden, daß er in diesem heiligen Eifer nur rief: der unverschämte Mann! und nicht gar ein „Gott schelte dich, Satan!" ausstieß. Was unmittelbar darauf folgt, ist wenigstens so kahl, daß ein förmlicher Fluch nicht übel dazu gepaßt hätte: „Kein Christ hätte vor ihm den absurden Widerspruch, wenn er da wäre, gesehen? Es müssen sehr stolze Leute sein, die so die Religion bestreiten und sich für Generalpächter des Menschenverstandes halten." — Vors erste, lieber Nachbar, sind Sie ganz unrecht berichtet, daß dieser Widerspruch zwischen dem Matthäus und Johannes nicht schon längst gerüget worden. Und zum andern, was wäre es denn, wenn auch das nicht wäre und der Ungenannte ihn schlechterdings zu allererst entdeckt hätte? Es ist bis itzt in der Welt noch unendlich mehr übersehen als gesehen worden. Nur Leute, bei denen alles so bleiben soll, wie sie es von ihrem Professor gehört haben, können sich das nicht einbilden; und diese Leute sind der Wahrheit noch viel schädlicher als die, die Sie so sinnreich Generalpächter des Menschenverstandes, ich weiß nicht wem nach, nennen. Denn was diese gepachtet haben, das haben sie doch, und sie verkaufen es zur Zeit der Not nur ein wenig teuer. Aber jene! Jene wollen das gar nicht in der Welt leiden, was diese nur ausschließend gepachtet zu haben vermeinen. — Fragen Sie mich aber, lieber Nachbar, wer denn diesen Widesprruch, bei dem wir halten, vor unserm Ungenannten schon gesehen habe, so antworte ich Ihnen nur: daß Augustinus sogar schon darauf geantwortet hat. Aber freilich ganz anders geantwortet hat als Sie. Augustinus nämlich sagt — Lesen Sie es bei ihm selbst nach!*) Ich würde nicht fertig, wenn ich vollends mit Ihnen in die ältesten Harmonieen gehen wollte, die Sie mir so wenig zu kennen scheinen.

*) De consensu Evangel., L. III, c. 24.

schienen, und Matthäus, er sei den Weibern auf der Rückkehr vom Grabe begegnet. Mußte nun vernünftigerweise nicht erst bewiesen werden, daß Magdalena unter diesen Weibern gewesen? Das geschieht aber nicht, weil es nach Joh. 20, 1—18 nicht geschehen kann. Dennoch setzt er beide Evangelisten in Widerspruch wie die beiden Ältesten in Israel, die fälschlich wider die Susanna zeugten. Der unverschämte Mann!"

Siebenter Widerspruch.

„Bei dem Matthäus umfassen die Weiber des Auferstandenen Füße; beim Lukas ermuntert der Auferstandene selbst die versammelten Elfe, ihn zu berühren; beim Johannes befiehlt er dem Thomas, ihn mit der Hand zu betasten: nur von der Maria Magdalena, sagt Johannes, habe er sich durchaus nicht wollen berühren lassen.“

Wenn sich zwei oder mehrere Evangelisten widersprechen, so bin ich, falls ihre Vergleichung nicht notwendig ist, falls sie nicht höchst natürlich sich ergiebt, sehr geneigt, alles so stehn zu lassen, wie es steht, und den Widerspruch lieber zuzugeben, als ihren zwar verschlissenen, aber immer noch ehrwürdigen Purpur mit meinen abstechenden Lappen zu flicken. Bei weiten aber bin ich so nachgebend nicht, wenn man mich bereden will, daß Ein Evangelist sich selbst widerspreche. Denn wie mehrere nicht eins sind, so ist auch eins nicht mehrere. Wenn der unterrichteteste, redlichste Erzähler andern, die mit ihm zugleich erzählen, nicht widersprechen soll, so muß er diesen andern, oder diese andre müssen ihm schreiben helfen; und das möchte ich nicht gern auf die Evangelisten kommen lassen. Hingegen wenn ein Geschichtschreiber sich nicht selbst widersprechen soll, so braucht er nur immer derselbe zu sein, der er war.

Folglich, da in diesem Widerspruche nicht allein Matthäus und Lukas mit dem Johannes streiten, sondern Johannes auch mit sich selbst uneinig ist, so habe ich ihn von jeher unter diejenigen gerechnet, denen mit leichter Mühe zu begegnen sei. Da nämlich Johannes sagt, daß der Auferstandene sich den Betastungen des Thomas nicht nur nicht geweigert, sondern sie vielmehr aufgefordert, und ebendieser Johannes erzählt, daß der Auferstandene von der Maria Magdalena nicht berührt sein wollen, so kann ich mir nicht einbilden, daß Johannes zwei widersprechende Dinge damit zu verstehen geben wollen: einmal, daß Christus durch seine Fühlbarkeit den zweifelnden Thomas überzeugen, und einmal, daß Christus durch seine Nichtfühlbarkeit die schon überzeugte Magdalena, wenn sie etwa nach ihm griffe, nicht zweifelhaft machen wollen. Denn schlechterdings hat Johannes nur eines von beiden für wahr halten können: entweder daß Christus nach seiner Auferstehung einen fühlbaren körperlichen Körper oder einen unfühlbaren Scheinkörper gehabt habe.

Und so würde ich ganz gern dem Nachbar zugestehen, daß er auf diesen Widerspruch geantwortet habe, wenn er weniger schnippisch und verächtlich geantwortet hätte. Aber diesen Ton kann man an einem Manne, der nicht mehr Scharfsinn, nicht mehr Gelehrsamkeit zeigt als er, so wenig vertragen, daß man vielmehr dadurch gereizt wird, einen Posten zu verteidigen, den man gutwillig verlassen wollte.

Gleichwohl will ich ihm in dieser Absicht nur zu Gemüte führen, daß seine Erklärung der Worte des Johannes (20, 17), worauf sich seine ganze Antwort gründet, noch lange so ausgemacht nicht sei, als er glaubt. Sie ist zwar freilich die seit 150 Jahren fast allgemein angenommene; aber sie macht doch auch die ganze Stelle so kahl, so leer, so frostig, so komplimentenmäßig, daß nicht zu verwundern, wenn das gesamte Altertum weit etwas anderes und mehrers darin gesucht hat. Selbst Grotius hängt noch an der alten mystischen Auslegung; und diejenigen, lieber Nachbar, sind eben nicht gleich kranke Köpfe, die diese und mehrere Auslegungen der Neuern für wahre Ausleerungen der ausgelegten Stellen halten.

Achter Widerspruch.

„Nach dem Matthäus und Markus bescheidet Christus unmittelbar nach seiner Auferstehung sowohl durch die Engel im Grabe, als selbst mündlich durch die rückkehrenden Weiber seine Jünger nach Galiläa; bei dem Lukas aber befiehlt er ebendenselben an ebendem Tage der Auferstehung, daß sie sämtlich in Jerusalem bleiben sollten, bis daß der h. Geist über sie ausgegossen würde, welches am Pfingstfeste geschah.“

Auch bei diesem Widerspruche, welchen ich unter allen bisher vorgekommenen noch am liebsten möchte beantworten können, ist merkwürdig, daß sich jeder Evangelist einzeln sorgfältig gehütet hat, darein zu verfallen. Denn wenn Jesus beides von seinen Jüngern verlangt hätte, wenn er ihnen beides zu verschiednen Zeiten befohlen hätte, so würde derjenige Evangelist, welcher das Gebot an die Jünger, nach Galiläa zu gehen, so einschärft, (Matthäus), nicht von allen Erscheinungen zu Jerusalem schweigen und nur der einzigen auf einem Berge in Galiläa gedenken; und derjenige Evangelist, welcher den Auferstandenen seinen Jüngern befehlen läßt, die ersten funfzig Tage nicht aus Jerusalem zu

weichen, (Lukas), würde nicht bloß lauter Erscheinungen in Jerusalem erzählen und selbst diejenige in Jerusalem bei verschlossenen Thüren vorgehen lassen (24, 41), deren eine sehr gleichförmige Johannes (21, 1—13) am Galiläischen Meere erfolgen läßt.

Und dieses alles hat der Ungenannte so handgreiflich auseinandergesetzt, daß ich hier den Nachbar vornehmlich erwartet habe. Nicht, daß ich hoffen dürfte, er würde leisten, was noch kein Ausleger geleistet hat, sondern weil mir einfiel, daß eine blinde Henne manchmal auch ein Korn findet. Das albernste Gewäsche in den Tag hinein hat oft Gelegenheit zu einem sehr sinnreichen Gedanken gegeben, und gar nicht witzige Leute werden oft durch dringende Verlegenheit, geschwind etwas zu ihrer Verteidigung sagen zu müssen, sehr witzig. Hier wird, dacht' ich, die blinde Henne brav scharren, und wer weiß, ob nicht gar ein hübsches Steinchen in dem aufgescharrten Miste sich findet? Das Steinchen wäre denn für mich.

Nun dann! Hier ist das Steinchen, das die blinde Henne aufgescharret hat. Benennen mag es ein andrer; ich halte es für ein Krötensteinchen. Es kann aber auch ein Luchssteinchen sein; denn hohl ist es.

Pfiffig indes, werden manche sagen, sei mein Nachbar doch für zehn andre. Denn er begnügt sich, diesen achten Widerspruch in eigner Person nur vorzutragen, und nachdem er ihn vorgetragen, wendet sich sein bescheidnes unterrichtendes B. an das unterrichtete und ihn schon wieder unterrichtende A. mit einem „Was sagen Sie dazu?" Und nun sagt das A., wie folget: „Ich sage, was ich öftrer gesagt, unser Autor muß alles durch einander werfen, wenn er Widersprüche zur Welt bringen will. Es ist wahr, daß die Engel und Jesus selbst am Tage seiner Auferstehung den Weibern befahlen, seinen Jüngern zu sagen, daß sie nach Galiläa gehen und ihn da sehen sollten; aber es ist nicht wahr, daß er an ebendiesem Tage ihnen gebot, zu Jerusalem zu bleiben; denn das befahl er ihnen am Tage seiner Himmelfahrt, wie jeder sieht, der Ap.-Gesch. 1, 3. 4 lesen kann."

So? das ist nicht wahr, wie jeder sehen kann? — Wie froh bin ich, daß dieses A. sagt, ein Mann, der mir vom Anfange nicht gefallen, weil er ein Zweizüngler ist. Und ein hämischer, boshafter Zweizüngler. — Lieber Nachbar, mit was für Leuten

26. öftrer, vgl. VIII, S. 114, Z. 6, oben S. 33, Z. 4. — 32 f. wie jeder ... lesen kann, S. 141.

geben Sie sich ins Gespräch! Merken Sie denn nicht, daß dieses tückische A. Sie gern in einen übeln Ruf bringen möchte? Was er da sagt, wird Ihnen Händel machen, weil Sie es mit keiner Silbe bestrafen.

Oder ernsthafter: Ihr Pfiff, lieber Nachbar, hilft Ihnen nichts, daß Sie eine solche Antwort nicht selbst geben, sondern nur geben lassen. Sie haben zwar vielleicht einmal gehört, daß man in einer Komödie seine Personen kann sprechen lassen, wie man will, wenn es nur mit dem einmal angenommenen Charakter derselben nicht streitet; daß man sie fluchen und lügen und lästern kann lassen, so arg man will, und daß kein Mensch den Komödienschreiber dafür muß ansehen wollen. Aber Unterredungen, die zu Untersuchung der Wahrheit geschrieben werden, sind keine Komödien, und der Verfasser solcher Unterredungen muß für alles stehen, was er nicht darin gelegentlich selbst verwirft oder wenigstens mit einem mißbilligenden Seitenblicke bezeichnet.

Also, lieber Nachbar, was sagen Sie? den Befehl, vors erste in Jerusalem zu bleiben, habe Christus seinen Jüngern am Tage seiner Himmelfahrt gegeben, wie jeder sehen müsse, der Ap.-Gesch. 1, 3. 4 lesen könne? — Es ist mir unbegreiflich, wie Sie so etwas so dreist in die Welt schreiben können. Wenn die Bibeln in der Welt noch so rar wären, daß man eine von hundert Meilen her verschreiben müßte, so wäre es noch was. Aber da jeder Ihrer Leser nur die Hand ausstrecken darf, um Sie auf der Unwahrheit zu ertappen — wahrhaftig, unbegreiflich! ganz unbegreiflich!

So viel ist wahr, daß der Anfang der Apostelgeschichte bis auf den neunten Versikel drei verschiedne Absätze hat, die wohl ein Mann durch einander mengen könnte, der im Schlafe zu lesen gewohnt ist. Die zwei ersten Versikel enthalten einen bloßen Übergang von dem ersten auf das zweite Buch des Lukas, mit genauer Bemerkung, bis wie weit das erste Buch, sein Evangelium, gehe. Hierauf wiederholt er kürzlich, V. 3. 4. 5, was Christus in den 40 Tagen nach seiner Auferstehung gethan und gesagt, und kömmt sodann, im sechsten V., auf die ganz letzte Begebenheit seines ersten Buchs zurück, von welcher er den Faden wieder aufnimmt. Diese letzte Begebenheit ist die Himmelfahrt Christi, von welcher wir hier, V. 6. 7. 8, noch einen Umstand erfahren, den Lukas, weil er sich auf die Zukunft bezog, lieber zu Anfang des zweiten als zu Ende des ersten Buchs erzählen wollte.

Wenn nun der Befehl, daß die Jünger vors erste nicht von Jerusalem weichen sollen, in dem mittelsten Absatze vorkömmt; wenn es nichts weniger als unwidersprechlich ist, daß συνελθόντες, V. 6, sich auf συναλιζόμενος, V. 4, beziehet, und Lukas vielmehr im sechsten Versikel von einer ganz andern Versammlung zu reden anfängt, als deren er im vierten Versikel gedenkt, wo nur von einer Versammlung der Elfe die Rede war, anstatt daß im sechsten Versikel eine weit größere Versammlung von Jüngern zu verstehen, die bei der Himmelfahrt gegenwärtig sein sollten; wenn es noch im geringsten nicht erwiesen ist, daß das συναλιζόμενος, V. 4, nichts als ein bloßes Zusammenbringen bedeute und folglich die beiden ältesten Übersetzer, der lateinische und syrische, die es durch convescens geben, völlig unrecht hätten; wenn sogar es höchst wahrscheinlich ist, daß Lukas mit diesem Worte eben nicht wie Xenophon sich ausdrücken, sondern vielmehr auf eine andere Stelle bei sich selbst verweisen wollen:*) wie können Sie denn sagen, daß jeder, der Ap.-Gesch. 1, 3. 4 lesen könne, sehen werde, Christus habe nicht am Tage seiner Auferstehung, sondern am Tage seiner Himmelfahrt den Jüngern befohlen, in Jerusalem vors erste zu bleiben? Ich kann doch auch lesen, und sehe das nicht. Aber freilich, ich will nicht sehen, und ganz recht; ich will mit fremden Augen nicht sehen, sondern mit meinen. — Wenn Sie sich noch begnügt hätten, zu sagen, daß jener Befehl in der Apostelgeschichte nicht eben am Tage der Auferstehung gegeben zu sein *scheine*, so möchte es noch hingehen, falls er an dieser Stelle allein stünde. —

Denn kurz, wozu alles dieses Spiegelgefechte? — Ihre Versündigung ist hier weit größer, als daß Sie bloß Ihre Meinung in einer streitigen Stelle ganz offenbar finden. So was widerfährt uns allen. Das wäre des Rügens nicht wert. Dabei kann man noch immer ein sehr ehrlicher Mann sein. Aber, Nachbar, auch dabei: wenn man nicht allein eine streitige Stelle als nicht streitig für sich anführt, sondern noch dazu eine anderweitige, nicht im geringsten streitige Stelle, die ausdrücklich wider uns ist, wissentlich verschweigt? Auch dabei? — Ich lasse es gelten, wenn

*) V. Boisii Veteris Interpretis cum recentioribus Collatio, p. 347. Conf. Stockius, ad l. q.

35. Johann Boys oder *Bois*, 1560—1643, englischer Theolog. — 36. Christian *Stock*, 1672—1733, Professor der orientalischen Sprachen zu Jena, schrieb: Novum Testamentum graecum observationibus philologicis, criticis et exegeticis illustratum.

man auf der Katheder disputiert, wo man sich nur seinem Pro loco würdig zeigen soll. Da gilt allerlei Münze. Aber wenn man vor den Augen der ganzen Welt als ein unparteiischer Untersucher der Wahrheit auftritt, der mit gutem Gewissen muß sagen können: *οὐ σπεύδω νικῆσαι κακῶς ἀλλὰ ζητῆσαι ἀληθῶς*, ist es auch da noch erlaubt, solche Adjunktenstreiche zu spielen?

Es hat nämlich jener Befehl in der Apostelgeschichte nicht allein eine solche Parallelstelle, aus welcher er erklärt werden kann, sondern er hat sogar eine solche, aus welcher er notwendig erklärt werden muß, weil es Parallelstelle des nämlichen Verfassers ist. Der nämliche Lukas, welcher in seiner Apostelgeschichte den Tag, da jener Befehl gegeben worden, nicht bestimmt genug ausdrückt, drückt sich in seinem Evangelio so bestimmt darüber aus, daß schlechterdings keine genauere Bestimmung der Zeit möglich ist. Denn wenn läßt er ihn da geben, jenen Befehl? Nicht in der Versammlung der Elfe, in welcher der Auferstandene ein Stück vom gebratnen Fische und Honigseims aß? Und wenn war diese Versammlung? War es nicht die nämliche, bei welcher sich die zwei Jünger, welche nach Emmaus gegangen waren, einfanden? Und wenn gingen diese Jünger nach Emmaus? War es nicht am dritten Tage nach der Kreuzigung Christi, wie sie selbst sagen? War es nicht, wie sie selbst sagen, am Abende des nämlichen Tages, an dessen frühen Morgen die Weiber das Gesicht der Engel gesehen hatten? -- also am Tage der Auferstehung? —

Was ist hierwider einzuwenden? Nichts, schlechterdings nichts. Entweder hat Christus, nach dem Lukas, seinen Jüngern sogleich am Tage der Auferstehung befohlen, in Jerusalem zu bleiben, oder es ist bei allen Evangelisten nichts klar, nichts ausgemacht. Denn das Deutlichste, was sie uns irgendwo sagen, ist nichts deutlicher als das.

„Aber, mein Gott!“ muß ein ehrlicher Christ denken, der unter diesen Dornen zu wandeln nie für gut befunden, „wenn schlechterdings wider jene Stelle im Evangelio des Lukas nichts einzuwenden ist, wie helfen sich denn gleichwohl die Harmonisten?“ Wie sie können, liebe Seele. Das ist, auf die schändlichste, heillosefte, unverantwortlichste Weise. Und da dürfte ich fast meinem Nachbar eine Ehrenerklärung thun. Er ist im Grunde nichts

23. frühen, nach einem Genitiv tritt im vorigen Jahrhundert häufig die schwache Deklination der Adjektiva ein.

schlimmer als sie alle; und wenn in Gesellschaft unsinnig sein den Unsinn entschuldiget, so ist er hinlänglich entschuldigt. Ebendie Stelle, die er hier verschweigt, hat sie längst zu einem Verfahren genötiget, bei welchem ich ebenso gern die mangelhaften Stücke eines zerrissenen Briefes, mit welchen der Wind spielet, zu meiner Bibel machen möchte. Zu einem Verfahren, welches auch nur stillschweigend billigen, zur Schande der Evangelisten laut erklären heißt, daß in ihnen überall nichts aus dem Zusammenhange zu erklären sei, daß alle ihre Nachrichten, alle von ihnen eingeschaltete Reden Christi nichts als feuchter Sand sind, der sich nur so lange zusammenballet, als man ihn nicht reibet.

Sie sagen nämlich: Lukas brauche in seinem Evangelio eine Anticipation und lasse Christum daselbst etwas weit früher sagen, als er es wirklich gesagt habe; welches er selbst Apostelg. 1, 3. 4 zu verstehen gebe. — Vollkommen wie Toinette, der Medikus, im „Eingebildeten Kranken“! Die Weise der heiligen Lehrer, mit Luthern zu reden, die Schrift so zu erklären, daß sie helle klare Sprüche nehmen und machen damit die dunkeln Wankelsprüche klar, diese Weise war so alt, so abgenutzt! Warum sollen sie das Herz nicht einmal verlegen? warum sollen sie, wenigstens zur Veränderung, das Ding nicht einmal umkehren und die dunkeln Wankelsprüche nehmen, um damit in die allzu hellen, allzu klaren Sprüche eine angenehme Dämmerung zu bringen?

Oder sie sagen mit andern Worten: Lukas habe dort in seinem Evangelio zwei Reden Christi in eine geschmolzen; zwischen dem 43. und 44. Versikel, die Lukas freilich mit eisern Klammern verbunden zu haben scheine, die er mit Einem Zuge der Feder geschrieben oder in Einem Atem seinem Schreiber vorgesagt, liege nicht weniger als eine Zeit von 40 Tagen; von dem einen Ver-

15. Toinette, der Medikus, Lessing irrt sich im Namen, aber nicht in der Weise, wie Groß in Hempels Ausg. XVI, S. 78 meint. Toinette, das Dienstmädchen in Molières „Eingebildetem Kranken“, spielt in lächerlicher Weise den Arzt. In ähnlicher Weise, aber gezwungen, spielt ihn Sganarelle im „Arzt wider Willen“, und diesen hat hier Lessing im Sinn, wenn er II, 6 (Oeuvres, Paris 1799, IV, S. 164f.) sagt: Or, ces vapeurs dont je vous parle venant à passer du côté gauche où est le foie, au côté droit où est le coeur, il se trouve que le poumon, que nous appelons en latin armyan ayant communication avec le cerveau u. s. w., worauf Geronte antwortet: On ne peut pas mieux raisonner, sans doute. Il n'y a qu'une seule chose qui m'a choqué: c'est l'endroit du foie et du coeur. Il me semble que vous les placez autrement qu'ils ne sont; que le coeur est du côté gauche, et le foie du côté droit. Aber Sganarelle erklärt: Oui; cela était autrefois ainsi: mais nous avons changé tout cela, et nous faisons maintenant la médecine d'une manière toute nouvelle. Geronte: C'est ce que je ne savais pas, et je vous demande pardon de mon ignorance. Vgl. auch IX, 2, S. 62, Z. 32ff.

sikel auf den andern mache Christus mit seinen Jüngern einen kleinen Sprung von Jerusalem bis Bethania. — Und warum nicht? Tausend Jahre sind ja vor Gott wie ein Tag, mit einer Spanne umfaßt er ja die ganze Erde. Folglich sind 40 Tage vor ihm nur wenige Sekunden; folglich ist ihm der Abstand von Jerusalem bis Bethania ein Punkt, der in den andern fällt, und aus Vernachlässigung dieser wenigen Sekunden, aus dieser Verwechselung der rechten Seite eines Sonnenstäubchens mit dessen linker wagt man es, dem Lukas ein Verbrechen zu machen? — Sie wären es fähig, diese Herren, ihre harmonische Mißhandlung so zu rechtfertigen. —

Wahr ist es, daß ihnen schon Tatian gewissermaßen vorgegangen, als welcher den 49. Versikel in dem letzten Kapitel des Lukas auf eine ebenso gewaltsame Art trennet und zwischen das wiederholte Versprechen Christi, seinen Jüngern die Verheißung seines Vaters zu senden, und den unmittelbar darauf folgenden Befehl, in Jerusalem zu bleiben, ich weiß nicht wie viel Erscheinungen noch einschaltet, deren die andern Evangelisten gedenken. Aber wie dieses überhaupt für sie nichts beweisen, sondern nur zeigen würde, wie früh es schon Leute gegeben habe, die sich alles mit den Evangelisten erlaubet, um nur ein Ganzes aus ihnen zusammensetzen zu können, das nach ihrem Kopfe wäre, so antworte ich hierauf noch folgendes insbesondere. Vors erste ist noch eine große Frage, ob wir den wahren Tatian haben. Zweitens, hätten wir ihn auch, und wäre es ebenderselbe, den uns Victor Capuanus aufbehalten, so ist klar, daß sein Werk nichts weniger als eine Harmonie in dem uns gebräuchlichen Verstande dieses Wortes ist oder sein soll: es ist ein bloßer Faden, auf welchen er taliter qualiter die Erzählungen der Evangelisten gereihet; es ist ein bloßes *βιβλίον σύντομον*, dessen sich die gemeinen Christen in aller Einfalt bedienten. Drittens bitte ich, nicht zu vergessen, daß die rechtgläubige Kirche mit der Arbeit des Tatian nur schlecht zufrieden war; nicht allein wegen verschiedner Auslassungen, die er zu gunsten seiner enkratitischen Irrtümer machte, sondern auch wegen der Zusammensetzung des beibehaltenen und unverfälschten

3. Tausend ... ein Tag, 2. Petr. 3, 8. — 25f. Bischof Victor von Capua (gest. um 544) hat nicht die Evangelienharmonie Tatians, sondern die des Ammonius Alexandrinus ins Lateinische übertragen. — 30. *βιβλίον σύντομον*, zusammengezogenes Büchlein.

Textes der Evangelisten selbst. Denn Theodoret giebt ihm eine *κακουργίαν τῆς συνθήκης* schuld, worunter ich mir nichts anders denken kann, als daß er, wo es ihm vorteilhaft gewesen, solcher gewaltsamen Trennungen der Worte des Herren mehrere zu machen sich unterstanden, als diese eine ist, die in dem Werke etwa noch übrig geblieben, das gegenwärtig seinen Namen führt.

Wenigstens ist gewiß, daß keiner von den nachfolgenden Kirchenvätern weder die Trennung des 49. Versikels, noch die Trennung des 43. und 44. gebilliget und sich dadurch aus der Verlegenheit zu helfen gesucht, daß Christus an dem nämlichen Tage seinen Jüngern in Jerusalem zu bleiben und nach Galiläa zu gehen befohlen.

Hieronymus sicherlich nicht, dem Hedibia diesen nämlichen achten Widerspruch meines Ungenannten zur Auflösung vorlegte. Denn Hieronymus sagt bloß, daß die Erscheinungen Christi in Jerusalem für keine eigentliche Erscheinungen zu rechnen, als in welchen er nur „pro consolatione timentium videbatur, et videbatur breviter, rursumque ex oculis tollebatur“. In den Erscheinungen in Galiläa hingegen wäre „tanta familiaritas et perseverantia“ gewesen, „ut cum eis pariter vesceretur“. Nun ist zwar freilich unbegreiflich, wie Hieronymus fortfahren: „Unde et Paulus Apostolus refert, eum *quingentis simul apparuisse discipulis.* Et in Joanne legimus quod piscantibus Apostolis *in littore steterit et partem assi piscis favumque comederit*: quae verae resurrectionis indicia sunt,“ und unmittelbar darauf hinzusetzen können: „In Hierusalem autem nihil horum fecisse narratur.“ Denn wie war es immer möglich, daß Hieronymus einer Bibelleserin, wie Hedibia war, so etwas schreiben konnte? Hedibia mußte notwendig sehr sonderbare Begriffe entweder von der Übereinstimmung der verschiednen Exemplare des neutestamentlichen Textes oder von der Bekanntschaft des Hieronymus mit

1. Der Bischof Theodoret von Cyrus in Syrien (geb. um 400, † 457) schrieb eine Kirchengeschichte, welche von 325—429 reicht, und eine Schrift gegen die Häretiker. — 2. *κακουργίαν τῆς συνθήκης*, Mißhandlung des Testaments. — 17 f. pro consolatione ... tollebatur, zum Trost der Furchtsamen sich sehen ließ und kurz sich sehen ließ und wieder aus ihren Augen entrückt wurde. — 19 f. tanta ... vesceretur, eine so große Vertraulichkeit und Beharrlichkeit, daß er mit ihnen zugleich aß. — 21 ff. Unde ... sunt, woher auch der Apostel Paulus berichtet, er sei zugleich fünfhundert Jüngern erschienen. Und im Johannes lesen wir, er habe, während die Apostel fischten, am Ufer gestanden und etwas von einem gebratenen Fisch und eine Honigscheibe verzehrt: was die Anzeichen einer wahren Auferstehung sind. — 26 f. In Hierusalem .. narratur, daß er aber in Jerusalem etwas dergleichen gethan habe, wird nicht erzählt.

demselben bekommen. Der auferstandene Christus habe in Jerusalem nicht gegessen? Steht denn nicht in seinem eignen Lukas: „At illi (die in Jerusalem versammelten Jünger, zu welchen die von Emmaus zurückgekehrten kamen) obtulerunt ei partem piscis et favum mellis?“ Folgt denn nicht auch in seinem Lukas: „et cum manducasset coram eis“? Wie gesagt, diese Vergeßlichkeit des Hieronymus ist mir ganz unbegreiflich, ebenso unbegreiflich als es mir ist, daß sie sonst niemanden, soviel ich wüßte, vor mir aufgefallen. Dieser einzigen Stelle wegen, wenn ich Herausgeber des Hieronymus gewesen wäre, würde ich ohne weiteres Bedenken die ganze Antwort auf die zwölf Fragen der Hedibia nicht bloß unter die ἀμφιβόλως νόθα, sondern geradezu unter die ψευδεπίγραφα indocta dieses Kirchenlehrers geworfen haben. Denn was kann ungelehrter für einen Ausleger der Schrift sein, als wenn ihm die ausdrücklichen Worte derselben so wenig gegenwärtig sind? Wäre es sonst einem wohl zu verdenken, der diese Vergeßlichkeit des Hieronymus nur für angenommen ausgäbe, weil er der Hedibia nichts Gescheiters zu antworten wußte? — Doch was mache ich mir für Sorge? Die Benediktiner, deren neueste Ausgabe ich nicht nachsehen kann, werden da schon andern Rat gefunden haben!

Ebenso wenig und noch weniger als Hieronymus läßt es sich Augustinus einfallen, jenes doppelten einer den andern aufhebenden Befehls wegen eine und ebendieselbe Rede beim Lukas halb in Jerusalem und halb vierzig Tage hernach in Bethania halten zu lassen. Auch geht er mit Beantwortung des daraus entspringenden Einwurfs schon weit feiner zu Werke. Da nämlich Markus, welcher ebensowohl als Matthäus den Befehl hat, daß die Jünger nach Galiläa gehen sollen, ganz und gar keiner Erscheinung in Galiläa gedenke; da der Engel beim Matthäus nicht gesagt habe: „Praecedit vos in Galilaeam, ibi *primum* eum videbitis,“ aut „ibi *tantum* eum videbitis,“ aut *„non nisi* ibi eum videbitis,“ als in welchen Fällen Matthäus den übrigen Evangelisten freilich widersprechen würde; da Matthäus den Engel bloß sagen lasse:

2. in seinem eignen Lukas, d. h. in der Vulgata, deren Verfasser Hieronymus ist. — 3ff. At illi ... mellis, aber jene boten ihm etwas Fisch und eine Honigscheibe. — 6. et cum ... coram eis, und als er in ihrer Gegenwart gegessen hatte. — 12. ἀμφιβόλως νόθα, zweifelhaft unechten Stücke. — 13. ψευδεπίγραφα indocta, fälschlich ihm zugeschriebenen, nicht von ihm gelehrten Sachen. — 30ff. Praecedit ... videbitis, „er geht euch voran nach Galiläa, dort werdet ihr zum erstenmal ihn sehen“, oder: „nur dort werdet ihr ihn sehen“, oder: „dort allein werdet ihr ihn sehen“.

„*Ibi eum videbitis,* nec expressum est, quando id futurum esset, utrum quam primum antequam alibi ab eis visus esset, an postea quam eum alicubi etiam praeterquam in Galilaea vidissent,“ so glaubt Augustinus, Christus habe zwar freilich wohl den Jüngern versprechen lassen, irgend einmal in Galiläa ihnen zu erscheinen, in der That aber liege doch in dem Befehle, daß sie ihm nach Galiläa folgen sollten, noch ganz etwas anders. Und was? Was anders als ein Mysterium, welches in der wörtlichen Bedeutung des Namens Galiläa wie die Dotter in der Schale des Eies eingeschlossen liege. „Galilaea namque,“ sagt er, „interpretatur vel transmigratio, vel revelatio.“ Und nun nehme man das eine oder das andere: die Sache ist klar, und das praecedit vos in Galilaeam wäre genau erfüllt worden, auch wann der auferstandene Christus ganz und gar nicht nach Galiläa gekommen wäre. Denn vors erste, secundum transmigrationis sententiam, transmigrierte nicht nunmehr die Gnade Christi zu den Heiden? Vors zweite, secundum illud, quod Galilaea interpretatur revelatio, wo sonst als in Galiläa offenbarte sich Christus zuerst in derjenigen Gestalt, in welcher er dem Vater gleich ist? —

Wie nüchtern! wie nüchtern! werden mir die Exegeten seit heute und gestern zurufen. — Meine Herren, es kann wohl sein. Und obschon auch Hieronymus an einem andern Orte,*) wo er sich vermutlich besann, daß jene der Hedibia gegebene Antwort nicht weit reichen möchte, sogar zu einer mystischen Auslegung seine Zuflucht nimmt — die mystischen sowie die allegorischen Auslegungen sind freilich ein wenig nüchtern — gleichwohl, ich muß es nur zu meiner Schande gestehen, — die nüchternste von allen mystischen und allegorischen Auflösungen unauflöslicher Knoten dünkt mich unendlich besser als Ihre Alexandrischen, meine Herren, mit dem Schwerte. Denn jene sind doch nur Spiele, leere Versuche, und Ihre sind Mißhandlungen, thätige Vergehungen, die Sie an einem bloß menschlichen Schriftsteller auszuüben sich selbst schämen würden. —

Ehe ich hierüber bittrer werde, will ich nur weitergehen.

*) Comment. in Matthaeum.

1 ff. Ibi eum ... vidissent, „dort werdet ihr ihn sehen“, und es ist nicht ausgedrückt, wann dies geschehen werde, ob baldigst, ehe er anderswo von ihnen gesehen wäre, oder nachdem sie ihn irgendwo, auch außer in Galiläa, gesehen hätten. — 10 f. Galilaea ... revelatio, denn „Galiläa“ bedeutet entweder „Wanderung“ oder „Offenbarung“. — 15. secundum ... sententiam, nach der Bedeutung „Wanderung“. — 17 f. secundum ... revelatio, demnach, daß „Galiläa“ bedeutet „Offenbarung“.

Neunter Widerspruch.

„Nach dem Matthäus geschieht die Erscheinung in Galiläa auf einem Berge, dahin Christus seine Jünger beschieden hatte; nach dem Johannes geschieht sie am Ufer des Galiläischen Sees bei Tiberias. Da und dort unter ganz verschiednen Umständen.“

Das giebt mein Nachbar mit beiden Händen zu. Nur ist dem guten Mann sehr traurig, daß ein Mensch, der doch Berg und See unterscheiden könne, aus zwei so sichtbar verschiednen Erscheinungen lieber einen Widerspruch schmieden, als sie unterscheiden wollen.

Endlich steht einmal das Wörtchen „wollen“ am rechten Orte Der Ungenannte wollte nicht, weil er glaubte, nicht zu dürfen. Der Nachbar aber will, ohne sich zu bekümmern, ob er darf.

Zwar sagt der Nachbar, daß weder Matthäus noch Johannes den Ungenannten auf irgend eine Weise veranlassen können, beide Erscheinungen für eine zu halten, daß es folglich kaum wert sei, auf den ganzen Widerspruch zu antworten. Er macht hiermit auch in der That Linksum, marschieret ab und schießt Viktorie.

Aber, lieber Nachbar, wenn Sie von Ihrer glorreichen Expedition glücklich wieder nach Hause sind, wollen Sie wohl folgendes in Betrachtung zu ziehen geruhen, um wenigstens ex post zu urteilen, ob Sie sich den Sieg so leicht hätten machen sollen?

Die Erscheinung, die den Elfen auf dem Berge geschah, ist die einzige, deren Matthäus gedenkt, deren Matthäus zufolge des Versprechens, welches bei ihm der auferstandene Christus seinen Jüngern thun läßt, gedenken mußte. Wäre es daher auch nur Matthäus, aus dem wir unsere Nachrichten von der Auferstehung Christi schöpfen könnten und müßten, so würde man nicht unrecht annehmen, daß diese einzige erzählte Erscheinung auch die einzige geschehene gewesen. Ja, ich bin ganz sicher, daß sodann unsre Theologen schon längst die Gründe ausfindig gemacht hätten, warum der auferstandene Christus nicht mehr als einmal hätte erscheinen können und müssen.

6ff. Nur ist ... wollen, S. 144 läßt Reß A. sagen: „Es ist doch wirklich traurig, daß ein Mann, der Berg und See, elfe und viere unterscheiden kann und dabei wissen muß, daß von der letzten Erscheinung Christi zu Jerusalem bis zu seiner Himmelfahrt noch über 30 Tage verflossen und zu den vielen Erscheinungen, die er seinen Jüngern gab, Ap.-Gesch 1, 3, Zeit also genung war, daß der Mann aus zwo so sichtbar verschiedenen Erscheinungen lieber einen Widerspruch schwinden als sie unterscheiden lassen will, da ihn doch weder Matthäus noch Johannes auf irgend eine Weise veranlassen, sie für eine zu halten. Es ist in der That kaum wert, darauf zu antworten.“ — 21. ex post, hinterdrein.

Nun aber, da wir mehrere Evangelisten haben, die ebenso glaubwürdig sind als Matthäus; da jene andere Evangelisten mehrere Erscheinungen berichten: so ist freilich aus dem Stillschweigen des Matthäus nicht zu schließen, daß er damit, daß er nur einer Erscheinung gedenkt, andeuten wollen, daß es auch nur eine Erscheinung gegeben. Sondern die Sache ist nunmehr nur die, daß wir die einzige Erscheinung bei dem Matthäus unter die anderweitigen Erscheinungen so einschalten, daß weder jene anderweitige, noch diese eingeschaltete etwas dabei leiden.

Bloß nach den Worten zu urteilen, die Christus bei der galiläischen Erscheinung auf dem Berge zu seinen Jüngern redet, sollte man meinen, daß diese Erscheinung, wenn es nicht die erste und letzte gewesen, doch wenigstens die letzte gewiß gewesen sein müsse. Denn Christus erteilet ihnen da seine letzten Befehle und nimmt förmlich von ihnen Abschied. Doch da wir aus dem Lukas wissen, daß die Himmelfahrt ohnfern Jerusalem und nicht in Galiläa geschehen, und die letzte Erscheinung doch wohl die Erscheinung bei der Himmelfahrt muß gewesen sein, so fällt die galiläische Erscheinung irgendwo zwischen die übrigen.

Und auch dieses irgendwo läßt sich näher bestimmen, indem wir mehr als eine von den übrigen Erscheinungen angeben können, welche notwendig vor ihr hergegangen sein müssen. Nämlich nicht allein alle die einzeln Erscheinungen am Tage der Auferstehung, bei welchen Thomas nicht zugegen war, nicht allein die Erscheinung acht Tage darauf, welcher Thomas beiwohnte, müssen vor ihr vorhergegangen sein, sondern sogar die am See Tiberias, welche Johannes berichtet, kann nicht anders als früher gewesen sein. Dieses erhellet aus Johannis 21, 14 unwidersprechlich, wo dieser Evangelist letztbenannte am See Tiberias ausdrücklich die dritte an der Zahl nennet; welches, da es ihm selbst widersprechen würde, wenn man es von jeder einzeln Erscheinung, die etwa nur einer oder wenigen Personen geschehen war, verstehen wollte, notwendig nur von den solennern unter einer beträchtlichen Anzahl geschehenen Erscheinungen zu verstehen ist, dergleichen die bei verschlossenen Thüren und diejenige, welche acht Tage darauf erfolgte, gewesen waren. Nach diesen beiden, sagt Johannes, war die am See Tiberias die dritte. Grotius hatte hier keinen glücklichen Einfall, wenn er dieses dritte Mal beim Johannes auf die Zahl der Tage will gezogen haben, an

welchen Christus erschienen. Denn er vergaß in dem Augenblicke, wie die Juden ihre Tage zu zählen pflegen, als wonach sich nicht sagen läßt, daß die Erscheinung bei verschlossenen Thüren mit den Erscheinungen am Grabe an dem nämlichen Tage geschehen wären. Fallen diese und jene aber auf zwei verschiedne Tage, so war die Erscheinung in Gegenwart des Thomas die dritte, und die am See Tiberias müßte die vierte, nicht die dritte gewesen sein.

Mag man aber doch jenes dritte Mal beim Johannes verstehn und auslegen, wie man will, genug, daß die Harmonisten alle, keinen einzigen ausgenommen, einmütig die Erscheinung am See Tiberias vor der Erscheinung auf dem Berge vorhergehen lassen. Nun sind dieser Berg und dieser See beide in Galiläa, beide Erscheinungen sind also in Galiläa geschehen, beide sind zufolge der Verheißung Christi geschehen, daß er seinen Jüngern daselbst sichtbar werden wolle. Und das, lieber Nachbar, sehen Sie, das macht die Schwierigkeit, aus welcher nach der Meinung des Ungenannten und auch ein wenig nach meiner bei aufrichtiger Entwicklung nichts Geringers als ein formeller Widerspruch erwächst.

Denn lassen Sie uns doch nur die Erscheinung auf dem Berge etwas genauer erwägen. Derjenige Evangelist, (Matthäus), bei dem der auferstandene Christus seinen Jüngern zweimal befehlen läßt, unverzüglich nach Galiläa zu gehen, wo sie ihn sehen würden, ist, wie gesagt, der einzige, der dieser Erscheinung auf dem Berge gedenkt, ist der, der sonst durchaus keiner andern Erscheinung gedenkt, ist der, der dieser Erscheinung mit dem Zusatze gedenkt, daß eben auf diesen Berg sie Christus beschieden. Gesetzt nun aber auch, daß dieser Zusatz: dahin sie Christus beschieden hatte, sich nicht auf den Berg, sondern bloß auf Galiläa bezöge, so bleibt doch noch immer, auch ohne diesen Zusatz, die Erscheinung auf dem Berge die anberaumte Erscheinung und muß folglich, wenn ich schon nicht sage die erste von allen Erscheinungen überhaupt, aber doch ganz gewiß die erste von allen galiläischen Erscheinungen gewesen sein. Das ist notwendig, das ist unwidersprechlich, oder Matthäus (man merke das wohl!), Matthäus, der zu allererst schrieb, der nicht wissen konnte, was und wie viel der h. Geist nach ihm durch andere Evangelisten würde ergänzen,

2. wie die ... pflegen, nämlich von einem Abend zum andern.

würde berichtigen lassen, Matthäus hat als einer geschrieben, in dem nicht ein Funken Menschenverstandes glimmet. Denn so wie kein vernünftiger Mensch mit seinen Freunden eine zweite, dritte Zusammenkunft verabredet und anberaumet, ohne zu wissen, wo und wenn die erste geschehen soll, so kann auch kein vernünftiger Geschichtschreiber von Anberaumung einer Zusammenkunft sprechen und in Erfolg dieser Anberaumung, ich weiß nicht welcher zweiten, dritten Zusammenkunft gedenken, ohne von der, welche die erste und nächste nach der Anberaumung gewesen, ein Wort zu erwähnen.

Ist es aber notwendig, lieber Nachbar, daß die Erscheinung auf dem Berge die erste galiläische Erscheinung muß gewesen sein; ist es zugleich ausgemacht, daß dem ungeachtet die Erscheinung an dem See Tiberias, dem sogenannten Galiläischen Meere, vor jener Erscheinung vorhergegangen, nun, so haben wir ja zwei erste galiläische Erscheinungen. Zwei erste! — — Zwei gar? Ei, lieber Nachbar, was ist denn das, zwei erste? Ist es ein Rätsel? oder ist es ein Widerspruch? Mir ist es nur ein Rätsel. Dem Ungenannten war es ein Widerspruch. Und Ihnen, Nachbar? O! Ihnen ist es weder das eine, noch das andre. Ihnen sind zwei erste zwei erste! Sie können nichts, als den Mann beklagen, der zwei so verschiedne Zwei lieber in Widerspruch stellen als trennen will. Die Kleinigkeit, daß sowohl das eine als das andre von diesen Zwei in einem und ebendemselben Betracht das erste sein soll, ist ja so eine Kleinigkeit! —

Mehr will ich hierüber nicht sagen. Wer gewisse Dinge nicht sogleich fühlt, dem sind sie auf keine Weise fühlbar zu machen. Der

Zehnte Widerspruch

ohnedem ist mit dem neunten so genau verbunden, daß ich bei Gelegenheit seiner noch alles nachholen könnte, was ich etwa bisher beizubringen vergessen hätte. Ja, er ist, dieser zehnte Widerspruch, nichts als die fernere stückweise Auseinandersetzung des neunten. Und dieser Stücke macht der Ungenannte besonders drei, in welchen allen seine erkannten Widersprüche sehr leicht zu rechtfertigen sind, nachdem wir in dem Vorigen den Hauptgrund derselben gesichert haben.

Nämlich wenn der Ungenannte berechtiget gewesen ist, die Erscheinung auf dem Berge und die Erscheinung am Meere in

Galiläa für einerlei Erscheinung zu halten, die nur durch die immer wachsenden Abweichungen der mündlichen Erzählung in den ersten dreißig bis vierzig Jahren zu solcher Verschiedenheit gediehen (er war zu dergleichen aber dadurch berechtiget, weil die Erscheinung auf dem Berge als die anberaumte Erscheinung notwendig die erste, wenigstens die erste in Galiläa sein mußte, und gleichwohl die Erscheinung am Galiläischen Meere nach der Rechnung des Johannes noch vor jene fällt), so ist er allerdings auch berechtiget gewesen, darin einen Widerspruch zu finden, daß Matthäus die galiläische Erscheinung zur ersten macht, Johannes aber vor selbiger zwei Erscheinungen zu Jerusalem vorhergehen läßt.

Nun hätte ich meinesteils hierauf bloß geantwortet, daß Johannes die Erscheinungen überhaupt zähle, Matthäus aber nur die erste und vornehmste Erscheinung in Galiläa namhaft mache, als welches nach seiner einmal gemachten Anlage genug war. Doch mein Nachbar weiß den Aal ganz anders zu fassen; weil Matthäus, sagt er, kein Protokoll abgeschrieben habe, weil er nur der einen Erscheinung erwähne, weil er (er, der erste Evangelist!) nicht für nötig gehalten, seinen Lesern von mehrern etwas zu melden, so sei aus ihm überhaupt nicht zu schließen, in welcher Ordnung die Erscheinung auf dem Berge gefolgt sei. Freilich, Ordnung ist nur unter den Mehrern, aber Eines, was aus diesen geordneten Mehrern herausgerissen wird, muß doch noch immer Merkmale seines gehabten Platzes behalten, oder man hat auf eine höchst unvorsichtige Art dieses Eine für das einzige erklärt. Auch hat Matthäus seiner einen Erscheinung noch immer jene Merkmale gelassen, indem er sagt, daß es die anberaumte gewesen. Nur die Harmonisten halten für gut, auf diese seine Anberaumung gar nicht zu achten und ihn die erste die beste Erscheinung aus dem Glückshafen greifen zu lassen. Mein weltkluger Nachbar will ein Gleichnis aus der neuesten Geschichte geben und sagt: „Es kömmt die Rede auf den letzten Krieg; ich erwähne besonders der Schlacht bei Roßbach; erkläre ich sie dadurch für die erste oder letzte?" Ei nicht doch! Sie könnten so einen Fehler machen! Aber, lieber Nachbar, wenn Ihnen ein andrer den ganzen letzten preußischen Krieg in folgendem Epitome erzählen wollte: „Der König, nachdem er fast aus allen seinen Staaten vertrieben war,

32 ff. Es kömmt ... die letzte, S. 145.

hatte sich die vornehmsten seiner Feinde, die Franzosen und Reichstruppen, nach Sachsen wie bestellt. Sie kamen voll Übermuts und Spottes, als hätten sie den Sieg schon in Händen. Aber wie ein Donnerstrahl aus hellem Himmel überfiel er sie bei Torgau. Da erkannten sie wieder, mit wem sie zu thun hatten, und machten Friede; etliche aber blieben noch seine Feinde," was würden Sie von einem solchen Erzähler wohl denken? Würden Sie ihn auch durchhelfen wollen, wie Sie den Matthäus durchzuhelfen suchen? Denn gerade ein solcher Erzähler wäre nach Ihrer Auslegung Matthäus. Er ließe Christum seine Jünger nach Galiläa bestellen, wo sie ihn sehen würden, und hierauf verschwiege er nicht allein, daß ungeachtet dieser Bestellung er ihnen erst an andern Orten mehrmalen erschienen sei, sondern gedächte auch nicht einmal seiner ersten Erscheinung dort in Galiläa, gedächte anstatt der ersten, wenigstens anstatt der frühern, welches die am Ufer der See gewesen, einer spätern, und wer weiß wie viel spätern, auf einem Berge! — Aber gottlob, daß Matthäus nur nach Ihrer Auslegung, lieber Nachbar, ein so abgeschmackter Erzähler ist! nur nach der Auslegung der abgeschmackten Harmonisten ein so abgeschmackter Erzähler! Man bleibe ihm mit diesen vom Leibe, und er erzählt als ein planer gesunder Mann, dessen Erzählung wohl unrichtig sein kann, aber ungereimt doch wahrlich nicht ist

Ebenso ist es mit den übrigen Umständen beschaffen. Matthäus und Johannes widersprechen sich offenbar in jedem derselben, sobald man annehmen muß, daß die Erscheinungen am See Tiberias und auf dem Berge ursprünglich nur eine Erscheinung gewesen.

Umsonst schreien Sie, lieber Nachbar, so laut und so oft: „Aber wer heißt euch, das annehmen? Aber könnt ihr denn nicht zwei zählen? Wer hier nicht zwei zählen kann, muß nicht wollen!" — Gott erbarm's! wir wollten gern, aber wie können wir? Wie können wir zwei zählen, da wir nicht wissen, wo wir anfangen sollen? nicht wissen, welches wir Eins nennen sollen? Will ich die Erscheinung an dem See mit dem Johannes Eins nennen, so ruft die Erscheinung auf dem Berge: „Nein, ich bin Eins, oder mein Gewährsmann Matthäus war blödsinnig!" Will ich nun diese Eins nennen, so ruft mir Johannes entgegen: „Darfst du mich Lügen strafen? Glaubst du, daß ich nicht drei zählen

8. Helfen und dessen Komposita wurden im vorigen Jahrhundert noch oft mit dem Accusativ verbunden; vgl. IV, 2, S. 5, Z. 21 f.

kann?" — So werden wir ewig von einer Seite zu der andern geworfen, zählen ewig eins und eins und kommen in alle Ewigkeit nicht bis auf zwei.

Wie bewundre ich Sie, lieber Nachbar! wie bewundre ich Sie! Sie können zwei zählen, und was das Sonderbarste ist, können mit dem nämlichen Zahlpfennige in die Hand eines jeden Kindes zwei zählen! — Ist das Kind artig, so lächelt es und schweigt. —

Und schweigt. — O daß ich nicht auch so artig gewesen bin wie dieses Kind! daß ich nicht auch jeden neuen Druck des nämlichen Zahlpfennigs für einen neuen Zahlpfennig mehr lächelnd hingenommen und geschwiegen habe!

Doch diese Reue kömmt zu spät; auch ist das Übel, unter dessen Gefühl sie mich am meisten nagen könnte, überstanden; ich bin fertig. Ich bin fertig, fertig mit Verteidigen und Beantworten. Nicht zwar fertig mit Verteidigung meines ganzen Ungenannten, der ich weit entfernt bin, mich zu unterziehen; nicht zwar fertig mit Beantwortung der ganzen Schrift meines Nachbars, die ich nicht einmal ganz lesen mögen, aber doch fertig mit Verteidigung dessen, was ich von den Fragmenten des Ungenannten zu dem Meinigen gemacht habe; aber doch fertig mit Beantwortung dessen, was in den Unterredungen meines Nachbars gegen das gerichtet ist, wovor ich mit dem Ungenannten für einen Mann zu stehen mir einfallen lassen.

Gott verhüte, daß ich mich mit diesem auf ein Mehrers einlassen sollte, was mir etwa, selbst bei der flüchtigen und nur mich betreffende Dinge suchenden Durchlesung, als contraband aufgestoßen wäre! Er behalte z. E., was er von der gänzlichen Unwissenheit eines geistlichen Messias sagt, in welcher die Apostel bei Lebzeiten Christi schlechterdings gestanden, unangefochten! Er behalte unangefochten, was er von dem spöttischen Unglauben der versammelten Jünger sagt, als die von Emmaus zu ihnen eintreten! Er kitzele sich an so skandalösen Albernheiten immerhin und freue

28ff. Er behalte ... unangefochten, in dem Fragmente „Von dem Zwecke Jesu und seiner Jünger" sagt Reimarus: „Nemlich, so lange sie (die Jünger) noch Jesu würkliche Reden und Verrichtungen in seinem Leben, vor Augen hatten, hofften sie, er sollte Israel zeitlich erlösen, und ihr Systema gründete sich bloß auf Fakta. Nun aber, da ihnen die Hoffnung fehl schlägt, ändern sie in ein paar Tagen ihr ganzes Systema und machen ihn zu einem leidenden Erlöser aller Menschen: darauf ändern sich auch ihre Fakta, und Jesus muß in seinem Leben Dinge gesagt und verheißen, ja der ganze Rat desfalls gethan haben, davon sie vorhin nicht das Mindeste gewußt."

sich, mit dem mutwillig ausgebrochenen und zerschlagnen Schlußsteine eines wichtigen Bogens unbedeutende Lücken zugemauert zu haben! Was geht es mich an? Ich will fertig sein und bin fertig.

Habe ich aber meine Muße auch so schon nicht zum besten angewandt, was thut das? Wer weiß, ob ich sie mit etwas andern nicht noch schlechter angewandt hätte? Mein Vorsatz war es wenigstens, sie gut anzuwenden. Meine Überzeugung war es wenigstens, daß ich sie so gut anwenden könne. Ich überlasse es der Zeit, was meine aufrichtig gesagte Meinung wirken soll und kann. — Vielleicht soll sie so viel nicht wirken, als sie wirken könnte. Vielleicht soll nach Gesetzen einer höhern Haushaltung das Feuer noch lange so fortdampfen, mit Rauch noch lange gesunde Augen beißen, ehe wir seines Lichts und seiner Wärme zugleich genießen können. — Ist das, so verzeihe du, ewige Quelle aller Wahrheit, die allein weiß, wenn und wo sie sich ergießen soll, einem unnütz geschäftigen Knechte! Er wollte Schlamm dir aus dem Wege räumen. Hat er Goldkörner unwissend mit weggeworfen, so sind deine Goldkörner unverloren!

*
* *

Nach diesem unwillkürlichen Ausbruche meiner innigsten Empfindung darf ich ruhig auf den Schlamm zurücksehen, den ich hier zu Haufe geführt habe.

Auf diesen Schlamm, auf diesen Schlamm, großer Gott! wenn auch einige Goldkörner darunter wären, versetzt trotzig und keck mein Nachbar das vollendete Gebäude seines Glaubens!

Denn hier muß ich meinen Leser an die obigen Standorte erinnern, auf welchen mein Ungenannter und ich und mein Nachbar halten. An meines Ungenannten zu voreiliges „auch darum", an mein bescheidenes „obschon", an meines Nachbars dreistes „denn".

Welch ein Mann, mein Nachbar! welch ein Christ! Die Widersprüche, aus welchen mein Ungenannter zu viel schloß, die Widersprüche, die ich der Wahrheit unbeschadet zugebe, diese Widersprüche — nein, nicht diese Widersprüche — die Antworten, die glücklichen Antworten, die sein Scharfsinn so sonder alle Mühe auf diese Widersprüche fand, — diese seine — wie man will — kunstlosen oder kunstreichen Antworten — was spott' ich? — Diese ekeln Mißgeburten seines eigenen Gehirnes — deren man freilich

den langen Tag über nicht so viele ersäufen kann, als er die folgende Nacht wieder auszubrüten imstande ist, sind das, was seine Überzeugung an der Gewißheit der Auferstehung Christi vollendet hat.*) Zwar zweifelte er nie an diesem großen Vorfalle; aber doch nach dem Angriffe meines Ungenannten, nachdem ihm dieser Gelegenheit gegeben, schärfer zuzusehen und mit Bewunderung zu bemerken, wie auch in anscheinenden Kleinigkeiten die Evangelisten so genau sind: wie weit stärker und fester ist sein Glaube geworden!**) Und nun sage man mir noch mehr, daß die Einwürfe der Ungläubigen nichts Gutes stiften!

Gott! Gott! worauf können Menschen einen Glauben gründen, durch den sie ewig glücklich zu werden hoffen!

Nur noch ein Wort von mir selbst, und ich schließe. — Ich fühle es sehr wohl, daß mein Blut anders umfleußt itzt, da ich diese Duplik***) ende, als da ich sie anfing. Ich fing so ruhig an, so fest entschlossen, alles, was ich zu sagen habe, so kalt, so gleichgiltig zu sagen, als ich bin, wenn ich auf meinen Spaziergängen vor langer Weile Schritte zähle. Und ich ende so bewegt, kann es so wenig in Abrede sein, daß ich vieles so warm, so teilnehmend gesagt habe, als ich mich schämen würde, in einer Sache meines einzigen Halses zu sprechen. Besonders wollte ich durchaus nicht über das Edle oder Unedle, über das Moralische oder Unmoralische gewisser Hiebe und Stöße meines Kampfpaares urteilen, und habe es doch gethan. Ich wollte bloß die Gründe dieses Urteils meinen Leser beiläufig abnehmen lassen, und habe

*) Unterr., S. 1.

**) S. 76.

***) Duplik, nicht Replik. Denn die Evangelisten und mich halte ich für den angeklagten Teil. Die Anklage erhob mein Ungenannter mit der unbilligen Äußerung, daß wegen einiger Widersprüche in Kleinigkeiten den Evangelisten aller Glaube abzusprechen sei. Hierauf ließ ich mich in meinen Gegensätzen ein und antwortete ohne Umschweif, was ich für die kürzeste und unfehlbarste Antwort hielt. Diese Antwort mißfiel meinem Nachbar, der sie vermutlich mehr für eine verdeckte hämische Bestätigung der Anklage als für eine Antwort hielt. Er wollte lieber eine alte verschrieene Ware das 999ste Mal wieder zu Markte bringen, als aus dem Magazine eine frische holen, die mehr Abgang fände. Aber dafür erkläre ich nun auch seine Antwort laut für ebendas, wofür er meine stillschweigend erklärt hat: für Anklage der Evangelisten mehr, für nur anders gewandte, aber auf das nämliche hinauslaufende Anklage, als für Antwort. Und das ist sie auch wirklich, indem es ihm damit nicht um die Glaubwürdigkeit jedes einzeln Evangelisten, sondern bloß um die Glaubwürdigkeit einer gewissen Harmonie eigner Schöpfung zu thun ist, die, wenn sie erwiesen wäre, die Evangelisten gerade noch verdächtiger machen würde, als sie der Ungenannte zu machen weder Fug noch Willen gehabt hat. Also Duplik!

28. Duplik, nicht Replik, der erste Ankläger war der Ungenannte, dem Lessing in seinen Zusätzen replizierte; als zweiten Ankläger (der Evangelisten) betrachtet Lessing seinen „Nachbar" Reß, den er in dieser seiner zweiten Verteidigungsschrift (juristisch: Duplik genannt) widerlegt.

ihm das Urteil selbst oft wörtlich vorgesprochen. Was soll ich thun? Mich entschuldigen? Mit der albernen Miene eines unausgelernten Heuchlers um Vergebung bitten? Versprechen, daß ich ein andermal besser auf meiner Hut sein wolle?

Kann ich das? Ich versprechen? — Ja, ja! ich verspreche, — mir es nie wieder auch nur vorzunehmen, bei gewissen Dingen kalt und gleichgiltig zu bleiben. Wenn der Mensch bei dem, was er deutlich für Mißhandlung der Vernunft und Schrift erkennet, nicht warm und teilnehmend werden darf, wenn und wo darf er es denn?

Der Streit mit Göze.

Vorläufer

[S. 93—101].

Lessings Predigt über zwei Texte.

Von Fr. Nicolai.

Man hat mehrmal gesagt, daß die Privatbriefe der Gelehrten an vertraute Freunde ihren Charakter und Denkungsart deutlicher zeigen als ihre für den Druck bestimmten Schriften. Dies ist wahr und auch nicht wahr. Nicht wahr, insofern, wenn dergleichen Briefe gedruckt werden, der Leser sehr oft nicht den Sinn für manche Gegenstände hat, welche der Freund hatte. Ja, wenn der Leser die Zeit und die Umstände, unter welchen die Briefe geschrieben wurden, und manche Anspielungen, die dem Freunde bekannt waren, gar nicht oder unrecht versteht, so muß er folglich die Briefe und oft auch die Personen selbst unrecht beurteilen. Dies ist mir sehr oft bei dem neulich gedruckten Briefwechsel Lessings mit Moses Mendelssohn eingefallen. Mein Namen kommt oft darin vor; aber ich habe nicht gewußt, daß sie gedruckt würden, bis ich sie gedruckt sah. Ich würde sonst manches, was außer mir itzt niemand mehr weiß, erläutert haben, weil sonst oft niemand versteht, was er liest. Dabei muß man sich lebhaft und deutlich vorstellen können, in welchem Zustand vor 32 oder 33 Jahren, da diese Briefe geschrieben wurden, die deutsche Litteratur war, und in welcher Lage wir selbst waren, die wir uns als junge Leute damals mit Eifer zu bilden suchten. Ohne diese Rücksicht scheint es mir nicht, daß jemand diese Briefe interessant finden kann; wenigstens wird er gewiß sehr viele Stellen ohne nähere Erläuterungen gar nicht verstehn.

Z. B. Moses schreibt an Lessing in einem Briefe vom 27. Febr. 1758: „Ich gehe itzt mit einer Materie zu philosophischen Briefen

1. Lessings ... Texte, Berlinische Monatsschrift. Herausgegeben von J. B. Biester. Siebzehnter Band. Berlin 1791. S. 30—45. — 26 f. Moses ... 1758, Lessings „Gelehrter Briefwechsel", T. I, S. 269.

schwanger. Ich kann aber nicht eher erlöset werden, bis Sie mein Sokrates sind.“ Darauf antwortet Lessing unterm 2. Apr. 1758: „Nunmehr aber auch auf Ihren Brief über das Wesen der schönen Wissenschaften zu kommen. Wollen Sie mir nicht ein wenig einen deutlichern Begriff davon machen, als mir Hr. Nicolai davon gemacht hat? Was habe ich denn dabei zu thun, daß mir Hr. Nicolai schon den Namen Theophrast gegeben hat?“ Theophrast? Dies kann niemand verstehen, wer nicht folgendes weiß.

Man sieht aus den Briefen, daß damals Moses und ich uns mit Untersuchung einiger in die schönen Wissenschaften einschlagenden philosophischen Materien beschäftigten, und daß wir Lessingen verschiedenes davon mitteilten. Diese Materien waren der Gegenstand unsrer Unterredung bei unsern fast täglichen Zusammenkünften, deren ich mich noch itzt mit dem innigsten Vergnügen erinnere, und denen ich einen großen Teil meiner Ausbildung danke. Moses wollte, wie man aus ebendiesen Briefen sieht, daß ich eine Abhandlung über diese Materie schreiben solle; ich wollte und wollte auch nicht. Endlich kamen wir überein, daß wir die dahin einschlagenden Gegenstände in Briefform (ungefähr wie Moses' Briefe über die Empfindungen) bearbeiten und auch Lessing in diesen Briefwechsel ziehen wollten. Jeder sollte nach seinem eignen Charakter schreiben und seine eigene Meinung verteidigen. Wir waren damals voll von Shaftesbury und hatten einen Ekel an dem steifen und ledernen Wesen, welches zu der Zeit allgemein in der deutschen Prose herrschte. Wir glaubten, die Einkleidung dieser Briefe würde uns Übung in guter Schreibart sein und, wenn sie einmal sollten gedruckt werden, auch für den Leser dadurch mehr Interesse haben. Wir wählten für uns griechische Namen. Moses sollte in diesem Briefwechsel Charikles, und ich Eudemon heißen, in Anspielung auf den Theokles und Euphranor in Moses' Briefen über die Empfindungen. Lessing sollte den Namen Theophrast haben. Wir waren sehr voll von dieser Idee, wie es zu gehen pflegt, wenn Jünglinge Ideen fassen. Sie vergnügte uns ungemein, und wir wußten wohl, daß sie auch Lessingen gefallen würde. Wir hatten aber eine kleine schalkhafte Freude, Lessing unsere Idee nur halb zu sagen und seine Neugierde anzuspannen, bis wir ihm wirklich einige von diesen Briefen schicken und damit die Idee ganz entwickeln könnten. Daher hatte ich auch in meinem Schreiben an Lessing nicht deut-

lich von unsrer Idee gesprochen. — Moses schrieb hernach einen Brief und auch ich einen, jeder in seinem Charakter. Wir schickten sie an Lessing, der aber seinen Brief schuldig blieb. Die unsrigen sind wahrscheinlich unter den Papieren verloren gegangen, welche Lessingen einst auf der Reise von Breslau hieher und ein andermal in Berlin gestohlen wurden.

In Lessings Briefwechsel mit Hrn. Hofr. Ebert las ich neulich, daß Lessing in einem Briefe vom 28. Dez. 1769 schreibt: „Alberti befindet sich wohl; und was mich an ihm ebensosehr freut als seine Gesundheit, ist, daß seine Versöhnung mit Gözen ein falsches Gerücht gewesen. Yorick wird daher wohl predigen und seinen Sermon mit nächsten einsenden.“ — Dies wird schwerlich jemand verstehn. Wie kömmt Yorick zu Alberti und Gözen? ... Hr. Hofr. Ebert hat diese litterarische Anekdote bei der Herausgabe seiner Briefe nicht erläutert; und dies veranlasset mich, es hier zu thun, zumal da ich dabei ein kleines Bruchstück von Lessings Ideen mitteilen kann, das mir seit zwanzig Jahren im Gedächtnis geblieben ist und vielleicht sonst ganz verloren ginge.

Es nimmt mich in der That wunder, daß, da einmal ein Bändchen theologischer Schriften von Lessing herausgekommen ist, seine merkwürdigste theologische Schrift nicht darin enthalten ist, ja, daß man nicht einmal eine Anzeige davon findet; welches anzuzeigen scheint, daß Lessings Bruder sie nicht allein nicht besessen, sondern vielleicht gar nicht einmal gekannt hat. Diese Schrift ist eine Predigt, und zwar die nämliche, auf welche Lessing in dem oben angeführten Briefe anspielt. — Mancher Leser wird vielleicht voll Verwunderung ausrufen: Wie? Eine Predigt von Lessing? Wirklich, und zwar eine Predigt, die nicht allein wegen ihres Verfassers und wegen ihres Inhalts, sondern auch noch wegen eines andern kleinen Umstandes merkwürdig ist, den man vielleicht sonst bei keiner einzigen Predigt antrifft. Es ist eine Predigt über zwei Texte, da doch sonst gewöhnlich der Prediger mit Einem Texte zufrieden ist und ihn vielleicht nicht einmal ganz braucht. Die Veranlassung dieser Predigt war folgende.

Lessing war im J. 1769 in Hamburg. Er hatte daselbst einen ziemlich genauen Umgang mit dem durch gute und böse

8. daß Lessing ... schreibt, Lessings „Gelehrter Briefwechsel“, T. II, Abschn. 2, S. 216. — 20. Bändchen theologischer Schriften, der von Lessings Bruder Karl G. 1784 herausgegebene „Theol. Nachlaß“.

Gerüchte bekannten Pastor Göze. Dieser Umgang nahm alle seine hamburgischen Freunde wunder, und einige ärgerten sich darüber. Lessing kehrete sich freilich wenig daran, so wie er in allen Dingen gern seinen eigenen Weg ging. Göze war ein gelehrter Mann und besonders ein guter Bücherkenner. Lessing schätzte alles, was zur Gelehrsamkeit gehört, ungemein und besaß bekanntlich selbst eine sehr ausgebreitete Bücherkenntnis. Ursachen genug, daß Lessing an Gözens Umgange Gefallen fand; und des letztern theologische Orthodoxie konnte auch gewiß dieses Gefallen nicht vermindern.

Unter denjenigen von Lessings Freunden in Hamburg, die vorzüglich seinen beständigen Umgang mit Gözen nicht begreifen konnten, war der Pastor Alberti. Er war ziemlich vertraut mit Lessing; beide schätzten einander hoch und liebten sich, ob sie gleich in vielen Dingen nicht übereinkamen. Über theologische Materien hatten sie sehr oft freundschaftlichen Streit; denn Lessing wollte gewöhnlich die Neuerungen, welche Alberti für unumgänglich notwendig hielt, nicht für notwendig erkennen. Hiezu kam noch, daß Alberti, obgleich der rechtschaffenste und redlichste Mann, dennoch in Gesellschaft in Behauptung seiner Meinungen ein wenig heftig und peremptorisch war. Lessing hingegen konnte das Allzudecisive nicht wohl leiden und pflegte in gesellschaftlichen gelehrten Unterredungen oft die Partie zu nehmen, welche die schwächere war, oder die, wovon jemand positiv das Gegenteil behaupten wollte; zuweilen auch umgekehrt gerade die, wovon jemand heftig eingenommen war, der aber die Sache aus einem ihm eignen Gesichtspunkte zu betrachten schien. Dies that er, um jenem Mut zu geben, ihm seine Gedanken ganz im Zusammenhange zu sagen.

8f. theologische Orthodoxie, Lessing war überhaupt nicht allein sehr dafür, jedem in theologischen Sachen seine subjektive Überzeugung zu lassen, sondern — man mag es mir nun glauben oder nicht — er wollte auch nicht, daß in der Dogmatik Änderungen gemacht würden, ob er gleich dabei den Weg zur freiesten Untersuchung offen gehalten wissen wollte. Daß dies Lessings Meinung war, kann ich mit völliger Gewißheit behaupten, da ich und Moses so oft mit ihm über diesen Gegenstand disputiert haben, besonders im Jahre 1776 oder 1777, da wir ihm ernstlich die Herausgabe der bekannten Fragmente widerrieten. Vielleicht werde ich bei einer andern Gelegenheit Veranlassung haben, auseinanderzusetzen, von welchem Gesichtspunkt er bei seinen Ideen über Dogmatik und Orthodoxie eigentlich ausging, und wie er von demselben erst in den letztern Jahren seines Lebens zu der Idee, daß die Offenbarung für das menschliche Geschlecht nur Erziehung sei, ganz natürlich überging. Hier will ich nur soviel sagen, daß Lessings Meinung war, bei Untersuchungen die Dogmatik ganz beiseite zu legen — gleichviel, meinte er, ob sie unwidersprechlich richtig oder gar nicht da wäre — und von ganz andern Gesichtspunkten auszugehen. N[icolai]. — 22. welche die schwächere war, viele von Lessings Freunden werden sich noch erinnern, daß er während des siebenjährigen Krieges, solange er sich in Leipzig aufhielt, beständig in Gesellschaften die preußische Partie nahm und in Berlin die sächsische. Er ward deshalb auch an beiden Orten von den rechten Patrioten, die während des Krieges bekanntlich ein wenig bissig waren, herzlich gehaßt. N.

Auch, nachdem die Leute waren, die er vor sich hatte, war er in Gesellschaften wohl Liebhaber eines Dinges, das die Engländer fun nennen, und wofür unsere solennen deutschen Landsleute kein Wort haben und vielleicht auch nur selten recht Sinn für die Sache, welche doch zuweilen, um sich mit so manchen schalen Menschengesichtern durch so manche langweilige Gesellschaft zu steuern, einem hellen Kopfe nicht ganz entbehrlich scheinen mag. Besser doch immer, fun zu treiben, als über die Dummköpfe ungeduldig zu werden! —

Lessing war dogmatisch in seinen Prinzipien, aber skeptisch in seinen Untersuchungen, Eigenschaften, die er auf die edelste Weise anwandte, und die oft zu den herrlichsten Ideen leiteten, wenn er sich bloß zu verirren schien. Er ist deswegen nicht selten von Leuten, die ihn nicht recht kannten, sehr mißverstanden worden, wenn sie das, was er irgend einmal, sogar mit vieler Lebhaftigkeit und mit scharfsinnigen Gründen behauptete, für das Resultat seiner Prinzipien ansahen. Wer Lessingen nicht sehr genau kannte, konnte sich sehr an ihm irren, wenn er ihn disputieren hörte.

Während Lessing in Hamburg lebte, entstand daselbst ein großer theologischer Zwist. — Seit langer Zeit war in den hamburgischen Kirchen an den Bußtagen ein Kirchengebet abgelesen worden, worin unter andern auch die Worte aus Psalm 79, 6: „Schütte deinen Grimm auf die Heiden und auf die Königreiche, die deinen Namen nicht anrufen", standen. Im J. 1769 hielt Alberti und ein anderer Prediger (wenn ich nicht irre, Liebrecht) es wider ihr Gewissen, diese Worte ferner von der Kanzel zu sprechen, und ließen sie aus dem Bußgebete aus. Göze, streitsüchtigen Andenkens, unterließ nicht, darüber Lärm zu schlagen und seine Kollegen aufs bitterste zu verunglimpfen. Alberti kam auch in Eifer; der Pöbel nahm Partie für Gözen und wollte Gottes Grimm über alle ausgeschüttet wissen, die nicht wie Göze und der Pöbel dachten. Der Lärm ward endlich so arg, daß der Magistrat Herrn Göze bei Strafe der Suspension befahl, die Sache ruhen zu lassen.

Lessing billigte gewiß Gözens hämische Verunglimpfungen nicht und war gewiß kein Freund davon, daß der Grimm Gottes sollte erbeten werden. Aber er ward von seinen Freunden nun

32 f. daß der ... befahl, Man s. „Allgem. Deutsche Biblioth." XII, 2, S. 95, 98; XVII, 2, S. 617. — R.

geneckt, daß er seinen Vertrauten Göze, so wie er sonst zuweilen gethan hatte, verteidigen möchte. Seine erwähnte Neigung, in gesellschaftlichen Dispüten sich auf die schwächste Seite zu schlagen, machte, daß er nun auch wirklich das Kirchengebet in Schutz nahm. Er hatte alle Stimmen wider sich, und besonders erstaunte Alberti natürlich sehr, daß Lessing Partie gegen ihn nahm. Dieser aber setzte die Verteidigung mit seinem gewöhnlichen Scharfsinn fort und sagte unter andern: „Man müsse in dieser Sache wohl distinguieren; dann werde sich finden, in welcher Rücksicht man sehr wohl so beten könne und so beten müsse." Alberti rief aus: „Hier helfe keine Distinktion, denn in aller Betrachtung sei es abscheulich, ein solches Gebet zu beten." Lessing verfocht seinen Satz. Beide Teile wurden heftig. Alberti rief endlich aus: „Christus sagt: Du sollst deinen Nächsten lieben als dich selbst!" Lessing versetzte: „Das sollen und wollen wir auch und mögen doch wohl Gottes Grimm über die herbeirufen, die ihn verdienen!" Alberti rief mit einer Art von Triumph aus: „Die Distinktion möchte ich sehen, mit welcher Sie dies vereinigen wollten!" Lessing sagte: „Das sollen Sie sehen!" Alberti und andere lachten.

Lessing ging fort und machte in wenigen Tagen fertig:

Eine Predigt über zwei Texte, über Psalm 79, 6: Schütte deinen Grimm über die Heiden u. s. w., und über Matth. 22, 39: Du sollst deinen Nächsten lieben als dich selbst, von Yorick. Aus dem Englischen übersetzt.

Er ließ von dieser Predigt in der Druckerei seines Freundes Bode, auf dessen Verschwiegenheit er rechnen konnte, einen halben Bogen, worauf der Titel und ein Teil der Vorrede war, absetzen und nur ein halb Dutzend Exemplarien abdrucken, wovon er eins seinem Freunde Alberti unvermerkt in die Hände kommen ließ, als ob es unter der Presse wäre. Alberti übersah mit einem Blicke, daß mit einem Manne wie Lessing nicht zu scherzen sei, und daß bei der damaligen Gärung diese Predigt, wenn sie bekannt würde, eine für ihn sehr nachteilige Wirkung auf das gegen ihn bereits unbilliger Weise aufgehetzte, damalige hamburgische Publikum haben könnte. Der edle Lessing hatte kaum einige Verlegenheit in der Miene seines Freundes bemerkt, als er ihn um-

23. Der bekannte englische Humorist Lorenz Sterne (1713—1768) hat nicht bloß unter dem Namen Pfarrer Yorick in seinem „Tristram Shandy" sich selbst porträtiert, sondern hat unter diesem Namen auch einige Bände Predigten herausgegeben. Vgl. III, 2, S. 156, Anm. zu Z. 23.

armte und ihn versicherte, es sei bloß Scherz, und die Predigt solle nicht bekannt werden, obgleich im Grunde Göze mit derselben auch gar nicht würde zufrieden gewesen sein. Nur Alberti und einige andere von Lessings vertrauten Freunden und unter denselben auch ich bekamen sie unter dem Siegel der Verschwiegenheit zu lesen; und diese damals nötige Verschwiegenheit hat auch bis itzt niemand derselben gebrochen.

Diese Predigt war wirklich in ihrer Art ein Meisterstück, und es wäre ein großer Verlust, wenn das Manuskript, wie ich fast befürchte, völlig sollte verloren gegangen sein. Yoricks Manier war völlig erreicht; ebendie Simplicität, ebendie scharfsinnige und gutmütige Philosophie, ebendie menschenfreundliche Teilnehmung und Toleranz, ebendie Ausbrüche heiterer Laune, die aus dem ernsthaftesten Gegenstande ganz natürlich entstehn. Ich erinnere mich, sie mit unbeschreiblichem Vergnügen zweimal gelesen zu haben; aber von der Predigt selbst habe ich nichts in einigem Zusammenhange behalten. Es ist mir nur der Inhalt eines Teils der Vorrede sehr lebhaft im Gedächtnis geblieben, eine Dichtung, welche die Veranlassung enthält, die Yorick gehabt haben sollte, diese Predigt zu verfertigen. Ich will sie hier mitteilen. Sollte je Lessings Manuskript, oder wenigstens ein Exemplar der paar gedruckten Blätter, noch zum Vorschein kommen, so wird man vermutlich sehen, daß ich das Wesentliche sehr fest im Gedächtnis gefaßt habe. Findet man aber alsdann diese nur aus dem Gedächtnis von mir aufgesetzte Erzählung unter Lessing, so erinnere man sich, daß ich dies hier selbst im voraus zugebe. Sollte indessen nichts von der Predigt und ihrer Vorrede übrig geblieben sein, so wird ein Bruchstück eines schätzbaren Kunstwerks, wenn es auch einigen Schaden gelitten hat, noch immer etwas wert sein. Die Idee der Erzählung ist folgende:

Der Oberst Shandy ging eines Tages mit seinem getreuen Trim spazieren. Sie fanden am Wege einen magern Menschen in einer zerlumpten französischen Uniform, der sich auf eine Krücke stützte, weil ein Fuß verstümmelt war. Er nahm stillschweigend mit niedergeschlagenen Augen den Hut ab,

15. sie mit ... haben, als Lessing das letzte Mal in Berlin war, hatte er sie nebst andern Aufsätzen, die nur seine Freunde sehen sollten, mitgebracht. Es scheint mir fast, daß die Brieftasche, worin diese Aufsätze waren, entweder noch irgendwo liegt oder durch einen unbekannten Zufall ganz verloren ist. — N.

aber sein kummervoller Blick sprach für ihn. Der Oberst gab ihm einige Schillinge, ungezählt, wieviel; Trim zog einen Penny aus der Tasche und sagte, indem er denselben gab: „French dog!“

Der Oberst schwieg einige Sekunden und sagte darauf, sich gegen Trim kehrend: „Trim, es ist ein Mensch und nicht ein Hund!“

Der französische Invalide war ihnen nachgehinkt. Auf des Obersten Rede gab Trim noch einen Penny und sagte abermals: „French dog!“

„Und, Trim, dieser Mensch ist ein Soldat!“ Trim sah ihm starr ins Gesicht, gab wieder einen Penny und sagte: „French dog!“

„Und, Trim, er ist ein tapfrer Soldat; du siehst, er hat für sein Vaterland gefochten und ist schwer verwundet worden.“ Trim drückte ihm die Hand, indem er ihm noch einen Penny gab, und sagte: „French dog!“

„Und, Trim, dieser Soldat ist ein guter und ein unglücklicher Ehemann, hat eine Frau und vier unerzogene Kinder.“ Trim, eine Thräne im Auge, gab alles, was er noch in der Tasche hatte, und sagte etwas leise: „French dog!“

Als der Oberst nach Hause kam, sprach er mit Yorick über diesen Vorfall. Yorick sagte: „Es ist klar, Trim hasset die ganze Nation, welche seinem Vaterlande feindselig ist; aber er kann jedes Individuum aus derselben lieben, wenn es Liebe verdient.“ Dies gab Gelegenheit, daß Yorick die folgende Predigt hielt. — —

Ich erinnere mich, daß Swift schon einen Gedanken hatte, dem ähnlich, worauf Lessing seine obige Dichtung und seine Predigt gründete. Er sagt in seinem Briefe an Pope: „I have ever hated all Nations, Professions, and Communities; and all my love is towards Individuals. For instance, I hate the Tribe of Lawyers, but I love Counsellor such a one, and Judge such a one: 'Tis so with Physicians (I will not speak of my own

4. French dog, vgl. Voltaire, Paris 1818, XXIV, S. 80: „La populace anglaise, en voyant passer un homme qui, par son maintien, son habit et sa perruque, a l'air d'être né vers les bords de la Seine ou de la Loire, l'appelle communément 'French dog', chien de Français. Cette figure de rhétorique n'est pas polie, et paraît injuste.“ — 30. Er sagt ... Pope, man s. meine Ausgabe von Pope's Works, T. IX, S. 46. — R.

Trade), Soldiers, English, Scotch, French, and the rest." Diese Denkungsart hatte mit Lessings Denkungsart etwas Ähnliches. Er glaubte auch, Stände und Professionen brächten sowohl der gelehrten als der bürgerlichen Welt gewisse Nachteile, insofern die Mitglieder derselben dadurch von der übrigen Welt abgeschnitten und zu einem Privatinteresse oder zu einer Privatdenkungsart vermocht würden. Wenn aber Swift hinzusetzt: „But principally I hate and detest that animal call'd Man, although I heartily love John, Peter, Thomas, and so forth," so war dies ganz und gar nicht Lessings Denkungsart. Er haßte weder den Menschen noch die Menschen; Swift hingegen, fürchte ich, hat nicht nur den Menschen, sondern auch oft die Menschen gehaßt. Dies letzte kann nur gar zu leicht von jemand geschehen, welcher viel Egoismus und Prätension hat. Wer hatte dessen mehr als Swift? wer aber hatte weniger davon als Lessing!

Berlin. Fr. Nicolai.

7 ff. But ... forth, Swift schrieb die oben im Original angeführten Worte, um seine ganze Denkungsart und vorzüglich seinen Plan in den bekannten Reisen Gullivers anzugeben: „Ich habe immer alle Völkerschaften, Professionen, Gemeinden gehaßt; meine ganze Liebe geht auf die Individuen. Z. B. ich hasse die Zunft der Juristen, aber ich liebe den Rat N. N, den Richter N. N. Ebenso denke ich über die Ärzte (um von meinem eignen Gewerbe nicht zu reden), über die Soldaten, englische, schottische, französische und alle übrigen. Vorzüglich aber hasse und verabscheue ich das Tier, genannt Mensch, obgleich ich Johann, Peter, Thomas u. s. w. recht herzlich liebe." B[iester].

Der Streit mit Göze.

Eine Parabel.

Quae facilem ori paret bolum.
Etymologista vetus.

Nebst einer kleinen Bitte und einem eventualen Absagungsschreiben

an den Herrn Pastor Göze in Hamburg.

——— 1

Ehrwürdiger Mann!

Ich würde „ehrwürdiger Freund" sagen, wenn ich der Mensch wäre, der durch öffentliche Berufung auf seine Freundschaften ein günstiges Vorurteil für sich zu erschleichen gedächte. Ich bin aber vielmehr der, der durchaus auf keinen seiner Nächsten dadurch ein nachteiliges Licht möchte fallen lassen, daß er der Welt erzählet, er stehe oder habe mit ihm in einer von den genauern Verbindungen gestanden, welche die Welt Freundschaft zu nennen gewohnt ist. —

Denn berechtiget wäre ich es allerdings, einen Mann Freund zu nennen, der mir mit Verbindlichkeit zuvorgekommen ist; den ich auf einer Seite habe kennen lernen, von welcher ihn viele nicht kennen wollen; dem ich noch Verbindlichkeit habe, wenn es auch nur die wäre, daß seine Wächterstimme noch meines Namens schonen wollen.

Doch wie gesagt, ich suche bloß durch meine Freunde ebensowenig zu gewinnen, als ich möchte, daß sie durch mich verlieren sollten.

Also nur Ehrwürdiger Mann! Ich ersuche Sie, die Güte zu haben, nachstehende Kleinigkeit in einige Überlegung zu ziehen.

3f. Quae ... vetus, die dem Munde einen bequemen Bissen bietet. — Ein alter Wortforscher.

Besonders aber dringe ich darauf, sich über die beigefügte Bitte nicht bloß als Polemiker, sondern als rechtschaffner Mann und Christ auf das baldigste zu erklären 2c.

Die Parabel.

Ein weiser, thätiger König eines großen, großen Reiches hatte in seiner Hauptstadt einen Palast von ganz unermeßlichem Umfange, von ganz besonderer Architektur.

Unermeßlich war der Umfang, weil er in selbem alle um sich versammelt hatte, die er als Gehilfen oder Werkzeuge seiner Regierung brauchte.

Sonderbar war die Architektur; denn sie stritt so ziemlich mit allen angenommenen Regeln; aber sie gefiel doch und entsprach doch.

Sie gefiel: vornehmlich durch die Bewunderung, welche Einfalt und Größe erregen, wenn sie Reichtum und Schmuck mehr zu verachten als zu entbehren scheinen.

Sie entsprach: durch Dauer und Bequemlichkeit. Der ganze Palast stand nach vielen, vielen Jahren noch in ebender Reinlichkeit und Vollständigkeit da, mit welcher die Baumeister die letzte Hand angelegt hatten: von außen ein wenig unverständlich, von innen überall Licht und Zusammenhang.

Was Kenner von Architektur sein wollte, ward besonders durch die Außenseiten beleidiget, welche mit wenig hin und her zerstreuten, großen und kleinen, runden und viereckten Fenstern unterbrochen waren, dafür aber desto mehr Thüren und Thore von mancherlei Form und Größe hatten.

Man begriff nicht, wie durch so wenige Fenster in so viele Gemächer genugsames Licht kommen könne. Denn daß die vornehmsten derselben ihr Licht von oben empfingen, wollte den wenigsten zu Sinne.

Man begriff nicht, wozu so viele und vielerlei Eingänge nötig wären, da ein großes Portal auf jeder Seite ja wohl

31 ff. Man ... Sinne, vgl. die in ihrer Tendenz mit der berühmten Parabel von den drei Ringen innig verwandte, von Rückert bearbeitete Erzählung von dem persischen Dichter Kemal Ibn Gajaß (v. Hammer, Geschichte der schönen Redekünste Persiens, S. 288): „Eines Tages ließ ihn Ibrahim Sultan Mirsa rufen und fragte ihn, welche aus den vier orthodoxen Sekten (der Muhamedaner: Schafii, Hanbeli, Maleki, Hanefi) die beste sei. Er antwortete: O Sultan! du sitzest hier in einem Saale, der vier Thüren hat, und bei was für einer Thüre ich immer hereingehe, sehe ich immer den Sultan. Diese Antwort gefiel dem Sultan, der den Mewlana dafür reichlich belohnte."

schicklicher wäre und ebendie Dienste thun würde. Denn daß durch die mehrern kleinen Eingänge ein jeder, der in den Palast gerufen würde, auf dem kürzesten und unfehlbarsten Wege gerade dahin gelangen solle, wo man seiner bedürfe, wollte den wenigsten zu Sinne.

Und so entstand unter den vermeinten Kennern mancherlei Streit, den gemeiniglich diejenigen am hitzigsten führten, die von dem Innern des Palastes viel zu sehen die wenigste Gelegenheit gehabt hatten.

Auch war da etwas, wovon man bei dem ersten Anblicke geglaubt hätte, daß es den Streit notwendig sehr leicht und kurz machen müsse, was ihn aber gerade am meisten verwickelte, was ihm gerade zur hartnäckigsten Fortsetzung die reichste Nahrung verschaffte. Man glaubte nämlich verschiedne alte Grundrisse zu haben, die sich von den ersten Baumeistern des Palastes herschreiben sollten, und diese Grundrisse fanden sich mit Worten und Zeichen bemerkt, deren Sprache und Charakteristik so gut als verloren war.

Ein jeder erklärte sich daher diese Worte und Zeichen nach eignem Gefallen. Ein jeder setzte sich daher aus diesen alten Grundrissen einen beliebigen neuen zusammen, für welchen neuen nicht selten dieser und jener sich so hinreißen ließ, daß er nicht allein selbst darauf schwor, sondern auch andere darauf zu schwören bald beredte, bald zwang.

Nur wenige sagten: „Was gehen uns eure Grundrisse an? Dieser oder ein andrer, sie sind uns alle gleich. Genug, daß wir jeden Augenblick erfahren, daß die gütigste Weisheit den ganzen Palast erfüllet, und daß sich aus ihm nichts als Schönheit und Ordnung und Wohlstand auf das ganze Land verbreitet.“

Sie kamen oft schlecht an, diese wenigen! Denn wenn sie lachenden Muts manchmal einen von den besondern Grundrissen ein wenig näher beleuchteten, so wurden sie von denen, welche auf diesen Grundriß geschworen hatten, für Mordbrenner des Palastes selbst ausgeschrieen.

Aber sie kehrten sich daran nicht und wurden gerade dadurch am geschicktesten, denjenigen zugesellet zu werden, die innerhalb des Palastes arbeiteten und weder Zeit noch Lust hatten, sich in Streitigkeiten zu mengen, die für sie keine waren.

Einsmals, als der Streit über die Grundrisse nicht sowohl beigelegt als eingeschlummert war, — einsmals um Mitternacht

erscholl plötzlich die Stimme der Wächter: „Feuer! Feuer in dem Palaste!“

Und was geschah? Da fuhr jeder von seinem Lager auf, und jeder, als wäre das Feuer nicht in dem Palaste, sondern in seinem eignen Hause, lief nach dem Kostbarsten, was er zu haben glaubte — nach seinem Grundrisse. „Laßt uns den nur retten!“ dachte jeder; „der Palast kann dort nicht eigentlicher verbrennen, als er hier stehet!“

Und so lief ein jeder mit seinem Grundrisse auf die Straße, wo, anstatt dem Palaste zu Hilfe zu eilen, einer dem andern es vorher in seinem Grundrisse zeigen wollte, wo der Palast vermutlich brenne. „Sieh, Nachbar! hier brennt er! Hier ist dem Feuer am besten beizukommen.“ — „Oder hier vielmehr, Nachbar, hier!“ — „Wo denkt ihr beide hin? Er brennt hier!“ — „Was hätt' es für Not, wenn er da brennte? Aber er brennt gewiß hier!“ — „Lösch' ihn hier, wer da will. Ich lösch' ihn hier nicht.“ — „Und ich hier nicht!“ — „Und ich hier nicht!“

Über diese geschäftigen Zänker hätte er denn auch wirklich abbrennen können, der Palast, wenn er gebrannt hätte. — Aber die erschrocknen Wächter hatten ein Nordlicht für eine Feuersbrunst gehalten.

Die Bitte.

Ein andres ist ein Pastor, ein andres ein Bibliothekar. So verschieden klingen ihre Benennungen nicht, als verschieden ihre Pflichten und Obliegenheiten sind.

Überhaupt denke ich, der Pastor und Bibliothekar verhalten sich gegen einander wie der Schäfer und der Kräuterkenner.

Der Kräuterkenner durchirret Berg und Thal, durchspähet Wald und Wiese, um ein Kräutchen aufzufinden, dem Linneus noch keinen Namen gegeben hat. Wie herzlich freuet er sich, wenn er eines findet! Wie unbekümmert ist er, ob dieses neue Kräutchen giftig ist oder nicht! Er denkt, wenn Gifte auch nicht nützlich sind — (und wer sagt es denn, daß sie nicht nützlich wären?) — so ist es doch nützlich, daß die Gifte bekannt sind.

Aber der Schäfer kennt nur die Kräuter seiner Flur und schätzt und pflegt nur diejenigen Kräuter, die seinen Schafen die angenehmsten und zuträglichsten sind.

So auch wir, ehrwürdiger Mann! — Ich bin Aufseher von

Bücherschätzen und möchte nicht gern der Hund sein, der das Heu bewacht, ob ich schon freilich auch nicht der Stallknecht sein mag, der jedem hungrigen Pferde das Heu in die Raufe trägt. Wenn ich nun unter den mir anvertrauten Schätzen etwas finde, von dem ich glaube, daß es nicht bekannt ist, so zeige ich es an. Vors erste in unsern Katalogen, und dann nach und nach, so wie ich lerne, daß es diese oder jene Lücke füllen, dieses oder jenes berichtigen hilft, auch öffentlich, und bin ganz gleichgiltig dabei, ob es dieser für wichtig oder jener für unwichtig erkläret, ob es dem einen frommet oder dem andern schadet. Nützlich und verderblich sind ebenso relative Begriffe als groß und klein.

Sie hingegen, ehrwürdiger Mann, würdigen alle litterarische Schätze nur nach dem Einflusse, den sie auf Ihre Gemeinde haben können, und wollen lieber zu besorglich als zu fahrlässig sein. Was geht es Sie an, ob etwas bekannt oder nicht bekannt ist? wenn es nur einen auch von den Kleinsten ärgern könnte, die Ihrer geistlichen Aufsicht anvertrauet sind.

Recht gut! Ich lobe Sie darum, ehrwürdiger Mann. Aber weil ich Sie lobe, daß Sie Ihre Pflicht thun, so schelten Sie mich nicht, daß ich die meinige thue — oder, welches einerlei ist, zu thun glaube.

Sie würden vor Ihrer Todesstunde zittern, wenn Sie an der Bekanntmachung der bewußten Fragmente den geringsten Anteil hätten. — Ich werde vielleicht in meiner Todesstunde zittern, aber vor meiner Todesstunde werde ich nie zittern. Am allerwenigsten deswegen, daß ich gethan habe, was verständige Christen itzt wünschen, daß es die alten Bibliothekare zu Alexandria, zu Cäsarea, zu Konstantinopel mit den Schriften des Celsus, des Fronto, des Porphyrius, wenn sie es hätten thun können, möchten gethan haben. Um die Schriften des letztern, sagt ein Mann, der sich auf solche Dinge verstehet, gäbe itzt mancher Freund der Religion gern einen frommen Kirchenvater hin.

Und ich hoffe ja nicht, ehrwürdiger Mann, daß Sie sagen werden: „Jene alten Feinde der Religion hätten es allerdings

1f. der Hund ... bewacht, nach einer Äsopischen, von Lucian angeführten Fabel; Halm 228, vgl. XI, 1, S. 301, Z. 2. — 16f. wenn ... sind, Matth. 18, 6; Mark. 9, 42. — 22ff. Sie ... hätten, Gözes Worte lauteten (bei Hebler, Lessing-Studien S. 107): „Ich würde vor meiner Todesstunde zittern, wenn ich besorgen müßte, daß von der Ausbreitung dieser boshaften, so vielen Seelen höchst gefährlichen und der Ehre unsers großen Erlösers so nachteiligen Aufsätze Rechenschaft an jenem Tage von mir werde gefordert werden."

verdient, daß ihre Schriften sorgfältiger wären aufbehalten worden. Aber wozu der neuern ihre aufbewahren, die nach siebzehnhundert Jahren doch nichts Neues sagen könnten?"

Wer weiß das, ohne sie gehört zu haben? Wer von unsern Nachkommen glaubt das, ohne es zu sehen? Dazu bin ich der festen Meinung, daß Welt und Christentum noch so lange stehen werden, daß in Betracht der Religion die Schriftsteller der ersten zweitausend Jahre nach Christi Geburt der Welt ebenso wichtig sein werden, als uns itzt die Schriftsteller der ersten zweihundert Jahre sind.

Das Christentum geht seinen ewigen, allmählichen Schritt, und Verfinsterungen bringen die Planeten aus ihrer Bahn nicht. Aber die Sekten des Christentums sind die Phases desselben, die sich nicht anders erhalten können als durch Stockung der ganzen Natur, wenn Sonn' und Planet und Betrachter auf dem nämlichen Punkte verharren. Gott bewahre uns vor dieser schrecklichen Stockung!

Also, ehrwürdiger Mann, mißbilligen Sie es wenigstens weniger hart, daß ich ehrlich genug gewesen, ebensowohl sehr unchristliche Fragmente als eine sehr christliche Schrift des Berengarius von ihrem Untergange zu retten und an das Licht zu bringen.

Doch das ist die Bitte noch nicht, ehrwürdiger Mann, die ich Ihnen zu thun habe. Ich bitte von gewissen Leuten nichts, was ich nicht allenfalls auch recht hätte, von ihnen zu fodern. Und mit dieser Bitte allerdings können Sie es halten, wie Sie wollen.

Sondern meine eigentliche Bitte ist derart, daß Sie die Gewährung derselben mir nicht wohl verweigern können. Sie haben mir unrecht gethan; und einem ehrlichen Manne ist nichts angelegner, als Unrecht, welches er nicht thun wollen und doch gethan, wieder gut zu machen.

Es besteht aber dieses mir zugefügte Unrecht darin, daß Sie eine von mir geschriebene Stelle ganz wider ihren Zusammenhang zu kommentieren das Unglück gehabt. Ihr Kopf war eben wärmer als helle. Ich erkläre mich an einem Gleichnisse.

Wenn ein Fuhrmann, der in einem grundlosen Wege mit seinem schwerbeladenen Wagen festgefahren, nach mancherlei vergeblichen Versuchen, sich loszuarbeiten, endlich sagt: „Wenn alle Stränge reißen, so muß ich abladen," wäre es billig, aus dieser seiner Rede zu schließen, daß er gern abladen wollen, daß er mit

Fleiß die schwächsten, mürbesten Stränge vorgebunden, um mit guter Art abladen zu dürfen? Wäre der Befrachter nicht ungerecht, der aus diesem Grunde die Vergütung alles Schadens, selbst alles innern von außen unmerklichen Schadens, an welchem ebensowohl der Einpacker schuld könnte gehabt haben, von dem Fuhrmanne verlangen wollte?

Dieser Fuhrmann bin ich, dieser Befrachter sind Sie, ehrwürdiger Mann. Ich habe gesagt: wenn man auch nicht imstande sein sollte, alle die Einwürfe zu heben, welche die Vernunft gegen die Bibel zu machen so geschäftig ist, so bliebe dennoch die Religion in den Herzen derjenigen Christen unverrückt und unverkümmert, welche ein inneres Gefühl von den wesentlichen Wahrheiten derselben erlangt haben. Dieses zu unterstützen, schrieb ich die Stelle nieder, die eine so unmilde Ausdehnung von Ihnen erdulden müssen. Ich soll und muß gesagt haben, daß auf die Einwürfe gegen die Bibel sich schlechterdings nichts antworten lasse, daß es nur umsonst sei, darauf antworten zu wollen. Ich soll und muß die letzte unfehlbare Zuflucht des Christen dem Theologen je eher je lieber zu nehmen angeraten haben, damit ein schwacher, aber großsprecherischer Feind desto eher das Feld behaupten könne!

Das ist nicht die wahre Vorstellung meiner Gedanken, ehrwürdiger Mann. Gleichwohl kann es bei Ihnen auch nicht Vorsatz gewesen sein, eine so falsche Vorstellung meiner Gedanken zu machen. Sie waren in Zuversicht auf Ihre gute Sache, die Sie auch von mir angegriffen zu sein vermeinten, zu hastig, Sie übereilten sich.

Ehrwürdiger Mann, die sich am leichtesten übereilen, sind nicht die schlechtesten Menschen. Denn sie sind größtenteils ebenso fertig, ihre Übereilung zu bekennen; und eingestandene Übereilung ist oft lehrreicher als kalte überdachte Unfehlbarkeit.

Sonach erwarte ich denn auch von Ihnen, ehrwürdiger Mann, daß Sie in einem der nächsten Stücke Ihrer Freiwilligen Beiträge eine so gut als freiwillige Erklärung zu thun nicht ermangeln werden, des Inhalts: daß allerdings noch ein gewisser Gesichtspunkt übrig sei, in welchem meine von Ihnen angegriffene Stelle sehr unschuldig erscheine; daß Sie diesen Gesichtspunkt übersehen; daß Sie weiter keine Ursache haben, diesen übersehenen Gesichtspunkt, nachdem Sie von mir darauf geführet worden, nicht für den zu halten, auf welchen ich hier gearbeitet.

Nur eine solche Erklärung kann dem Verdachte Einhalt thun, den Sie, ehrwürdiger Mann, über meine Absichten verbreiten zu

wollen scheinen. Nur nach einer solchen Erklärung darf ich auf das wieder begierig sein, was Ihnen ferner gegen mich zu erinnern gefallen möchte. Ohne eine solche Erklärung aber, ehrwürdiger Mann, muß ich Sie schreiben lassen — so wie ich sie predigen lasse.

Das Absagungsschreiben.

Mein Herr Pastor,

Mit vorstehenden friedlichen Blättern glaubte ich von Ihnen abzukommen, und schon freute ich mich in Gedanken auf den Freiwilligen Beitrag, in welchem Ihre heilige Faust das christliche Panier wieder über mich schwenken würde.

Indes aber entweder mich die Presse oder ich die Presse nicht genugsam fördern konnte, erhalte ich das 61—63ste Stück besagter Beiträge — und bin wie vernichtet!

Das hat der nämliche Mann geschrieben? Wie soll die Nachwelt, auf welche die Freiwilligen Beiträge doch ganz gewiß kommen werden, einen so plötzlichen Sprung von Weiß auf Schwarz sich erklären? — „Göze," wird die Nachwelt sagen, „Göze wäre der Mann gewesen, der in Einem Atem gegen einen und ebendenselben Schriftsteller sauersüße Komplimente zwischen den Zähnen murmeln und aus vollem Halse laute Verleumdungen ausstoßen können? Er hätte zugleich die Katze und den Eber gespielt? Die Katze, die um den heißen Brei gehet, und den Eber, der blind auf den Spieß rennet? Das ist unglaublich! In dem 55sten Stück ist sein Eifer noch so gemäßiget, noch so ganz anonymisch; er nennet weder Sack noch Esel, auf die sein Stecken zuschlägt; und auf einmal, im 61sten Stücke, ist Lessing namentlich hinten und vorne, muß Lessing namentlich geknippen werden, so oft er den Krampf in seine orthodoxen Finger bekömmt? Dort will er das Wasser kaum regen, und hier, Plumps! Das ist unbegreiflich! Notwendig müssen also zwischen dem 55sten und 61sten Stücke dieser kost-

13. besagter Beiträge, die beiden ersten Aufsätze Gözes gegen Lessing erschienen, wie Groß ermittelt hat, zuerst in den von Ziegra in Hamburg herausgegebenen „Freywilligen Beyträgen zu den Nachrichten aus dem Reiche der Gelehrsamkeit", der sogenannten „schwarzen Zeitung". In dem ersten ganz objektiv gehaltenen Aufsatze (Stück 55—56) wird Lessings Name nirgend genannt; in dem zweiten dagegen (Stück 61—63), in welchem die Schrift des Superintendenten Neß, „Die Auferstehungsgeschichte" 2c., angezeigt wird, wird Lessing heftig angegriffen, z. B. von ihm gesagt, „er habe sich zum Pflegevater der von dem Verfasser der Fragmente hinterlassenen Mißgeburt aufgeworfen" u. dgl.

baren Blätter, wie wir sie itzt haben, alle diejenigen verloren gegangen sein, die uns dieses Plumps! erklären würden."

So wird die Nachwelt sagen, Herr Pastor. Doch was kümmert uns die Nachwelt, Herr Pastor, die vielleicht auch so nicht sagen wird? Genug, Sie wissen selbst am besten, wie sehr sich die Nachwelt irren würde, und ich berühre diese Saite bloß, um es bei der itztlebenden Welt — versteht sich, der Welt, die wir beide füllen — zu entschuldigen, falls auch mein Ton, den ich mir künftig mit dem Hrn. Pastor Göze erlauben dürfte, ihr von dem allzu viel abzuweichen scheinen sollte, den ich noch bisher anzugeben für schicklicher gehalten.

Denn wahrlich, Herr Pastor, der zudringlichen Griffe, mit welchen Sie an mich setzen, werden allmählich zu viel! Erwarten Sie nicht, daß ich sie Ihnen alle vorrechne! es würde Sie kitzeln, wenn Sie sähen, daß ich sie alle gefühlt habe. Ich will Ihnen nur sagen, was daraus kommen wird.

Ich will schlechterdings von Ihnen nicht als der Mann verschrieen werden, der es mit der Lutherischen Kirche weniger gut meinet als Sie. Denn ich bin mir bewußt, daß ich es weit besser mit ihr meine als der, welcher uns jede zärtliche Empfindung für sein einträgliches Pastorat oder dergleichen lieber für heiligen Eifer um die Sache Gottes einschwatzen möchte.

Sie, Herr Pastor, Sie hätten den allergeringsten Funken Lutherischen Geistes? — Sie? der Sie auch nicht einmal Luthers Schulsystem zu übersehen imstande sind? — Sie? der Sie mit stillschweigendem Beifall von ungewaschenen, auch wohl treulosen Händen die Seite des Lutherschen Gebäudes, die ein wenig gesunken war, weit über den Wasserpaß hinausschrauben lassen? — Sie? der Sie den ehrlichen Mann, der freilich ungebeten, aber doch aufrichtig den Männern bei der Schraube zuruft: „Schraubt dort nicht weiter, damit das Gebäude nicht hier stürze!" — der Sie diesen ehrlichen Mann mit Steinen verfolgen?

Und warum? — Weil dieser ehrliche Mann zugleich den schriftlich gegebenen Rat eines ungenannten Baumeisters, das Gebäude lieber ganz abzutragen, — gebilliget? unterstützt? ausführen wollen? auszuführen angefangen? — nicht doch! — nur nicht unterschlagen zu dürfen geglaubt.

20 ff. welcher ... möchte, vgl den Patriarchen im „Nathan" (III, 1, S. 127) V. 2592 f.

O sancta simplicitas! — Aber noch bin ich nicht da, Herr Pastor, wo der gute Mann, der dieses ausrief, nur noch dieses ausrufen konnte. — Erst soll uns hören, erst soll über uns urteilen, wer hören und urteilen kann und will!

O daß er es könnte, er, den ich am liebsten zu meinem Richter haben möchte! — Luther, du! — Großer, verkannter Mann! Und von niemanden mehr verkannt als von den kurzsichtigen Starrköpfen, die, deine Pantoffeln in der Hand, den von dir gebahnten Weg schreiend aber gleichgiltig daherschlendern! — Du hast uns von dem Joche der Tradition erlöset, wer erlöset uns von dem unerträglichern Joche des Buchstabens! Wer bringt uns endlich ein Christentum, wie du es itzt lehren würdest, wie es Christus selbst lehren würde! Wer — —

Aber ich vergesse mich und würde noch mehr Sie vergessen, Herr Pastor, wenn ich auf eine dergleichen Äußerung Ihnen vertraulich zuspräche: „Herr Pastor, bis dahin, was weder Sie noch ich erleben werden, bis dahin, was aber gewiß kömmt, gewiß! gewiß! — wäre es nicht besser, unsersgleichen schwiegen? unsersgleichen verhielten sich nur ganz leidend? Was einer von uns zurückhalten will, möchte der andere übereilen, so daß der eine mehr die Absichten des andern beförderte als seine eignen. Wie wäre es, Herr Pastor, wenn wir den Strauß, den ich noch mit Ihnen auszufechten habe, den ersten und letzten sein ließen? Ich bin bereit, kein Wort weiter mit Ihnen zu verlieren, als was ich schon verloren habe."

Denn nein, das werden Sie nicht wollen. Göze hat noch keinem seiner Gegner das letzte Wort gelassen, ob er sich gleich immer das erste genommen. Er wird, was ich zu meiner Verteidigung sagen müssen, als Angriff betrachten. Denn der Tummelplatz des seligen Ziegra muß ihm nicht vergebens nun ganz angestorben sein.

2. der gute Mann, Huß auf dem Scheiterhaufen zu Konstanz: „O heilige Einfalt!" als auch ein altes Mütterchen noch einen Span zu demselben hinzutrug. Vgl. jedoch Goethe (Nat.=Litt) XII, S. 133, V. 2682. — 8f. deine Pantoffeln ... daherschlendern, diese Stelle scheint auf das Sprichwort bei Zinkgref anzuspielen: „Doktor Luthers Schuhe sind nicht allen Dorfpfaffen gerecht." (Nodnagel, „Lessings Dramen", S. 24. Vgl. Liscows Werke I, S. 78) — 29. Der Herausgeber der „Freywilligen Beyträge", Ziegra, starb im Anfange des Jahres 1778. Aber Göze verwahrt sich gegen die in den Worten Lessings liegende Behauptung, als sei er der Nachfolger des seligen Ziegra an den „Freywilligen Beyträgen" geworden. Meine Lessing dies mit seinen Worten, so sei „solches die unverschämteste Unwahrheit". („Lessings Schwächen", S. 62.) In der That war nicht Göze, sondern der Lizentiat Wittenberg Ziegras Nachfolger in der Redaktion der „Freywilligen Beyträge". — angestorben, in seinen „Beiträgen zu einem deutschen Glossarium" bemerkt Lessing: „Anerstorbenes Gut, geerbtes. Opitz Arg.[enis] 104." Die Stelle lautet bei Opitz: „solcher Dinge, die an die Erben nicht sterben mögen." „Angestorben" findet sich auch bei Felix Weiße, Gedichte II, S. 328; Haller S. 50; Sterne, Yorick, übers. Mannheim 1780, I, S. 3.

Ich beklage; denn sehen Sie, Herr Pastor, es wird mir unmöglich sein, nicht gegen Ihren Stachel zu läcken, und die Furchen, fürchte ich, die Sie auf dem Acker Gottes mich mit aller Gewalt wollen ziehen lassen, werden immer krümmer und krümmer werden.

Nicht zwar, daß ich Ihnen jede hämische Anspielung, jeden, wenn Gott will, giftigen Biß, jeden komischen Ausbruch Ihres tragischen Mitleids, jeden knirschenden Seufzer, der es beseufzet, nur ein Seufzer zu sein, jede pflichtschuldige Pastoralverhetzung der weltlichen Obrigkeit, womit Sie gegen mich von nun an Ihre Freiwilligen Beiträge spicken und würzen werden, aufmutzen oder, wenn ich auch könnte, verwehren wollte. So unbillig bin ich nicht, daß ich von Einem Vogel in der Welt eine einzige andere Feder verlangen sollte, als er hat. Auch haben dieserlei Pharmaka ihren Kredit längst verloren.

Sondern nur eines werde ich nicht aushalten können: Ihren Stolz nicht, der einem jeden Vernunft und Gelehrsamkeit abspricht, welcher Vernunft und Gelehrsamkeit anders braucht als Sie. Besonders wird alle meine Galle rege werden, wenn Sie meinen Ungenannten, den Sie nur noch aus unzusammenhängenden Bruchstücken kennen, so schülerhaft und bubenmäßig zu behandeln fortfahren. Denn Mann gegen Mann — nicht Sache gegen Sache — zu schätzen, so war dieser Ungenannte des Gewichts, daß in aller Art von Gelehrsamkeit sieben Göze nicht ein Siebenteil von ihm aufzuwägen vermögend sind. Das glauben Sie mir indes, Herr Pastor, auf mein Wort!

Und sonach meine ritterliche Absage nur kurz. Schreiben Sie, Herr Pastor, und lassen Sie schreiben, soviel das Zeug halten will: ich schreibe auch. Wenn ich Ihnen in dem geringsten Dinge, was mich oder meinen Ungenannten angeht, recht lasse, wo Sie nicht recht haben, dann kann ich die Feder nicht mehr rühren.*)

*) Diese Parabel hat mein Bruder unter dem Titel: „Der Palast im Feuer. Eine Parabel mit ihrer Erklärung", aufs neue herausgeben wollen und schon die Stellen, zu welchen Erklärungen kommen sollten, auf besondere Seiten geschrieben. Es ist davon aber weiter nichts da als ein Entwurf zur Vorrede, der so lautet: „Diese Parabel ist nicht das Schlechteste, was ich geschrieben. — — — Die albern Deutungen des Herrn Göze nötigen mich, mein eigner Ausleger zu werden. — Göze läßt sich träumen, daß ich damit auf die Händel zielen wollen, welche die Fragmente erregen. — Und ich habe sie bestimmt, die ganze Geschichte der christlichen Religion darunter vorzustellen." Anm. v. Karl G. Lessing (im Theol. Nachlaß, S. 21).

2. gegen ... läcken, Ap.-Gesch. 9, 5. Es wird eigentlich vom Ausschlagen der Zugtiere gegen den Stachel des Treibers gebraucht. Im Folgenden bleibt also Lessing im Bilde. — 13. dieserlei, vgl. VII, S. 96 f., Nr. VI. — Pharmaka, Zauberkräuter.

Axiomata,

wenn es deren in dergleichen Dingen giebt.

> — — — — Acumine pollentibus notionem praedicati in notione subjecti indivulso nexu cum ea cohaerentem pervidendi.
>
> *Wolfii Ph. r.*

Wider den Herrn Pastor Göze in Hamburg.

———2

Der Bogen, oder wieviel es geben wird, den ich zu schreiben mich niedersetze, dürfte mir deswegen sehr sauer werden, weil ich kaum weiß, für wen ich ihn schreibe. Ich weiß nur, wider wen, und habe so wenig Hoffnung, daß er auch für den werden könne, wider den er gerichtet ist, daß ich diese Hoffnung kaum in einen Wunsch zu verwandeln wage.

Über eine Stelle nämlich, von der ich mir bewußt bin, daß ich sie mit Überlegung und in guter Meinung geschrieben habe, hat der Hr. Pastor Göze in Hamburg Erinnerungen gemacht und in zweierlei Zeitungen abdrucken lassen, die mich lieber als Gegner der christlichen Religion brandmarkten.

Ich mag die Stelle, so wie ich sie geschrieben habe, hier nicht wiederholen. Und das um so viel weniger, da ich den einzeln Sätzen derselben, die ich wie lauter Axiome dahin gepflanzt haben soll, eine etwas andre Ordnung geben will. Vielleicht, daß durch diese kleine Veränderung allein mein Gegner mich besser verstehen lernt; besonders wenn er findet, daß seine eignen Einwendungen mir behilflich gewesen, mich besser zu erklären. Vielleicht, daß durch diese kleine Veränderung allein meine Sätze vollends werden, was sie noch nicht waren. Denn wer weiß nicht, daß

3ff. Acumine . . . Wolfii Ph. r, denen, die Scharfsinn genug haben, den Begriff des Prädikats im Begriff des Subjekts als durch unauflösliche Verknüpfung mit ihm zusammenhängend zu erkennen. Wolf, Realphilosophie.

Axiomata Sätze sind, deren Worte man nur gehörig verstehen darf, um an ihrer Wahrheit nicht zu zweifeln?

Gleich anfangs stutzt der Hr. Pastor gewaltig, daß mir weder die bisherigen Bestreitungen, noch die bisherigen Verteidigungen der christlichen Religion so ganz gefallen. Er stutzt; aber wenn ich ihn nur bewegen kann, das Ding, welches ihn so scheu macht, erst recht anzusehen, so soll er es beruhiget wohl hoffentlich vorbeigehen.

Wenn ich heucheln wollte, dürfte ich mich nur so erklären, daß alle Schuld meiner unbefriedigten Erwartung auf die Bestreitungen der Religion fiele. Daß diese ohne Ausnahme ganz schief und verfehlt sind, wird mir der Hr. Pastor gern zugeben. Wenn ich nun sagte: „Wie der Angriff, so die Verteidigung. Was kann der Gottesgelehrte dafür, daß man seine gute Sache auf keiner andern Seite, mit keinen bessern Waffen angreifen wollen? Wenn man die Festungen von oben herab belagern wird, so wird man auch darauf denken, sie von oben herein zu beschirmen.“

Doch ich verachte alle Ausflüchte, verachte alles, was einer Ausflucht nur ähnlich sieht. Ich habe es gesagt und sage es nochmals: auch an und für sich selbst sind die bisherigen Verteidigungen der christlichen Religion bei weitem nicht mit allen den Kenntnissen, mit aller der Wahrheitsliebe, mit allem dem Ernste geschrieben, den die Wichtigkeit und Würde des Gegenstandes erfodern!

Und allerdings ist diese meine allgemeine Äußerung aus Induktion entstanden, und zwar aus einer so vollständigen, so genau erwogenen Induktion, als ich in meiner Verfassung zu machen nur imstande gewesen.

Nun, so führe man diese Induktion erst vor unsern Augen! ruft mein Gegner in einem schon triumphierenden Tone mir zu.

Lieber Herr Pastor, ich wünschte sehr, diese Zumutung wäre nicht gedruckt an mich ergangen. Es ist eine wahre Kanzelzumutung, und Sie wissen wohl, wie man einer dergleichen Zumutung begegnet. Ebenfalls durch eine Zumutung.

Wenn ich sage, alles Quecksilber verraucht über dem Feuer, muß ich demjenigen zu Gefallen, dem die Allgemeinheit meiner Behauptung nicht ansteht, alles Quecksilber aus der ganzen Natur zusammenbringen und es vor seinen Augen verrauchen lassen?

Ich dächte, bis ich das imstande bin, spräche ich bloß zu ihm: „Guter Freund, alles Quecksilber, das ich noch über Feuer brachte, das verrauchte wirklich. Kennst du welches, das nicht verraucht, so bring' es, damit ich es auch kennen lerne, und du sollst Dank haben"

Alle die unzähligen großen und kleinen Schriften, die auch nur seit diesem Jahrhunderte für die Wahrheit der christlichen Religion geschrieben worden, auf die Kapelle zu bringen — welch ein Zumuten! War es dem Hrn. Pastor doch Ernst damit, wollte er nicht bloß mich damit verhöhnen, nicht bloß sich an meiner Verlegenheit weiden, entweder zu widerrufen, oder mich einer Arbeit ohne Ende zu unterziehen: nun gut, so beweise er es durch eine Kleinigkeit. Sie soll ihm nur ein Wort kosten, diese Kleinigkeit.

Nämlich er nenne mir nur diejenige Schrift, mit welcher ich meinen Versuch des Verrauchens zuerst machen soll. Er nenne mir sie nur, und ich bin bereit. Ist es eine, die ich schon kenne, so darf mir nicht bange sein. Ist es eine, die ich nicht kenne, und mein Versuch schlägt fehl, desto besser. Ich nehme für eine große Belehrung eine kleine Beschämung gern vorlieb.

Nur eines muß ich mir dabei ausbedingen. Er muß nicht thun, als ob der, welcher gewisse Beweise einer Sache bezweifelt, die Sache selbst bezweifle. Der geringste Fingerzeig, dahin ausgestreckt, ist Meuchelmord. Was kann ich dafür, daß man neuerer Zeit Nebenbeweise zu einer Gewißheit und Evidenz erheben wollen, die sie schlechterdings nicht haben können? Was kann ich dafür, daß man die ganze Sache nicht in den bescheidenen Schranken lassen wollen, innerhalb welchen sie alle ältere Theologen gesichert genug hielten? Oder ist dem Hrn. Pastor die Geschichte der Dogmatik so wenig bekannt, daß er von diesen Veränderungen nichts weiß? Wie kömmt er, und er insbesondere dazu, sich gegen einen Mann zu erklären, der nur mit diesen Veränderungen unzufrieden ist? Er ist ja sonst kein Freund von theologischen Neuerungen. Warum will er nur diese gegen mich in Schutz nehmen? Weil ich mich nicht überall nach der theologischen Schulsprache ausgedruckt habe, die ihm geläufig ist? Ich bin Liebhaber der Theologie und nicht Theolog. Ich habe auf kein gewisses System schwören müssen. Mich verbindet nichts, eine andere Sprache als die meinige zu reden. Ich bedaure alle ehrliche Männer, die nicht so glücklich

7. Kapelle, vgl. IX, 2, S. 83, Z. 15.

sind, dieses von sich sagen zu können. Aber diese ehrlichen Männer müssen nur andern ehrlichen Männern nicht auch den Strick um die Hörner werfen wollen, mit welchem sie an die Krippe gebunden sind. Sonst hört mein Bedauern auf, und ich kann nichts, als sie verachten.

So viel von dem Grausale, der dem Hrn. Pastor gleich am Eingange des Weges aufstieß. Nun von der Stelle selbst, die ich, wie gesagt, nicht ganz in der nämlichen Ordnung, aber doch in allen ihren Worten, in ihrem ganzen Sinne gegen die Mißdeutungen des Hrn. Pastors zu retten mich gezwungen sehe. Die logische Ordnung unsrer Gedanken ist nicht immer die, in welcher wir sie andern mitteilen. Aber sie ist die, welche vor allen Dingen der Gegner aufsuchen muß, wenn sein Angriff nach der Billigkeit sein soll. Und so hätte der Hr. Pastor mit dem 3ten meiner Sätze anfangen müssen, wie folget.

I. (3)

Die Bibel enthält offenbar mehr, als zur Religion gehöret.

Dieses geschrieben zu haben, darf mich nicht reuen. Aber darauf geantwortet haben, wie der Hr. Pastor Göze darauf antwortet, möchte ich um alles in der Welt nicht.

„In diesem Satze,“ antwortet er, „liegen zwei Sätze. Einmal: die Bibel enthält das, was zur Religion gehört. Zweitens: die Bibel enthält mehr, als zur Religion gehört. In dem ersten Satze räumt der Hr. H. das ein, was er in dem Vorhergehenden geleugnet hat. Enthält die Bibel das, was zur Religion gehört, so enthält sie die Religion objektive selbst.“

Ich erschrecke! Ich soll geleugnet haben, daß die Bibel die Religion enthalte? Ich? Wo das? Gleich in dem Vorhergehenden? Doch wohl nicht damit, daß ich gesagt habe: die Bibel ist nicht die Religion? Damit?

Lieber Herr Pastor, wenn Sie mit allen Ihren Gegnern so zu Werke gegangen sind! Ist denn Sein und Enthalten einerlei? Sind es denn ganz identische Sätze: die Bibel enthält die Religion,

2f. den Strick ... werfen, 1. Kor. 7, 35. — 25. der Hr. H., der Herr Herausgeber. — 34f. die Bibel ... Religion, in dem Aufsatz „gegen Mascho“ führt Lessing aus Maschos Schrift an: „Die Bibel enthält eine göttliche Offenbarung, und: die Bibel ist eine göttliche Offenbarung, sind nicht synonymische Ausdrücke.“

und die Bibel ist die Religion? Man wird mir doch nimmermehr in Hamburg den ganzen Unterschied zwischen Brutto und Netto wollen streitig machen? Da, wo so viele Waren ihre bestimmte Tara haben, wollte man mir auf die h. Schrift, auf eine so kostbare Ware nicht auch eine kleine Tara gut thun? — Nun, nun, der Hr. Pastor ist auch wirklich so unkaufmännisch nicht. Denn er fährt fort:

„Der zweite Satz kann zugegeben werden, wenn man einen Unterschied macht zwischen dem, was wesentlich zur Religion gehört, und zwischen dem, was zur Erläuterung und Bestätigung der Hauptsätze, welche eigentlich das Wesen der Religion ausmachen, gehöret.“

Gut! Also handeln wir doch schon um das Brutto. Und wie, wenn auch ganz unnötige Emballage darunter wäre? — Wie, wenn auch nicht weniges in der Bibel vorkäme, das schlechterdings weder zur Erläuterung noch zur Bestätigung, auch des allergeringsten Satzes der Religion, diene? Was andere, auch gute lutherische Theologen von ganzen Schriften der Bibel behauptet haben, darf ich doch wohl von einzeln Nachrichten in dieser und jener Schrift behaupten? Wenigstens muß man ein Rabbi oder ein Homilet sein, um nur eine Möglichkeit oder ein Wortspiel auszugrübeln, wodurch die Hajiemim des Ana, die Krethi und Plethi des David, der Mantel, den Paulus zu Troas vergaß, und hundert andere solche Dinge in einige Beziehung auf die Religion können gebracht werden.

Also der Satz: die Bibel enthält mehr, als zur Religion gehöret, ist ohne Einschränkung wahr. Auch kann er durch seinen gehörigen Gebrauch der Religion unendlich vorteilhafter, als durch seinen Mißbrauch ihr schädlich werden. Mißbrauch ist von allen Dingen zu besorgen, und ich hätte nichts dagegen, daß man sich im voraus darwider decket. Nur hätte das auf eine passendere Art geschehen müssen, als es in folgendem Zusatze des Hrn. Pastors geschehen ist.

„Soll aber dieser Satz der Bibel zum Nachteil gereichen, so ist er völlig unkräftig, ebenso unkräftig, als wenn ich sagen wollte:

22 f. Von dem Horiter Ana wird 1 Mos. 36, 24 erzählt, daß er הַיֵּמִם, d. i. nach Luthers Übersetzung „Maulpferde“, nach der neueren Auslegung aber „warme Quellen“ gefunden habe. — Krethi und Plethi heißt das Korps der Leibwächter des Königs David (2. Sam. 8, 18; 15, 18; 20, 7 u. a. O.). — Nach 2. Timoth. 4, 13 soll Timotheus dem Paulus den Mantel mitbringen, den er in Troas bei Carpus gelassen.

Wolffs System der Mathematik enthält Scholia, und diese verringern den Wert desselben."

Wie gesagt, bei mir soll dieser Satz der Bibel zu keinem Nachteile gereichen. Er soll sie vielmehr mit eins unzähligen Einwürfen und Spöttereien entziehen und in die aufgegebenen Rechte alter Urkunden wieder einsetzen, denen man Ehrerbietung und Schonung schuldig ist.

Mit Ihrem Exempel hiernächst, Herr Pastor, bin ich mehr zufrieden, als Sie glauben. Freilich verringern die Scholia in Wolffs Elementen der Mathematik nicht den Wert derselben. Aber sie machen doch, daß nun nicht alles darin demonstriert ist. Oder glauben Sie, daß die Scholia ebenso gewiß sein müssen als die Theoremata? Nicht zwar, als ob nicht auch Scholien demonstriert werden könnten, sondern sie brauchen es hier nur nicht. Es hieße die Demonstration verschwenden, wenn man alle die Kleinigkeiten damit versehen wollte, die man in ein Scholion bringen und auch nicht bringen kann. — Eine ähnliche Verschwendung der Inspiration ist von ebensowenig Nutzen, aber von unendlich mehr Ärgernis.

II. (4)

Es ist bloße Hypothese, daß die Bibel in diesem mehrern gleich unfehlbar sei.

Nicht? Sondern was denn? Unwidersprechliche Wahrheit. Unwidersprechlich? dem so oft widersprochen worden! dem noch itzt so viele widersprechen! So viele, die auch Christen sein wollen und Christen sind. Freilich nicht wittenbergisch-lutherische Christen, freilich nicht Christen von Calovs Gnaden, aber doch Christen und selbst lutherische Christen von Gottes Gnaden.

Wenn indes Calov und Göze doch recht hätten! Letzterer führt wenigstens ein so treffliches Dilemma an. „Entweder," sagt er, „dieses mehrere ist von Gott eingegeben, wenigstens gebilliget, oder nicht. Ist das erste, so ist es ebenso unfehlbar wie das Wesentliche. Nimmt man aber das letzte an, so verliert das erste auch seine Zuverlässigkeit."

Wenn dieses Dilemma richtig ist, so muß es auch gelten, wenn ich anstatt des „mehrern" irgend ein ander Subjekt setze,

8. Exempel, Gözes „Etwas Vorläufiges", S. 8. — 27. Calov (1612—1686) ist der Hauptvertreter der streitsüchtigen lutherischen Orthodoxie des 17. Jahrhunderts.

von welchem das nämliche doppelte Prädikat zu gelten scheinet. Z. E.: „Das Moralisch-Böse ist entweder durch Gott geworden, wenigstens von ihm gebilliget, oder nicht. Ist das erste, so ist es ebenso göttlich und also ebenso gut als das Gute. Nimmt man aber das letzte an, so können wir auch nicht wissen, ob Gott das Gute erschaffen und gebilliget habe. Denn Böses ist nie ohne Gutes, und Gutes nie ohne Böses.“

Was denkt mein Leser? Wollen wir beide Dilemmata behalten, oder beide verwerfen? Ich bin zu dem Letzten entschlossen. Denn wie, wenn sich Gott bei seiner Inspiration gegen die menschlichen Zusätze, die selbst durch die Inspiration möglich wurden, ebenso verhalten hätte, wie bei seiner Schöpfung gegen das Moralisch-Böse? Wie, wenn er, nachdem das eine und das andere Wunder einmal geschehen war, das, was diese Wunder hervorgebracht hatten, seinem natürlichen Lauf überlassen hätte? Was schadet es, daß in diesem Falle die Grenzen zwischen menschlichen Zusätzen und geoffenbarten Wahrheiten so genau nicht mehr zu bestimmen wären? Ist doch die Grenzscheidung zwischen dem Moralisch-Bösen und dem Moralisch-Guten ebenso unbestimmbar. Haben wir aber darum gar kein Gefühl vom Guten und Bösen? Würden sich deswegen gar keine geoffenbarten Wahrheiten von menschlichen Zusätzen unterscheiden? Hat denn eine geoffenbarte Wahrheit gar keine innere Merkmale? Hat ihr unmittelbar göttlicher Ursprung an ihr und in ihr keine Spur zurückgelassen als die historische Wahrheit, die sie mit so vielen Fratzen gemein hat?

Also gegen den Schluß des Hrn. Pastors hätt' ich das und sonst noch manches einzuwenden. Aber er will auch nicht sowohl durch Schlüsse beweisen als durch Gleichnisse und Schriftstellen.

Und diese letzteren, die Schriftstellen, werden doch wohl unwidersprechlich sein? Wenn sie das doch wären! Wie gern wollte ich den ewigen Zirkel vergessen, nach welchem die Unfehlbarkeit eines Buches aus einer Stelle des nämlichen Buches, und die Unfehlbarkeit der Stelle aus der Unfehlbarkeit des Buches bewiesen wird! Aber auch die sind so wenig unwidersprechlich, daß ich denken muß, der

33. bewiesen wird, vgl. Reimarus in den Wolfenbüttler Beiträgen IV, S. 353: „Die Kinder lernen ein halb Dutzend Sprüche aus der Bibel, darin gesagt wird, daß die Bibel Gottes Wort sei: so sind sie darnach ihr ganzes Leben hindurch mit Hilfe ihres Gedächtnisses im Christentum vortrefflich gegründet und wider allen Zweifel und Anfechtung bewahret. Die Offenbarung hat denn allein das Vorrecht, sich per petitionem principii zu erweisen: Die Schreiber sind von Gott getrieben, denn sie sagen es: Beweis genug!“

Hr. Pastor hat nur gerade die allerzweifelhaftesten für mich aufgesucht, um die triftigern auf eine bessere Gelegenheit zu versparen.

Wenn Christus von der Schrift sagt, sie zeuge von ihm, hat er damit sagen wollen, daß sie nur von ihm zeuge? Wie liegt in diesen Worten die Homogenität aller biblischen Bücher, sowohl in Ansehung ihres Inhalts als ihrer Eingebung? Könnte die Schrift nicht ebensowohl von Christo zeugen, wenn auch nur das eingegeben wäre, was sich darin als ausdrückliche Worte Gottes oder der Propheten auszeichnet?

Und die πᾶσα γραφή des Paulus! — Ich brauche den Hrn. Pastor nicht zu erinnern, wem er erst über die wahre Erklärung dieser Stelle genug thun muß, ehe er fortfährt, sich ihrer so geradehin zu bedienen. Eine andere Konstruktion giebt den Worten des Paulus einen so andern Sinn, und diese Konstruktion ist ebenso grammatisch, mit dem Zusammenhange ebenso übereinstimmend, hat ebenso viele alte und neue Gottesgelehrten für sich als die in den gemeinsten Lutherschen Dogmatiken gebilligte Konstruktion, daß ich gar nicht einsehe, warum es schlechterdings bei dieser bleiben soll. Luther selbst hat in seiner Übersetzung nicht sowohl diese als jene befolgt. Er hat kein καί gelesen, und schlimm genug, wenn durch diese Variante, so wie man dieses καί mitnimmt oder wegläßt, die Hauptstelle von dem principio cognoscendi der ganzen Theologie so äußerst schwankend wird!

Endlich das feste prophetische Wort! — Woher der Beweis, daß unter dem prophetischen Worte auch alle historischen Worte verstanden werden? Woher? Die historischen Worte sind das Vehikulum des prophetischen Wortes. Ein Vehikulum aber soll und darf die Kraft und Natur der Arzenei nicht haben. Was hat der Hr. Pastor an dieser Vorstellung auszusetzen? Daß es nicht seine, nicht seine wittenbergische Vorstellung ist, das weiß ich. Wenn aber nur das Deutschland durch zwei Zeitungen erfahren sollen, warum hat er sich und mir die Sache nicht noch leichter gemacht? Warum hat er nicht kurz und gut in Bausch und Bogen erklärt, daß meine ganze Stelle den Kompendien der wittenbergischen Orthodoxie platterdings widerspreche? Zugegeben, und herzlich gern! hätte ich sodann ebenso kurz antworten können.

22. die Hauptstelle, 2. Timoth. 3, 16. Das entscheidende „καί“ haben die besten Codices. — 24. das feste prophetische Wort, 2. Petri 1, 19. — 27. Vehikulum, eine Zuthat in der Arznei, um sie genießbarer oder schmackhafter zu machen.

III. (1)

Der Buchstabe ist nicht der Geist, und die Bibel ist nicht die Religion.

Wenn es wahr ist, daß die Bibel mehr enthält, als zur Religion gehöret, wer kann mir wehren, daß ich sie, insofern sie beides enthält, insofern sie ein bloßes Buch ist, den Buchstaben nenne und dem bessern Teile derselben, der Religion ist oder sich auf Religion beziehet, den Namen des Geistes beilege?

Zu dieser Benennung ist derjenige sogar berechtiget, der das innere Zeugnis des h. Geistes annimmt. Denn da dieses Zeugnis sich doch nur bei denjenigen Büchern und Stellen der Schrift mehr oder weniger äußern kann, welche auf unsere geistliche Besserung mehr oder weniger abzwecken, was ist billiger, als nur solcherlei Bücher und Stellen der Bibel den Geist der Bibel zu nennen? Ich denke sogar, es streife ein wenig an Gotteslästerung, wenn man behaupten wollte, daß die Kraft des h. Geistes sich ebensowohl an dem Geschlechtsregister der Nachkommen des Esau beim Moses als an der Bergpredigt Jesu beim Matthäus wirksam erzeigen könne.

Im Grunde ist dieser Unterschied zwischen dem Buchstaben und dem Geiste der Bibel der nämliche, welchen andere, auch gute lutherische Theologen schon längst zwischen der heiligen Schrift und dem Worte Gottes gemacht haben. Warum hat Hr. Pastor Göze nicht erst mit diesen angebunden, ehe er einem armen Laien ein Verbrechen daraus macht, in ihre Fußtapfen zu treten?

IV. (2)

Folglich sind die Einwürfe gegen den Buchstaben und gegen die Bibel nicht eben auch Einwürfe gegen den Geist und gegen die Religion.

Ganz gewiß hat eine Folge die Natur des Grundsatzes, aus welchem sie hergeleitet wird. Jener ist teils zugegeben, teils erwiesen. Sind Einwürfe gegen zufällige Erläuterungen der Hauptsätze der christlichen Religion keine Einwürfe gegen die Hauptsätze selbst, so können noch weniger Einwürfe gegen biblische Dinge,

17. Geschlechtsregister ... des Esau, 1. Mos. 36.

die auch nicht einmal zufällige Erläuterungen der Religion sind, Einwürfe gegen die Religion sein.

Ich brauche also hier nur noch auf die Instanz des Hrn. Pastors zu antworten. Freilich, wenn eine Landesverfassung gerade nicht weniger und nicht mehr enthält als die Landesordnung, so hat derjenige Unterthan, der mutwillige Einwürfe gegen die Landesverfassung macht, auch die Landesordnung mutwillig angegriffen. Aber wozu wären denn sodann ganz verschiedne Benennungen? Warum hieße nicht das eine sowohl als das andere Landesordnung oder Landesverfassung? Daß das eine anders heißt als das andere, ist ja ein offenbarer Beweis, daß das eine auch etwas anders ist als das andere. Denn vollkommene Synonyma giebt es nicht. Ist aber das eine etwas anders als das andere, so ist es ja nicht wahr, daß das eine bestreiten, notwendig auch das andere bestreiten heißen muß. Denn der Umstand, welcher die zweifache Benennung veranlaßt hat, sei noch so klein, so kann der Einwurf auch doch nur diesen kleinen Umstand betreffen, und das, was der Hr. Pastor so spöttisch Antithese nennt, ist völlige Rechtfertigung. Ich will mich an einem Exempel erklären, das ihm ganz nahe ist. Die Sammlung hamburgischer Gesetze des Hrn. Syndikus Klefeker (wenn sie fertig geworden, was ich itzt nicht weiß) enthält doch wohl die vollständigste und zuverlässigste Verfassung der Stadt Hamburg? könnte doch wohl auch diesen Titel führen? Wenn sie ihn nun führte, könnte ich keinen Einwurf gegen dieses Werk machen, ohne mich der Autorität der hamburgischen Gesetze selbst entgegenzustellen? Könnte mein Einwurf nicht die historischen Einleitungen betreffen, die Hr. Klefeker einer jeden Klasse von Gesetzen vorausgeschickt hat? Oder haben diese historischen Einleitungen dadurch die Kraft der Gesetze erhalten, weil sie mit den Gesetzen in Einem Bande abgedruckt worden? Woher weiß der Hr. Pastor, daß die historischen Bücher

3f. Die Instanz des Hrn. Pastors lautet: „Nein! dieses ist nicht Hypothese, sondern unwidersprechliche Wahrheit. Entweder dieses mehrere ist von Gott eingegeben oder wenigstens gebilligt, oder nicht. Ist das erste, so ist es ebenso unfehlbar, als das Wesentliche. Nimmt man aber das letzte an, so verlieret das erste auch alle Zuverlässigkeit. Welcher großer Herr würde es zugeben, daß diejenigen, denen er es aufgetragen hätte, eine Landesverfassung nach seinem Willen abzufassen, wenn es auch nur zur Erläuterung und Bestätigung dienen sollte, aus ihrem eigenen Gehirne solche Dinge mit einfließen ließen, welche er selbst für falsch und unrichtig erkennete. Würde, wenn solches den Unterthanen bekannt würde, oder wenn sie imstande wären, solches zu entdecken, nicht seine gesamte Landesverfassung dadurch alles Ansehen verlieren? Wer soll bei der Bibel festsetzen, was darin unfehlbar ist, und was zu dem Wesentlichen oder mehrern gehört?" („Etwas Vorläufiges", S. 8f.) — 21. Johann Klefeker, 1698—1775, Syndikus seit 1725 und um Hamburg wohlverdient.

der Bibel nicht ohngefähr solche Einleitungen sein sollen? welche Bücher Gott ebensowenig einzugeben oder auch nur zu genehmigen brauchte, als Bürgerschaft und Rat nötig hatten, diese Einleitungen in ihren besondern Schutz zu nehmen. Genug, daß Klefekern alle Archive der Stadt offen stunden! Hat er sie nicht sorgfältig genug gebraucht, so brauche sie ein andrer besser, und damit gut. Vielmehr wäre es ein ärgerlicher Mißbrauch, eine unnütze Verschleuderung der gesetzgebenden Macht, wenn man ihr Ansehen an zwei so verschiedene Dinge so ganz gleich hätte verteilen wollen: an die Gesetze und an die Geschichte der Gesetze.

V. (5)

Auch war die Religion, ehe eine Bibel war.

Hierwider sagt der Hr. Pastor: „Aber doch nicht, ehe eine Offenbarung war." — Was er damit will, ist mir ganz unbegreiflich. Freilich kann eine geoffenbarte Religion nicht eher sein, als sie geoffenbaret worden. Aber sie kann doch eher sein, als sie niedergeschrieben worden. Davon ist ja nur die Rede. Ich will ja nur sagen: die Religion war, ehe das geringste von ihr schriftlich verfaßt wurde. Sie war, ehe es noch ein einziges Buch von der Bibel gab, die itzt sie selbst sein soll. Was soll nun die windschiefe Frage, die mich in meinen eignen Gedanken irre machen könnte? — Mehr weiß ich hierauf nicht zu erwidern.

VI. (6)

Das Christentum war, ehe Evangelisten und Apostel geschrieben hatten. Es verlief eine geraume Zeit, ehe der erste von ihnen schrieb, und eine sehr beträchtliche, ehe der ganze Kanon zustande kam.

„Alles dieses," sagt der Hr. Pastor, „kann ich dem Herausgeber einräumen." — Kann? warum denn nur kann? — Muß mir der Hr. Pastor einräumen.

Muß er mir das aber einräumen, so räumt er mir ja auch zugleich ein, daß das mündlich geoffenbarte Christentum weit früher gewesen als das aufgeschriebne, daß es sich erhalten und ausbreiten können, ohne aufgeschrieben zu sein. Mehr will ich ja nicht, und ich weiß wiederum gar nicht, warum er mir auch hier

die Frage entgegensetzt: „War denn das Christentum schon, ehe Christus und die Apostel geprediget hatten?“

Diese Frage soll diesen Satz zu seiner Absicht unbrauchbar machen; welche Absicht der folgende Satz enthält. Da wollen wir sehen.

Hier möchte ich vorläufig nur auch gern eine Frage oder zwei thun, bloß um mich zu belehren, bloß den ganzen Sinn des Hrn. Pastors zu fassen. — „Wenn, solange Christus und die Apostel predigten, solange die außerordentlichen Gaben des h. Geistes in den Gemeinen wirksam waren, die Fortpflanzung der christlichen Religion durch mündlichen Unterricht besser zu erhalten war als durch Schriften,“ fing der Gebrauch der Schriften erst an, als jene außerordentlichen Gaben aufhörten, oder fing er früher an? Fing er früher an, und ist es unleugbar, daß diese Gaben nicht zugleich mit den Aposteln aufhörten, sondern noch Jahrhunderte fortdauerten: entlehnten in diesem Zeitraume die Gaben den Beweis von den Schriften, oder die Schriften von den Gaben? Jenes hat keinen Verstand, und war dieses, sind wir nicht sehr übel daran, daß die nämlichen Schriften, welche die ersten Christen auf den Beweis der Gaben glaubten, wir ohne diesen Beweis glauben müssen? Fing hingegen der Gebrauch der Schriften nicht eher an, als die Wundergaben aufhörten, woher nehmen wir den Beweis, daß die Schriften in die Stelle der Wundergaben nicht sowohl getreten, als treten sollen?

Und doch erhellet aus der Geschichte, daß dieses allerdings der Fall ist. Allerdings ist zu erweisen, daß, solange die Wundergaben und besonders die unmittelbare Erleuchtung der Bischöfe statthatten, man aus dem geschriebenen Worte weit weniger machte. Es war ein Verbrechen sogar, dem Bischofe nicht anders als auf das geschriebene Wort glauben zu wollen. Und das nicht ohne Grund. Denn die ἔμφυτος δωρεὰ τῆς διδαχῆς, die in den Bischöfen war, war ebendieselbe, welche in den Aposteln gewesen war; und wenn Bischöfe das geschriebene Wort anführten, so führten sie es freilich zur Bestätigung ihrer Meinung, aber nicht als die Quelle ihrer Meinung an.

Dieses bringt mich nahe zu der Absicht wieder zurück, in welcher ich den Satz, bei welchem wir halten, und den nächstvorgehenden vorausgeschickt habe. Zu der Folge nämlich:

30. ἔμφυτος δωρεὰ τῆς διδαχῆς, die eingepflanzte Gabe der Lehre.

VII. (7)

Es mag also von diesen Schriften noch so viel abhangen, so kann doch unmöglich die ganze Wahrheit der christlichen Religion auf ihnen beruhen.

D. i. wenn es wahr ist, daß die Religion des A. und N. Testaments eine geraume Zeit schon geoffenbaret war, ehe das geringste von ihr schriftlich verfaßt wurde, und eine noch geraumere Zeit bestand, ehe alle die Bücher fertig wurden, die wir itzt zum Kanon des A. und N. Testaments rechnen, so muß sie ja wohl ohne diese Bücher sich denken lassen. Ohne diese Bücher, sage ich. Ich sage nicht: ohne den Inhalt dieser Bücher. Wer mich dieses statt jenem sagen läßt, läßt mich Unsinn sagen, um das große, heilige Verdienst zu haben, Unsinn zu widerlegen. Nochmals und nochmals: ohne diese Bücher. Auch hat, soviel ich weiß, noch kein Orthodox behauptet, daß die Religion in einem dieser Bücher zuerst, durch eines dieser Bücher ursprünglich geoffenbaret worden und so wie die übrigen dazu gekommen, allmählich mit angewachsen sei. Vielmehr gestehen es gelehrte und denkende Theologen einmütig, daß in diesen Büchern bloß gelegentlich, bald mehr bald weniger, davon aufbehalten worden. — Dieses Mehrere oder Wenigere wäre schon wahr gewesen, ehe es gelegentlich schriftlich aufbehalten wurde; und sollte itzt für uns nur wahr sein, weil es schriftlich aufbehalten worden? —

Hier sucht sich zwar der Hr. Pastor mit einer Unterscheidung zu helfen: ein andres, will er, sei die Wahrheit der Religion, und ein andres unsre Überzeugung von dieser Wahrheit. „Die Wahrheit der christlichen Religion,“ sagt er, „beruhet allerdings auf sich selbst; sie bestehet auf ihrer Übereinstimmung mit den Eigenschaften und Willen Gottes und auf der historischen Gewißheit der Factorum, auf welche ihre Lehrsätze sich zum Teil gründen. Allein unsere Überzeugung von der Wahrheit der christlichen Religion beruhet doch lediglich und allein auf diesen Schriften.“ Aber wenn ich diese Worte recht verstehe, so sagt der Hr. Pastor entweder etwas sehr Unphilosophisches, oder er schlägt sich selbst und ist völlig meiner Meinung. Vielleicht auch, daß er sich so unphilosophisch ausdrücken mußte, um nicht gar zu deutlich meiner Meinung zu scheinen. Denn man überlege doch nur! Wenn die Wahrheit der christlichen Religion teils — (dieses *teils* hat er

freilich nicht buchstäblich hingeschrieben, aber sein Sinn erfodert es doch notwendig —), wenn sie, sage ich, teils auf sich selbst, d. i. auf ihrer Übereinstimmung mit den Eigenschaften und dem Willen Gottes, teils auf der historischen Gewißheit der Factorum beruhet, auf die sich einige ihrer Lehrsätze gründen: entspringt nicht aus diesem doppelten Grunde auch eine doppelte Überzeugung? Hat nicht jeder einzelne Grund seine Überzeugung für sich? Was braucht einer von beiden die Überzeugung des andern zu entlehnen? Ist es nicht fauler Leichtsinn, dem einen die Überzeugung des andern zu gute kommen zu lassen? Ist es nicht leichtsinnige Faulheit, die Überzeugung des einen auf beide erstrecken zu wollen? Warum soll ich Dinge, die ich deswegen für wahr halten muß, weil sie mit den Eigenschaften und dem Willen Gottes übereinstimmen, nur deswegen glauben, weil andre Dinge, die irgend einmal in Zeit und Raum mit ihnen verbunden gewesen, historisch erwiesen sind?

Es sei immerhin wahr, daß die biblischen Bücher alle die Fakta erweisen, worauf sich die christlichen Lehrsätze zum Teil gründen; Fakta erweisen, das können Bücher, und warum sollten es diese nicht können? Genug, daß die christlichen Lehrsätze sich nicht alle auf Fakta gründen. Die übrigen gründen sich, wie zugegeben, auf ihre innere Wahrheit, und wie kann die innere Wahrheit irgend eines Satzes von dem Ansehen des Buches abhangen, in dem sie vorgetragen worden? Das ist offenbarer Widerspruch.

Noch kann ich mich über eine Frage nicht genug wundern, die der Hr. Pastor mit einer Zuversicht thut, als ob nur Eine Antwort darauf möglich wäre. „Würde," fragt er, „wenn die neutestamentlichen Bücher nicht geschrieben und bis auf uns gekommen wären, wohl eine Spur von dem, was Christus gethan und gelehret hat, in der Welt übriggeblieben sein?" — Gott behüte mich, jemals so klein von Christi Lehren zu denken, daß ich diese Frage so geradezu mit Nein zu beantworten wagte! Nein, dieses Nein spräche ich nicht nach, und wenn mir es ein Engel vom Himmel vorsagte! Geschweige, da mir es nur ein Lutherscher Pastor in den Mund legen will. — Alles, was in der Welt geschieht, ließe Spuren in der Welt zurück, ob sie der Mensch gleich nicht immer nachweisen kann, und nur deine Lehren, göttlicher Menschenfreund, die du nicht aufzuschreiben, die du zu predigen befahlest,

wenn sie auch nur wären geprediget worden, sollten nichts, gar nichts gewirket haben, woraus sich ihr Ursprung erkennen ließe? Deine Worte sollten erst, in tote Buchstaben verwandelt, Worte des Lebens geworden sein? Sind die Bücher der einzige Weg, die Menschen zu erleuchten und zu bessern? Ist mündliche Überlieferung nichts? Und wenn mündliche Überlieferung tausend vorsätzlichen und unvorsätzlichen Verfälschungen unterworfen ist, sind es die Bücher nicht auch? Hätte Gott durch die nämliche Äußerung seiner unmittelbaren Gewalt nicht ebensowohl die mündlichen Überlieferungen vor Verfälschungen bewahren können, als wir sagen, daß er die Bücher bewahret hat? — O über den Mann, allmächtiger Gott! der ein Prediger deines Wortes sein will und so keck vorgiebt, daß du, deine Absicht zu erreichen, nur den einzigen Weg gehabt, den du dir gefallen lassen, ihm kund zu machen! O über den Gottesgelehrten, der außer diesem einzigen Wege, den er sieht, alle andere Wege, weil er sie nicht sieht, platterdings leugnet! — Laß mich, gütiger Gott, nie so rechtgläubig werden, damit ich nie so vermessen werde! —

Wie viel kleine Nachrichten und Begriffe sind nicht auch wirklich durch bloße mündliche Überlieferung bis auf den heutigen Tag fortgepflanzet worden, ohne deren Hilfe wir schwerlich wohl die Schriften des N. T. vollkommen so verstehen und auslegen würden, als wir mit ihrer Hilfe thun? Dieses gilt nicht allein von den Katholiken, die es eingestehen, sondern auch von den Protestanten, ob deren es schon wenige zugeben.

Das apostolische Glaubensbekenntnis ist offenbar mehr aus einem mündlich überlieferten Lehrbegriff entstanden, als unmittelbar aus der Schrift gezogen worden. Wäre es dieses, so würde es gewiß teils vollständiger, teils bestimmter sein. Daß es dieses nicht ist, läßt sich weniger aus der Mutmaßung erklären, daß es nur ein Formular für Täuflinge sein sollen, als daher, daß es den mündlich überlieferten Glauben enthält, der zur Zeit seiner Abfassung, als man die Bücher des N. Testaments so sorgfältig noch nicht durchsiebt hatte, auch den Grund noch nicht erkannte, sie so sorgfältig durchsieben zu müssen, gänge und gäbe war.

3 ff. Deine Worte ... bessern, vgl. die ganz im orientalischen Geiste gedachten Worte der Recha im „Nathan" (III, 1, S. 172 f.), V. 3530 ff. und Goethes „Hegire" im „Divan" (Nat.-Litt. IV, S. 3, V. 17 f.):

Wie das Wort so wichtig dort war,
Weil es ein gesprochen Wort war.

Doch wo gerate ich hin? — Wohin der Hr. Pastor mir leichter ein Kreuz nachschlagen kann, mir lieber einen Fluch nachrufen wird, als mir folgen. — Also zurück und weiter!

VIII. (8)

War ein Zeitraum, in welchem sie (die christliche Religion) bereits so ausgebreitet war, in welchem sie sich bereits so vieler Seelen bemächtiget hatte, und in welchem gleichwohl noch kein Buchstabe aus dem von ihr aufgezeichnet war, was bis auf uns gekommen ist, so muß es auch möglich sein, daß alles, was die Evangelisten und Apostel geschrieben haben, wiederum verloren ginge und die von ihnen gelehrte Religion doch bestünde.

Es ist nicht spöttische Parodie, es ist mein herzlicher Ernst, wenn ich zum Teil die Worte des Hrn. Pastors gegen ihn selbst kehre und sage: „Bei aller Achtung, welche ich für die sonstige Geschicklichkeit und Verdienste des Hrn. Pastors um die theologische Litteratur habe, kann ich mich doch nicht entbrechen, das, was er gegen diesen Satz erinnert, entweder für höchst gefährliche Heterodoxie oder für höchst hämische Verleumdung zu erklären." — Er wähle! Auch steht ihm beides zu Diensten.

Zuerst also seine Erinnerungen vonseiten der Verleumdung. — Ein handgreifliches Sophisma! ruft er. Ei! aber doch wohl nicht nur für einen Mann, an dem die Hand verständiger und rechtgläubiger ist als der Kopf? „Denn," sagt er, „man setze nur für die Worte: in welchem gleichwohl noch kein Buchstabe aus dem von ihr aufgezeichnet war, was bis auf uns gekommen ist, diese: in welchem gleichwohl noch kein Wort aus dem von ihr geprediget war, was bis auf uns gekommen ist, so wird uns die Falschheit desselben in die Augen leuchten." — Vortrefflich! — Wo ist der Schriftsteller, dem ich nicht ein Sophisma, dem ich nicht eine Gotteslästerung anflicken will, sobald ich ihm statt seiner Worte andere unterschieben darf? Andere? bloß andere? Wenn es der billige, der christliche Hr. Pastor dabei bewenden ließe! Aber er schiebt mir statt meiner guten, statt meiner, wenn auch nicht einen

14. die Worte des Hrn. Pastors, „bei aller Achtung, welche ich für die sonstige Geschicklichkeit und Verdienste des Herrn Herausgebers um die weltliche Gelehrsamkeit habe, kann ich mich doch nicht entbrechen, diesen ganzen Schluß für ein handgreifliches Sophisma zu erklären." („Etwas Vorläufiges", S. 12.)

wahren Sinn, doch einen Sinn habenden Worte Worte unter, die schlechterdings gar keinen Sinn haben. Ich sage: Die christliche Religion war, ehe von der christlichen Religion etwas aufgeschrieben wurde. Damit soll ich gesagt haben: Die christliche Religion war, ehe die christliche Religion geprediget, geoffenbaret wurde. Das ist, ich soll gesagt haben: Die christliche Religion war, ehe die christliche Religion war. Bin ich denn aus dem Tollhause entlaufen, um so etwas zu sagen, zu schreiben?

Der Hr. Pastor fährt hierauf fort, mir Dinge vorzuhalten, an denen ich nie gezweifelt habe. Und warum? wozu? Damit seine Zeitungsleser glauben sollen, ich zweifle allerdings daran? — Schön! Seiner sehr anständig!

Nur wenn er nochmals in die Frage fällt: „Woher können wir nun die Lehren und Thaten Christi und seiner Apostel wissen?" und er sich selbst darauf antwortet: „Allein aus den Schreiben der Evangelisten und Apostel," muß ich mich nochmals gegen dieses allein verwahren. Mit dem Zusatze, daß der größere Teil der Christen ihm dieses allein ebensowenig zugiebt. Oder sind die Katholiken keine Christen? Wäre ich kein Christ, wenn ich in diesem Stücke mich auf die Seite der Katholiken neigte? Unartig genug, daß viele Protestanten den Beweis für die Wahrheit der christlichen Religion so führen, als ob die Katholiken durchaus keinen Anteil daran hätten! Ich dächte, wie nur das gegen das Christentum gelten kann, worauf weder Katholik noch Protestant zu antworten weiß, so müsse auch nur das zum Christentum gehören, was dem Katholiken und Protestanten gemein ist. Wenigstens kleidet es einen Theologen, von welchem Teile er auch sei, sehr schlecht, einen Satz, von dem er weiß, daß ihn der andere Teil behauptet, in dem Munde eines dritten, da, wo dieser dritte weder Katholik noch Protestant sein will, als einen solchen zu verdammen, der die ganze christliche Religion schlechterdings aufhebe.

Und hier fängt sich die Heterodoxie des Hrn. Pastors an. Wie? die christliche Religion selbst würde verloren gehen, wenn es möglich wäre, daß die Schriften der Evangelisten und Apostel verloren gingen? Wie? So hat man noch keinen zuverlässigen Lehrbegriff aus diesen Schriften gezogen, der sich in andern Schriften erhalten würde? So ist derjenige, der seinen ganzen Glauben

12. Seiner sehr anständig, vgl. VIII, S. 390, Z. 14.

nur aus einem dergleichen Lehrbegriffe hat, kein Christ? So wird niemand gesund, als wer die Arzenei mitsamt der Schachtel verschlingt? — Man gebe nur acht, nun werde ich müssen gesagt haben, daß nicht allein die Schriften der Evangelisten und Apostel, sondern auch alles das, was jemals aus diesen Schriften gezogen worden, verloren gehen und dennoch die christliche Religion bestehen könnte. — Nun werde ich müssen gesagt haben, daß die christliche Religion bestehen könne, obgleich die christliche Religion verloren gänge.

Und doch darf man nur auf meine Absicht zurücksehen, in welcher ich die ganze Stelle geschrieben habe, die dem Hrn. Pastor ein solches Ärgernis ist. Ich will Einwürfe gegen den minder wichtigen Teil der Bibel auf ihren wahren Belang herabsetzen. Das ist meine Absicht. Und nur in dieser Absicht sage ich, daß derjenige, dessen Herz mehr Christ ist als der Kopf, sich ganz und gar an diese Einwürfe nicht kehre, weil er fühle, was andere sich zu denken begnügen, weil er allenfalls die ganze Bibel entbehren könnte. Er ist der zuversichtliche Sieger, der die Festungen liegen läßt und das Land einnimmt. Der Theolog ist der furchtsame Soldat, der sich an den Grenzfestungen den Kopf zerstößt und kaum das Land darüber zu sehen bekömmt.

A propos! — Zu Anfange des vorigen Jahrhunderts wollte ein abgesetzter Lutherscher Prediger aus der Pfalz mit seiner Familie, die aus zusammengebrachten Kindern beiderlei Geschlechts bestand, sich nach einer von den Kolonieen des brittischen Amerika begeben. Das Schiff, worauf er überging, scheiterte an einer kleinen unbewohnten bermudischen Insel, und von dem Schiffsvolke ersoff außer der Familie des Predigers fast alles. Der Prediger fand diese Insel so angenehm, so gesund, so reich an allem, was zur Unterhaltung des Lebens gehört, daß er sich gern gefallen ließ, die Tage seiner Wallfahrt daselbst zu beschließen. Der Sturm hatte unter andern eine kleine Kiste an das Land getrieben, in welcher bei allerlei Gerätschaft für seine Kinder auch ein Katechismus Lutheri sich befand. Es versteht sich, daß dieser Katechismus bei gänzlichem Mangel aller andern Bücher ein sehr kostbarer Schatz für ihn wurde. Er fuhr fort, seine Kinder daraus zu unterrichten, und starb. Die Kinder unterrichteten ihre Kinder

9. gänge, vgl. VIII, S. 467, Z. 4: anfänge.

wieder daraus und sturben. Nur erst vor zwei Jahren ward wieder einmal ein englisches Schiff, auf welchem ein hessischer Feldprediger war, an diese Insel verschlagen. Der Feldprediger — ich könnte es aus seinen eigenen Briefen haben — ging mit einigen Matrosen, die frisches Wasser einnehmen sollten, ans Land und erstaunte nicht wenig, sich auf einmal in einem ruhigen lachenden Thale, unter einem nackten, fröhlichen Völkchen zu finden, das Deutsch sprach, und zwar ein Deutsch, in welchem er nichts als Redensarten und Wendungen aus Luthers Katechismus zu hören glaubte. Er ward neugierig darob, und siehe, er fand, daß das Völkchen nicht allein mit Luthern sprach, sondern auch mit Luthern glaubte, und so orthodox glaubte als nur immer ein Feldprediger. Einige Kleinigkeiten ausgenommen. Der Katechismus war, wie natürlich, in den anderthalbhundert Jahren aufgebraucht, und sie hatten nichts davon mehr übrig als die Bretterchen des Einbandes. „In diesen Bretterchen," sagten sie, „steht das alles, was wir wissen." — „Hat es gestanden, meine Lieben!" sagte der Feldprediger. — „Steht noch, steht noch!" sagten sie. „Wir können zwar selbst nicht lesen, wissen auch kaum, was Lesen ist, aber unsere Väter haben es ihre Väter daraus herlesen hören. Und diese haben den Mann gekannt, der die Bretterchen geschnitten. Der Mann hieß Luther und lebte kurz nach Christo."

Ehe ich weiter erzähle, Hr. Pastor: waren diese guten Leutchen wohl Christen, oder waren sie keine? Sie glaubten sehr lebhaft, daß es ein höchstes Wesen gebe, daß sie arme, sündige Geschöpfe wären, daß dieses höchste Wesen dem ohngeachtet durch ein andres ebenso hohes Wesen sie nach diesem Leben ewig glücklich zu machen die Anstalt getroffen. — Hr. Pastor, waren diese Leutchen Christen, oder waren sie keine?

Sie müssen notwendig sagen: sie waren keine. Denn sie hatten keine Bibel. — Barmherziger Gott! Unbarmherziger Priester! — Nein, ich erzähle Ihnen von diesem lieben, fröhlichen, glücklichen Völkchen weiter nichts.

1. sturben, vgl. Schiller (Nat.-Litt.) III, S. 117, Z. 22. — 32 f. Ich erzähle ... weiter nichts, Göze nannte diese Fiktion eine „Fratze, die ebenso stark beweiset, daß die lutherische Religion ohne Bibel bestehen kann, als Herrn Lessings und Äsops Fabeln beweisen, daß Tiere Vernunft und Sprache haben". Vgl. unten den achten „Anti-Göze" und den Patriarchen im „Nathan" (III, 1, S. 122 ff.) V. 2509 ff. Bergmann, Hermäa, S. 66: „Auch seine geistreiche, ad oculos demonstrierende Fabel von der lutherischen Gemeinde auf einer bermudischen Insel scheint Lessing der Anregung des Irenäus zu verdanken, welcher (III, 4, 2) erzählt, wie die ihm benachbarten barbarischen Nationen allein an die mündliche Fortpflanzung und Erhaltung des Evangelii gewiesen seien und dennoch

Lieber schwatzen wir noch einen Augenblick über ein Ding, von dem es weit verzeihlicher ist, keine richtigen Begriffe zu haben. Der Hr. Pastor will beweisen, daß „überdem mein Satz der Erfahrung und Geschichte offenbar widerspreche". Aber was er desfalls anführet, ist so kahl, so oben abgeschöpft, daß er dergleichen Tiraden sich höchstens nur in seinen Texten erlauben müßte. Man höre nur! „Von dem neunten Jahrhunderte an," sagt er, „bis auf den Anfang des funfzehnten war ein Zeitraum, in welchem die Schriften der Evangelisten und Apostel beinahe verloren gegangen waren. Wer kannte außer wenigen Gelehrten die Bibel? Sie steckte in Handschriften und Übersetzung bis auf die Erfindung der Druckerei in den Klöstern." Warum sollen vom neunten bis zum funfzehnten Jahrhundert der Abschriften des N. Testaments wenigere gewesen sein als vom fünften bis aufs neunte? Warum vom fünften bis aufs neunte wenigere als vom ersten bis aufs fünfte? Gerade umgekehrt! die Codices der neutestamentlichen Schriften vermehrten sich mit der Folge der Zeit. Gerade waren dergleichen Codices im ersten und zweiten Jahrhunderte am seltensten, und so selten, daß ganze große Gemeinden nur einen einzigen Codicem besaßen, den die Presbyteri der Gemeinde unter ihrem Schlosse hielten, und den auch ohne ihre besondere Erlaubnis niemand lesen durfte. Getraut er sich von dem Zeitraume, den er angiebt, ebendas zu erweisen? Ich glaube meines wenigen Teils daß in diesem Zeitraume mehr Abschriften der Bibel in dem einzigen Deutschland gewesen als in den zwei ersten Jahrhunderten in der ganzen Welt, den Grundtext des A. Testaments etwa ausgenommen. Oder will er zu verstehen geben, daß man mit dem neunten Jahrhunderte angefangen habe, dem gemeinen Manne die Bibel aus den Händen zu spielen? Das muß er wohl; denn er fährt fort: „Der große Haufe erfuhr aus derselben nichts mehr, als was ihm die römische Klerisei davon sagte, und diese sagte ihm nichts mehr, als was er ohne Nachteil ihres Interesse wissen konnte. Wie war in dieser Zeit die christliche Religion in Absicht auf den großen Haufen beschaffen? War sie mehr als ein verwandeltes Heidentum?" — Die strenge Wahrheit ist, daß die Bibel auch vor dem neunten Jahrhunderte nie in den Händen des gemeinen Mannes gewesen

eine wunderbare Kraft des Glaubens und Sicherheit der christlichen Erkenntnis zeigten, die sich auch in einem sittlichen Leben bethätige."

war. Der gemeine Mann hatte nie mehr daraus erfahren, als ihm die Klerisei daraus mitteilen wollen. Und so hätte sich die Religion schon weit eher verschlimmern müssen, wenn es nicht wahr wäre, daß sie sich auch ohne unmittelbaren Gebrauch der Bibel erhalten könnte. „Cui assentiunt,“ möchte ich aus dem Irenäus hinzusetzen, „multae gentes barbarorum, eorum, qui in Christum credunt, sine charta et atramento scriptam habentes per Spiritum in cordibus suis salutem.“ Endlich, wenn die christliche Religion vom neunten bis zum funfzehnten Jahrhunderte nur daher so verfiel, weil die Schrift beinahe verloren war, warum hätte sie sich denn nicht allgemeiner wieder aufgerichtet, seitdem die Schrift durch die Druckerei gleichsam wiedergefunden worden? Hat denn die römische Kirche seitdem nur eine einzige ihrer alten Lehren fahren lassen? Giebt es nicht Middletone, die sie noch itzt für nichts Bessers als für ein abgeändertes Heidentum halten? Ich bin gewiß, der Hr. Pastor ist dieser erbaulichen Meinung sogar selbst. — Aber die Reformation doch? Diese haben wir doch wohl ganz dem ungehinderten häufigern Gebrauch der Bibel zu danken? — Auch das ist so ungezweifelt nicht. Denn die Reformation kam weniger dadurch zustande, daß man die Bibel besser zu brauchen anfing, als dadurch, daß man die Tradition zu brauchen aufhörte. Auch haben wir dem ungehindertern häufigern Gebrauche der Bibel ebensowohl den Socinianismus zu danken als die Reformation.

So wenigstens denke ich, unbekümmert, wie sehr sich der Hr. Pastor darüber wundert. Ich wundre mich nicht einmal, daß er sich wundert. Der Himmel erhalte uns nur noch lange in dem nämlichen Verhältnisse, daß er sich wundert und ich mich nicht.

IX. (9)

Die Religion ist nicht wahr, weil die Evangelisten und Apostel sie lehrten, sondern sie lehrten sie, weil sie wahr ist.

Jede scharfsinnige Unterscheidung läßt sich von einem, der seiner Sprache nur ein wenig mächtig ist, in eine Antithese bringen.

5ff. Cui ... salutem, wozu viele Völker der Barbaren stimmen, derer, die an Christum glauben, da sie ohne Pergament und Tinte das Heil durch den heiligen Geist in ihren Herzen geschrieben besitzen. — 15. Conyers Middleton, geb. 1683, gest. 1760 als Professor in Cambridge, schrieb „Miscellaneous Works“ (1752 ff), teils theologischen, teils antiquarischen Inhalts.

Weil nun aber freilich nicht jede Antithese auf einer scharfsinnigen Unterscheidung beruhet, weil oft nur ein bloßes Wetterleuchten des Witzes ist, was ein zerschmetternder Strahl des Scharfsinnes sein sollte, zumal bei den lieben Dichtern, so ist der Name Antithese ein wenig verdächtig geworden. Das kömmt nun den Herren sehr gut zupasse, die, ich weiß nicht welchen natürlichen Widerwillen gegen allen Scharfsinn haben, besonders, wenn er sich nicht in ihre Alltagsworte kleidet. Sie schreien: „Antithese! Antithese!" Und damit haben sie alles widerlegt.

Auch diese Antithese sagt nichts! sagt der vielsagende Hr. Pastor. „Denn sind die Evangelisten und Apostel Männer, welche geredet und geschrieben haben, getrieben durch den h. Geist, so ist die christliche Religion wahr, weil die Evangelisten und Apostel, oder eigentlich weil Gott selbst sie gelehret hat. Der zweite Satz steht bloß müßig da."

Nun denn! so muß ich schon das Maß meiner Sünden häufen und eine Antithese mit einer andern Antithese unterstützen: Auch das, was Gott lehret, ist nicht wahr, weil es Gott lehren will, sondern Gott lehrt es, weil es wahr ist.

Steht der zweite Satz hier auch müßig? — Ja, wenn wir nicht wüßten, was diese Herren sich für einen schönen Begriff von dem Willen Gottes machten! Wenn wir nicht wüßten, daß nach ihrem Sinne Gott etwas wollen könne, bloß weil er es wolle! Und auch das ließe sich in gewissem Verstande von Gott noch sagen; so daß ich kaum weiß, wie ich ihren Unsinn in Worte fassen soll.

X. (10)

Aus ihrer innern Wahrheit müssen die schriftlichen Überlieferungen erkläret werden, und alle schriftliche Überlieferungen können ihr keine innere Wahrheit geben, wenn sie keine hat.

Das erste Wort, was der Hr. Pastor hierauf erwidert, ist: Gut! Und so freuete ich mich schon. Doch er läßt auf dieses gut ein aber folgen, und das sonderbarste aber von der Welt. Sogleich ist nichts mehr gut, auch das nicht, was wir oben aus seinem eignen Munde haben.

11 f. welche ... h. Geist, 2. Petr. 1, 21.

Oben (VII. 7) hatte er selbst uns belehret, daß die innere Wahrheit der christlichen Religion auf der Übereinstimmung mit den Eigenschaften Gottes beruhe; und nun weiß er auf einmal von dieser innern Wahrheit kein Wort mehr, sondern setzt die hermeneutische Wahrheit entweder lediglich an ihre Stelle oder erklärt doch wenigstens die hermeneutische Wahrheit für die einzige Probe der innern. Als ob die innere Wahrheit eine Probe noch brauchte! Als ob nicht vielmehr die innere Wahrheit die Probe der hermeneutischen sein müßte!

Man höre nur! Ich will des Hrn. Pastors vermeinte Widerlegung und meine Antwort in eine Art von Dialog bringen, welcher der Kanzeldialog heißen könnte. Nämlich ich unterbreche den Hrn. Pastor, aber der Hr. Pastor hält sich nicht für unterbrochen. Er redet fort, ohne sich zu bekümmern, ob unsere Worte zusammenklappen oder nicht. Er ist aufgezogen und muß ablaufen. Also ein Dialog und kein Dialog.

Er. „Gut; aber derjenige, der mir die schriftlichen Überlieferungen aus ihrer innern Wahrheit erklären will, muß mich vorher überzeugen, daß er selbst von der innern Wahrheit derselben eine richtige und gegründete Vorstellung habe —"

Ich. Vorher? Warum vorher? Indem er das eine thut, thut er ja auch das andre. Indem er mir die innere Wahrheit eines geoffenbarten Satzes erklärt (ich sage: erklärt, nicht bloß erklären will), beweiset er ja wohl genugsam, daß er selbst von dieser innern Wahrheit eine richtige Vorstellung habe.

Er. — „und daß er sich nicht selbst ein Bild davon mache, das seinen Absichten gemäß ist."

Ich. Wenn seine Absichten keine innere Güte haben, so können die Religionssätze, die er mir beibringen will, auch keine innere Wahrheit haben. Die innere Wahrheit ist keine wächserne Nase, die sich jeder Schelm nach seinem Gesichte bossieren kann, wie er will.

Er. „Woher aber will er die Erkenntnis der innern Wahrheit der christlichen Religion nehmen —"

Ich. Woher die innere Wahrheit nehmen? Aus ihr selbst. Deswegen heißt sie ja die innere Wahrheit, die Wahrheit, die keiner Beglaubigung von außen bedarf.

15. Er ist ... ablaufen, in Shakespeares „Sturm" sagt Sebastian: „Seht, jetzt windet er die Uhr seines Witzes auf; gleich wird sie schlagen."

Er. — „als aus den schriftlichen Überlieferungen oder aus den Schriften der Evangelisten und Apostel —“

Ich. Was müssen wir aus diesen nehmen? Die innere Wahrheit oder unsere erste historische Kenntnis dieser Wahrheit? Jenes wäre ebenso seltsam, als wenn ich ein geometrisches Theorem nicht wegen seiner Demonstration, sondern deswegen für wahr halten müßte, weil es im Euklides steht. Daß es im Euklides steht, kann gegründetes Vorurteil für seine Wahrheit sein, so viel man will. Aber ein anders ist, die Wahrheit aus Vorurteil glauben, und ein anders, sie um ihrer selbst willen glauben. Beides kann vielleicht in der Anwendung auf das nämliche hinausführen; aber ist es darum das nämliche? — Also ist es bloß die historische Kenntnis der innern Wahrheit, die wir einzig und allein aus den Schriften der Evangelisten und Apostel sollen schöpfen können? Aber der größere Teil der Christen versichert, daß es noch eine andere Quelle dieser historischen Kenntnis gebe, nämlich die mündliche Überlieferung der Kirche. Und allerdings ist es unwidersprechlich, daß die mündliche Überlieferung einmal die einzige Quelle derselben gewesen, und daß sich schlechterdings keine Zeit angeben läßt, wenn sie nicht bloß zur zweiten Quelle geworden, sondern ganz und gar Quelle zu sein aufgehört habe. Doch dem sei, wie ihm wolle. Ich will hier nur Protestant sein; die neutestamentlichen Schriften mögen die einzige Quelle unserer historischen Kenntnis der Religion immerhin sein. Hat sich die erste, einzige Quelle seit siebzehnhundert Jahren nie ergossen? Ist sie nie in andere Schriften übergetreten? nie und nirgends in ihrer ursprünglichen Lauterkeit und Heilsamkeit in andere Schriften übergetreten? Müssen schlechterdings alle Christen aus ihr selbst schöpfen? Darf sich schlechterdings kein Christ an den nähern, zugänglichern Tiefen begnügen, in welche sie übergetreten ist? Das, das ist ja nur hier die Frage. — Darf er, warum könnten die Schriften der Evangelisten und Apostel nicht ohne seinen Nachteil verloren sein? verloren gehen? Warum dürfte er sie nicht als verloren gegangen ansehen, so oft man ihm mit Einwürfen gegen Stellen derselben zusetzt, die in dem Wesen seiner Religion nichts verändern? — Darf er nicht, so darf er ohne Zweifel vornehmlich darum nicht, weil bis auf diesen Tag noch kein vollständiger untrieglicher Lehrbegriff aus ihnen gezogen worden, auch vielleicht ein dergleichen Lehrbegriff nun und nimmermehr aus ihnen ge-

zogen werden kann. Denn nur dann wäre es allerdings notwendig, daß jeder mit seinen eignen Augen zusähe, jeder sein eigner Lehrer, jeder sein eigner Gewissensrat aus der Bibel würde. Aber wie bedauerte ich sodann euch, arme unschuldige Seelen, in Ländern geboren, deren Sprache die Bibel noch nicht redet! in Ständen geboren, die überall noch des ersten Grades einer bessern Erziehung ermangeln, noch überall nicht lesen lernen! Ihr glaubt Christen zu sein, weil ihr getauft worden. Unglückliche! Da hört ihr ja: daß lesen können ebenso notwendig zur Seligkeit ist, als getauft sein!

Er. — „in der gehörigen Verbindung mit den Schriften des Alten Testaments.“

Ich. Nun vollends gar! — Ich sorge, ich sorge, liebe fromme Idioten, ihr müßt noch Hebräisch lernen, wenn ihr eurer Seligkeit wollt gewiß sein!

Er. „Ich werde seiner Vernunft hier nichts einräumen, ob ich gleich allezeit voraussetze, daß die Lehrsätze der Religion, welche mir als die christliche vorgeprediget wird, nie einem allgemeinen und unstreitigen Grundsatze der Vernunft widersprechen müssen.“

Ich. Hr. Pastor! Hr. Pastor! — Also besteht die ganze Vernunftmäßigkeit der christlichen Religion darin, daß sie nicht unvernünftig ist? — Und Sie schämen sich nicht in Ihr theologisches Herz, so etwas zu schreiben? — Schreiben Sie es, so predigen Sie es auch. Und das läßt man Sie in Hamburg predigen?

Er. „Wir erkennen also die Wahrheit der christlichen Religion nur alsdenn, wenn unsere Begriffe von derselben ebendiejenigen sind, welche die schriftlichen Überlieferungen, die in der h. Schrift enthalten sind, davon in unsern Seelen hervorbringen sollen.“

Ich. — Sollen! Aber welche sollen sie hervorbringen? — Können Sie es leugnen, Hr. Pastor, können Sie es sich selbst verhehlen, daß nur wenige Stellen des ganzen N. T. bei allen Menschen die nämlichen Begriffe hervorbringen? daß der bei weiten größere Teil bei diesen diese, bei andern andere Begriffe hervorbringt? Welches sind die rechten, die hervorgebracht werden sollen? Wer soll das entscheiden? Die Hermeneutik? Jeder hat seine eigene Hermeneutik. Welches ist die wahre? Sind sie alle wahr, oder ist keine wahr? Und dieses Ding, dieses mißliche, elende

Ding soll die Probe der innern Wahrheit sein! Was wäre denn ihre Probe?

Er. „Freilich können die schriftlichen Überlieferungen der christlichen Religion keine innere Wahrheit geben, wenn sie keine hat.“

Ich. Mich dünkt, Hr. Pastor, daß Sie oben ganz so freigebig nicht waren, wo es Ihnen innere Wahrheit eines Lehrsatzes genug schien, daß er geschrieben da stehe. Sie sind doch wohl nicht nur darum so freigebig, weil Sie aus der Sache, mit der Sie es sind, im Grunde nicht viel machen? weil Ihnen eine geoffenbarte Wahrheit, bei der sich nichts denken läßt, ebenso lieb ist als eine, bei der sich etwas denken läßt?

Er. „Das soll sie aber auch nicht.“

Ich. Schön, daß sie nicht soll, was sie nicht kann! — Wenn aber die schriftliche Überlieferung der christlichen Religion innere Wahrheit weder geben kann noch geben soll, so hat auch die christliche Religion ihre innere Wahrheit nicht von ihr. Hat sie sie nicht von ihr, so hängt sie auch von ihr nicht ab. Hängt sie von ihr nicht ab, so kann sie auch ohne sie bestehen. Dahin will ich ja nur.

Er. „Ihr Zweck ist also dieser: die innere Wahrheit derselben zu entdecken und zu beweisen.“

Ich. Soll entdecken so viel heißen, als: zuerst bekannt machen, so habe ich schon bewiesen, daß die Schrift die innere Wahrheit der christlichen Religion der Welt nicht zuerst bekannt gemacht hat. Hier setze ich noch hinzu, daß sie itzt den einzeln Menschen dieses noch weniger thut. Denn wir kommen alle mit den Grundbegriffen der Religion bereits versehen zu ihr. — Und beweisen! Soll beweisen hier nur so viel heißen, als: einen schriftlichen Belag geben, in welchem die Worte des zu beweisenden Satzes enthalten sind, so hat ja der Hr. Pastor selbst schon eingestanden, daß ein solcher Belag der innern Wahrheit nichts helfen kann, nichts helfen soll. Soll aber beweisen hier heißen, was es eigentlich heißt: die Verbindung einer Wahrheit mit andern anerkannten und ungezweifelten Wahrheiten darthun, so kann ja jedes andere Buch dieses ebensowohl als die Schrift, besonders nachdem es ihr die Schrift vorgethan. Und so wäre wieder nicht einzusehen, warum die christliche Religion itzt nicht ganz ohne die Schrift sollte bestehen können.

Er. „Folglich sind es leere Worte, wenn man die innere

Wahrheit der christlichen Religion und die Überlieferungen, oder deutlicher die heilige Schrift, einander als zwei verschiedne Dinge entgegensetzen will.“ —

Ich. Entgegensetzen? Wer will denn diese zwei Dinge einander entgegensetzen? Ich? Ich behaupte ja nur, daß sie itzt von einander ganz unabhängig sein können. Sind denn jede zwei verschiedne Dinge einander entgegengesetzt? Wer das behauptet, mag freilich leere Worte machen; ich mache durchaus keine. Ich will dem Theologen die Schrift nicht nehmen, der allein an ihr seine Künste zu zeigen gelernt hat. Ich sehe es zu wohl ein, wie viel das gelehrte Studium der Schrift allen andern Kenntnissen und Wissenschaften aufgeholfen hat, in welche Barbarei wir leicht wieder versinken könnten, wenn es ganz aus der Welt verbannet würde. Aber der Theolog soll uns Christen sein gelehrtes Bibelstudium nur nicht für Religion aufdringen wollen! Er soll nur nicht gleich über Unchristen schreien, wenn er auf einen ehrlichen Laien stößt, der sich an dem Lehrbegriffe begnügt, den man längst für ihn aus der Bibel gezogen, und diesen Lehrbegriff nicht sowohl deswegen für wahr hält, weil er aus der Bibel gezogen, sondern weil er einsieht, daß er Gott anständiger und dem menschlichen Geschlechte ersprießlicher ist als die Lehrbegriffe aller andern Religionen; weil er fühlt, daß ihn dieser christliche Lehrbegriff beruhiget.

Er. — „Ebenso vergeblich, als wenn man sagen wollte: man muß die Gesetze eines Gesetzgebers aus seiner innern Gerechtigkeit erklären. Umgekehrt! die innere Gerechtigkeit eines Gesetzgebers muß aus seinem Gesetze erkannt und beurteilet werden.“

Ich. Der Hr. Pastor sind doch in allen Ihren Instanzen und Erläuterungen ganz sonderbar unglücklich. Umgekehrt! sage ich nun wiederum. Und wenn die Wahrheit kein Wetterhahn ist, so wird sie es hoffentlich wohl bei meinem Kommando bewenden lassen. Was? die Gesetze eines Gesetzgebers müßten nicht aus seiner innern Gerechtigkeit erklärt werden? Wenn der Buchstabe des Gesetzes einen trifft, den der Gesetzgeber zu treffen unmöglich kann die Absicht gehabt haben; wenn dem Buchstaben nach Strafe auf einen fällt, auf dessen in ihrer Art einzige Handlung, die der Gesetzgeber nicht vorhersehen können, vielmehr Belohnung als Strafe stehen müßte: verläßt der Richter nicht mit Fug den Buch-

staben und holt seinen Ausspruch aus der innern Gerechtigkeit her, von der er annimmt, daß sie dem Gesetzgeber beigewohnet habe? — Was? die innere Gerechtigkeit eines Gesetzgebers müsse aus seinen Gesetzen erkannt und erklärt werden? Solon war doch wohl auch Gesetzgeber? Und Solon würde sehr unzufrieden gewesen sein, wenn man ihm nicht eine lautrere, vollkommnere Gerechtigkeit hätte zutrauen wollen, als aus seinen Gesetzen sichtbar war. Denn als man ihn fragte, ob er seinen Bürgern die besten Gesetze gegeben habe, was antwortete er? „Ὅτι οὐ τοὺς καθάπαξ καλλίστους, ἀλλ' ὧν ἐδύναντο τοὺς καλλίστους.“ „Die besten schlechterdings nun freilich nicht, aber doch die besten, deren sie fähig waren.“ Also: —

Doch ich bin es herzlich satt, mit einem Tauben länger zu reden. Sonst könnte ich hier nicht unschicklich einer Anwendung dieser Worte des Solon noch gedenken, die dem Hrn. Pastor höchst ärgerlich sein würde, wenn er nicht etwa schon wüßte, daß sie ein Kirchenvater gemacht hat. Und doch, was würden ohne Ausnahme die armen Kirchenväter für Wischer von unsern Lutherschen Pastoren bekommen, wenn sie itzt schrieben! Dieser nämliche Kirchenvater entbricht sich nicht, eine zweifache christliche Religion gelten zu lassen: eine für den gemeinen Mann und eine andere für den feinern, gelehrtern Kopf, die unter jener nur verborgen liege. So weit gehe ich doch noch lange nicht. Bei mir bleibt die christliche Religion die nämliche; nur daß ich die Religion von der Geschichte der Religion will getrennet wissen. Nur daß ich mich weigere, die historische Kenntnis von ihrer Entstehung und ihrer Fortpflanzung und eine Überzeugung von dieser Kenntnis, die schlechterdings bei keiner historischen Wahrheit sein kann, für unentbehrlich zu halten. Nur daß ich die Einwürfe, die gegen das Historische der Religion gemacht werden, für unerheblich erkläre, sie mögen beantwortet werden können oder nicht. Nur daß ich die Schwächen der Bibel nicht für Schwächen der Religion halten will. Nur daß ich die Prahlerei des Theologen nicht leiden kann, welcher dem gemeinen Manne weis macht, jene Einwürfe wären alle schon längst beantwortet. Nur daß ich den kurzsichtigen Hermeneutiker verschmähe, der Möglichkeiten auf Möglichkeiten türmet, um die Möglichkeit zu erhärten, daß diese Schwächen auch wohl keine Schwächen sein könnten; der eine kleine Bresche, welche der Feind geschossen, nicht anders zu stopfen weiß, als

durch einen weit größern Wallbruch, den er anderwärts mit eignen Händen macht.

Und damit soll ich mich an der christlichen Religion versündiget haben? Damit? Damit, daß ich geschrieben: „Was gehen den Christen des Theologen Hypothesen und Erklärungen und Beweise an? Ihm ist es doch einmal da, das Christentum, welches er so wahr, in welchem er sich so selig fühlet. Wenn der Paralytikus die wohlthätigen Schläge des elektrischen Funken erfährt, was kümmert es ihn, ob Nollet, oder ob Franklin, oder ob keiner von beiden recht hat?"

Doch daß ich auch das geschrieben habe, läßt der Hr. Pastor seinen Zeitungslesern zu melden wohl bleiben. Gleichwohl ist nur zur Rechtfertigung eines Christen solcher Art die ganze Stelle hinzugefügt worden, über die er einen so kauderwelschen Kommentar zu machen für gut befunden. Nur dieses war die Absicht dieser Stelle. Nur dem fühlenden Christen sollte darin eine Schanze versichert werden, in welche er sich getrost werfen könne, wenn er mit seinen mutigern Theologen das Feld nicht mehr zu halten wage. Daß die Theologen, und die Theologen einer jeden Sekte den Wahlplatz nicht so bald räumen, auch nicht so bald zu räumen brauchen, besonders wenn sie sich nur mit ihresgleichen herumschlagen, wer weiß das nicht? Habe auch ich es nicht genug gesagt? Habe ich nicht mit ausdrücklichen Worten bekannt, daß jeder Theolog in dem Geiste seines angenommenen Systems Antworten genug haben werde? Habe ich nicht selbst einen Versuch gemacht, ihm mit einigen dieser Antworten vorzugreifen? Taugt dieser mein Versuch nicht viel, wie leicht möglich ist, so mach' es besser, wer kann! Das wünsche ich ja nur. Bloß darum machte ich ja nur die Fragmente bekannt. Oder meint man, weil ich völlig befriedigende Antworten wünschte und hoffte, hätte ich meinen Trost auf den Fall, daß dergleichen Antworten nicht erfolgten, lieber zurückbehalten sollen? Warum das? Wollte ich denn durch diesen Trost im voraus alle Antworten für überflüssig erklären? Er war ja bloß dem einfältigen Christen und nicht dem Theologen gegeben, dieser Trost; wenigstens nur demjenigen Theologen zugleich gegeben, der über seine höhere Weisheit nicht verlernt hat, auch bloß einfältiger Christ zu sein.

Daß diesen Trost, den ich für das unersteiglichste Bollwerk des Christentums halte, der Hr. Pastor einen strohernen Schild

nennt, thut mir seinetwegen sehr leid. Er ist, fürchte ich, in seinen theologischen Kriegen von der Heterodoxie des Feindes nicht unangesteckt geblieben; mehr davon angesteckt worden, als er sich auf einer hamburgischen Kanzel wird wollen merken lassen; mehr, als er sich vielleicht noch selbst abgemerkt hat. Denn auch er muß also alles innere Gefühl des Christentums leugnen. Und wenn man ihn auf der Kanzel noch nicht ausrufen hören: „Gefühl! Was Gefühl? Gefühl ist ein stroherner Schild. Unsere Hermeneutik, unsere symbolischen Bücher, das, das sind das alles schirmende, undurchdringliche, diamantene Schild des Glaubens!“ so kömmt es vermutlich nur daher, weil selbst in den symbolischen Büchern auf den strohernen Schild noch gerechnet wird. Von Stroh möchte er daher auch immer sein; denn es giebt dort mehr stroherne Schilde. Wenn er nur nicht zugleich so schmal wäre! Aber da hat nur eben ein einzelner Mensch, die Religion im Herzen, darunter Raum. Was soll ein Pastor damit, wenn er nicht auch seine Bibel, nicht auch seine ganze liebe Gemeinde mit eins darunter bergen kann?

Wie treuherzig der Hr. Pastor auch sonach allen seinen werten Herren Kollegen anrät, lieber offenbar feldflüchtig zu werden, als sich dieses Schildes zu bedienen, ist wohl noch wert, mit seinen eignen Worten gehört zu werden: „Ich würde,“ sagt er mit bebender Stimme, „den Christen, der zugleich Theolog ist, sehr bedauern, wenn er sich aus Mangel andrer Gründe in der traurigen Notwendigkeit sehen sollte, diesen aus Stroh geflochtenen Schild den in den Fragmenten befindlichen feurigen Pfeilen entgegenzuhalten.“ — Das würde gewissermaßen auch ich thun. Wenigstens würde ich die Achseln über ihn zucken, daß er sein Handwerk so schlecht verstünde. Aber wer sprach denn von einem Christen, der zugleich Theolog ist? Sollen denn, müssen denn alle Christen zugleich Theologen sein? Ich habe noch immer die besten Christen unter denen gefunden, die von der Theologie am wenigsten wußten. Warum können die nicht einen strohernen Schild haben, die unter feurige Pfeile nicht kommen? Hilft ein stroherner Schild gegen feurige Pfeile nicht, so hilft er doch gegen Hiebe. — Der entschlossene Hr. Pastor fährt fort: „Ich würde ihm (dem Christen,

8. Gefühl ... Schild, dieses Bild gebraucht der jüdische Verfasser des von Wagenseil herausgegebenen „Nizzachon“ (S. 225): illico stramineo telo me repellis. — 25 f. diesen ... Pfeilen, Eph. 6, 16: „Vor allen Dingen aber ergreifet das Schild des Glaubens, mit welchem ihr auslöschen könnet alle feurige Pfeile des Bösewichts.“

der zugleich Theolog ist) lieber raten, gar die Flucht zu nehmen." — Wenn er glaubt, daß er schlechterdings den Theologen seiner Sekte beibehalten muß: Glück auf den Weg! Genug, daß diejenigen bei der Fahne halten, die nur Christen sind! — „Denn durch Anwendung dieser von dem Hrn. Herausgeber an die Hand gegebnen Sätze würde er die Bibel preisgeben, um die Religion zu retten; aber welche Religion?" — Welche? Die nämliche, aus welcher die Bibel entstand. Die nämliche, die man in spätern Zeiten, als sie in ihrer ursprünglichen Lauterkeit sollte verloren gegangen sein, wieder aus der Bibel zog. Oder ist noch keine zuverlässig daraus gezogen worden? Ist die daraus gezogene nur provisorie, nicht wirklich die christliche? Das muß wohl; denn der Hr. Pastor sagt so ganz entscheidend: „Gewiß nicht die christliche, als welche mit der Bibel steht und fällt." — Das thut mir leid! Und die Bibel steht und fällt? Doch wohl mit ihrer Theopneustie? Allerdings muß er sagen: Wenn ohne Bibel kein Christentum ist, so ist ohne Theopneustie keine Bibel.

Und hier sei mir erlaubt, mich auf die Stelle eines andern zurückzuziehen, an welche mich die nämlichen Worte „stehen und fallen" erinnern. „Die Frage," sagt ein Mann,*) der sich um die Bibel zu verdient gemacht hat, als daß es ihm, nach des Hrn. Pastors eigner Art zu folgern, nicht mit der christlichen Religion ein Ernst sein sollte, — „die Frage, ob die Bücher des N. Testaments von Gott eingegeben sind, ist der christlichen Religion nicht völlig so wichtig als die vorige, ob sie ächt sind. Sie steht und fällt nicht so schlechterdings mit ihr. Gesetzt, Gott hätte keines der Bücher des N. Testaments inspiriert, sondern Matthäum, Marcum, Lucam, Johannem, Paulum bloß sich selbst überlassen, zu schreiben, was sie wußten, die Schriften wären aber nur alt, ächt und glaubwürdig, so würde die christliche Religion die wahre bleiben. Die Wunder, durch die sie bestätiget ist, würden ihre Wahrheit ebenso gut beweisen, wenn auch die Zeugen derselben nicht inspirierte, sondern bloß menschliche Zeugen wären; denn ohnehin setzen wir bei Untersuchung der Wahrheit dieser Wunder gar nicht das göttliche Ansehen der Schriftsteller

*) Michaelis, in s. Einleitung in die Schriften des N. T., S. 73 u. a. — Der Göttinger Professor Johann David Michaelis (1717—1791) ist der Begründer der Einleitungswissenschaft in das N. T. Seine „Einleitung in die göttlichen Schriften des Neuen Bundes" erschien zuerst im Jahre 1750 zu Göttingen in einem Bde.; 2. Aufl. 1765; 3. Aufl. 1777; 4. Aufl. 1788. 2 Bde. 4°.

zum Voraus, sondern betrachten sie bloß als menschliche Zeugen. Wären die Wunder wahr, die der Evangelist erzählte, so würden auch die Reden Christi, die dadurch bestätiget sind, ein untriegliches Gottes Wort sein, doch mit dieser kleinen Furcht und Ausnahme, daß der Erzähler vielleicht etwas nicht recht gefasset und es uns nicht völlig richtig aufbehalten haben könnte; und aus den Briefen der Apostel, gesetzt, sie hätten in Nebensachen gefehlt, würden wir doch die so oft wiederholten Hauptsachen der christlichen Religion, die zu predigen Christus sie aussandte, so gut lernen können, als etwa aus Bülfingern Wolffens Lehrsätze der Philosophie. Es wäre also ganz wohl möglich, daß jemand an der göttlichen Eingebung der sämtlichen Schriften des N. T. einen Zweifel hätte, oder sie sogar leugnete, und doch die christliche Religion von Herzen glaubte; ja, es giebt wirklich so Denkende, zum Teil in der Stille, zum Teil auch öffentlich, die man nicht sogleich zu den Unchristen rechnen darf. Gar nicht zu ihrer Verunglimpfung, sondern bloß als Faktum sei es gesagt: manche alte Ketzer, die die Schriften des N. Testamentes für ächt, aber doch nicht für untriegliches Principium cognoscendi gelten ließen, sondern sich zu Richtern über die Apostel aufwarfen, könnten wohl ebenso gedacht haben." —

Wie weit würde der Schutz dieser Stelle über mich herausreichen, wenn ich unter dieser Stelle Schutz suchen müßte! Aber das brauche ich nicht, und noch weniger habe ich die Sitte boshafter Betteleute hiermit nachmachen wollen, die sich einen hastigen Hund nicht anders vom Leibe zu halten wissen, als dadurch, daß sie ihn auf einen andern hetzen. Denn wenn ich den Hrn. Pastor Göze kenne, so versteht er seinen Vorteil zu wohl, daß er nicht lieber mich festhalten, als frischerdings auf einen Michaelis losgehen sollte.

10. Georg Bernhard Bilfinger (Bülfinger oder Bülffinger, 1693—1750), einer der bedeutendsten Wolffianer. Er schrieb eine „Disput. de triplici rerum cognitione, historica, philosophica et mathematica", Tub. 1722; eine „Commentatio de harmonia animi et corporis humani maxime praestabilita ex mente Leibnitii", Frcf. et Lips. 1723. — 19. Principium cognoscendi, Anfangsgrund der Erkenntnis.

Anti-Göze.

Multa sunt sic digna revinci, ne gravitate adorentur.

Tertullianus.

D. i. Notgedrungener Beiträge

zu den Freiwilligen Beiträgen des Hrn. Past. Göze

Erster.

(Gott gebe, letzter!)

———3

Braunschweig 1778.

(S. 71tes Stück der Freiwilligen Beiträge.)

Lieber Herr Pastor,

Poltern Sie doch nicht so in den Tag hinein! ich bitte Sie. — Ich gehe ungern daran, daß ich meiner Absage schon so bald nachleben muß. Aber Sie glaubten wohl sonst, es sei mein Ernst nicht. — Sehen Sie also, welchen Plan zu meiner Fehde gegen Sie ich hiermit anlege. Auch schließen Sie auf den Ton aus dem Lemma des Tertullian und den fernern Worten, die bei ihm folgen. Überschreien können Sie mich alle acht Tage; Sie wissen, wo. Überschreiben sollen Sie mich gewiß nicht.

Gott weiß es, ich habe nichts dagegen, daß Sie und alle Schulrektores in Niedersachsen gegen meinen Ungenannten zu Felde ziehen. Vielmehr freue ich mich darüber; denn ebendarum zog ich ihn an das Licht, damit ihn recht viele prüfen, recht viele widerlegen könnten. Ich hoffe auch, er wird noch Zeit genug unter

2f. Multa sunt . . . adorentur, vieles ist deshalb wert widerlegt zu werden, damit es nicht als wichtig verehrt werde. — 18. Lemma, entlehnter Satz, Wahlspruch, Motto. — 20. Überschreiben . . . gewiß nicht, vgl. Lessings „Beiträge zu einem deutschen Glossarium": „Überschreiben, sich, wie wir sagen: überschreien. Luther: hast du mich überschrieben u. s. w." (Luther, Jenaer Ausg. I, S. 365 a.)

die rechten Hände kommen, unter welchen er mir noch nicht zu sein scheinet; und sodann glaube ich wirklich der christlichen Religion durch seine Bekanntmachung einen größern Dienst erwiesen zu haben als Sie mit allen Ihren Postillen und Zeitungen.

Wie? weil ich der christlichen Religion mehr zutraue als Sie, soll ich ein Feind der christlichen Religion sein? Weil ich das Gift, das im Finstern schleichet, dem Gesundheitsrate anzeige, soll ich die Pest in das Land gebracht haben? Denn kurz, Herr Pastor — Sie irren sich sehr, wenn Sie glauben, daß der Ungenannte ganz aus der Welt geblieben wäre, wenn ich ihm nicht hereingeholfen hätte. Vernehmen Sie, daß das Buch ganz existieret, und bereits in mehrern Abschriften existieret, wovon, ich weiß nicht wie, nur Fragmente des ersten Entwurfs sich in die Bibliothek verlaufen haben, die ich der Welt freilich nutzbarer hätte machen können, wenn ich alle darin befindlichen plattdeutsche Bibeln von Wort zu Wort für Sie konferieret hätte.

Versichern Sie indes nicht selbst, daß diese leidigen Fragmente schon ein paar Werke hervorgebracht haben, deren Nutzen den besorglichen Schaden derselben unendlich überwiege? Und ich, ich, der ich die causa sine qua non dieser vortrefflichen Werke bin, sollte desfalls ein Reichshofratskonklusum zu besorgen haben?

6 ff. **Weil ich ... haben**, Ps. 91, 6. Göze „Etwas Vorläufiges“ V: „Gleich anfangs übertrifft Herr Lessing sich selbst, in der Kunst, schwachen Lesern durch Bilder über Bilder einen blauen Dunst vorzumachen und ihnen gefärbte Brillen aufzusetzen ... Das mag alles hinlaufen. Dem Wunsche aber: Besonders bewahre Gott uns alle vor der tödlichen Zugluft heimlicher Verleumdung trete ich von Herzen bei, ich setze aber hinzu, auch vor der Seuche, die im Mittage verderbet vor frecher öffentlicher und unverschämter Verleumdung, womit sein ihm so ehrwürdiger Fragmentenschreiber den heiligen Matthäus und alle übrige von Gott vorerwählte Zeugen des Erlösers so freventlich angegriffen hat, da er sie zu Lügnern, zu Leichenräubern, zu den ärgsten Bösewichtern macht, welche je den Erdboden betreten haben“ u. s. w. — 11 ff. **Vernehmen ... hätte**, Göze erzählt („Lessings Schwächen“, S. 28 f.): „Als ich anfing, an meiner Historie der Niedersächsischen Bibeln ... zu arbeiten, und die erste Ausgabe des Niedersächsischen Neuen Testaments, welche 1523 zu Wittenberg von Melchior Lotther gedruckt worden, rezensieren wollte; so hatte ich davon kein anders Exemplar, als ein hier auf der Stadtbibliothek befindliches, dem aber das letzte Blatt fehlete, auf welchem allein der Name des Druckers, der Ort und die Jahrzahl befindlich ist ... Da ich aber wußte, daß sich davon ebenfalls ein, und zwar vollständiges Exemplar ... in der wolfenbüttelschen Bibliothek befand; so schrieb ich an Herrn Lessing. Ich legte ihm ein Blatt bei, auf welches ich verschiedene unfehlbare Merkmale des in meinen Händen befindlichen Exemplars, mit Anführung der Blattzahl und der Kolumne verzeichnet hatte. Ich ersuchte ihn, diese Merkmale mit dem dortigen Exemplare zu vergleichen, und wenn sich, wie ich gewiß glaubte, die Übereinstimmung fünde, unter das Blatt bloß das Wort: Concordat nebst seinem Namen zu setzen, und mir alsdenn solches zurückzuschicken.“ „Ich erhielt aber,“ sagt er in den „Freiwilligen Beiträgen“ vom 9. September 1777, „geraume Zeit keine Antwort ... Zum Glücke hatte ich an dem Orte noch einen vornehmen Gönner, dem legte ich mein Anliegen vor, und ich erhielt den nächsten Posttag von der Güte desselben das, was ich suchte.“ — 20. **causa sine qua non**, unumgängliche Ursache. — 21. **sollte ... haben**, „die Fragmente eines Ungenannten, welche der Herr Hofrat Lessing durch den Druck der Welt mitgeteilet, sonderlich das fünfte

Vielmehr verspreche ich mir eine Belohnung von dem Reichshofrate, sobald es nicht bloß die traurige Pflicht des Reichshofrats sein wird, Unrecht zu steuern und böse Handlungen zu ahnden, — sobald aufgeklärtere, tugendhaftere Zeiten, wie wir unter einem Joseph II. sie uns immer mehr und mehr versprechen dürfen, auch dem Reichshofrate Muße und Stoff geben werden, verborgene Tugend aufzusuchen und gute Thaten zu belohnen. Bis dahin hat es wenigstens keine Not, daß nur einer in den ersten Gerichten des Reichs sein sollte, der so dächte — wie Göze.

Schön, vertrefflich, ganz in Luthers Geiste ist es von diesem Lutherischen Pastor gedacht, daß er den Reichshofrat zu einem Schritte gern verhetzen möchte, der, vor zweihundertundfunfzig Jahren mit Ernst gethan, uns um alle Reformation gebracht hätte! Was hatte Luther für Rechte, die nicht noch jeder Doktor der Theologie hat? Wenn es itzt keinem Doktor der Theologie erlaubt sein soll, die Bibel aufs neue und so zu übersetzen, wie er es vor Gott und seinem Gewissen verantworten kann, so war es auch Luther nicht erlaubt. Ich setze hinzu: so war es Luthern noch weniger erlaubt. Denn Luther, als er die Bibel zu übersetzen unternahm, arbeitete eigenmächtig gegen eine von der Kirche angenommene Wahrheit, nämlich gegen die, daß es besser sei, wenn die Bibel von dem gemeinen Manne in seiner Sprache nicht gelesen werde. Den Ungrund dieses von seiner Kirche für wahr angenommenen Satzes mußte er erst erweisen; er mußte die Wahrheit des Gegensatzes erst erfechten; er mußte sie als schon erfochten voraussetzen, ehe er sich an seine Übersetzung machen konnte. Das alles braucht ein itziger protestantischer Übersetzer nicht; die Hände sind ihm durch seine Kirche weniger gebunden, die es für einen Grundsatz annimmt, daß der gemeine Mann die Bibel in seiner Sprache lesen dürfe, lesen müsse, nicht genug lesen könne. Er thut also etwas, was ihm niemand streitig macht,

unter denselben, in welchem der Verfasser die Wahrheit der Auferstehung Christi zu stürzen, und die Apostel als die ärgsten Betrüger und Lügner darzustellen sucht, sind gewiß das Ärgste, das man denken kann. Nur derjenige kann Unternehmungen von dieser Art als etwas Gleichgiltiges ansehen, der die christliche Religion entweder für ein leeres Hirngespinnst, oder gar für einen schädlichen Aberglauben hält, und der nicht eingesehen hat, oder nicht einsehen will, daß die ganze Glückseligkeit der bürgerlichen Verfassung unmittelbar auf derselben beruhe, oder der den Grundsatz hat: Sobald ein Volk sich einig wird, Republik sein zu wollen, so darf es, folglich die biblischen Aussprüche, auf welchen die Rechte der Obrigkeit beruhen, als Irrtümer verwirft." („Etwas Vorl.", S. 18). Vgl. den Patriarchen im „Nathan" (III, 1, S. 127), V. 2579 ff. — Die gesperrt gedruckten Worte hatten kurz zuvor in einer Hamburger Zeitung gestanden, in einer Rezension, wie es scheint, über Klopstocks Messiade.

daß er es thun könne, anstatt daß Luther etwas that, wobei es noch sehr streitig war, ob er es thun dürfe. — Das ist ja sonnenklar. — Kurz, Bahrdtens oder eines andern Itztlebenden Übersetzung verdammen, heißt der Lutherischen Übersetzung den Prozeß machen, wenn jene auch noch so sehr von dieser abgehen. Luthers Übersetzung ging von den damals angenommenen Übersetzungen auch ab; und mehr oder weniger, darauf kömmt nichts an.

Der wahre Lutheraner will nicht bei Luthers Schriften, er will bei Luthers Geiste geschützt sein; und Luthers Geist erfodert schlechterdings, daß man keinen Menschen in der Erkenntnis der Wahrheit nach seinem eigenen Gutdünken fortzugehen hindern muß. Aber man hindert alle daran, wenn man auch nur Einem verbieten will, seinen Fortgang in der Erkenntnis andern mitzuteilen. Denn ohne diese Mitteilung im einzeln ist kein Fortgang im ganzen möglich.

Herr Pastor, wenn Sie es dahin bringen, daß unsere Lutherschen Pastores unsere Päpste werden; — daß diese uns vorschreiben können, wo wir aufhören sollen, in der Schrift zu forschen; — daß diese unserm Forschen, der Mitteilung unsers Erforschten Schranken setzen dürfen: so bin ich der erste, der die Päpstchen wieder mit dem Papste vertauscht. — Hoffentlich werden mehrere so entschlossen denken, wenngleich nicht viele so entschlossen reden dürften. Und nun, Herr Pastor, arbeiten Sie nur darauf los, so viele Protestanten als möglich wieder in den Schoß der katholischen Kirche zu scheuchen! So ein Lutherischer Eifrer ist den Katholiken schon recht. Sie sind ein Politikus wie ein Theolog. —

Das eine der vortrefflichen Werke, die ohne mich in des Nichts unfruchtbaren Lenden geblieben wären, sind die Unterredungen meines Nachbars, dessen gutem Willen ich bereits in meiner Duplik alle mögliche Gerechtigkeit erwiesen habe. Sie wissen nun ohne Zweifel, Herr Pastor, daß damals, als Sie mich auffoderten, auf diese Unterredungen zu antworten, ich bereits darauf geantwortet hatte. Die Reihe zu reden ist nun an Ihnen, und es soll mich verlangen, wie weit es Ihre Exegetik treiben

3. Vgl. Garves Briefwechsel mit Zollikofer S. 78. Karl Friedrich Bahrdt, freisinniger Theolog, 1741—1792. Seine Übersetzung des Neuen Testaments im rationalistischen Sinne war 1773 in Riga unter dem Titel „Neueste Offenbarungen Gottes“ in 2 Bänden erschienen. Vgl. Goethe (Nat.-Litt.) VI, S. 369 ff.

wird, das Wort Gottes in den Augen vernünftiger Menschen lächerlich zu machen. Es soll mich verlangen, aus welchen Gründen, mit welcher Stirne Sie die unverdauten Einfälle eines vermutlichen Laien, wie mein Nachbar ist, den weit bessern Antworten vorziehen werden, die auf die Einwürfe meines Ungenannten schon vorhanden waren. —

Das zweite dieser Werke ist des Herrn Mascho Verteidigung der christlichen Religion oder, wie ich lieber sagen möchte, die Verteidigung der christlichen Religion des Herrn Mascho. Denn wahrlich, die Verteidigung ist nicht so sehr sein eigen als die Religion, die er verteidiget. Und was? diese hätten Sie gelesen gehabt, Herr Pastor, ganz gelesen gehabt, als Sie das 71ste Mal dieses Jahr in Ihr Horn stießen? — Ja?

So kann es denn das Publikum nicht zeitig genug erfahren, wie mancherlei Maß und Gewichte Göze und Kompagnie in Hamburg haben!

Es thut mir leid, daß ich dieses sonst gute Haus so blamieren muß. Aber warum braucht es auch sein richtiges volles Gewicht nicht wenigstens gegen seine alten Freunde? Warum will es mit seinem richtigen vollen Gewichte sich nur erst Freunde machen, aber nicht erhalten?

Armer Mascho, lassen Sie den neidischen Mann, der alle Handlungen einzig in seine Kanäle lenken will, nur erst mit mir fertig sein! er wird Sie schon auch nach Hause leuchten. Itzt thut er mit Fleiß, als ob er nicht merkte, auf welcher Seite Sie hinken. Er braucht Hilfe, Tros Rutulusve fuat, — seine Partie muß sich wenigstens in den Zeitungen immer vergrößern. Aber warten Sie nur!

Doch ist es nicht unschicklich, in einem Briefe einen andern anzureden, als den, an welchen der Brief gestellet ist? Ich wende mich also wieder zu Ihnen, Herr Pastor, und frage Sie nochmals: haben Sie des Herrn Mascho Verteidigung, welche Sie so rühmen, wirklich gelesen?

Wirklich? — Nun, so ist es erwiesen, Herr Pastor, was ich Ihnen schuld gebe. Sie haben mancherlei Maß und Gewicht,

26. Tros Rutulusve fuat [nullo discrimine habebo], er sei Trojaner oder Rutuler, ich werde keinen Unterschied machen. Virgil, Än. X, V. 108. — 35 f. mancherlei ... Greuel ist, Spr. 20, 10: „Mancherlei Gewicht und Maß ist beides dem Herrn ein Greuel.“ Übrigens erklärte Göze im 20. Beitrage des „Altonaer Postreuters“, daß er die fragliche Rezension des Maschoschen Buches gar nicht verfaßt habe.

welches dem Herrn ein Greuel ist. Mit einem andern bevorteilen Sie mich, mit einem andern bedienen Sie den Herrn Mascho. Wovor Sie bei mir andere warnen, das preisen Sie bei ihm andern an. Die nämlichen Spezies, die Sie nach meiner Verschreibung als gefährlich und tödlich nicht administrieren wollen, verkaufen Sie auf sein Rezipe in der nämlichen Quantität oder in einer noch bedenklichern als höchst unschuldig und heilsam.

Oder das Ding, Herr Pastor, in Ihrer sinnreichen Metapher des strohernen Schildes auszudrücken: Herr Mascho streitet schlechterdings unter dem nämlichen strohernen Schilde, mit welchem Sie mich der Welt so lächerlich und verdächtig gemacht haben. Wie kömmt es denn, daß dieses stroherne Schild nur an meinem Arme schlimmer als keines ist, an seinem aber für eine gar hübsche taugliche Waffe passieren muß?

Nämlich: behauptet nicht auch Herr Mascho (S. 10), daß die Bibel zwar eine Offenbarung enthält, aber keine ist?

Unterscheidet nicht auch Herr Mascho (S. 249) den Buchstaben von dem Geiste der Bibel?

Lehret nicht auch Herr Mascho (S. 202), daß die Religion eher gewesen als die Bibel?

Und sind denn das nicht die drei Sätze, um welche der Herr Pastor den Tanz mit mir angefangen?

Sie können nicht sagen, Herr Pastor, daß Sie diese Sätze bei ihm nicht gefunden. Denn sie stehen nicht allein mit deutlichen Worten da, sondern alles, alles, was Herr Mascho sagt, bezieht sich, gründet sich darauf.

Ja noch mehr: ebendiese Sätze, die ich für bloße Betrachtungen gebe, mit welchen sich diejenigen beruhigen können, die sich an dem Christentume ohne Theologie begnügen wollen oder begnügen müssen, ebendiese Sätze macht Herr Mascho zu Grundsätzen, nicht des Christentums, sondern der Theologie.

Denn das ganze System von Inspiration, welches Sie annehmen, Herr Pastor, in dessen Geiste Sie die uns gemeinschaftlichen, aber nicht zu einerlei Absicht gemeinschaftlichen Sätze bei mir anfeindeten, was ist es dem Herrn Mascho? — Was es mir bei weiten noch nicht ist.

4. Spezies, Arzneien. — 5. administrieren, anwenden. — 6. Rezipe, Rezept. — 10. des strohernen Schildes, vgl. oben S. 112, Z. 8.

Es ist ihm ebendas, was meinen Ungenannten in den Naturalismus gestürzt hat. Es ist ihm das, was jeden nicht besser organisierten Kopf, als meinem Ungenannten zu teil geworden war, in den Naturalismus notwendig stürzen muß. Das ist es ihm; das ist es ihm auf allen Blättern.*)

Und nun, Herr Pastor, sein Sie auf Ihrer Hut! Ich warne Sie auf den Wink des Herrn Mascho. Ehe Sie es sich versehen, liegen Sie, nach dem Herrn Mascho, in ebendem Abgrunde, in welchem mein Ungenannter nun jammert, und dann ist keine Hilfe für Sie, als entweder da zu verzweifeln, oder mit eins alle den Plunder aufzugeben, der noch vor 50 bis 60 Jahren in unsern Lehrbüchern Religion hieß,**) und alle die schönen Siebensachen dafür anzunehmen, die man seit dieser Zeit in der Religion erfunden hat und noch täglich erfindet.***)

Sogar werden Sie gezwungen sein, solcher schönen Siebensachen nicht wenige anzunehmen, die Herr Mascho selbst unter Ihren Augen erfindet. Er hat bereits Dinge in seinem Körbchen, die jedem guten Alltagschristen völlig fremd und unerhört sind: über gewisse jüdische Ideen, die wir sehr unrecht ganz vergessen haben;†) über das große Pfingstwunder;††) über — was weiß ich!

Und o, welch neues Unglück drohet dem hamburgischen Katechismus wieder in Hamburg selbst! Denn Herr Mascho ist mit nichts weniger zufrieden als mit unsern bisherigen Religionsunterrichten, deren notwendige Berichtigung und Verbesserung er aus den leidigen Fragmenten meines Ungenannten erst recht erkannt hat. Seine, seine Ideen müssen vor allen Dingen in unsere Katechismen, oder es geht nimmermehr gut!†††)

Wie, Herr Pastor? das wollten Sie gestatten? Als unserm guten Freunde Alberti ehedem so etwas beifiel, wem hat es die

*) S. Vorr., IV, VIII, X, XII; desgleichen in der Schrift selbst, S. 258, 271, 306, und wo nicht?
**) Vorr., XV.
***) S. 3, 4.
†) S. 82.
††) S. 113.
†††) Vorr., XIII; S. 26, 36, 71, 111, u. m.

29. **Alberti**, seit 1755 Diakonus an der Katharinenkirche in Hamburg, an welcher Göze Hauptpastor war. Seine „Anleitung zum Gespräch über die Religion" erschien im Dezember 1771. Über dieselbe entspann sich ein Streit zwischen ihm und Göze, während dessen Alberti am 30. März 1772 starb. Vgl. Röpe, „Göze" S. 121. Frankfurter Anzeigen, Neudruck, II, S. XXI f.

hamburgische Kirche zu danken, daß er nicht damit durchdrang, als Ihnen? Und nun sollte Herr Mascho damit durchdringen, indem Ihre ganze Aufmerksamkeit, Ihr ganzer Eifer nur auf mich gerichtet ist?

Erkennen Sie doch die Diversion, die man Ihnen zu machen sucht, und lassen mich in Ruhe! Es könnte ja gar sein, daß ich und Mascho uns verstünden! Doch das muß ich Ihnen nicht zweimal sagen, wenn unsre List gelingen soll.

Anti-Göze.

> Bella geri *placeat* nullos habitura triumphos!
> *Luc.*

Zweiter.

———4

Mein Herr Hauptpastor,

Ich erhielt Ihr „Etwas Vorläufiges“ gegen meine — wenn es nicht Ihre erste Lüge ist — „mittelbare und unmittelbare feindselige Angriffe auf unsre allerheiligste Religion“ ꝛc. am Abend des Osterabends und hatte noch eben Zeit, den herrlichen Vorlauf zu kosten. Der soll mir auf das Fest schmecken! dachte ich. Und er hat mir geschmeckt. Gott gebe, daß mir der Nachlauf zu seiner Zeit auch so schmecken, auch so wohl bekommen mag!

Aber was das nun wieder ist! Der Herr Hauptpastor verweisen mir in Ihrem „Etwas Vorläufigen“, welches ich der Geschmeidigkeit wegen lieber das „Vorläufige Etwas“ nennen will, mit so vielem Ernst und Nachdruck meine Äquivoken*) und Wortspiele,

*) Der Herr Hauptpastor schreiben Equivocen, und das mehr wie einmal (S. VII, IX, 55). Es kann also weder Schreib- noch Druckfehler sein; sondern diese spaßhafte Orthographie ward beliebt, — um auch ein Wortspielchen zu machen. *Aequivocum*, quasi dicas *equi vocem*. Denn freilich, was ist äquivoker als das Wiehern des Pferdes? Für den Cardanus zwar nicht, aber doch für uns andere, die wir uns auf das Wiehern nicht so gut verstehen als Cardanus. — Oder sollte der Herr Hauptpastor hier wohl noch spaßhafter sein wollen und zugleich ein Wort im Sinne gehabt haben, welches Luther in seinem „Hanswurst von Wolfenbüttel“ braucht? Der Bibliothekar zu Wolfenbüttel erinnerte ihn an dies Buch, dies Buch an dies Wort, und ich freue mich herzlich, daß ich seinem Witze so auf die Spur komme. Das nenne ich doch noch eine Nachahmung Luthers! — [Zu Cardanus vgl. VI, S. 24 ff., 337 ff. Kollektaneen s. v. „Cardanus“ Nr. 8: „Das Wiehern der Pferde bringt Cardanus auf fünferlei Arten, die alle ihre gewisse und bestimmte Bedeutung haben. De R.[erum] V.[arietate] L. VII, c. 32.“ Luthers Schrift „wider Hans Wurst“ hatte Lessing aus Interesse für die Braunschweiger Geschichte, denn es ist der Herzog Heinrich von Braunschweig-Wolfenbüttel, den Luther so nennt, sowohl wie für die deutsche Sprache gründlich durchstudiert. Vgl. III, 2, S. 266 f. und seine „Beiträge zu einem deutschen Glossarium“ s. v. „Potzenhut“. (Luther, Jenaer Ausgabe VII, S. 428 b.)

2 ff. Bella ... Luc., nun, so wollen wir Kriege führen, die keine Triumphe bringen werden. Lucanus [Pharsalia]. — 10. ꝛc., d. h. und auf den Lehrgrund derselben, die heilige Schrift. Vgl. den Patriarchen im „Nathan“ (III, 1, S. 126) V. 2574 f.

und dennoch mache ich schon wieder ein so häßlich Ding und äquivoziere und wortspiele mit „vorläufig“ und „Vorlauf“, ohne auch nur im geringsten vorher zu erklären, ob ich den Vorlauf von der Kelter oder von der Blase verstehe.

Doch lieber vergeben Sie mir immer, Herr Hauptpastor, eine Schwachheit, die mir zur andern Natur geworden ist! Jeder Mensch hat seinen eignen Stil sowie seine eigne Nase; und es ist weder artig noch christlich, einen ehrlichen Mann mit seiner Nase zum besten haben, wenn sie auch noch so sonderbar ist. Was kann ich dafür, daß ich nun einmal keinen andern Stil habe? Daß ich ihn nicht erkünstle, bin ich mir bewußt. Auch bin ich mir bewußt, daß er gerade dann die ungewöhnlichsten Kaskaden zu machen geneigt ist, wenn ich der Sache am reifsten nachgedacht habe. Er spielt mit der Materie oft um so mutwilliger, je mehr ich erst durch kaltes Nachdenken derselben mächtig zu werden gesucht habe.

Es kömmt wenig darauf an, wie wir schreiben, aber viel, wie wir denken. Und Sie wollen doch wohl nicht behaupten, daß unter verblümten, bilderreichen Worten notwendig ein schwanker, schiefer Sinn liegen muß? daß niemand richtig und bestimmt denken kann, als wer sich des eigentlichsten, gemeinsten, plattesten Ausdruckes bedienet? daß den kalten symbolischen Ideen auf irgend eine Art etwas von der Wärme und dem Leben natürlicher Zeichen zu geben suchen, der Wahrheit schlechterdings schade?

Wie lächerlich, die Tiefe einer Wunde nicht dem scharfen, sondern dem blanken Schwerte zuschreiben! Wie lächerlich also auch, die Überlegenheit, welche die Wahrheit einem Gegner über uns giebt, einem blendenden Stil desselben zuschreiben! Ich kenne keinen blendenden Stil, der seinen Glanz nicht von der Wahrheit mehr oder weniger entlehnet. Wahrheit allein giebt ächten Glanz und muß auch bei Spötterei und Posse, wenigstens als Folie, unterliegen.

Also von der, von der Wahrheit lassen Sie uns sprechen, und nicht vom Stil! — Ich gebe den meinen aller Welt preis, und freilich mag ihn das Theater ein wenig verdorben haben.

3f. von der Kelter ... Blase, d. h. vom Wein oder Branntwein. „Vorlauf“ oder süddeutsch „Vorleß“ ist der erstmals abgelassene Wein oder Branntwein, zum Unterschied von Tresterwein. — 35. Theater, Göze: „Die Theaterlogik und die Logik, welche in theologischen Streitigkeiten, insonderheit in denen, welche die Wahrheit der christlichen Religion entscheiden sollen, gebraucht werden muß, sind himmelweit unterschieden ... In der Theater-

Ich kenne den Hauptfehler sehr wohl, der ihn von so manchen andern Stilen auszeichnen soll; und alles, was zu merklich auszeichnet, ist Fehler. Aber es fehlt nicht viel, daß ich nicht wie Ovid die Kunstrichter, die ihn von allen seinen Fehlern säubern wollten, gerade für diesen einzigen um Schonung anflehen möchte. Denn er ist nicht sein Fehler, er ist seine Erbsünde. Nämlich er verweilt sich bei seinen Metaphern, spinnt sie häufig zu Gleichnissen und malt gar zu gern mitunter eine in Allegorie aus, wodurch er sich nicht selten in allzu entfernte und leicht umzuformende tertia comparationis verwickelt. Diesen Fehler mögen auch gar wohl meine dramatischen Arbeiten mit verstärkt haben; denn die Sorge für den Dialog gewöhnt uns, auf jeden verblümten Ausdruck ein scharfes Auge zu haben, weil es wohl gewiß ist, daß in den wirklichen Gesprächen des Umganges, deren Lauf selten die Vernunft und fast immer die Einbildung steuert, die mehresten Übergänge aus den Metaphern hergenommen werden, welche der eine oder der andere braucht. Diese Erscheinung allein, in der Nachahmung gehörig beobachtet, giebt dem Dialog Geschmeidigkeit und Wahrheit. Aber wie lange und genau muß man denn auch eine Metapher oft betrachten, ehe man den Strom in ihr entdecket, der uns am besten weiterbringen kann! Und so wäre es ganz natürlich, daß das Theater eben nicht den besten prosaischen Schriftsteller bilde. Ich denke sogar, selbst Cicero, wenn er ein bessrer Dialogist gewesen wäre, würde in seinen übrigen in eins fortlaufenden Schriften so wunderbar nicht sein. In diesen bleibt die Richtung der Gedanken immer die nämliche, die sich in dem Dialog alle Augenblicke verändert. Jene erfodern einen gesetzten, immer gleichen Schritt,

logik ist Herr L. ein großer Meister, aber er hat von derselben in seinen bisherigen, in ein ganz anderes Feld gehörigen Schriften beständig Gebrauch gemacht, auch das Vergnügen genossen, daß die Witzlinge, und daß alle diejenigen, welche schon lange gewünscht haben, daß der Heilige in Israel bei uns aufhören möchte, für Freuden, daß er endlich ihre Wünsche erfüllet und sich in seiner wahren Gestalt gezeiget hat, ihn mit lautem Jauchzen und freudigem Händeklatschen empfangen haben. Allein es werden sich Männer finden, die seinen Fechterstreichen mit gehörigem Nachdrucke zu begegnen wissen, und die ihm zeigen, daß er mit seiner Übertragung der Theaterlogik auf den theologischen Kampfplatz selbst die von Aristoteles so hoch verbotene μετάβασιν εἰς ἄλλο γένος begehe, mit welcher der Verfasser des Bogens: 'Über den Beweis des Geistes und der Kraft' den Herrn Dir. Schumann, aber zu seiner eigenen Schande, zu verwirren gesucht hat [S. 5, Z. 28]. — Beiläufig eine Probe von der Theaterlogik des Herrn Lessing" u. s. w. „Ich gestehe es gern, daß dieser Schluß eine große Kraft habe, schwache Seelen zu überraschen. Wenn Herr L. denselben einem Freigeiste auf dem Theater in den Mund legte, so würde unfehlbar ein lautes Geklatsche von allen denen erfolgen, welche ohnedem die Bibel schon längst gern aus der Welt geschaffet hätten, nur nicht wissen, wie sie es anfangen sollen." — — „Von den nun folgenden Exklamationen gegen mich habe ich mich schon erklärt, daß solche auf das Theater gehören."

dieser verlangt mitunter Sprünge, und selten ist ein hoher Springer ein guter ebner Tänzer.

Aber, Herr Hauptpastor, das ist mein Stil, und mein Stil ist nicht meine Logik. — Doch ja! Allerdings soll auch meine Logik sein, was mein Stil ist: eine Theaterlogik. So sagen Sie. Aber sagen Sie, was Sie wollen, die gute Logik ist immer die nämliche, man mag sie anwenden, worauf man will. Sogar die Art, sie anzuwenden, ist überall die nämliche. Wer Logik in einer Komödie zeigt, dem würde sie gewiß auch zu einer Predigt nicht entstehen; so wie der, dem sie in einer Predigt mangelt, nimmermehr mit ihrer Hilfe auch eine nur erträgliche Komödie zustande bringen würde, und wenn er der unerschöpflichste Spaßvogel unter der Sonne wäre. Glauben Sie, daß Pater Abraham gute Komödien gemacht hätte? Gewiß nicht; denn seine Predigten sind allzu elend. Aber wer zweifelt wohl, daß Molière und Shakespeare vortreffliche Predigten gemacht und gehalten hätten, wenn sie anstatt des Theaters die Kanzel hätten besteigen wollen?

Als Sie, Herr Hauptpastor, den guten Schlosser wegen seiner Komödien so erbaulich verfolgten, fiel eine doppelte Frage vor.

13. Pater Abraham a Sancta Clara, eigentlich Ulrich Megerle (geb. 1642, seit 1669 kaiserlicher Hofprediger in Wien, gest. 1709), dessen burlesken Predigtton Schiller in seiner Kapuzinerpredigt nachahmte. Lessing hatte sich notiert: „Bei dem Lärmen, welches die Orthodoxen über den guten Pastor Schlosser und s. Komödie („Der Zweikampf" vgl. Guhrauer, Lessing, 2. Aufl. II, S. 147) erhoben, könnte eine doppelte Frage aufgeworfen werden. Die erste: Darf ein Prediger wohl Komödien schreiben? Darauf antworte ich: Warum nicht? wenn er kann. Die zweite: Darf ein Komödienschreiber wohl Predigten machen? Antwort: Warum nicht? wenn er will? Danzel fand in diesem Gegensatz einen Anklang an Logaus Sinngedicht:

Durch Bitten herrscht die Frau und durch Befehl der Mann,
Die eine, wenn sie will, der andre, wenn er kann.

Göze: „Ich habe aus derselben mit Betrübnis ersehen, daß der Herr L. sich kein Bedenken macht, den so heiligen und wichtigen Gegenstand, den er vor sich hat, mit der allergrößesten Leichtsinnigkeit zu behandeln, daß er auch hier seinem Witze durchgängig den Zügel schießen lässet, daß er eine große Fertigkeit hat, Antithesen, Equivocen, Bilder und Wortspiele da anzuwenden, wo ihm die Gründe fehlen: — und ist dieses bei einem Manne zu bewundern, der das Theater zu aller Zeit mit so vieler Applikation studiert, der eine dicke Dramaturgie, der so viele Komödien und Tragödien geschrieben hat? — daß er, ob er gleich selbst eingestehet, daß der Verfasser dieser Verteidigung, den er seinen 'lieben Nachbar' nennt, ihm mit keinem Finger zu nahe gekommen, und mit keiner Silbe beleidigt, dennoch denselben so höhnisch, so bitter, so — — die Leser mögen hier selbst die Worte wählen, begegnet, daß man daraus einen gedoppelten vorläufigen Schluß machen kann. Der erste, daß er es selbst fühlen müsse, daß er eine verlorne Sache habe, denn in diesem Falle schlagen die schlechten Sachwalter solche Wege ein. Der andre, daß er unmöglich der Verfasser der beiden Bogen: 'Über den Beweis des Geistes und der Kraft' und 'Das Testament Johannis' sein könne: denn diese Duplik ist der stärkste Widerspruch gegen dieses Testament, der sich denken lässet. Man kann leicht gedenken, daß Herr L. es daran nicht werde haben fehlen lassen, sein Verfahren schon zum voraus zu rechtfertigen; allein wenn diese Gründe dazu hinreichen, so ist man imstande, mit denselben, in allen Fällen, aus schwarz weiß zu machen." — 18. Schlosser hatte als Student einige Schauspiele geschrieben und dieselben, als Pastor in Bergedorf bei Hamburg, von der Ackermannschen Gesellschaft aufführen und

Die eine: Darf ein Prediger Komödien machen? Hierauf antwortete ich: Warum nicht, wenn er kann? Die zweite: Darf ein Komödienschreiber Predigten machen? Und darauf war meine Antwort: Warum nicht, wenn er will? —

Doch wozu alles dieses Geschwätz? Was gehen mich itzt die Armseligkeiten des Stils und des Theaters an, itzt, da ein so schreckliches Halsgericht über mich verhangen wird? — Da steht er, mein unbarmherziger Ankläger, und wiehert Blut und Verdammung; und ich einfältiger Tropf stehe bei ihm und lese ihm ruhig die Federn vom Kleide. —

Ich muß, ich muß entbrennen, — oder meine Gelassenheit selbst, meine Kälte selbst machen mich des Vorwurfs wert.

Wie, Herr Hauptpastor? Sie haben die Unverschämtheit, mir mittelbare und unmittelbare feindselige Angriffe auf die christliche Religion schuld zu geben? Was hindert mich, in die Welt zu schreiben, daß alle die heterodoxen Dinge, die Sie itzt an mir verdammen, ich ehedem aus Ihrem eigenen Munde gehört und gelernt habe? Was hindert mich? Eine Unwahrheit wäre der andern wert. Daß ich Ihre Stirn nicht habe, das allein hindert mich. Ich unterstehe mich nicht, zu sagen, was ich nicht erweisen kann; und Sie — Sie thun alle sieben Tage, was Sie nur einen Tag in der Woche thun sollten. Sie schwatzen, verleumden und poltern; für Beweis und Eviktion mag die Kanzel sorgen.

Und die einen so infamierenden Titel führet, — was enthält diese Gözische Scharteke? Nichts enthält sie als elende Rezensionen, die in den Freiwilligen Beiträgen schon stehen, oder wert sind, darin zu stehen. Doch ja, sie enthält auch einen zum dritten Male aufgewärmten Brei, den ich längst der Katze vorgesetzt habe. Und dennoch sollen und müssen sich des Herrn Hauptpastors liebe Kinder in Christo diesen beschnuffelten, beleckten Brei wieder in den Mund schmieren lassen.

Ist es von einem rechtschaffenen Gelehrten — ich will nicht sagen von einem Theologen — begreiflich, daß er unter einem solchen Titel widerlegte Beschuldigungen nochmals in die Welt

schließlich auch drucken lassen. Darüber griff ihn Göze (1769) an, indem er erklärte, es gezieme sich für einen Pastor nicht, zugleich für die Bühne und für die Kanzel zu arbeiten. Vgl. Frankfurter Anzeigen, Neudruck, II, S. XXf.

29. aufgewärmten Brei, vgl. oben S. 19, Z. 17

schickt, ohne auf ihre Widerlegung die geringste Rücksicht zu nehmen? — „So hat er denn wohl von dieser Widerlegung nichts gewußt?“ — O doch! Er weiß sehr wohl, daß sie vorhanden ist; er hat davon gehört; nur gelesen hat er sie noch nicht, und nach dem Feste wird es sich zeigen, ob er es für nötig findet, darauf zu antworten. —

Und inzwischen, Herr Hauptpastor, inzwischen haben Sie dennoch die Grausamkeit, Ihre Beschuldigungen zu wiederholen? in diesem geschärften Tone zu wiederholen? — Also sind Sie allwissend? Also sind Sie untrieglich? — Also kann schlechterdings in meiner Widerlegung nichts stehen, was mich in einem unschuldigern Lichte zeigte? was Sie einen Teil Ihrer Klage zurückzunehmen bewegen könnte? Also wie Sie eine Sache einmal ansehen, so, vollkommen so, sind Sie gewiß, daß Sie dieselbe von nun an bis in Ewigkeit ansehen werden?

In diesem einzigen Zuge, Herr Hauptpastor, stehen Sie mir ganz da, wie Sie leiben und leben. Sie haben vor dem Feste nicht Zeit, die Verteidigung des Beklagten zu hören. Sie wiederholen die Anklage und schlagen seinen Namen getrost an Galgen. Nach dem Feste, nach dem Feste werden Sie schon sehen, ob auf seine Verteidigung der Name wieder abzunehmen ist oder nicht!

Gegen einen solchen Mann wäre es möglich, die geringste Achtung beizubehalten? — Einem dritten vielleicht. Aber nicht dem, nach dessen Kopfe diese Steine zielen. Gegen einen solchen Mann sollte es nicht hinwiederum erlaubt sein, sich aller Arten von Waffen zu bedienen? Welche Waffen können meuchelmördrischer sein, als sein Verfahren ist?

Gleichwohl, Herr Hauptpastor, befürchten Sie von mir nur nicht, daß ich die Grenzen der Wiedervergeltung überschreiten werde! Ich werde diese Grenzen noch lange nicht berühren, wenn ich von Ihnen auch noch so höhnend, auch noch so verachtend, auch noch so wegwerfend schreibe. Sie können einen ungesitteten Gegner vielleicht an mir finden, aber sicherlich keinen unmoralischen.

Dieser Unterschied zwischen ungesittet und unmoralisch, der sehr wichtig ist, obgleich beide Wörter ihrer Abkunft nach vollkommen

4 f. nach dem Feste, „ob ich es nötig finden werde, auf die letzten, namentlich gegen mich gerichteten Schriften des Herrn L. zu antworten, oder ob ich ihm, wenn ich finde, daß es ohne Nachteil der Wahrheit geschehen kann, die Ehre, das letzte Wort zu haben, lassen kann, darüber werde ich mich, geliebt's Gott, nach dem Feste entschließen.“

das nämliche bedeuten müßten, soll ewig unter uns bleiben. Nur Ihre unmoralische Art zu disputieren will ich in ihr möglichstes Licht zu setzen suchen, sollte es auch nicht anders als auf die ungesitteteste Weise geschehen können.

Itzt ist mein Bogen voll, und mehr als einen Bogen sollen Sie auf einmal von mir nicht erhalten. Es ist erlaubt, Ihnen den Eimer faulen Wassers, in welchem Sie mich ersäufen wollen, tropfenweise auf den entblößten Scheitel fallen zu lassen.

Anti-Göze.

> Avolent quantum volent paleae levis fidei quocunque afflatu tentationum, eo purior massa frumenti in horrea domini reponetur.
>
> *Tertull.*

Dritter.

Also — „meine mittelbaren und unmittelbaren feindseligen Angriffe auf die christliche Religion“

Nun dann! So hält Hr. Göze doch wenigstens Einen Spruch im Neuen Testamente für nicht eingegeben, für nicht göttlich, sondern für eine bloß menschliche gute Lehre, von welcher er Ausnahmen nach Gutdünken machen darf: „Verdammet nicht, so werdet ihr auch nicht verdammt!“

Zwar nein! Er selbst verdammt ja nicht. Er wiederholt nur die Verdammung, welche der h. Geist ausgesprochen. Er hat bloß die Ehre und das Vergnügen, den Herren Basedow, Teller, Semler, Bahrdt, den Verfassern der Allgemeinen Bibliothek, und meiner Wenigkeit die Verdammung anzukündigen. Denn da steht's:

2ff. Avolent .. reponetur, in dem Werk de praescriptionibus, welches Lessing übersetzt hat: „Mag doch auf jeden Windstoß der Versuchung von der Spreu des leichten Glaubens so viel verfliegen, als nur will; desto reiner wird das übrige Getreide in die Scheuer des Herrn gebracht.“ — 14f. Verdammet ... verdammt, Matth. 7, 1: „Richtet nicht, auf daß ihr auch nicht gerichtet werdet.“ — 18. Mit dem bekannten pädagogischen Neuerer Johann Bernhard Basedow (geb. 1723 in Hamburg, seit 1761 Professor am Gymnasium in Altona, gest. 1790 in Magdeburg) geriet Göze 1764 in Streit. — Wilhelm Abraham Teller (1734—1804), seit 1767 Propst in Cöln an der Spree und Mitglied des Oberkonsistoriums. — 19. Gegen Johann Salomo Semler (1725—1790), seit 1751 Professor der Theologie in Halle, hat Göze eine ganze Reihe von Streitschriften herausgegeben. Vgl. Lessings „Kollektaneen“ s. v. „Hamburg“. — Die von Christoph Friedrich Nicolai 1765—1792 herausgegebene „Allgemeine deutsche Bibliothek“ stand mit dem orthodoxen Göze in häufiger Fehde. Göze schrieb: „Vermutlich wird er, eine solche Verwegenheit zu rächen, alles niedergeschrieben haben, wovon er glaubt, daß es mir am wehesten thun möchte. Mag er doch! Ärger wird er es doch wohl nicht machen, als Abbt, als Basedow, als Semler, Bahrdt, die Verfasser der 'allgemeinen deutschen Bibliothek' und Konsorten es gemacht haben.“

Wer nicht gläubt, der wird verdammt! — ihm nicht glaubt, nicht gerade das nämliche glaubt, was er glaubt — wird verdammt!

Warum sollte er also nicht trotz seines fleißigen Verdammens, welches ja nur das unschuldige Echo des Donners ist, selig zu werden hoffen? Ich bilde mir ein, daß er selbst durch dieses Verdammen selig zu werden hoffet. Was Wunder? hoffte nicht jene fromme Hure durch Kinderzeugen selig zu werden? Die Worte, worauf sie sich gründete, stehn auch da.

Und wie säuberlich, wie sanft, wie einschmeichelnd er noch mitunter bei diesem kitzligen Geschäfte zu Werke geht! Ganz in dem Tone und in der Manier eines gewissen *Monsieur Loyal* in einer gewissen Komödie, die man vor gewissen Leuten nicht gern nennet. Er ist für meinen Ruhm — ha! was liegt an dieser Seifenblase? — er ist für meine Seligkeit so besorgt! Er zittert so mitleidig vor meiner Todesstunde! Er sagt mir sogar hier und da recht artige Dinge, — nur damit es mich nicht allzu sehr schmerze, daß er mich aus dem Hause meines Vaters wirft.

Ce Monsieur Loyal porte un air bien déloyal!

Doch was thut alles das zur Sache? Laßt uns die Beschuldigungen selbst vornehmen. — Genug, daß mich mein Herz nicht verdammet, und ich also mit aller Freudigkeit zu Gott einem jeden intoleranten Heuchler, der mir so kömmt, die Larve vom Gesicht reißen darf — und reißen will, — sollte auch die ganze Haut daran hängen bleiben!

Von meinen mittelbaren Angriffen demnach zuerst! — Unter diesen versteht der Hr. Hauptpastor „den von mir veranstalteten Druck der Fragmente und die von mir übernommene Advokatur des Verfassers derselben“.

Jenes ist notorisch; ich kann es so wenig leugnen, als ich es leugnen möchte, wenn ich auch könnte. Dieses will ich durchaus von mir nicht gesagt, — womöglich auch nicht gedacht wissen. Wenigstens in dem Sinne nicht, welchen der Hr. Hauptpastor damit verbindet.

Ich habe die Fragmente drucken lassen, und ich würde sie noch drucken lassen, wenn mich auch aller Welt Gözen darüber

1. Wer nicht ... verdammt, Mark. 16, 16: „Wer aber nicht glaubet, der wird verdammet werden.“ Vgl. Reimarus in den „Wolfenbüttler Beiträgen“ III, S. 216. — 7 f. Die Worte ... auch da, 1. Tim. 2, 15. — 11. Monsieur Loyal heißt in Molières „Tartüffe“ der frömmelnde Gerichtsdiener (Akt 5, Sc. 4). Vgl. Molière, übers. von Zschokke III, S. 66; Menagiana I, S. 58. — 12 f. die man ... nennet, vgl. Boileaus Werke (Amsterdam 1772) I, S. 11. — 17. aus ... wirft, nach Ev. Joh. 14, 2.

in den tiefsten Abgrund der Hölle verdammten. Die Gründe, warum ich es mit gutem Gewissen thun zu können geglaubt, habe ich verschiedentlich auch schon beigebracht. Aber Hr. Göze will mir nicht eher zugestehen, daß diese Gründe das geringste verfangen, als bis ich ihn überführe, daß die nämlichen Gründe mich rechtfertigen würden, „wenn ich Fragmente drucken ließe, in welchen die Gerechtsame des hohen Hauses, dem ich diene, die Ehre und Unschuld der ehemaligen großen und unbescholtenen Minister desselben und selbst des regierenden Herrn so angegriffen würden, als dort in jenen Fragmenten die Wahrheit der christlichen Religion, die Ehre und Unschuld der h. Apostel und selbst unsers ewigen Königs angegriffen wirklich werde.“

Wie kindisch! und wie pfiffig, wie boshaft zugleich! — Denn lassen Sie uns doch, Hr. Hauptpastor, vor allen Dingen die Sache auf beiden Teilen erst gleichmachen. Sie haben eine Kleinigkeit auch in die andre Wagschale zu legen vergessen, und Sie wissen wohl, im Gleichgewichte giebt jede Kleinigkeit den Ausschlag. Also nur dieses erst berichtiget, und ich hoffe, Sie werden mir das beizubringende glaubwürdige Zeugnis meiner Obern gütigst erlassen.

Nämlich nehmen Sie doch nur an, daß dergleichen historische und politische Fragmente, als durch deren Druck Sie mich gern auf das Eis führen möchten, von der Beschaffenheit wären, daß ihr Ungrund nicht allein klar und deutlich in die Augen leuchte, sondern sie zugleich auch einen unverhofften Anlaß und Stoff gäben, die Ehre und die Gerechtsamen des nämlichen Hauses noch von mehrern Seiten zu verherrlichen und zu erhärten: was ist sodann Ihr Zweifel, ob ich dergleichen Fragmente wohl dürfe drucken lassen? worauf gründet er sich? Darauf, daß es doch wohl mit jener Ehre und jenen Gerechtsamen noch so ausgemacht nicht sei? Darauf, daß man einen wandelbaren Grund nicht noch mehr untergraben müsse? selbst in der Absicht nicht, ihn zu verstärken? — O, Herr Hauptpastor, das Durchlauchtigste Haus meines Herrn ist Ihnen für diese Schmeichelei, für diese Besorgnis recht sehr verbunden! recht sehr! — Darüber getraue ich mir allenfalls Ihnen ein glaubwürdiges Zeugnis von meinen Obern beizubringen.

Oder darf ich, was ich bei den Gerechtsamen des Hauses annehme, dem ich diene, bei der Wahrheit der Religion nicht an=

6 ff. wenn ich ... werde, vgl. Boden, „Lessing und Göze“ S. 248.

nehmen, die ich bekenne? Darf ich nicht darauf rechnen, daß alle Einwendungen gegen diese wenigstens ebensowohl zu beantworten sind als gegen jene? Darf ich nicht erwarten, daß auch hier neue Einwürfe neue Erörterungen, geschärftere Zweifel geschärftere Auflösungen veranlassen werden? Nicht?

„Allerdings!“ ruft der Hr. Hauptpastor, „allerdings! Die Religion, betrachtet als Inbegriff der zu unsrer Seligkeit geoffenbarten Wahrheiten, gewinnet allerdings, je aufrichtiger und scharfsinniger sie bestritten wird. Aber das ist nur die objektive Religion, nur die objektive! Mit der subjektiven ist es ganz anders. Die subjektive Religion verlieret unwidersprechlich durch dergleichen Bestreitungen unendlich mehr, als jene nur immer dadurch gewinnen kann! Folglich — —“

Und was ist diese subjektive Religion? — „Die Gemütsverfassung der Menschen in Absicht auf die Religion, ihr Glaube, ihre Beruhigung, ihr Vertrauen auf uns, ihre Lehrer. Die, die periklitieren bei jedem Worte, das in deutscher Sprache gegen unsere allerheiligste Religion geschrieben wird.“

So? Bei Gott! ein tiefgedachter Unterschied, den ich ja in seinen Schulterminis zu lassen bitte, wenn er nicht ausgepfiffen und gerade gegen seine Bestimmung gebraucht werden soll.

Denn wenn es wahr ist, daß die Religion bei allen und jeden Anfällen, die auf sie geschehen, objektive gewinnt und nur subjektive verliert, wer will behaupten, daß es also nach dem größern Gewinne oder nach dem größern Verluste entschieden werden müsse, ob dergleichen Anfälle überhaupt zu dulden sind oder nicht? Ja, wenn Gewinn und Verlust hier völlig homogene Dinge wären, die man nur von einander abzuziehn brauche, um sich durch den Überrest bestimmen zu lassen! Aber der Gewinn ist wesentlich, und der Verlust ist nur zufällig. Der Gewinn erstreckt sich auf alle Zeiten; der Verlust schränkt sich nur auf den Augenblick ein, solange die Einwürfe noch unbeantwortet sind. Der Gewinn kömmt allen guten Menschen zu statten, die Erleuchtung und Über-

9 f. Aber ... anders, Boden, „Lessing und Göze“ S. 306: „Der Ausdruck 'die subjektive Religion', die 'objektive Religion' kommt, streng genommen, bei Göze nicht vor. Dieser sagt, 'Etwas Vorläufiges' S. 6: 'Das Wort Religion kann entweder objektive oder subjektive genommen werden. Im ersten Verstande bedeutet solches diejenigen Lehrsätze zusammengenommen, welche ein Mensch erkennen und als Wahrheit annehmen muß, der sich gegen Gott gebührend verhalten will; und in dem zweiten Verstande bedeutet solches die Gemütsfassung und das Verhalten eines Menschen, welche er im Verhältnisse gegen Gott zu haben und zu beweisen schuldig ist.'“

zeugung lieben; der Verlust trifft nur wenige, die weder wegen ihres Verstandes, noch wegen ihrer Sitten in Betracht zu kommen verdienen. Der Verlust trifft nur die paleas levis fidei, nur die leichte christliche Spreu, die bei jedem Windstoße der Bezweiflung von den schweren Körnern sich absondert und auffliegt.

Von dieser, sagt Tertullian, mag doch verfliegen, so viel als will! Avolent quantum volent! — Aber nicht so unsre heutigen Kirchenlehrer. Auch von der christlichen Spreu soll kein Hülschen verloren gehen! Lieber wollen sie die Körner selbst nicht lüften und umwerfen lassen.

Überhaupt läßt sich alles, was Tertullian*) von den Ketzereien seiner Zeit mit so vieler Scharfsinnigkeit sagt, vollkommen auf die Schriften der Ungläubigen und Freigeister unsrer Zeit anwenden. Was sind diese Schriften auch anders als Ketzereien? Nur daß ihnen gerade noch das gebricht, was die eigentlichen Ketzereien so fürchterlich macht. Sie zielen unmittelbar auf keine Spaltung und Trennung; sie machen keine Parteien und Rotten. Die alten Ketzer lehrten mehr mündlich als schriftlich und fingen immer damit an, daß sie sich Anhänger zu verschaffen suchten, welche ihren vorzutragenden Lehren sogleich ein politisches Gewicht geben könnten. Wie viel unschädlicher schickt itzt ein Mißgläubiger seine Grillen bloß in die Druckerei und läßt sie so viel Anhänger sich machen, als sie ohne sein weiteres Zuthun sich zu machen vermögen. —

Die freigeisterischen Schriften sind also offenbar das kleinere Übel; und das kleinere Übel sollte verderblicher sein als das große? Wenn das größere Übel sein muß, auf daß die, so rechtschaffen sind, offenbar werden, — ut fides habendo tentationem haberet etiam probationem: warum wollen wir das kleinere nicht dulden, das ebendieses Gute hervorbringt?

O ihr Thoren! die ihr den Sturmwind gern aus der Natur verbannen möchtet, weil er dort ein Schiff in die Sandbank vergräbt und hier ein anders am felsichten Ufrr zerschmettert! — O ihr Heuchler! denn wir kennen euch. Nicht um diese unglücklichen Schiffe ist euch zu thun, ihr hättet sie denn versichert; euch ist lediglich um euer eignes Gärtchen zu thun, um eure eigne kleine

*) *De praescript. haereticorum.* [Vgl. später Lessings erste Anmerkung zu seiner Übersetzung dieser Schrift.]

27 f. ut fides ... probationem, damit es dem Glauben weder an Versuchung noch an Bewährung fehle (nach Lessings Übersetzung).

Bequemlichkeit, kleine Ergetzung. Der böse Sturmwind! da hat er euch ein Lusthäuschen abgedeckt, da die vollen Bäume zu sehr geschüttelt, da eure ganze kostbare Orangerie in sieben irdenen Töpfen umgeworfen. Was geht es euch an, wie viel Gutes der Sturmwind sonst in der Natur befördert? Könnte er es nicht auch befördern, ohne eurem Gärtchen zu schaden? Warum bläset er nicht bei eurem Zaune vorbei? oder nimmt die Backen wenigstens weniger voll, sobald er an euren Grenzsteinen anlangt?

Wenn Tertullian von denen, die sich zu seiner Zeit an den Ketzereien so ärgerten, über deren Fortgang so wunderten, sagt: „Vane et inconsiderate hoc ipso scandalizantur, quod tantum haereses valeant," was würde er von Ihnen sagen, Herr Hauptpastor, der Sie um die papierne Grundlage einer möglichen Ketzerei so ein Lärmen anfangen? Um Fragmente eines Ungenannten! Würde er nicht auch sagen: „Kurzsichtiger, — nihil valebunt, si illa tantum valere non mireris? Dein Lärmen selbst ist schuld, wenn diese Fragmente mehr Schaden anrichten, als sie anzurichten bestimmt sind. Der Ungenannte wollte sich keinen Namen erschreiben; sonst hätte er sich genannt. Er wollte sich kein Häufchen sammlen; sonst hätte er's bei seinen Lebzeiten gethan. Mit einem Worte: der diese Fragmente drucken ließ, hat weit weniger Verantwortung als du, der du das laute Zeter über sie anstimmst. Jener hat nur gemacht, daß mehrere sie lesen können; du machst, daß mehrere sie wirklich gelesen haben und nun lesen müssen." —

Vielleicht, daß der Herr Hauptpastor diesen Verweis aus dem Munde eines Kirchenvaters lieber hört als aus meinem! —

Antwort auf die Anzeige im 30sten Beitrage des Altonaer Postreuters.

1) Habe ich denn auch dem Herrn Göze die Rezension des Maschoschen Buchs einzig und allein in die Schuh gegossen? Habe ich nicht ausdrücklich gesagt: Göze und Kompagnie? Die Kompagnieschaft mit den Freiwilligen Beiträgern kann er doch nicht

11 f. Vane ... valeant, ein sehr nichtiges und unbedächtiges Ärgernis also, sich darüber zu ärgern, daß die Ketzereien gerade so viel vermögen, als sie zu vermögen bestimmt sind. (Lessing.) — 15 f. nihil ... mireris, und was vermöchten sie denn auch, die Ketzereien, wenn man sich nicht verwunderte, daß sie so viel vermöchten?"

ableugnen, mit welchen er sich einer gemeinschaftlichen Firma bedient? Meint denn der Herr Hauptpastor, weil er sich außer dieser gemeinschaftlichen Firma auch noch einer besondern, ihm allein eignen, von Zeit zu Zeit bedienet, daß er für jene gar nicht mit einstehen darf? Ich will es ihm zugeben, wenn er wenigstens nun, da er weiß, daß das Buch des Herrn Mascho ebendie Grundsätze enthält, die er an mir verdammet, nächstens den Herrn Mascho in den Fr. Beitr. ebenso behandelt als mich. — 2) Warum muß denn Herr Nicolai immer dem Herr Göze namentlich büßen, so oft in der Allgemeinen Bibliothek etwas vorkömmt, was ihm nicht ansteht? Herr Nicolai ist auch nicht Direktor der A. B. Herr Nicolai bekömmt auch nicht alle Aufsätze vorher zu sehen, die in der A. B. Platz finden. Vielleicht, daß er selbst nie ein Wort gegen ihn geschrieben hat. Was sich Herr Göze mit Nicolai erlaubt, das sollte ich mir nicht mit Gözen erlauben dürfen? — 3) Und von dieser Kleinigkeit, wenn ich mich auch damit geirret hätte, sollen die Leser auf meine übrigen Behauptungen einen Schluß machen? Ja, wenn sie so schließen wollen, wie Herr Göze oder Herr E. schließt! Dieser Herr E. mag sein, wer er will. Näher zu kennen verlange ich ihn gar nicht.

Anti-Göze.

Tonto sin saber Latin,
Nunca es gran tonto.

Francis. de Roxas.

Vierter.

Wenn doch indes das eine ohne dem andern sehr füglich sein könnte? — Wenn es gar wohl möglich wäre, „daß die christliche Religion objektive allen Vorteil aus den Einwürfen der Freigeister ziehen könnte, ohne subjektive den geringsten Schaden zu besorgen?“

Das wäre allerdings das bessere. Aber wie? wodurch? — Hier ist es, wo man mit einem Einfalle aufgezogen kömmt, der pedantisch genug klingt, um gründlich sein zu können. Ein andrer würde ihn bloß lächerlich machen; ich, ich will ihn prüfen. Denn mir ist das Pedantische fast Empfehlung.

Es dürfte, sagt man, nur ausgemacht sein, daß der Streit nie anders als in der Sprache der Gelehrten geführt würde. „Schreibt lateinisch, ihr Herrn! schreibt lateinisch! — Ja! wer fleißiger in den Klassen gewesen wäre! wer Lateinisch könnte!“ — Nicht weiter, Herr Subkonrektor, oder man merkt Ihre wahre Absicht. Sie möchten Ihrem lieben Latein nur gern eine Empfehlung mehr verschaffen. „Lernt Latein, Jungens, lernt Latein! Alle Einwürfe gegen die Religion sind lateinisch geschrieben! Wenn ihr auch selbst keine schreiben wollt, müßt ihr die geschriebenen doch kennen.“ — Und nun lernen die Jungens Latein, daß ihnen der Kopf raucht.

Doch ich habe gesagt, daß ich den Einfall nicht bloß lächerlich machen, sondern prüfen will. — Es wäre denn, wie ich fast

2f. Tonto ... tonto, ein Narr ohne Latein zu verstehen ist niemals ein großer Narr. — 7. ohne dem, vgl. X, S. 341, Z. 12.

besorge, daß dieses auf jenes hinausliefe. Und das wäre doch meine Schuld wohl nicht. Genug, ich will ernsthaft und ordentlich zu Werke gehen.

Also wer gegen die Religion schreiben will, soll nicht anders als lateinisch schreiben dürfen, damit der gemeine Mann nicht geärgert werde. —

Und in den Ländern, wo der gemeine Mann ziemlich Latein verstehet, als in Polen, Ungarn — da müssen wohl sonach die Einwürfe gegen die Religion griechisch geschrieben werden? — Natürlich! Was für ein schöner pädagogischer Handgriff, nun auch die griechische Sprache in diesen Ländern gemein zu machen! Denn es versteht sich, daß die in andern Ländern wider die Religion geschriebenen lateinischen Bücher in diese Länder nicht kommen.

Aber schon wieder auf das Lächerliche zu, das ich so gern vermeiden möchte! — „Was läge daran, wenn der Vorschlag in Polen und Ungarn nicht hülfe? er hülfe doch vors erste in Deutschland.“ —

Gewiß? er hülfe? — Kann ein Vorschlag helfen, der weder thulich, noch billig, noch klug, noch christlich ist? — Das ist, was ich so ernsthaft erweisen will als möglich.

Zwar daß er thulich wäre, müßte ich wohl voraussetzen lassen. Ich müßte zugeben, daß ein Reichsgesetz darüber gemacht werden könne und dürfe. Denn ein geringers Verbot als ein Reichsgesetz würde nichts fruchten. Der Kopf, oder wenigstens ewige Gefangenschaft bei Wasser und Brot und ohne Tinte und Feder müßte im ganzen heiligen römischen Reiche darauf stehen, wenn jemand wider heilige Sachen anders als römisch schriebe. Das Gesetz läge schon in dem Namen des heiligen römischen Reichs, und sollte nicht thulich sein?

Nun gut, so sei es thulich; aber wäre es denn billig? — Kann überhaupt ein Gesetz billig sein, das ebensoviel unfähige Leute zu etwas berechtigen, als fähige davon ausschließen würde? — Und wer sieht nicht, daß dieses hier geschähe? Oder ist es das Latein selbst, welches die Fähigkeit gewähret, Zweifel gegen die Religion zu haben und vorzutragen? Ist es die Unkunde des Lateins selbst, welche diese Fähigkeit allen Menschen ohne Ausnahme aberkennet? Ist kein gewissenhafter, nachdenklicher Mann ohne Latein möglich? Giebt es keinen Dummkopf, keinen

Narren mit Latein? Ich will auf dem Einfalle des de Roxas nicht bestehen, daß das Latein erst den rechten Narren macht; aber den rechten Philosophen macht es doch auch nicht. — Darzu von was für einem Latein können ist die Rede? Von dem bis zum Schreiben. Wenn nun Baco, der kein Latein schreiben konnte, Zweifel gegen die Religion gehabt hätte, so hätte auch Baco diese Zweifel unterdrücken müssen? So hätte jeder Schulkollege, der ein lateinisches Programma zusammenraspeln kann, eine Erlaubnis, die Baco nicht hatte? Ich finde zwar nicht, daß Baco wie Huart dachte, der es geradezu für das Zeichen eines schiefen Kopfes, eines Stümpers hielt, zu glauben, daß er sich in einer fremden Sprache besser werde ausdrücken können als in seiner. Aber Baco konnte vielleicht doch denken: „Wie ich Latein schreiben möchte, kann ich nicht; und wie ich kann, mag ich nicht." — Wenn mehrere wüßten, welch Latein sie schrieben, so würden noch wenigere Latein schreiben. Es wäre denn freilich, daß sie müßten. Ein Muß, das vielleicht der Sprache zuträglich sein könnte, aber nimmermehr den Sachen.

Und wenn schon in diesem Betracht, daß man sonach dem kleinern Nutzen den größern aufopferte, das unbillige Gesetz auch nicht klug wäre, wäre es nur in diesem Betracht unklug? Wäre es nicht auch darum unklug, weil es dem gemeinen Manne notwendig Verdacht gegen die Güte einer Sache erwecken müßte, die man sich unter seinen Augen zu behandeln nicht getraute? von deren Prüfung ihm die lateinischen Männer durch ihre Dolmetscher nur so viel mitteilen ließen, als sie für dienlich erachteten? — Wäre es nicht auch darum unklug, weil es den Schaden, dem es vorbauen soll, gerade vermehret? Die Einwendungen gegen die Religion sollen lateinisch geschrieben werden, damit sie unter weniger Leuten Schaden anrichten. Unter wenigern? Ja, unter wenigern in jedem Lande, in welchem das Lateinische nur bei einer gewissen Klasse von Leuten üblich wäre; aber auch in ganz Europa? in der ganzen Welt? Schwerlich wohl. Denn sollten

1. Francisco de Rojas (Roxas), geb. um 1601 zu Toledo, bedeutender Dramatiker. — 5. Der englische Staatsmann und Philosoph Baco von Verulam (geb. 1561, gest. 1626), schrieb selbst sein philosophisches Hauptwerk ursprünglich englisch. Vgl. VII, S. 262, Z. 1; S. 359, Z. 10f. — 10. Huart, dessen Werk von Lessing übersetzt wurde. Vgl. VII, S. 38ff. Lessing kann nur die Stelle S. 152f. meinen: „Und daher kömmt es nun, daß die Sprachgelehrten als Leute von einem starken Gedächtnisse, womit sie den ersten Grad der Einbildungskraft verbinden, notwendig wenig Verstand haben können und so sein müssen, wie sie das Sprichwort abmalet."

auch nur in Europa zusammen nicht mehr Menschen sein, welche Lateinisch könnten und doch nicht imstande wären, jedem übeln Eindrucke wahrscheinlicher Zweifel zu widerstehen und zu begegnen, als dergleichen schwache Menschen, die nicht Lateinisch könnten, in jedem einzeln Lande? Seele ist für den Teufel Seele; oder wenn er einen Unterschied unter Seelen macht, so gewänne er ja wohl noch dabei. Er bekäme z. E. für die Seele eines deutschen Michels, der nur durch deutsche Schriften hätte verführt werden können, die Seele eines studierten Franzosen oder Engländers. Er bekäme für einen trocknen Braten einen gespickten.

Sein Votum also, das Votum des Teufels, hätte das unkluge Gesetz gewiß, wenn es auch nicht noch obendarein unchristlich wäre, wie schon daraus zu vermuten, daß es unbillig ist. — Ich verstehe aber unter „unchristlich", was mit dem Geiste des Christentums, mit der letzten Absicht desselben streitet. Nun ist, soviel ich mit Erlaubnis des Herrn Hauptpastor Göze davon verstehe, die letzte Absicht des Christentums nicht unsere Seligkeit, sie mag herkommen, woher sie will, sondern unsre Seligkeit vermittelst unsrer Erleuchtung; welche Erleuchtung nicht bloß als Bedingung, sondern als Ingredienz zur Seligkeit notwendig ist, in welcher am Ende unsre ganze Seligkeit besteht. Wie ganz also dem Geiste des Christentums zuwider, lieber zur Erleuchtung so vieler nichts beitragen, als wenige vielleicht ärgern wollen! Immer müssen diese wenige, die niemals Christen waren, niemals Christen sein werden, die bloß unter dem Namen der Christen ihr undenkendes Leben so hinträumen, immer muß dieser verächtliche Teil der Christen vor das Loch geschoben werden, durch welches der bessere Teil zu dem Lichte hindurch will. Oder ist dieser verächtlichste Teil nicht der wenigste? — Muß er wegen seiner Vielheit geschonet werden? — Was für ein Christentum hat man denn bisher geprediget, daß dem wahren Christentume noch nicht einmal der größere Haufe so anhängt, wie sich's gehöret? — Wenn nun auch von diesen Namenchristen sich einige ärgerten, einige von ihnen auf Veranlassung in ihrer Sprache geschriebener freigeisterischen Schriften sogar erklärten, daß sie nicht länger sein wollten, was sie nie waren, was wäre es denn nun mehr? Tertullian fragt, und ich mit ihm: „Nonne ab ipso Domino quidam discentium scandali-

37 f. Nonne ab ... diverterunt, haben sich nicht an dem Herrn selbst einige seiner Schüler geärgert und sind von ihm abgewichen? (Lessings Übersetzung.)

zati diverterunt?“ Wer, ehe er zu handeln, besonders zu schreiben beginnt, vorher untersuchen zu müssen glaubt, ob er nicht vielleicht durch seine Handlungen und Schriften hier einen Schwachgläubigen ärgern, da einen Ungläubigen verhärten, dort einem Bösewichte, der Feigenblätter sucht, dergleichen in die Hände spielen werde, der entsage doch nur gleich allem Handeln, allem Schreiben. Ich mag gern keinen Wurm vorsätzlich zertreten; aber wenn es mir zur Sünde gerechnet werden soll, wenn ich einen von ungefähr zertrete, so weiß ich mir nicht anders zu raten, als daß ich mich gar nicht rühre, keines meiner Glieder aus der Lage bringe, in der es sich einmal befindet, zu leben aufhöre. Jede Bewegung im Physischen entwickelt und zerstöret, bringt Leben und Tod, bringt diesem Geschöpfe Tod, indem sie jenem Leben bringt; soll lieber kein Tod sein und keine Bewegung, oder lieber Tod und Bewegung?

Und so ist es mit diesem Wunsche beschaffen, daß die Feinde der Religion sich nie einer andern als der lateinischen Sprache bedienen dürften, mit diesem Wunsche, der so gern Gesetz werden möchte! So ist es schon itzt damit beschaffen; und wie meinet man, daß es mit aller Untersuchung der Wahrheit überhaupt aussehen würde, wenn er nun erst Gesetz wäre? — Man urteile aus den Krallen, welche die geistliche Tyrannei in einem ihrer grimmigsten, zum Glück noch gefesselten Tiger bereits zu entblößen wagt!

Ich ziele hiermit auf das, was der Herr Hauptpastor S. 79 und 80 über diesen Punkt sagt; und wer es noch nicht riecht, wohin alle die Einschränkungen und Bedingungen abzielen, mit und unter welchen es vergönnt bleiben könne, Einwürfe gegen die Religion zu machen, der hat den Schnupfen ein wenig zu stark. „Verständigen“ — heißt es alldort —, „verständigen und gesetzten Männern kann es vergönnt bleiben, bescheidene Einwürfe gegen die christliche Religion und selbst gegen die Bibel zu machen.“ — Aber von wem soll die Entscheidung abhangen, wer ein gesetzter und verständiger Mann ist? Ist der bloß ein verständiger Mann, der Verstand genung hat, die Verfolgung zu erwägen, die er sich durch seine Freimütigkeit zuziehen würde? Ist der bloß ein gesetzter Mann, der gern in dem bequemen Lehnstuhle, in den ihn sein Amt gesetzt hat, ruhig sitzen bliebe und daher herzlich wünscht, daß auch andre, wenn sie schon so weich nicht sitzen,

dennoch ebenso ruhig sitzen bleiben möchten? Sind nur das bescheidene Einwürfe, die sich bescheiden, der Sache nicht ans Leben zu kommen? die sich bescheiden, nur so weit sich zu entwickeln, als ohngefähr noch eine Antwort abzusehen ist?

Das letztere muß wohl. Denn der Herr Hauptpastor fährt fort: „Es wird solches nötig sein, um die Lehrer in Odem zu erhalten." — So? nur darum? So soll alle Bestreitung der Religion nur eine Schulübung, nur ein Spiegelgefechte sein? Sobald der Präses dem Opponenten einen Wink giebt, sobald der Opponent merkt, daß der Respondent nichts zu antworten haben werde, und daß den Herrn Präses zu sehr hungert, als daß dieser selbst mit gehöriger Ruhe und Umständlichkeit darauf antworten könne, muß die Disputation aus sein? müssen Präses und Opponent freundschaftlich mit einander zum Schmause eilen? — Doch wohl nein; denn der Herr Hauptpastor setzt ja noch hinzu: „und um solche Zeiten der Ruhe zu verhüten, unter welchen die Christenheit von dem 9ten bis zum 15ten Jahrhundert beinahe völlig zu Grunde gegangen wäre". — Vortrefflich! Aber weiß der Herr Hauptpastor wohl, daß selbst in diesen barbarischen Zeiten doch noch mehr Einwürfe gegen die christliche Religion gemacht wurden, als die Geistlichen zu beantworten Lust hatten? Bedenkt er wohl, daß diese Zeiten nicht darum der christlichen Religion so verderblich wurden, weil niemand Zweifel hatte, sondern darum, weil sich niemand damit an das Licht getrauen durfte? darum, weil es Zeiten waren, wie der Herr Hauptpastor will, daß unsere werden sollen?

11. zum Schmause eilen, vgl. oben S. 75, Z. 1 f.

Anti-Göze.

Cognitio veritatis omnia falsa, si modo proferantur, etiam quae prius inaudita erant, et dijudicare et subvertere idonea est.

Augustinus ad Dioscorum.

Fünfter.

———7

O glückliche Zeiten, da die Geistlichkeit noch alles in allem war, — für uns dachte und für uns aß! Wie gern brächte euch der Herr Hauptpastor im Triumphe wieder zurück! Wie gern möchte er, daß sich Deutschlands Regenten zu dieser heilsamen Absicht mit ihm vereinigten! Er predigt ihnen süß und sauer, er stellt ihnen Himmel und Hölle vor. Nun, wenn sie nicht hören wollen, — so mögen sie fühlen! Witz und Landessprache sind die Mistbeete, in welchen der Same der Rebellion so gern und so geschwind reifet. Heute ein Dichter, morgen ein Königsmörder. Clement, Ravaillac, Damiens sind nicht in den Beichtstühlen, sind auf dem Parnasse gebildet.

Doch auf diesem Gemeinorte des Herrn Hauptpastors lasse ich mich wohl wieder ein andermal treffen. Itzt will ich nur, wem es noch nicht klar genug ist, vollends klar machen, daß Herr Göze schlechterdings nicht gestattet, was er zu gestatten scheinet; und daß ebendas die Klauen sind, die der Tiger nur in das hölzerne Gitter schlagen zu können sich so ärgert.

2ff. Cognitio ... Dioscorum, die Erkenntnis der Wahrheit ist imstande, alles Falsche, wenn es nur vorgebracht wird, auch was früher unerhört war, zu beurteilen und zu stürzen. Augustinus an Dioscorus. — 18. Jacques Clement, ein junger Dominikanermönch, ermordete, auf Anstiften, nach der gewöhnlichen Erzählung, seines Priors, am 31. Juli 1589 den König Heinrich III. von Frankreich. — François Ravaillac (geb. 1578), eine Zeitlang Mitglied des Ordens der Feuillants, ermordete den 14. Mai 1610 den König Heinrich IV. von Frankreich. — Robert François Damiens (geb. 1715), Schlosserlehrling, dann fahnenflüchtiger Soldat, Schüler eines Jesuitenkollegiums, machte am 5. Januar 1757 einen Mordversuch auf Ludwig XV., wofür er gevierteilt wurde. Vgl. Voltaire, Essai sur les moeurs VIII, S. 240.

Ich sage nämlich: es ist mit seiner Erlaubnis, Einwürfe gegen Religion und Bibel, gegen das, was er Religion und Bibel nennt, machen zu dürfen, nur Larifari. Er giebt sie und giebt sie nicht; denn er verklausuliert sie von allen Seiten so streng und rabulistisch, daß man sich, Gebrauch davon zu machen, wohl hüten muß.

Die Klausel in Ansehung der Sprache habe ich genugsam beleuchtet. Auch habe ich die Klausel in Ansehung der Personen und der Absicht berühret. Aber noch ist die Klausel in Ansehung der Punkte selbst übrig, welche die Einwürfe nur sollen treffen können; und diese verdient um so mehr, daß wir uns einen Augenblick dabei verweilen, je billiger sie klingt, je weniger man dem ersten Ansehen nach etwas dagegen einzuwenden habe sollte.

„Nur müßte," sind die Worte des Herrn Hauptpastors, „der angreifende Teil die Freiheit nicht haben, die heiligen Männer Gottes, von welchen die ganze Christenheit glaubt, daß sie geredet und geschrieben haben, getrieben von dem heiligen Geiste, als Dummköpfe, als Bösewichter, als Leichenräuber zu lästern."

Wie gesagt, dieses klingt so billig, daß man sich fast schämen sollte, eine Erinnerung dagegen zu machen. Und doch ist es im Grunde mehr nicht als Pfiff oder Armseligkeit. Denn verstehen wir uns nur erst recht!

Will der Herr Hauptpastor bloß, daß der angreifende Teil die Freiheit nicht haben müßte, dergleichen Schimpfworte, als er ihm in den Mund legt, anstatt aller Gründe zu gebrauchen? Oder will er zugleich, daß der angreifende Teil auch die Freiheit nicht haben müßte, solche Dinge und Thatsachen zu berühren, aus deren Erweisung erst folgen würde, daß den Aposteln jene Benennungen gewissermaßen zukommen? Das ist die Frage, deren er sich wohl nicht versehen hat.

Will er bloß jenes, so ist seine Forderung höchst gerecht; aber sie betrifft eine Armseligkeit, über die sich der Christ lieber hinwegsetzt. Leere Schimpfworte bringen ihn nicht auf, sie mögen wider ihn selbst oder wider seinen Glauben gerichtet sein. Ruhige Verachtung ist alles, was er ihnen entgegensetzt. Wehe seinem Gegner, der nichts anders hat, womit er ihn bestreite, und ihn doch bestreitet! —

15 ff. die heiligen .. Geiste, 2. Petr. 1, 21.

Will der Herr Hauptpastor aber auch zugleich dieses, so geht er mit Pfiffen um, deren sich nur eine theologische Memme schuldig macht, und jeder muß sich ihm widersetzen, dem die Wahrheit der christlichen Religion am Herzen liegt. — Denn wie? So hat die christliche Religion kranke Stellen, die schlechterdings keine Betastung dulden? die man selbst der Luft nicht auslegen darf? Oder hat sie keine solche Stellen, warum sollen ihre Freunde immer und ewig den Vorwurf hören, „daß man nur nicht alles sagen dürfe, was man gegen sie sagen könnte"? Dieser Vorwurf ist so erniedrigend, ist so marternd! Ich wiederhole es: nur eine theologische Memme kann ihm nicht ein Ende gemacht zu sehen wünschen, kann durch ihr Betragen länger dazu berechtigen. Nicht daß mir der theologische Renommist lieber wäre, welcher mitten vom Pflaster dem leuteschеuen Freigeiste, der sich an den Häusern hinschleicht, ein Schnippchen schlägt und trotzig zuruft: „Komm heraus, wenn du was hast!" Ich kann beide nicht leiden; und das Sonderbarste ist, daß auch hier nicht selten Memme und Renommist in Einer Person sind. Sondern ich glaube, daß der wahre Christ weder den einen noch den andern spielt, zu mißtrauisch auf seine Vernunft, zu stolz auf seine Empfindung. —

So viel gegen die Foderung des Herrn Hauptpastors, im allgemeinen betrachtet. Ich komme auf den einzeln Fall, den er dabei im Sinne hat. Denn mein Ungenannter muß es doch wohl sein sollen, der sich einer Freiheit bedienet, die er nicht haben müßte. Aber wo hat er sich denn ihrer bedienet? Wo hat er denn die Apostel als Dummköpfe, Bösewichter, Leichenräuber gelästert? Ich biete dem Herrn Hauptpastor Trotz, mir eine einzige Stelle in den Fragmenten zu zeigen, wo er mit solchen Ehrentiteln um sich wirft. Der Herr Hauptpastor sind es einzig und allein selbst, dem sie hier zuerst über die Zunge oder aus der Feder, — zuerst in die Gedanken gekommen. Er, er mußte im Namen des Ungenannten die Apostel lästern, damit er den Ungenannten lästern könne.

Und daß man ja nicht glaube, als ob ich meinen Ungenannten bloß damit schützen wolle, daß jene Ehrentitel nicht buchstäblich bei ihm zu finden! Mein Ungenannter hat sogar nichts von den Aposteln positiv behauptet, was sie derselben würdig machen könnte, nirgends ihnen den Gehalt derselben gerade auf den Kopf zugesagt.

Es ist nicht wahr, daß mein Ungenannter schlechthin sagt: „Christus ist nicht auferstanden, sondern seine Jünger haben seinen

Leichnam gestohlen." Er hat die Apostel dieses Diebstahls weder überwiesen, noch überweisen wollen. Er sahe zu wohl ein, daß er sie dessen nicht überweisen könne. Denn ein Verdacht, selbst ein höchst wahrscheinlicher Verdacht ist noch lange kein Beweis.

Mein Ungenannter sagt bloß: dieser Verdacht, welchen sein Gehirn nicht ausgebrütet, welcher sich aus dem Neuen Testamente selbst herschreibt, dieser Verdacht sei durch die Erzählung des Matthäus von Bewahrung des Grabes nicht so völlig gehoben und widerlegt, daß er nicht noch immer wahrscheinlich und glaublich bleibe; indem besagte Erzählung nicht allein ihrer innern Beschaffenheit nach höchst verdächtig, sondern auch ein ἅπαξ λεγόμενον sei, dergleichen in der Geschichte überhaupt nicht viel Glauben verdiene, und hier desto weniger, weil sich selbst diejenigen nie darauf zu berufen getrauet, denen an der Wahrheit derselben am meisten gelegen gewesen.

Wer sieht nun nicht, daß es sonach hier weniger auf die Wahrheit der Sache als auf die glaubwürdige Art der Erzählung ankömmt? Und da die Erzählung einer sehr wahren Sache sehr unglaublich sein kann, wer erkennt nicht, daß diese Unglaublichkeit jener Wahrheit nur insoweit präjudiziert, als man die Wahrheit einzig und allein von der Erzählung will abhangen lassen?

Doch gesetzt auch, mein Ungenannter hätte sich in diesen Grenzen nicht gehalten, er hätte nicht bloß zeigen wollen, was jeder gute Katholik ohne Anstoß glauben und behaupten kann, daß in der schriftlichen Erzählung der Evangelisten und Apostel einzig und allein gewisse heilige Begebenheiten so ungezweifelt nicht erscheinen, daß sie nicht noch einer anderweitigen Bekräftigung bedürfen; gesetzt, er hätte das Wahrscheinliche für wahr, das Glaubliche für unleugbar gehalten, er hätte es schlechterdings für ausgemacht gehalten, daß die Apostel den Leichnam Jesu entwendet: so bin ich auch sodann noch überzeugt, daß er diesen Männern, durch welche gleichwohl so unsäglich viel Gutes in die Welt gekommen, wie er selbst nicht in Abrede ist, daß er, sage ich, diesen uns in aller Absicht so teuren Männern die schimpflichen Namen Betrieger, Bösewichter, Leichenräuber würde erspart haben, die dem Herrn Hauptpastor so geläufig sind.

11. ἅπαξ λεγόμενον, nur einmal vorkommend. — 35. Betrieger, Bösewichter, Leichenräuber, vgl. Reimarus in den „Wolfenbüttler Beiträgen" IV, S. 337: „Man erdichtete auch wohl zur Bestärkung der christlichen Lehre, durch pias fraudes, allerlei Bücher, Weissagungen und Wunder, welche durch dreistes Vorgeben bei der Unwissenheit

Und zwar würde er sie ihnen nicht bloß aus Höflichkeit erspart haben, nicht bloß aus Besorglichkeit, das Kalb, wie man zu sagen pflegt, zu sehr in die Augen zu schlagen, sondern er würde sie ihnen erspart haben, weil er überzeugt sein mußte, daß ihnen zu viel damit geschähe.

Denn wenn es schon wahr ist, daß moralische Handlungen, sie mögen zu noch so verschiednen Zeiten, bei noch so verschiednen Völkern vorkommen, in sich betrachtet immer die nämlichen bleiben, so haben doch darum die nämlichen Handlungen nicht immer die nämlichen Benennungen, und es ist ungerecht, irgendeiner eine andere Benennung zu geben, als die, welche sie zu ihren Zeiten und bei ihrem Volk zu haben pflegte.

Nun ist es erwiesen und ausgemacht, daß die ältesten und angesehensten Kirchenväter einen Betrug, der in guter Absicht geschiehet, für keinen Betrug gehalten und diese nämliche Denkungsart den Aposteln beizulegen sich kein Bedenken gemacht haben. Wer diesen Punkt von einem unverdächtigen Theologen selbst belegt und aufs reine gebracht lesen will, der lese Ribovs Programm de Oeconomia patrum. Die Stellen sind unwidersprechlich, die Ribov daselbst mit Verschwendung zusammenträgt, um zu beweisen, daß die Kirchenväter fast ohne Ausnahme der festen Meinung gewesen, „integrum omnino Doctoribus et coetus Christiani Antistitibus esse, ut dolos versent, falsa veris inter-

Glauben gefunden. Die Leute wurden erst durch Verheißung der baldigen Wiederkunft Christi zu seinem herrlichen Reiche und durch die großen Belohnungen, welche sie darin sollten zu gewarten haben, wenigstens durch Versprechung einer ewigen unaussprechlichen Freude im Himmel, angelockt und zu herzhaften Bekennern gemacht, den Tod zu verachten und alle Marter dafür auszustehen" u. s. w. Göze: „Wie schwarz und wie stumpf zugleich die Seele des Verfassers gewesen, kann man allein aus dem vierten Fragmente sehen, in welchem seine Hauptabsicht dahin geht, die Jünger Jesu als die ärgsten Bösewichter anzuschwärzen, indem er es als eine ausgemachte Wahrheit annimmt, daß sie den Leib Christi gestohlen und hernach die Welt mit der schandbaren Lüge von seiner Auferstehung betrogen hätten" u. s. w. „Die Fragmente eines Ungenannten, welche der Herr Hofrat Lessing durch den Druck der Welt mitgeteilet, sonderlich das fünfte unter denselben, in welchem der Verfasser die Wahrheit der Auferstehung Christi zu stürzen und die Apostel als die ärgsten Betrüger und Lügner darzustellen sucht, sind gewiß das Ärgste, das man denken kann." — — „Aber die höllischen Beschuldigungen, wodurch der Verfasser den Matthäus zum ärgsten und dummsten Lügner, die Apostel zu den ärgsten Bösewichtern und Betrügern macht, übergeht er [Lessing] mit völligem, aber sichtbar parteiischem Stillschweigen." — — „Nur müßte solches nicht, ohne besondere wichtige Ursachen, in einer andern Sprache als in der Sprache der Gelehrten geschehen, und der angreifende Teil müßte die Freiheit nicht haben, die heiligen Männer Gottes, von welchen die ganze Christenheit glaubet, daß sie geredet und geschrieben haben, getrieben von dem heiligen Geiste, als Dummköpfe, als Bösewichter, als Leichenräuber zu lästern."

22 ff. integrum ... inserviant, daß es den Lehrern und den Vorstehern der christlichen Gemeine für durchaus unverfänglich gelte, Ränke zu schmieden, Falsches unter Wahres zu mischen und besonders die Feinde der Religion zu täuschen, wenn sie nur den Vorteilen und dem Nutzen der Wahrheit dienen.

misceant et imprimis religionis hostes fallant, dummodo veritatis commodis et utilitati inserviant." Auch sind die Stellen der andern Art, wo die Kirchenväter den Aposteln selbst eine dergleichen οἰκονομίαν, eine dergleichen falsitatem dispensativam beilegen, ebenso unleugbar. Was Hieronymus unter andern vom h. Paulus versichert,*) ist so naiv, daß es dem naiven Ribov selbst auffällt, darum aber nicht weniger die wahre Meinung des Hieronymus bleibt.

Man sage nicht, daß diese uns itzt so befremdende Vorstellung von der Aufrichtigkeit der ersten Kirchenväter und Apostel bloße Vorteile der Auslegungskunst, bloßen Wörterkram betreffe. Worte und Handlungen liegen nicht so weit aus einander, als man insgemein glaubt. Wer fähig ist, eine Schriftstelle wider besser Wissen und Gewissen zu verdrehen, ist zu allem andern fähig, kann falsch Zeugnis ablegen, kann Schriften unterschieben, kann Thatsachen erdichten, kann zu Bestätigung derselben jedes Mittel für erlaubt halten.

Gott bewahre mich, daß ich zu verstehen geben sollte, daß die Apostel zu diesem allen fähig gewesen, weil sie die Kirchenväter zu einem für fähig gehalten! Ich will nur die Frage veranlassen: ob in ebendem Geiste, in welchem wir itzt in Ansehung dieses einen über sie urteilen, ein billiger Mann allenfalls nicht auch in Ansehung des übrigen urteilen müßte, wenn es ihnen wirklich zur Last fiele?

Und so ein billiger Mann war mein Ungenannter allerdings. Er hat keine Schuld, die in leichtem Gelde gemacht war, in schwerem wiedergefodert. Er hat kein Verbrechen, welches unter nachsehendern Gesetzen begangen war, nach spätern geschärfteren Gesetzen gerichtet. Er hat keine Benennung, die dem Abstrakto der That zu ihrer Zeit nicht zukam, dem Konkreto des Thäters zu unsrer Zeit beigelegt. Er hat immer in seinem Herzen dafür halten können, daß wir betrogen sind; aber er hat sich wohl gehütet, zu sagen, daß wir von Betriegern betrogen sind.

Vielmehr spielt jeder, welcher meinen Ungenannten dieses letztere sagen läßt, weil er ihn überführen kann, daß er das

*) Paulus in testimoniis, quae sumit de veteri testamento, quam artifex, quam prudens, quam dissimulator est ejus, quod agit!

4 f. falsitatem dispensativam, erlaubte Falschheit. — 35 f. Paulus ... quod agit, wie künstlich, wie klug, wie mit seiner wahren Absicht hinter dem Berge haltend ist Paulus in den Zeugnissen, die er aus dem Alten Testament nimmt!

erstere geglaubt habe, selbst einen Betrug, um einen Pöbel in Harnisch zu bringen, der keinen Unterschied zu machen fähig ist. Ob aber diese Absicht auch zu den Absichten gehört, die einen Betrug entschuldigen, das lasse ich dahingestellt sein. Ich sehe wenigstens den Nutzen, der daraus entspringen soll, noch nicht ein, und ich muß erst erfahren, ob selbst der Pöbel itziger Zeit nicht schon klüger und vernünftiger ist als die Prediger, die ihn so gern hetzen möchten.

Herr Göze weiß sehr wohl, daß mein Ungenannter eigentlich nur behauptet, daß die Apostel es ebenfalls gemacht, wie es alle Gesetzgeber, alle Stifter neuer Religionen und Staaten zu machen für gut befunden. Aber das fällt dem Pöbel, für den er schreibt und prediget, nicht so recht auf. Er spricht also mit dem Pöbel die Sprache des Pöbels und schreiet, daß mein Ungenannter die Apostel als Betrieger und Bösewichter lästere. — Das klingt! das thut Wirkung! — Vielleicht, wie gesagt, aber auch nicht. Denn auch der geringste Pöbel, wenn er nur von seiner Obrigkeit gut gelenkt wird, wird von Zeit zu Zeit erleuchteter, gesitteter, besser, anstatt daß es bei gewissen Predigern ein Grundgesetz ist, auf dem nämlichen Punkte der Moral und Religion immer und ewig stehen zu bleiben, auf welchem ihre Vorfahren vor vielen hundert Jahren standen. Sie reißen sich nicht von dem Pöbel, — aber der Pöbel reißt sich endlich von ihnen los.

Anti-Göze.

Non leve est, quod mihi impingit tantae urbis pontifex.

Hieron. adv. Ruffinum.

Sechster.

———8

Ich habe erwiesen (Anti=Göze III.), daß die Vorteile, welche die Religion objektive aus den Zweifeln und Einwürfen ziehet, mit welchen die noch ununterjochte Vernunft gegen sie angeht, so wesentlich und groß sind, daß aller subjektive Nachteil, der daraus mehr befürchtet wird, als daß er wirklich daraus entstehe, in keine Betrachtung zu kommen verdienet; welches auch schon daher klar ist, weil der subjektive Nachteil nur so lange dauert, bis der objektive Vorteil sich zu äußern beginnet, in welchem Augenblicke sofort objektiver Vorteil auch subjektiver Vorteil zu werden anfängt. — Ich habe erwiesen, daß sonach die Kirche, welche ihr wahres Beste verstehet, sich nicht einfallen lassen kann, die Freiheit, die Religion zu bestreiten, auf irgend eine Weise einzuschränken; weder in Ansehung der Sprache noch in Ansehung der Personen einzuschränken, von welchen allein und in welcher allein die Bestreitung geschehen dürfe. (A.=G. IV.) — Ich habe erwiesen, daß am wenigsten eine Ausnahme von Punkten gemacht werden dürfe, welche die Bestreitung nicht treffen solle (A.=G. V.), indem dadurch ein Verdacht entstehen würde, welcher der Religion sicherlich mehr Schaden brächte, als ihr die Bestreitung der ausgenommenen Punkte nur immer bringen könnte. —

Wenn nun hieraus erhellet, daß die Kirche auch nicht einmal das Recht muß haben wollen, die Schriften, die gegen sie geschrieben worden, von welcher Beschaffenheit sie auch sein mögen, in ihrer

2 ff. Non leve ... Ruffinum, es ist nichts Kleines, was mir der Priester einer so großen Stadt schuld giebt. Hieronymus gegen Ruffinus.

Geburt zu ersticken oder zu ihrer Geburt gar nicht gelangen zu lassen, es sei denn durch die bessere Belehrung ihrer Urheber; wenn selbst diese Urheber, in welchen sie nur den Irrtum verfolget, alle die Schonung von ihr genießen, welche man denjenigen so gern widerfahren läßt, die uns wider ihren Willen, der nur auf unser Verderben geht, Gutes erzeigen: wie kann sie den für ihren Feind erkennen, in welchem sie nicht einmal den eigenen Irrtum zu verfolgen hat, welcher bloß fremde Irrtümer bekannt macht, um ihr den daraus zu erwartenden Vorteil je eher je lieber zu verschaffen? Wie kann der Herausgeber eines freigeisterischen Buches eine Ahndung von ihr zu besorgen haben, mit der sie nicht einmal den Verfasser desselben ansehen würde? —

Als Hieronymus eine seinem eignen Urteile nach der wahren christlichen Religion höchst verderbliche Schrift aus dem Griechischen übersetzte — es waren des Origenes Bücher περὶ ἀρχῶν; man merke wohl, übersetzte! und übersetzen ist doch wohl mehr als bloß herausgeben — als er diese gefährliche Schrift in der Absicht übersetzte, um sie von den Verkleisterungen und Verstümmlungen eines andern Übersetzers, des Ruffinus, zu retten, d. i. um sie ja in ihrer ganzen Stärke, mit allen ihren Verführungen der lateinischen Welt vorzulegen, und ihm hierüber eine gewisse schola Tyrannica Vorwürfe machte, als habe er ein sehr strafbares Ärgernis auf seiner Seele: was war seine Antwort? „O impudentiam singularem! Accusant medicum, quod venena prodiderit." — Nun weiß ich freilich nicht, was er mit jener schola Tyrannica eigentlich sagen wollen. Und es wäre doch erstaunlich, wenn es auch damals schon unter den christlichen Lehrern Leute gegeben hätte wie Göze! — Aber eine ähnliche Antwort habe ich doch schon für mich auch gegeben:*) „Weil ich das Gift, das im Finstern schleichet, dem Gesundheitsrate anzeige, soll ich die Pest in das Land gebracht haben?"

Freilich, als ich die Fragmente herauszugeben anfing, wußte ich oder äußerte ich doch den Umstand noch nicht, den ich zur Entschuldigung eines Unternehmens, bei welchem ich darauf keine Rücksicht nahm oder nehmen konnte, hier brauchen zu wollen scheine.

*) Anti-Göze I, S. 146, Z. 6—8.

15. περὶ ἀρχῶν, von Grundlehren. — 21 f. schola Tyrannica, Schule des Tyrannius Ruffinus. — 23 f. O impudentiam ... prodiderit, o über die einzige Unverschämtheit! Sie klagen den Arzt an, daß er die Gifte verraten habe.

Ich wußte oder äußerte noch nicht, daß das Buch ganz vorhanden sei, an mehrern Orten vorhanden sei und in der Handschrift darum keinen geringern Eindruck mache, weil der Eindruck nicht in die Augen falle. Aber ich scheine auch nur mich dieses Umstandes zu meiner Rechtfertigung bedienen zu wollen.

Ich bin ohne ihn dadurch gerechtfertigt genug, daß ich, als ich einmal eine sehr unschuldige Stelle aus dem Werke meines Ungenannten gelegentlich bekannt gemacht hatte, aufgefordert wurde, mehr daraus mitzuteilen. Ja, ich will noch mehr Blöße geben.

Ich will geradezu bekennen, daß ich auch ohne alle Auffoderung würde gethan haben, was ich gethan habe. Ich würde es vielleicht nur etwas später gethan haben.

Denn einmal habe ich nun eine ganz abergläubische Achtung gegen jedes geschriebene und nur geschrieben vorhandene Buch, von welchem ich erkenne, daß der Verfasser die Welt damit belehren oder vergnügen wollen. Es jammert mich, wenn ich sehe, daß Tod oder andere dem thätigen Manne nicht mehr und nicht weniger willkommene Ursachen so viel gute Absichten vereiteln können, und ich fühle mich sofort in der Befassung, in welcher sich jeder Mensch, der dieses Namens noch würdig ist, bei Erblickung eines ausgesetzten Kindes befindet. Er begnügt sich nicht, ihm nur nicht vollends den Garaus zu machen, es unbeschädigt und ungestört da liegen zu lassen, wo er es findet: er schafft oder trägt es in das Findelhaus, damit es wenigstens Taufe und Namen erhalte. Eines denn freilich wohl lieber als das andere, nachdem ihm das eine mehr angelächelt als das andere, nachdem ihm das eine den Finger mehr gedrücket als das andere.

Gerade so wünschte ich wenigstens — denn was wäre es nun, wenn auch darum noch so viel Lumpen mehr der Gestalt verarbeitet werden müßten, daß sie Spuren eines unsterblichen Geistes zu tragen fähig würden? — wünschte ich wenigstens, alle und jede ausgesetzte Geburten des Geistes mit eins in das große für sie bestimmte Findelhaus der Druckerei bringen zu können; und wenn ich deren selbst nur wenige wirklich dahin bringe, so liegt die Schuld gewiß nicht an mir allein. Ich thue, was ich kann, und jeder thue nur ebenso viel. Selbst die Ursache liegt oft in mir nicht allein, warum ich eher diese als jene hinbringe, warum ich mir von dem gesundern und freundlichern Findlinge den Finger umsonst muß drücken lassen; sondern es wirken auch

hier meistens so viel kleine unmerkliche Ursachen zusammen, daß man mit Recht sagen kann: habent sua fata libelli.

Aber nie habe ich diese meine Schwachheit — wodurch ich, ich weiß nicht, ob ich sagen soll: zum Bibliothekar geboren oder zum Bibliothekar von der Natur verwahrloset bin —, nie habe ich diese meine Schwachheit denken können, ohne meine individuelle Lage glücklich zu preisen. Ich bin sehr glücklich, daß ich hier Bibliothekar bin und an keinem andern Orte. Ich bin sehr glücklich, daß ich dieses Herrn Bibliothekar bin und keines andern. —

Unter den heidnischen Philosophen, welche in den ersten Jahrhunderten wider das Christentum schrieben, muß ohne Zweifel Porphyrius der gefährlichste gewesen sein, so wie er aller Vermutung nach der scharfsinnigste und gelehrteste war. Denn seine 15 Bücher *κατὰ χριστιανῶν* sind auf Befehl des Constantinus und Theodosius so sorgsam zusammengesucht und vernichtet worden, daß uns auch kein einziges kleines Fragment daraus übriggeblieben. Selbst die dreißig und mehr Verfasser, die ausdrücklich wider ihn geschrieben hatten, worunter sich sehr große Namen befinden, sind darüber verloren gegangen; vermutlich, weil sie zu viele und zu große Stellen ihres Gegners, der nun einmal aus der Welt sollte, angeführet hatten. — Wenn es aber wahr sein sollte, was Isaak Vossius den Salvius wollen glauben machen,*) daß dem ohngeachtet noch irgendwo ein Exemplar dieser so fürchterlichen Bücher des Porphyrius vorhanden sei, in der Mediceischen Bibliothek zu Florenz nämlich, wo es aber so heimlich gehalten werde, daß niemand es lesen, niemand das geringste der Welt daraus mitteilen dürfe, wahrlich, so möchte ich dort zu Florenz nicht Bibliothekar sein, und wenn ich Großherzog zugleich sein könnte. Oder vielmehr ich möchte es nur unter dieser Bedingung sein, damit ich ein der Wahrheit und dem Christentume so nachteiliges Verbot geschwind aufheben, geschwind den Porphyrius in meinem herzoglichen Palaste drucken lassen und geschwind das Großherzogtum, welches mir itzt

*) Ritmeieri Conringiana Epistolica, p. 17.

2. habent ... libelli, die Büchlein haben ihre Schicksale. (Aus des Grammatikers Terentianus Maurus Carmen heroicum, V. 258.) — 14. *κατὰ χριστιανῶν*, gegen die Christen. — 33. Ritmeieri ... Epistolica, Ritmeier, Conrings Briefwechsel. — Christoph Heinrich Rittmeier (so bei Jöcher), lutherischer Theolog, Professor zu Helmstädt, 1671—1719. Über Conring, J. Vossius und Salvius vgl. XI, 1, S. 21, Z. 6; VII, S. 359 Z. 33; IV, 1, S. 75, Z. 32; S. 72, Z. 17 ff.

schon im Gedanken zur Last ist, geschwind wieder an seine Behörde abgeben könnte. —

Abälard ist der Mann, den ich oben*) in Gedanken hatte, als ich sagte, daß selbst in jenen barbarischen Zeiten mehr Einwürfe gegen die Religion gemacht worden, als die Mönche zu beantworten Lust hatten, die beliebter Kürze und Bequemlichkeit wegen den nur gleich zu allen Teufeln zu schicken bereit waren, der sich mit seinen Einwürfen an das Licht wagte. Denn sollte man wohl glauben, daß trotz den Streitigkeiten, welche der h. Bernhardus dem Abälard gegen verschiedene seiner Schriften erregte, trotz der Sammlung, welche Amboise mit seiner nicht geringen Gefahr von den Schriften des Abälards machte, trotz den Nachlesen, welche Martene und Durand und B. Petz zu dieser Sammlung gehalten haben, uns doch noch dasjenige Werk des Abälard mangelt, aus welchem die Religionsgesinnungen desselben vornehmlich zu ersehen sein müßten? D'Achery hatte es, ich weiß nicht in welcher Bibliothek gefunden, hatte eine Abschrift davon genommen und war willens, es drucken zu lassen. Aber D'Achery ging oder mußte mit andern Gelehrten — auch Benediktinern ohne Zweifel — vorher noch darüber zu Rate gehen, und so konnte aus dem Drucke nichts werden: die glücklich aufgefundene Schrift des Abälard, „in quo, genio suo indulgens, omnia christianae religionis mysteria in utramque partem versat", ward zu ewigen Finsternissen verdammet.**) Die Abschrift des D'Achery kam in die Hände des Martene und Durand, und diese, welche so viel historischen und theologischen Schund dem Untergange entrissen hatten, hatten ebenso wenig das Herz, noch ein bißchen Schund mehr der Welt aufzubewahren, weil es doch nur philosophischer Schund war. — Arme Scharteke! Gott führe dich mir in die Hände; ich lasse

*) Anti-Göze IV, S. 172, Z. 19—21.

**) Thes. Anecdot., T. V, Praef. — [Vgl. den Artikel „Abälard" Nr. 3 in Lessings „Anmerkungen zur Gelehrtengeschichte".]

11. Franz d'Amboise, 1572 Prokureur der französischen Nation, starb um 1620, hat die Schriften Peter Abälards mit einer gelehrten Vorrede herausgegeben. — 13. Martene und Durand, vgl. über diese XI, 1, S. 11, Z. 8. — 14. dasjenige Werk, dieses so lange vermißte Werk des Abälard ist das Buch „Sic et Non" (Ja und Nein). Dasselbe wurde zuerst von Victor Cousin in seinen Ouvrages inédits d'Abélard (Paris 1836), jedoch unvollständig, und sodann vollständig, nach einem Münchener Codex, von Henke und Lindenkohl (Marburg 1851) herausgegeben. (Groß.) — 16. D'Achery, vgl. XI, 1, S. 22, Z. 30. — 22f. in quo ... versat, in welcher er, seinem Geiste nachgebend, alle Geheimnisse der christlichen Religion nach beiden Seiten hin wendet.

dich so gewiß drucken, so gewiß ich kein Benediktiner bin! — Aber wünschen, einer zu sein, könnte ich fast, wenn man nur als ein solcher mehr dergleichen Manuskripte zu sehen bekäme. Was wäre es, wenn ich auch gleich das erste Jahr wieder aus dem Orden gestoßen würde?

Und das würde ich gewiß. Denn ich würde zu viel wollen drucken lassen, wozu mir der Orden den Vorschub verweigerte. Der alte Lutheraner würde mich noch zu oft in den Nacken schlagen, und ich würde mich nimmermehr bereden können, daß eine Maxime, welche der päpstischen Hierarchie so zuträglich ist, auch dem wahren Christentume zuträglich sein könne.

„Doch das alles heißt ja nur eine Missethat durch das Jucken entschuldigen wollen, welches man, sie zu begehen, unwiderstehlich fühlet. Wenn es denn deine Schwachheit ist, dich verlassener Handschriften anzunehmen, so leide auch für deine Schwachheit! Genug, von dieser Handschrift hätte schlechterdings nichts müssen gedruckt werden, weil sie wenigstens ebenso schlimm ist als das Toldos Jeschu."

Wohl angemerkt! Und also hätte auch wohl Toldos Jeschu nicht müssen gedruckt werden? Also waren die, welche es unter uns bekannt, und durch den Druck bekannt machten, keine Christen? Freilich war der, welcher es den Christen zuerst gleichsam unter die Nase rieb, nur ein getaufter Jude. Aber Porchetus? Aber Luther? Und Wagenseil, der sogar das hebräische Original retten zu müssen glaubte! O der unbesonnene, der heimtückische Wagen-

18. Die Toldos Jeschu (deutsch: „Geburtsgeschichten Jesu") gab der Altdorfer Professor Johann Christoph Wagenseil (1633—1705) in seinen „Tela ignea Satanae" heraus (Altdorf 1681). Göze hatte gesagt (Boden, „Lessing und Göze" S. 222): „Den Juden wird insonderheit das letzte Fragment sehr willkommen sein und ihnen zur Bestärkung in ihrem Unglauben und in ihrer feindseligen Gesinnung gegen Jesum und gegen seine Religion bessere Dienste thun als ihr Toldos Jeschu." Ferner (ebd. S. 279): „Bei einer neuen Auflage von Wagenseils telis igneis Satanae verdient das letzte Fragment mit Recht die erste Stelle." — 23. ein getaufter Jude, Lessing scheint den von Wagenseil als erster Herausgeber angeführten Raymundus Martini zu meinen, doch kann ich nicht finden, daß dieser ein getaufter Jude gewesen sei. Vielleicht hat Lessing folgende Stelle in Wagenseils Vorwort zu der Disputatio R. Jechielis etc. S. 2 mißverstanden: Prooemium hoc excipit Disputatio inter R. Jechielem et Nicolaum quendam, qui a Judaeis ad Christianos secesserat, Lutetiae habita. Cum hac deinde conjungitur demum Disputatio inter R. Nachmanidem et antagonistas Fratrem Paulum Fratremque Raymundum Martini (hoc est illum ipsum, cujus liber „Pugio Fidei" inscriptus in omnium manibus versatur) ... institutus. — Porchettus Salvagus, Kartäusermönch von Genua, zu Anfang des 14. Jahrhunderts. — 24f. Und ... glaubte, Wagenseil sagt S. 2 seiner Ausgabe: Hoc fine primus, quod sciam, etsi solo latino idiomate, parti 2, cap. 8 Pugionis sui eum inseruit Raymundus Martini, ordinis Praedicatorum, circa finem seculi a nato Christo XIII. Hinc haud multo post Porchetus Salvaticus, Monachus Carthusianus, cui alia multa, ita stygiam quoque fabulam istam in suam adversus Judaeos commentationem transcripsit. Lutherus deinde

seil! Sonst bekam unter tausend Juden kaum einer das Toldos Jeschu zu lesen; nun können es alle lesen. Und was er auch sonst noch einmal vor dem Richterstuhl Gottes schwer wird zu verantworten haben, der böse Wagenseil! aus seiner Ausgabe hat der abscheuliche Voltaire seine skurrilen Auszüge gemacht, die er zu machen wohl unterlassen haben würde, wenn er das Buch erst in den alten Drucken des Raymundus oder Porchetus hätte aufsuchen müssen. —

Nicht wahr, Herr Hauptpastor? Ich setze hinzu: die er zu machen auch wohl gar hätte müssen bleiben lassen, wenn Wagenseil das Lästerbuch anstatt hebräisch und lateinisch, hebräisch und deutsch hätte drucken lassen. Das wäre denn ein kleines Exempelchen, von welchem allgemeinen Nutzen es ist, wenn die Schriften wider die Religion nur lateinisch zu haben sind. Nicht wahr, Herr Hauptpastor?

Indes, Herr Hauptpastor, hat doch Wagenseil in der weitläuftigen Vorrede zu seinen Telis igneis Satanae sein Unternehmen so ziemlich gut verteidiget. Und wollen Sie wohl erlauben, daß ich nur eine einzige Stelle daraus hersetze, in welcher auch ich mit eingeschlossen zu sein glaube? Es ist die, welche den

ex Porcheto eandem Germanicam fecit, cujus Tomo 8. Jenensi comparet. Caeterum, Hebraicum exemplar adhuc deerat, et quia non aliter Judaeos improbitatis suae reos manifestos habere poteramus, quam si illud quoque ostendere liceret, ideo ex quo renata fuerunt divina Hebraicarum litterarum studia, nihil intentatum reliquerunt Viri Docti in eo perquirendo. Cum autem multi ex his frustra fuissent, obtigit tamen Munstero cacatus a Satana liber, et post hunc Buxtorfio etiam, qui postremus tum in Lexico Talmudico, tum aliti de eo publicando fecit promissum. Isti pollicitationi quia eventus minime respondit, nos succenturiata opera, fidem Viri optimi et longe omnium eruditissimi liberamus, atque exemplar, quod magno labore summoque pretio nacti sumus, ob causas in praefatione Voluminis hujus satis indicatas, protrudimus foras.

4f. aus seiner ... gemacht, vgl. Voltaire, Paris 1878, XXVIII, S. 719; XXV, S. 741. — 7. Raymundus Martini, „ein Dominikaner von Subirats in Katalonien, ... schrieb ein schönes Werk wider die Mohren und Juden, welches 1651 (so!) unter dem Titel Pugio fidei zu Paris herausgekommen. Dieses Buch ist von Galatino in seinen Arcanis catholicae veritatis und Porcheto in seiner Victoria contra Judaeos ausgeschrieben worden. Voisin hat gelehrte Anmerkungen darzu gemacht und Johann Benedikt Carpzov dasselbe mit einer introductione ad theologiam judaicam zu Leipzig wieder auflegen lassen." (Jöcher.) — 13f. wenn die ... haben sind, übrigens sah es auch mit Voltaires Kenntnis des Latein windig genug aus. Seine ganze Darstellung der Disputation des Rabbi Jechiel ist verworren. Er schließt sie mit den komischen Worten: La reine finit la dispute en demandant aux Juifs pourquoi ils puaient (XXVIII, S. 722). Dies hat er aus folgenden Worten der Übersetzung Wagenseils herausgelesen (Disputatio R. Jechielis etc. S. 22): Mea Regina (ad suos conversa) ait: Quare vos ipsi odorem vestrum foetidum reddere studetis? Ecce vestri honoris causa ait (majores suos), non adaperuisse os adversus Numen, quod colitis, nec de eo pronunciasse, quod caeno fervente luat: atqui vos vestram ignominiam ex ore illius extorquere nitimini? Annon vos pudet talia proferre? Der von Voltaire so sonderbar mißverstandene Ausdruck der Königin ist bekanntlich biblisch. 2. Mos. 5, 21; 1. Sam. 13, 4 u. ö.

Hauptinhalt der ganzen Vorrede in wenig Worte faßt. „Neque vero non legere tantum Haereticorum scripta, sed et opiniones illorum manifestare librorumque ab iis compositorum sive fragmenta aut compendia, sive integrum contextum, additis quidem plerumque confutationibus, aliquando tamen etiam sine iis, publice edere, imo et blasphemias impiorum hominum recitare, viri docti piique olim et nunc fas esse arbitrati sunt.“

1ff. Neque ... sunt, Wagenseil S. 42 (wo richtig steht neque vero legere etc.): Aber nicht nur die Schriften der Ketzer zu lesen, sondern auch ihre Meinungen bloßzulegen und von den von ihnen verfaßten Büchern entweder Bruchstücke oder Auszüge, oder auch den ganzen Text, allerdings mit meistens hinzugefügten Widerlegungen, bisweilen jedoch auch ohne diese, herauszugeben, ja auch die Gotteslästerungen ruchloser Menschen vorzulesen, haben fromme und gelehrte Männer sonst und jetzt für Recht gehalten.

Anti-Göze.

> Ne hoc quidem nudum est intuendum, qualem causam vir bonus, sed etiam quare et qua mente defendat.
>
> *Quinctilianus.*

Siebenter.

———9

Aber der Herr Hauptpastor wird ärgerlich werden, daß ich ihm so Schritt vor Schritt auf den Leib rücke, um ihn endlich in dem Winkel zu haben, wo er mir nicht entwischen kann. Er wird schon itzt, ehe ich ihn noch ganz umzingelt habe, mir zu entwischen suchen und sagen: „Ei, wer spricht denn auch von dem bloßen Drucke? Der ließe sich freilich noch so so beschönigen. Das eigentliche Verbrechen stecket da, daß der Herausgeber der Fragmente zugleich die Advokatur des Verfassers übernommen hat."

Advokatur? Die Advokatur des Verfassers? — Was hatte denn mein Ungenannter für eine Advokatur, die ich an seiner Statt übernommen? Die Advokatur ist die Befugnis, vor gewissen Gerichten gewisse Rechtshändel führen zu dürfen. Daß mein Ungenannter irgendwo eine solche Befugnis gehabt habe, wüßte ich gar nicht. — Es wäre denn, daß man seine Befugnis, den gesunden Menschenverstand vor dem Publiko zu verteidigen, darunter verstehen wolle. Doch diese Befugnis hat ja wohl ein jeder von Natur, giebt sich ja wohl ein jeder von selbst, braucht keiner erst lange von dem andern zu übernehmen. Sie ist weder eine Fleischbank noch ein Pastorat.

2 ff Ne hoc ... defendat, man darf auch nicht bloß darauf sehen, was für eine Sache ein guter Mann, sondern auch warum und in welchem Sinne er sie verteidigt. — 14 f. daß der ... übernommen hat, „durch seine mittelbare Angriffe auf unsere Religion und auf die heilige Schrift verstehe ich den von ihm veranstalteten Druck der Fragmente und die von ihm übernommene Advokatur des Verfassers derselben."

Doch dem guten Herrn Hauptpastor die Worte so zu mäkeln! So genau bei ihm auf das zu sehn, was er sagt, und nicht vielmehr auf das, was er sagen will? Er will sagen, daß ich übernommen, der Advokat des Ungenannten zu sein, mich zum Advokaten des Ungenannten aufgeworfen. Das will er sagen, und ich wette zehne gegen eins, daß ihn kein Karrenschieber anders versteht. —

So habe er es denn auch gesagt! — Wenn ich nur sähe, wo der Weg nun weiter hinginge. Denn auch hier laufen Straßen nach allen Gegenden des Himmels. — Freilich, wenn ich wüßte, was für einen Begriff der Herr Hauptpastor von einem Advokaten sich mache, so wollte ich den geraden Weg, in seine Gedanken einzudringen, bald finden. —

Sollte der Herr Hauptpastor wohl Wunders halben hier einmal gar den rechten Begriff sich machen? Sollte er wohl gar den wahren Advokaten kennen und meinen? den ehrlichen Mann unter diesem Namen meinen, der der Gesetze genau kundig ist und keinen Handel übernimmt, als solche, von deren Gerechtigkeit er überzeugt ist? — Nein, nein! den kann er nicht meinen. Denn ich habe nirgend gesagt, daß ich die ganze Sache meines Ungenannten völlig so, wie sie liegt, für gut und wahr halte. Ich habe das nie gesagt; vielmehr habe ich gerade das Gegenteil gesagt. Ich habe gesagt und erwiesen, daß, wenn der Ungenannte auch noch in so viel einzeln Punkten Recht habe und Recht behalte, im ganzen dennoch daraus nicht folge, was er daraus folgern zu wollen scheine.

Ich darf kühnlich hinzusetzen, was einer Art von Prahlerei ähnlich sehen wird. Genug, daß billige Leser Fälle kennen, wo dergleichen abgedrungene Prahlerei nötig ist, und Leser von Gefühl wohl empfinden, daß ich mich hier in einem nicht der geringsten dieser Fälle befinde. — Ich habe es nicht allein nicht ausdrücklich gesagt, daß ich der Meinung meines Ungenannten zugethan sei, ich habe auch bis auf den Zeitpunkt, da ich mich mit der Ausgabe der Fragmente befaßt, nie das geringste geschrieben oder öffentlich behauptet, was mich dem Verdachte aussetzen könnte, ein heimlicher Feind der christlichen Religion zu sein. Wohl aber habe ich mehr als eine Kleinigkeit geschrieben, in welchen ich nicht allein die christliche Religion überhaupt nach ihren Lehren und Lehrern in dem besten Lichte gezeigt, sondern auch die christlich-

lutherische orthodoxe Religion insbesondere gegen Katholiken, Socinianer und Neulinge verteidiget habe.

Diese Kleinigkeiten kennt der Herr Hauptpastor größtenteils selbst, und er hat mir ehedem mündlich und gedruckt seinen Beifall darüber zu bezeigen beliebt. Wie erkennt er denn nun erst auf einmal den Teufel in mir, der sich, wo nicht in einen Engel des Lichts, doch wenigstens in einen Menschen von eben nicht dem schlimmsten Schlage verstellt hatte? Sollte ich wirklich umgeschlagen sein, seitdem ich die nämliche Luft mit ihm nicht mehr atme? Sollten mich mehrere und bessere Kenntnisse und Einsichten, die ich seit unsrer Trennung zu erlangen ebenso viel Begierde als Gelegenheit gehabt habe, nur kurzsichtiger und schlimmer gemacht haben? Sollte ich an der Klippe, die ich in dem stürmischen Alter brausender Aufwallungen vermieden habe, itzt erst nachlässig scheitern, da sanftere Winde mich dem Hafen zutreiben, in welchem ich ebenso freudig zu landen hoffe als er?

Gewiß nicht, gewiß nicht! ich bin noch der nämliche Mensch; aber der Herr Hauptpastor betrachtet mich nicht mehr mit dem nämlichen Auge. Die Galle hat sich seiner Sehe bemeistert, und die Galle trat ihm über. — Wodurch? Wer wird es glauben, wenn ich es erzähle! Tantaene animis coelestibus irae? — Doch ich muß meinen Nachtisch nicht vor der Suppe aufzehren.

Ich komme auf die Advokatur zurück und sage: der wahre eigentliche Advokat meines Ungenannten, der mit seinem Klienten über den anhängigen Streit ein Herz und eine Seele wäre, bin ich also nicht, kann ich also nicht sein. Ja, ich kann auch nicht einmal der sein, der von der Gerechtigkeit der Sache seines Klienten nur eben einen kleinen Schimmer hat und sich dennoch, entweder aus Freundschaft oder aus andern Ursachen, auf gutes Glück mit ihm auf das Meer der Chikane begiebt, fest entschlossen, jeden Windstoß zu nutzen, um ihn irgendwo glücklich ans Land zu setzen. Denn der Ungenannte war mein Freund nicht, und ich wüßte auch sonst nichts in der Welt, was mich bewegen können, mich lieber mit seinen Handschriften als mit funfzig andern abzugeben, die mir weder so viel Verdruß noch so viel Mühe machen würden, wenn es nicht das Verlangen wäre, sie so bald als möglich, sie noch bei meinen Lebzeiten widerlegt zu sehen.

21. Tantaene ... irae, hegen himmlische Seelen so großen Zorn? (Vergil Aeneis, I, 11.) — 22. Doch ich .... aufzehren, vgl. oben S. 146, Z. 11.

Bei Gott! die Versicherung dieses Verlangens, weil ich bis itzt noch wenig Parade damit machen wollen, ist darum keine leere Ausflucht. Aber freilich, eigennützig ist dieses Verlangen, höchst eigennützig. Ich möchte nämlich gar zu gern selbst noch etwas von der Widerlegung mit aus der Welt nehmen. Ich bedarf ihrer. Denn daß ich als Bibliothekar die Fragmente meines Ungenannten las, war nicht mehr als billig, und daß sie mich an mehrern Stellen verlegen und unruhig machten, war ganz natürlich. Sie enthalten so mancherlei Dinge, welche mein bißchen Scharfsinn und Gelehrsamkeit gehörig aus einander zu setzen nicht zureicht. Ich sehe hier und da auf tausend Meilen keine Antwort, und der Herr Hauptpastor wird sich freilich nicht vorstellen können, wie sehr eine solche Verlegenheit um Antwort ein Wahrheit liebendes Gemüt beunruhiget.

Bin ich mir denn nun nichts? Habe ich keine Pflicht gegen mich selbst, meine Beruhigung zu suchen, wo ich sie zu finden glaube? Und wo konnte ich sie besser zu finden glauben als bei dem Publiko? Ich weiß gar wohl, daß ein Individuum seine einzelne zeitliche Wohlfahrt der Wohlfahrt mehrerer aufzuopfern schuldig ist. Aber auch seine ewige? Was vor Gott und den Menschen kann mich verbinden, lieber von quälenden Zweifeln mich nicht befreien zu wollen, als durch ihre Bekanntmachung Schwachgläubige zu ärgern? — Darauf antworte mir der Herr Hauptpastor! —

Allerdings habe ich keine besondere Erlaubnis gehabt, von den mir anvertrauten litterarischen Schätzen auch dergleichen feurige Kohlen der Welt mitzuteilen. Ich habe diese besondere Erlaubnis in der allgemeinen mit eingeschlossen zu sein geglaubt, die mir mein gnädigster Herr zu erteilen geruhet. Habe ich durch diesen Glauben mich seines Zutrauens unwürdig bezeigt, so beklage ich mein Unglück und bin strafbar. Gern, gern will ich auch der billigen Gerechtigkeit darüber in die Hände fallen, wenn Gott mich nur vor den Händen des zornigen Priesters bewahret!

Und was wird dieser zornige Priester nun vollends sagen, wenn ich bei Gelegenheit hier bekenne, daß der Ungenannte selbst an das Licht zu treten sich nicht übereilen wollen. Daß ich ihn schon itzt an das Licht gezogen, ist nicht allein ohne seinen Willen,

26f. feurige Kohlen, Röm. 12, 20.

sondern wohl gar wider seinen Willen geschehen. Dieses läßt mich der Anfang eines Vorberichts besorgen, der mir unter seinen Papieren allerdings schon zu Gesichte gekommen war, noch ehe ich mich zu dem Dienste seines Einführers in die Welt entschloß. Er lautet also: „Die Schrift, wozu ich hier den Vorbericht mache, ist schon vor vielen Jahren von mir aufgesetzt worden. Jedoch habe ich sie bei Gelegenheit eines öftern Durchlesens an manchen Stellen vermehrt, an andern eingekürzt oder geändert. Bloß meine eigene Gemütsberuhigung war vom ersten Anfange der Bewegungsgrund, warum ich meine Gedanken niederschrieb, und ich bin nachher nimmer auf den Vorsatz geraten, die Welt durch meine Einsichten irre zu machen oder zu Unruhen Anlaß zu geben. Die Schrift mag im Verborgenen zum Gebrauch verständiger Freunde liegen bleiben; mit meinem Willen soll sie nicht durch den Druck gemein gemacht werden, bevor sich die Zeiten mehr aufklären. Lieber mag der gemeine Haufe noch eine Weile irren, als daß ich ihn, obwohl ohne meine Schuld, mit Wahrheiten ärgern und in einen wütenden Religionseifer setzen sollte. Lieber mag der Weise sich des Friedens halber unter den herrschenden Meinungen und Gebräuchen schmiegen, dulden und schweigen, als daß er sich und andere durch gar zu frühzeitige Äußerung unglücklich machen sollte. Denn ich muß es zum voraus sagen, die hierhin enthaltenen Sätze sind nicht katechismusmäßig, sondern bleiben in den Schranken einer vernünftigen Verehrung Gottes und Ausübung der Menschenliebe und Tugend. Da ich aber mir selbst und meinen entstandenen Zweifeln zureichend Genüge thun wollte, so habe ich nicht umhin können, den Glauben, welcher mir so manche Anstöße gemacht hatte, von Grund aus zu untersuchen, ob er mit den Regeln der Wahrheit bestehen könne oder nicht."

Luther und alle Heiligen! Herr Hauptpastor, was haben Sie da gelesen! Nicht wahr? so gar strafbar hätten Sie mich nimmermehr geglaubt? — Der Ungenannte war bei aller seiner Freigeisterei doch noch so ehrlich, daß er die Welt durch seine Einsichten nicht irre machen wollte: und ich, ich trage kein Bedenken, sie durch fremde Einsichten irre zu machen. Der Ungenannte war ein so friedlicher Mann, daß er zu keinen Unruhen Anlaß geben wollte: und ich, ich setze mich über alle Unruhen hinweg, von welchen Sie, Herr Hauptpastor, am besten wissen, wie sauer es itzt einem treufleißigen Seelensorger wird, sie auch nur in einer

einzigen Stadt zur Ehre unsrer allerheiligsten Religion zu erregen. Der Ungenannte war ein so behutsamer Mann, daß er keinen Menschen mit Wahrheiten ärgern wollte: und ich, ich glaube ganz und gar an kein solches Ärgernis, fest überzeugt, daß nicht Wahrheiten, die man bloß zur Untersuchung vorlegt, sondern allein Wahrheiten, die man sofort in Ausübung bringen will, den gemeinen Haufen in wütenden Religionseifer zu versetzen fähig sind. Der Ungenannte war ein so kluger Mann, daß er durch allzu frühzeitige Äußerungen weder sich noch andere unglücklich machen wollte: und ich, ich schlage als ein Rasender meine eigene Sicherheit zuerst in die Schanze, weil ich der Meinung bin, daß Äußerungen, wenn sie nur Grund haben, dem menschlichen Geschlechte nicht früh genung kommen können. Mein Ungenannter, der, ich weiß nicht wenn schrieb, glaubte, daß sich die Zeiten erst mehr aufklären müßten, ehe sich, was er für Wahrheit hielt, öffentlich predigen lasse: und ich, ich glaube, daß die Zeiten nicht aufgeklärter werden können, um vorläufig zu untersuchen, ob das, was er für Wahrheit gehalten, es auch wirklich ist.

Das ist alles wahr, Herr Hauptpastor, das ist alles wahr. Wenn nur bei der löblichen Bescheidenheit und Vorsicht des Ungenannten nicht so viel Zuversicht auf seinen Erweis, nicht so viel Verachtung des gemeinen Mannes, nicht so viel Mißtrauen auf sein Zeitalter zum Grunde läge! Wenn er nur zufolge dieser Gesinnungen seine Handschrift lieber vernichtet, als zum Gebrauche verständiger Freunde hätte liegen bleiben lassen! — Oder meinen Sie auch, Herr Hauptpastor, daß es gleichviel ist, was die Verständigen im Verborgenen glauben, wenn nur der Pöbel, der liebe Pöbel fein in dem Gleise bleibt, in welchem allein ihn die Geistlichen zu leiten verstehen? Meinen Sie?

1. allerheiligsten Religion, vgl. oben S. 153, Z. 10 und S. 169, Z. 18. III, 1, S. 126, V. 2574 f. Göze: „Überhaupt muß ich bekennen, daß ich die Gegensätze des Herrn L. mit viel größerer Betrübnis gelesen habe als die Fragmente des gegen unsre allerheiligste Religion so feindselig gesinnten und so frech und grob lästernden Verfassers."

Anti-Göze.

> Ex hoc uno capitulo comprobabo, ferream te frontem possidere fallaciae.
>
> *Hierony. adv. Ruff.*

Achter.

10

Heida! wo wollte ich in meinem vorigen hin? Es hat sich wohl, daß der Herr Hauptpastor den Namen Advokat in seiner eigentlichen Bedeutung nehmen sollte! Advokat heißt bei seinesgleichen weiter nichts als Zungendrescher, und das, das bin ich ihm. Ein feiler Zungendrescher in Sachen des Ungenannten bin ich ihm, und er hat bloß die Güte, das minder auffallende Wort zu brauchen.

Was Wunder auch? Sein guter Freund, der Reichspostreiter, ehedem selbst ein Advokat, scheinet, ohne Zweifel aus eigner Erfahrung, ebenden Begriff vom Advokaten zu haben; wie aus einem Epigramm zu sehen, welches er neulich in einem seiner Beiträge mit einfließen lassen. Ich weiß die schönen Zeilen nicht mehr, aber die Spitze war, daß nichts als Schreien zum Advokaten gehöre. Dieses Epigramm soll zu seiner Zeit zwischen der Börse und dem Rathause in Hamburg einiges Aufsehen gemacht haben, und es hätte dem Verfasser leicht ebenso bekommen können, wie ihm mehrere Epigramme bekommen sind, wenn er nicht die Klugheit gehabt hätte, noch zur rechten Zeit zu erklären, daß er selbst das Epigramm nicht gemacht habe. Dieses schrieb man mir aus Hamburg und setzte hinzu: „Das fand sich auch wirklich. Nicht der Reichspostreiter, sondern des Reichspostreiters Pferd hatte das Epigramm gemacht."

2 ff. Ex hoc ... Ruff., aus diesem einen Kapitel werde ich beweisen, daß du die eiserne Stirn des Betrugs besitzest. Hieronymus gegen Ruffinus. — 14. Advokat, Lessing meint den Lizentiaten der Rechte Wittenberg, Redakteur des „Altonaer Postreuters" und seit Ziegras Tode (1778) der „Freiwilligen Beiträge". Vgl. I, S. 170, Nr. 50.

Doch das Pferd dieses Reiters kümmert mich ebenso wenig als der Reiter dieses Pferdes. Mag doch noch ferner eines mit dem andern immer durchstechen und das Pferd, was es sich schämt gemacht zu haben, auf den Reiter, sowie der Reiter in gleichem Falle auf das Pferd schieben. Ihr gemeinschaftlicher Sattel ist ein Maultier; damit gut! — Es sollte mir leid sein, wenn der Reichspostreiter nicht ebensowohl Miller's Jests, als den Dedekind gelesen hätte. —

Und so wende ich mich wieder zu dem geistlichen Herrn, dem dieser Postreiter nur manchmal vorspannt. Ja, ja, so ist es und nicht anders. Wenn mich der Herr Hauptpastor den Advokaten des Ungenannten nennet, so meint er bloß einen gedungnen Zungendrescher, dem es gleichviel ist, was für einer Sache er seinen Beistand leihet, wenn es nur eine Sache ist, bei der er recht viele Ränke und Kniffe, von ihm genannt Heuremata, anbringen und Richter und Gegenteil so blenden und verwirren kann, daß dieser gern mit dem magersten Vergleiche vorlieb nimmt, ehe jener das Urteil an den Knöpfen abzählt oder blindlings aus dem Hute greift.

So ein Kerl bin ich dem Herrn Hauptpastor! Dahin zielet 1) seine ewige Klage über meine Art zu streiten. Dahin zielet 2) sein Vorwurf, daß ich meinen Ungenannten mit unverdienten Lobsprüchen an das Licht gezogen. Dahin zielet 3) seine Beschuldigung, daß ich alle, welche bisher noch gegen ihn geschrieben und sich der christlichen Religion wider ihn angenommen haben, mit dem bittersten Spotte abgewiesen.

Was meine Art zu streiten anbelangt, nach welcher ich nicht sowohl den Verstand meiner Leser durch Gründe zu überzeugen, sondern mich ihrer Phantasie durch allerhand unerwartete Bilder und Anspielungen zu bemächtigen suchen soll, so habe ich mich schon zur Hälfte darüber erklärt.*) Ich suche allerdings durch

*) Anti-Göze II.

5f. Ihr ... Maultier, dem Wittenberger Professor Taubmann (vgl. IV, 2, S. 123, Z. 38ff.) wird der Witz zugeschrieben, er habe einigen Edelleuten bewiesen, daß ihre Sättel Maultiere wären, denn, sagte er, was zwischen einem Pferd und einem Esel ist, ist ein Maultier. — 7. Friedrich Dedekind, geboren zu Neustadt an der Leine, studierte in Wittenberg, 1551 Pastor zu Neustadt, 1575 zu Lüneburg, starb dort am 27. Februar 1598, Verfasser des „Grobianus“, eines lateinischen Gedichtes, das Kaspar Scheidt in Worms übersetzte und erweiterte. — 26ff. Was ... soll, „die Art, wie Herr Lessing streitet, ist sonderbar. Seine Bemühungen gehen nicht dahin, den Verstand seiner Leser durch Gründe zu überzeugen, sondern sich ihrer Phantasie durch allerhand unerwartete Bilder und Anspielungen zu bemächtigen.“

die Phantasie mit auf den Verstand meiner Leser zu wirken. Ich halte es nicht allein für nützlich, sondern auch für notwendig, Gründe in Bilder zu kleiden und alle die Nebenbegriffe, welche die einen oder die andern erwecken, durch Anspielungen zu bezeichnen. Wer hiervon nichts weiß und verstehet, müßte schlechterdings kein Schriftsteller werden wollen; denn alle gute Schriftsteller sind es nur auf diesem Wege geworden. Lächerlich also ist es, wenn der Herr Hauptpastor etwas verschreien will, was er nicht kann, und weil er es nicht kann. Und noch lächerlicher ist es, wenn er gleichwohl selbst überall so viel Bestreben verrät, es gern können zu wollen. Denn unter allen nüchtern und schalen Papierbesudlern braucht keiner mehr Gleichnisse, die von nichts ausgehen und auf nichts hinauslaufen, als er. Selbst witzig sein und spotten möchte er manchmal gern; und der Reichspostreiter oder dessen Pferd hat ihm auch wirklich das Zeugnis gegeben, „daß er die satirische Schreibart gleichfalls in seiner Gewalt habe". — Worauf sich aber wohl dieses „gleichfalls" beziehen mag? — Ob auf die anständige Schreibart, welche sonst in der Schrift des Herrn Hauptpastors herrschen soll? Ob auf die Gründe, mit welchen er streiten soll? — Darüber möchte ich mir denn nun wohl kompetentere Richter erbitten als den Postreiter und sein Pferd. — Oder ob auf mich? Ob der Postreiter sagen wollen, daß der Herr Hauptpastor ebenso gut als ich die satirische Schreibart in seiner Gewalt habe? — Ja, darin kann der Postreiter und sein Pferd leicht Recht haben. Denn ich habe die satirische Schreibart Gott sei Dank gar nicht in meiner Gewalt, habe auch nie gewünscht, sie in meiner Gewalt zu haben. Das einzige, was freilich mehrere Pferde Satire zu nennen pflegen, und was mir hierüber zu schulden kömmt, ist dieses, daß ich einen Postreiter einen Postreiter und ein Pferd ein Pferd nenne. Aber wahrlich, man hat Unrecht, wenn man Offenherzigkeit und Wahrheit, mit Wärme gesagt, als Satire verschreiet. Häckerling und Haber können nicht verschiedner von einander sein, mein gutes Pferd! Ich will dich besser lehren, was Satire ist. Wenn dein Reiter — sonst genannt der Schwager, weil er schwägerlich die Partei eines jeden hält, dem er vorreitet — sagt, daß eine anständige Schreibart in den Schriften des Herrn Hauptpastors herrsche; wenn er sagt, daß der Herr Hauptpastor mit Gründen streite: glaube mir, das, das ist Satire! Das ist ebenso platte Satire, als wenn er dich einen Pegasus

nennen wollte, indem du eben unter ihm in die Kniee sinkest. Glaube mir, Scheckchen, du kennst diesen abgefeimten Schwager noch nicht recht; ich kenne ihn besser. Er hat sonst auch mir vorgeritten, und du glaubst nicht, was für hämische Lobsprüche sein ironisches Hörnchen da vor mir her geblasen. Wie er es mir gemacht hat, so macht er es allen, und ich bedaure den Herrn Hauptpastor, wenn er, durch so ein boshaftes Lob eingeschläfert, sich nicht im Ernst auf die Gründe gefaßt hält, die der Schwager in ihm schon will gefunden haben. Er kann ja allenfalls den Schwager auch nur fragen, welches diese Gründe sind. — Denn komm an, Scheckchen — weil ich doch einmal angefangen habe, mit einem Pferde zu räsonnieren —, sage du selbst, edler Houyhnhnm — (man muß seinen Richter auch in einem Pferde ehren) — sage du selbst, mit was für Gründen kann der Mann streiten, der sich auf meine Gegengründe noch mit keinem Worte eingelassen hat? der, anstatt zu antworten, nur immer seine alte Beschuldigungen wörtlich wiederholt und höchstens ein paar neue hinzusetzt, die er ebenso wenig gut zu machen gedenkt? Seit der Zeit, da du sein erstes Kartell in die weite Welt getragen, das du großmütig einem noch stumpf gerittenern Pferde abnahmest, hat er nicht aufgehört, mich mündlich und schriftlich zu schmähen, ob ich ihm gleich auf jenes sein Kartell wie ein Mann geantwortet zu haben glaube. Warum widerlegt er meine Axiomata nicht, wenn er kann? Warum bringt er nur immer neue Lästerungen gegen mich auf die Bahn? Warum paßt er mir in allen hohlen Wegen so tückisch auf und zwingt mich, ihm nicht als einem Soldaten, sondern als einem Buschklepper zu begegnen? Ist das guter Krieg, wenn er den Männern des Landes aus dem Wege geht, um die Weiber und Kinder desselben ungestört würgen zu können? Der Begriff ist der Mann; das sinnliche Bild des Begriffes ist das Weib; und die Worte sind die Kinder, welche beide hervorbringen. Ein schöner Held, der sich mit Bildern und Worten herumschlägt und immer thut, als ob er den Begriff nicht sähe! oder immer sich einen Schatten von Mißbegriff schafft, an welchem er zum Ritter werde. Er versprach einst, den Liebhabern solcher Leckerbissen eine ganze große Schüssel Fricassee von diesen Weibern

12. In Jonathan Swifts berühmter Satire „Gullivers Reisen" kommt Gulliver auch in das Land der Houyhnhnms. Dies sind höchst edle und weise Pferde, die den neuen Ankömmling nur mit Verachtung aufnehmen, da sie ihn für eine Abart der auf der Insel lebenden Yahoos, einer verächtlichen Menschenart, halten.

und Kindern meines Landes vorzusetzen.*) Aber er hat sein Versprechen wieder zurückgenommen; denn es ist freilich ganz etwas anders, hier und da ein Weib oder ein Kind in meinem Lande meuchlings zu morden, und ganz etwas anders, dieser Weiber und Kinder zusammen mehrere oder gar alle in die Pfanne zu hauen. Er fand bald, daß er auch davon die Nase weglassen müsse, und ich muß bekennen, daß er mich damit um einen sehr lustigen Triumph gebracht hat. Denn die Gelegenheit wird mir so bald nicht wiederkommen, ohne Großsprecherei zeigen zu können, daß auch da, wo ich mit Worten am meisten spiele, ich dennoch nicht mit leeren Worten spiele; daß überall ein guter triftiger Sinn zum Grunde liegt, auch wenn nichts als lauter ägyptische Grillen und chinesische Fratzenhäuserchen daraus emporsteigen. Das, wie gesagt, kann ich nicht mehr zeigen, und mit Analysierung der Proben, die der Herr Hauptpastor in der ersten blinden Hitze gegeben, will ich auch ein Pferd nicht aufhalten, das mehr zu thun hat. Lieber, wenn du meinest, edler Houyhnhnm, daß ich die Widerlegung meiner Axiomen von ihm noch zu erwarten habe, will ich dich bitten, ihm durch den Schwager ein Wort im Vertrauen zukommen zu lassen, dieweil er es noch nutzen kann. — Aber warum durch den Schwager? Als ob ich dir minder zutraute als dem Schwager? Als ob der Herr Hauptpastor dich mit mindrer Aufmerksamkeit hören würde als den Schwager? — Sei du es also nur selbst, der dem Herrn Hauptpastor meine Wünsche und Erwartungen und Besorgnisse mitteilet! Sage du ihm nur selbst, wie sehr ich mich darauf freue, endlich auch einmal von ihm belehret zu werden! Ich bin äußerst unruhig, bis ich seine Gründe in aller ihrer Stärke gegen die meinigen abwägen kann, denen ich gleichfalls alle ihre Schärfe zu erteilen nur auf Gelegenheit warte. Ich habe manches in den Axiomen hingeworfen, von welchem ich wohl weiß, daß es eine nähere Erörterung bedarf und verdienet; aber ich bin auch gefaßt darauf, und es sollte mir sehr leid thun, wenn er nirgends anbeißen, sich auf nichts, was eigentlich zur Sache gehöret, einlassen wollte. Gleichwohl

*) Etwas Vorl., Vorr., VII. — [„Vielleicht entschließe ich mich, wenn ich keine wichtigern und notwendigern Geschäfte habe, aus den neuesten Schriften des Herrn L. die Bilder und Gleichnisse auszuziehen, von denselben nach dem Alphabete ein ordentliches Regiment zu formieren und alsdann diese Lessingischen irregulären Truppen und Marodeurs die Musterung vor dem gesunden Menschenverstande durchgehen zu lassen. Hier werden seltsame Gestalten zum Vorschein kommen . . . und ich verspreche meinen Lesern und mir von dieser Arbeit viel Vergnügen." Vgl. Boden, „Lessing und Göze", S. 277.]

muß ich es leider besorgen! Denn denke nur, edler Houyhnhnm, denke nur, was er mir eben itzt*) schon im voraus von seinem bald zu eröffnenden Feldzuge wissen läßt! Da steht auf einer Anhöhe eine armselige Vedette; die, die will er mit Heereskraft vors erste verjagen. Ich habe ein Historchen erzählt von einem hessischen Feldprediger (könnte auch ein braunschweigischer gewesen sein), der auf einer Insel, die in keiner Geographie steht, gute Luthersche Christen fand, die von dem Katechismus sehr wenig und von der Bibel ganz und gar nichts wußten. Nun ist ihm das Ding, weil der Reichspostreiter nichts davon mitgebracht hat, weil auch du ohne Zweifel nichts davon weißt, so unbegreiflich, als ob es gar nicht möglich wäre, und ich soll es ihm beweisen, wie man wirklich geschehene Dinge zu beweisen pflegt: mit glaubwürdigen Zeugen, mit rechtskräftigen Dokumenten und dergleichen. Kann ich das, so will er es glauben, es mag möglich sein oder nicht. Kann ich das aber nicht, so will er der ganzen Welt erklären, daß ich ein Betrieger bin, und mir die gesamten hessischen Feldprediger wegen dieser groben Verleumdung eines ihrer Kollegen auf den Hals hetzen. Ja, er treibt seine Rache wohl noch weiter und giebt mich bei der englischen Regierung an, der die bermudischen Inseln schon seit 1609 ein wohlthätiger Sturm samt und sonders geschenkt hat, daß ich ihr auch dieses Inselchen schaffen muß, ich mag es hernehmen, woher ich will. Wahrlich, edler Houyhnhnm, wenn er das thut, so bin ich ohne Rettung verloren! Denn sieh nur! welches du und der Schwager vielleicht auch nicht wissen: der hessische Feldprediger ist seitdem bei Saratoga mit gefangen worden, und die bösen Amerikaner wechseln vorderhand nicht aus. Gut, daß ihr beide das wenigstens wißt und es mir bezeugen könnt! Wie kann ich nun dem Herrn Hauptpastor den Feldprediger sogleich zur Stelle schaffen? Er muß warten, bis der Handel mit den Amerikanern zu Ende ist und die Hessen

*) Lessings Schwächen, S. 5.

20 f. Die **Bermudas** wurden im Jahre 1522 von dem Spanier Juan Bermudez entdeckt, im Jahre 1609 durch den durch einen Sturm dahin verschlagenen Engländer Georg Somers zu kolonisieren begonnen. — 26. Bei dem Städtchen **Saratoga** im Staate Newyork wurde am 30. Oktober 1777 ein englisches Korps von den Amerikanern geschlagen. — 29 f. **Wie kann ... schaffen**, „ich bitte Sie, doch die ekelhaften Widersprüche zu vermeiden, welche besonders Ihrer Parabel ein so lächerliches Ansehen geben. . . . Insonderheit aber ersuche ich Sie, sich vorläufig auf einen bessern Beweis der Fabel, die Sie Ihren Lesern auf der 45. S. der 'Axiomatum' erzählen, zu schicken. Denn ich werde, wenn ich bis dahin komme, gegen Ihre Glaubwürdigkeit sowohl als gegen die Glaubwürdigkeit des angeblichen hessischen Feldpredigers sehr nachdrücklich protestieren.“

wieder zu Hause sind. Dann will ich mein Möglichstes thun, ihn zu befriedigen, vorausgesetzt, daß der ausgewechselte Feldprediger auf der Heimreise nicht stirbt. Damit aber doch auch meine Widerlegung nicht so lange verschoben bleiben darf, was hindert, daß er indes die historische Wahrheit meiner Erzählung beiseite setzt und sie als bloße zweckmäßige Erdichtung betrachtet? Folget aus dem bloß möglichen Falle nicht ebendas, was aus dem wirklichen Falle folgen würde? Ist die Frage, „ob Menschen, welche sehr lebhaft glauben, daß es ein höchstes Wesen giebt; daß sie arme sündige Geschöpfe sind; daß dieses höchste Wesen dem ohngeachtet durch ein andres ebenso hohes Wesen sie nach diesem Leben ewig glücklich zu machen die Anstalt getroffen — ob Menschen, welche das und weiter nichts glauben, Christen sind, oder keine" — in beiden Fällen nicht die nämliche? Überlege es doch nur selbst, lieber — Gaul! Denn was brauchst du viel, dieses zu können, ein Houyhnhnm zu sein, der du doch einmal nicht bist? Überlege es nur und suche es dem Herrn Hauptpastor, so gut du kannst, begreiflich zu machen. Auf jene Frage soll er antworten, auf jene Frage, und um die Kolonie sich unbekümmert lassen! — Hörst du? — Hiemit lebe wohl, Gaul, und grüß' mir den Schwager!

Anti-Göze.

> Qui auctorem libri dogmatici absconditum mihi revelat, non tam utilitati meae quam curiositati servit; immo non raro damnum mihi affert, locum faciens praejudicio auctoritatis.
>
> *Heumannus de libr. an. et pseud.*

Neunter.

———11

Die Klage über meine Art zu streiten konnte ich nur in dieser nämlichen Art beantworten, und ich lasse es mir gar wohl gefallen, daß der Herr Hauptpastor meine Antwort selbst zu einem Beweise seiner Klage macht. Warum sollte ich ihm nicht mit gutem Vorsatze noch mehrere Beweise zu einer Klage liefern, die ich verachte?

2. Aber der Vorwurf, daß ich den Ungenannten mit unverdienten und unmäßigen Lobsprüchen beehret, in der doppelt schelmischen Absicht, bei flachen Lesern ein günstiges Vorurteil für ihn zu erschleichen und die Gegner abzuschrecken, die sich etwa wider ihn rüsten möchten: dieser Vorwurf ist ernsthafter und verdienet eine ernsthaftere Antwort. Nur schade, daß ich diese ernsthaftere Antwort nicht so einleuchtend zu machen imstande bin. Denn dieses zu können, müßte schon das ganze Werk des Ungenannten der Welt vor Augen liegen, indem sich alle meine Lobsprüche bloß und allein auf eine Beschaffenheit desselben beziehen, aus einer Beschaffenheit desselben entsprungen sind. Und aus welcher? Aus einer solchen, die sich gar wohl auch von einem Werke denken läßt, das in der Hauptsache sehr weit vom

2ff. Qui ... pseud., wer mir den verborgenen Verfasser eines dogmatischen Buches verrät, dient nicht sowohl meinem Nutzen als meiner Neugierde; ja nicht selten bringt er mir Schaden, indem er dem Vorurteil des Ansehens Raum schafft. Heumann über namenlose und falsch benannte Bücher. — [Über Heumann vgl. VI, S. 15, Z. 1ff.]

Ziele schießt. Ich habe es ein freimütiges, ernsthaftes, gründliches, bündiges, gelehrtes Werk genannt: lauter Eigenschaften, aus welchen die Wahrheit der darin abgehandelten Materie noch keines Weges folget, und die ich gar wohl auf den Verfasser übertragen dürfen, ohne ihn deswegen als einen Mann anzunehmen oder zu empfehlen, auf den man sich in allen Stücken verlassen könne. Es setzen daher auch diese Lobsprüche im geringsten nicht voraus, daß ich ihn näher oder aus mehrern Werken kenne, noch weniger, daß ich ihn persönlich kenne oder gekannt habe.

Denn so empfindlich es auch immer dem Herrn Hauptpastor mag gewesen sein, das ich geradezu gesagt, „mein Ungenannter sei des Gewichts, daß in allen Arten der Gelehrsamkeit sieben Gözen nicht ein Siebenteil vom ihm aufzuwägen vermögend sind,“ so getraue ich mir doch diese Äußerung einzig und allein aus dem gut zu machen, was mir von seinem Werke in den Händen ist. Der Herr Hauptpastor muß nur nicht, was ich von allen Arten der Gelehrsamkeit sage, auf alle Minutissima dieser Arten ausdehnen. So möchte es z. E. mir allerdings wohl schwer zu erweisen sein, daß mein Ungenannter von allen plattdeutschen Bibeln eine ebenso ausgebreitete gründliche Kenntnis gehabt als der Herr Hauptpastor. Kaum dürften ihm die verschiednen Ausgaben der Lutherischen Bibelübersetzung selbst so vollkommen bekannt gewesen sein als dem Herrn Hauptpastor, welcher so außerordentliche Entdeckungen darin gemacht, daß er auf ein Haar nun angeben kann, um wie weit mit jeder Ausgabe die Orthodoxie des seligen Mannes gewachsen. Aber alles dieses sind doch nur Stäubchen aus der Litterargeschichte, welchen mein Ungenannter nur siebenmal siebenmal so viel andere Stäubchen ebendaher entgegenzusetzen haben dürfte, um mich nicht zum Lügner zu machen. Und so mit den übrigen Kenntnissen allen! Selbst mit denen, die der Ungenannte actu gar nicht, sondern nur virtualiter besaß. Die Ursache ist klar. Er war ein selbstdenkender Kopf, und selbstdenkenden Köpfen ist es nun einmal gegeben, daß sie das ganze Gefilde der Gelehrsamkeit übersehen und jeden Pfad desselben zu finden wissen, sobald es der Mühe verlohnet, ihn zu betreten. Ein Wievielteilchen eines solchen Kopfes dem Herrn Hauptpastor zu teil worden, bleibt seinem eignen unparteiischen

17. Minutissima, Kleinigkeiten. — 19 ff. daß mein ... Hauptpastor, Göze hat eine „Historie der Niedersächsischen Bibeln“ verfaßt. Vgl. oben S. 146, Z. 15.

Ermessen anheimgestellt. Gnug, daß 7 mal 7 nur 49 macht, und auch ein Neunundvierzigteilchen meines Ungenannten noch aller Hochachtung wert und siebenmal mehr ist, als man an allen Orten und Enden der Christenheit zu einem Pastor oder Hauptpastor erfodert.

Doch halt! Ich habe ja meinen Ungenannten auch einen ehrlichen unbescholtenen Mann genannt, und dieses setzt doch wohl voraus, daß ich ihn näher und persönlich kenne? — Auch dieses nicht! Und ohne mich viel mit dem Quilibet praesumitur etc. zu decken, will ich nur gleich sagen, was für Grund in seinem Werke ich gefunden habe, ihm auch diese Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Nämlich, obschon mein Ungenannter freilich alle geoffenbarte Religion in den Winkel stellet, so ist er doch darum so wenig ein Mann ohne alle Religion, daß ich schlechterdings niemanden weiß, bei dem ich von der bloß vernünftigen Religion so wahre, so vollständige, so warme Begriffe gefunden hätte als bei ihm. Diese Begriffe trägt das ganze erste Buch seines Werkes vor, und wie viel lieber hätte ich dieses erste Buch an das Licht gebracht als ein andres Fragment, welches mir seine voreiligen Bestreiter abgedrungen haben! Nicht sowohl, weil die spekulativen Wahrheiten der vernünftigen Religion darin in ein größer Licht durch neue und geschärftere Beweise gestellet worden, sondern vielmehr weil mit einer ungewöhnlichen Deutlichkeit darin gezeigt wird, welchen Einfluß diese Wahrheiten auf unsere Pflichten haben müssen, wenn die vernünftige Religion in einen vernünftigen Gottesdienst übergehen soll. Alles, was er von diesem, von diesem Einflusse insbesondere sagt, trägt das unverkennlichste Merkmal, daß es aus einem ebenso erleuchteten Kopfe als reinem Herzen geflossen, und ich kann mir unmöglich einbilden, daß in ebendiesem Kopfe bei ebendiesen erhabenen Einsichten, in ebendiesem Herzen bei ebendiesen edeln Neigungen tolle vorsetzliche Irrtümer, kleine eigennützige Affekten hausen und herrschen können. „In eodem pectore," sagt Quinctilian, nullum est honestorum turpiumque consortium, et cogitare optima simul ac deterrima non magis est unius animi, quam ejusdem

9 f. Quilibet praesumitur bonus, donec probetur contrarium, jeder wird für gut angenommen, bis das Gegenteil erwiesen wird. (Juristischer Grundsatz.) — 33 ff. In eodem ... ac malum, in demselben Herzen ist keine Gemeinschaft von Rechtschaffenheit und Niederträchtigkeit, und zugleich das Trefflichste und das Schändlichste zu denken ist dem Sinne eines einzigen ebensowenig möglich als zugleich gut und schlecht zu sein.

hominis bonum esse ac malum.“ Das also, das war es, warum ich meinen Ungenannten einen ehrlichen unbescholtenen Mann nennen zu können glaubte, ohne aus seinem bürgerlichen Leben Beweise dafür zu haben!

Freilich glaubte ich einmal, ihn in der Person des Wertheimischen Bibelübersetzers näher zu kennen, und noch kürzlich hätte mich die ungesuchte Äußerung eines hiesigen ehrlichen Mannes in solchem Glauben bestärken können. Dieser Mann hat ehedem, wie noch gar wohl bekannt, mit Schmidten vielen Umgang gepflogen, und ich habe sein schriftliches Zeugnis in Händen. Doch Herr Mascho hat durch so viel Schlüsse a priori meinen Wahn, oder wofür er es sonst halten mag, so kräftig bestritten, daß ich ganz und gar keine Achtung für dergleichen Schlüsse in rebus facti haben müßte, wenn ich nicht wenigstens sollte zweifelhaft geworden sein. Zwar hinken einige dieser Schlüsse ein wenig sehr, z. E. der, welcher von der Wolffischen Philosophie hergenommen ist, die sich Schmidt so ganz zu eigen gemacht hatte, und von welcher bei meinem Ungenannten keine Spur zu finden sein soll. Denn mit Erlaubnis des Herrn Mascho, das eben angeführte erste Buch ist ganz auf Wolffische Definitionen gegründet, und wenn in allen übrigen die strenge mathematische Methode weniger sichtbar ist, so hat ja wohl die Materie mit Schuld, die ihrer nicht fähig war. Auch muß ich dem Herrn Mascho aufrichtig bekennen, daß ich nicht einsehe, wie mein Vorgeben, die Handschrift des Ungenannten habe wenigstens ein Alter von 30 Jahren, darum nicht stattfinden könne, weil Wettsteins und des Spruches 1. Johann. 5, 7 darin gedacht werde. Es ist wahr, Wettsteins Neues Testament kam erst 1751 heraus; aber die Prolegomena waren doch bereits 1730 erschienen, und die Streitigkeit über den Spruch Johannis ist ja wohl noch älter. Allein was würde es helfen, wenn ich auch in diesen Kleinigkeiten Recht bekäme? Herr Mascho weiß so unzählig andere Partikularia von meinem Ungenannten, welche alle auf den Wertheimschen Schmidt nicht passen, daß schwerlich an diesen weiter gedacht werden kann; wenn uns Herr Mascho nur noch vorher zu sagen beliebt, woher er diese Partikularia hat.

26 f. Johann Jakob Wettstein, 1693—1754, gab zu Amsterdam 1751 f. das Neue Testament kritisch mit umfangreichen Prolegomenen heraus. — darin gedacht werde, Wolfenbüttler Beiträge IV, S. 340. 350.

Von mir hat er sie gewiß nicht. Sondern vermutlich hat er sie von einem gewissen C., der in den Altonaer Beiträgen (St. 30) den Verfasser der Fragmente „einen leider nur zu bekannten Ungenannten nennet," wenn dieser C. nicht vielmehr, was er so dreist in die Welt schreibt, von dem Herrn Mascho hat. Nach Belieben! Nur daß sich keiner auf mich berufe! Denn ich für mein Teil, sobald ich merkte, daß ich mich in meiner Vermutung mit Schmidten wohl möchte übereilet haben, machte mir das Gesetz, einer solchen Vermutung nie wieder nachzuhängen. Ja, ich faßte sofort den Entschluß, auch wenn ich den wahren Namen ganz zuverlässig erführe, ihn dennoch nun und nimmermehr der Welt bekannt zu machen. Und bei diesem Entschlusse, so mir Gott hilft, bleibt es, gesetzt auch, daß ich ihn wirklich seitdem erfahren hätte.

Welche elende Neugierde, die Neugierde nach einem Namen! nach ein paar Buchstaben, die so oder so geordnet sind! Ich lasse es gelten, wenn wir zugleich mit dem Namen und durch den Namen erfahren, wie weit wir dem Zeugnisse eines Lichtscheus trauen können. Aber da, wo von Zeugnissen, von Dingen, die lediglich auf Zeugnissen beruhen, gar nicht die Rede ist, wo die Vernunft auf ihrem eignen Wege nur Gründe prüfen soll: was soll da der Name des, der das bloße Organ dieser Gründe ist? Er nutzt nicht allein nichts, sondern schadet auch wohl öfters, indem er einem Vorurteile Raum giebt, welches alle vernünftige Prüfungen so jämmerlich abkürzt. Denn entweder der Ungenannte wird als ein Mann erkannt, dem es auch sonst weder an Willen noch an Kraft, die Wahrheit zu erkennen, gefehlt hat: und sogleich läßt sich der Pöbel, dem das Denken so sauer wird, von ihm blindlings hinreißen; oder es findet sich, daß der Ungenannte schon sonst wo übel bestanden: und sogleich will ebender Pöbel ganz und gar weiter mit ihm nichts zu schaffen haben, der festen schönen Meinung, daß dem, der an einem Sinne verwahrloset ist, notwendig alle fünfe mangeln müssen. — So urteilen selbst Litteratores, die es sonst für keine kleine Sache halten, auf anonyme und pseudonyme Schriftsteller Jagd zu machen, und ich sollte unphilosophischer urteilen und handeln als diese Männer, welche, so zu reden, ein Recht haben, unnütze und unphilosophische Entdeckungen zu machen? „Prudentis est," sagt Heumann an dem

37 ff. Prudentis est . . . ignotus, ein kluger Mann liest alle dogmatischen Bücher so, als wenn der Verfasser ganz unbekannt wäre.

nämlichen Orte, woher das Lemma dieses Stücks genommen ist, „ita quosvis dogmaticos libros legere, quasi auctor plane sit ignotus.“ Hier ist das quasi wirklich. Der Leser braucht nicht erst wieder zu vergessen, was er nicht weiß.

Und nun stelle man sich vor, was ich für Augen möge gemacht haben, als ich im Gefühl dieser meiner Gesinnungen folgende Stelle des Herrn Hauptpastors las:*) „Zuletzt erinnere ich den Herrn L. noch, daß es nun für ihn Pflicht sei, den Verfasser der Fragmente zu nennen, da er mit der Entdeckung seines Namens gedrohet und es versucht hat, seinen Gegnern dadurch Furcht einzujagen, da es ihm nicht unbekannt sein kann, was für gelehrte unbescholtene Männer für Verfasser dieser Mißgeburten ausgegeben worden. Die Schuld, daß ihre Asche so unverantwortlich besudelt wird, fällt auf ihn zurück, wofern er mit der Wahrheit länger zurückhält, und er kann solche zu offenbaren um so viel weniger Bedenken tragen, da er seinen Autor und dessen Arbeit schon vorläufig mit solchen Lobsprüchen beehret hat.“

Wie? Ich soll gedroht haben, den Verfasser der Fragmente zu nennen? Wo das? Und darauf soll sich meine Pflicht gründen, mit seinem Namen nicht länger hinter dem Berge zu halten? darauf? Wie die Pflicht, so der Bewegungsgrund zur Erfüllung derselben! Ich habe gewarnet, dem Ungenannten nicht gar zu bubenmäßig und schülerhaft zu begegnen, damit man sich nicht allzu sehr schämen müsse, wenn man endlich einmal erführe, wer er gewesen. Heißt das drohen? Heißt das drohen, daß man es durch mich erfahren soll? daß ich endlich den Namen aussprechen will? — Wenn der Herr Hauptpastor hier nicht mit gutem Wissen und Vorsatz eine Lüge hingeschrieben hat, so ist es doch ein Beweis, wie er mich lieset. Er lieset nie das, was ich geschrieben habe, sondern immer nur das, was er gerne möchte, daß ich geschrieben hätte.

*) Freiw. Beitr., 5. B. 75.

Anti-Göze.

Ärgernis hin, Ärgernis her! Not bricht Eisen und hat kein Ärgernis. Ich soll der schwachen Gewissen schonen, sofern es ohne Gefahr meiner Seelen geschehen mag, wo nicht, so soll ich meiner Seelen raten, es ärgere sich daran die ganze oder halbe Welt.

Luther.

Zehnter.

———12

Hiernächst ist es mir allerdings völlig unbekannt, was für gelehrte und unbescholtene Männer, ohne Zweifel auf Vorspiegelung der Herren Mascho und C. in Hamburg, für Verfasser der Fragmente ausgegeben werden. Aber es freuet mich, daß man dort doch mehrere kennet, die so etwas könnten geschrieben haben. Es macht keinem Schande, wer er auch sei; und was der Herr Hauptpastor von unverantwortlicher Besudelung ihrer Asche sagt, will weder nach der eigentlichen, noch nach der verblümten Bedeutung mir in den Kopf. Asche nimmt es gar nicht übel, mit Kot vermengt zu werden, und der Geist, der diese Asche belebte, steht vor den Augen des, dem es keine Mühe macht, das Eigene von dem Angelogenen zu unterscheiden. Die tappende Neugier der Sterblichen ist für beide ein Spiel, das des Zusehens nicht wert ist, und welcher Vernünftige diese Neugierde am ersten zu befriedigen sucht, erzürnet die spielenden Kinder am meisten.

Wenn der Herr Hauptpastor unter diese neugierigen spielenden Kinder nicht selbst gerechnet werden will, so sage er doch nur, in welcher ernsthaften Absicht sonst er gern den Namen meines Ungenannten wissen möchte! Kann er seine Asche noch einmal zu Asche brennen lassen? Sollen seine Gebeine in der Erde,

2ff. Ärgernis ... Luther, Jenaer Ausg. II, S. 213 b.

welche sie willig aufnahm, nicht länger ruhen? Sollen sie in Staub zermalmet, auf das Wasser geworfen, in den Wind zerstreuet werden? Die Erde, in beiden Fällen, lieber Herr Hauptpastor, nimmt sie ja doch wieder auf. Oder wollen Sie nur das Vergnügen haben, daß Sie in ganz Deutschland herumschreiben können, ob und wo irgend noch ein Anverwandter oder Nachkomm zu finden, den Sie es können empfinden lassen, daß er in seiner Linie oder in seinen Nebenlinien, aufsteigend oder absteigend, einen solchen Bösewicht gehabt habe? — Wem ist es zu verargen, wenn er so heillos von Ihnen urteilet? Denn ganz ohne Grund kann der Mensch ja doch nicht handeln. —

Ich wollte noch eben in Ansehung des bekannt zu machenden Namens eines so höllischen Abenteurers, wofür Göze und die wenigen seines Gelichters den Ungenannten halten, einen ganz andern Vorschlag thun, indem mir der 45ste Beitrag zum Reichspostreiter gebracht wird.

O bravo! Der nämliche E., welcher in dem 40sten Beitrage uns versicherte, daß der Ungenannte „leider nur gar zu bekannt sei", findet nun für gut, wie er sich ausdrückt, „der sehr weit ausgebreiteten Lüge, als ob ein gewisser ehmaliger berühmter Lehrer am hamburgischen Gymnasio Verfasser der Fragmente sei, öffentlich zu widersprechen". Er fügt hinzu, „daß er dieses um so viel zuversichtlicher thun könne, da der Herr Lizentiat Wittenberg Briefe von dem Sohne dieses berühmten Mannes in Händen habe, worin derselbe jenes Vorgeben für eine Lüge und Verleumdung erkläret, und deren Einsicht der Herr Besitzer einem jeden, dem daran gelegen ist, gern erlauben werde."

Kann sein, kann nicht sein! — Aber vor allen Dingen eine Frage an den Reichspostreiter oder an diesen mehrbelobten E. im Reichspostreiter: Wird an beiden Orten des Reichspostreiters der nämliche Mann verstanden oder nicht? — Wenn nicht der nämliche: ist es nicht wahre Vexiererei des Publikums, sich hier des nicht rechten so feierlich anzunehmen und von dem rechten, von dem es dort leider nur gar zu bekannt war, daß er und kein andrer der wahre Verfasser der Fragmente sei, so gänzlich zu schweigen? — Wenn aber der nämliche: was sollen wir von

20 f. ein gewisser ... Fragmente sei, dieser „ehmalige berühmte Lehrer am hamburgischen Gymnasio" ist H. S. Reimarus, der wirkliche Verfasser der Fragmente, und sein Sohn ist der Hamburger Arzt J. A. H. Reimarus. — Über den Lizentiaten Wittenberg vgl. die Anm. zu S. 194, Z. 14.

einem Manne denken, dem es gleich leicht wird, eine Lüge zu besiegeln und sich der nämlichen Lüge wegen fast zu gleicher Zeit vor der ganzen Welt auf das Maul zu schlagen? Der Reichspostreiter kann sich allenfalls mit seinem Relata refero schützen, aber auch er? Der Reichspostreiter muß jeden Tag sein Blatt voll haben; was kümmert es den, womit es voll wird? Ihn hingegen zwang nichts, über Hals über Kopf drucken zu lassen, daß ein elendes Gerede eine ganz bekannte Sache sei; er war an Ort und Stelle, diesem Gerede sogleich auf den Grund zu kommen, er durfte nur ebenden Weg einschlagen, auf welchem die Unzuverlässigkeit desselben sich nun soll erwiesen haben. Warum ist er der erste und einzige, der die Lüge in die Welt schrieb? Warum ist er der erste und einzige, der dieser Lüge, die vielleicht niemand geglaubt hat, itzt widerspricht? Sollte ihn bloß der Kitzel getrieben haben, itzt mit guter Manier einen noch bedeutendern Fingerzeig thun zu können? —

An den Briefen, auf welche er sich beruft, zweifle ich im geringsten nicht. Auch zweifle ich nicht an der Bereitwilligkeit des Herrn Lizentiat Wittenberg, diese Briefe einem jeden, der es verlangt, zu zeigen. Ich bin sogar versichert, daß er sie mehrern zeigen wird, als sie zu sehen verlangen werden. Auf diese Weise wird allerdings jede Verleumdung auf die allerunschuldigste Weise verbreitet, und das erste Böse, was ich von dem Herrn Lizentiat von nun an höre, will ich auf die nämliche Weise zu widerlegen bedacht sein.

Doch was kann auch wohl der Herr Lizentiat dafür, wenn eine ebenso dumme als boshafte Klatsche*) (Klätscher wäre hier

*) Ich kann mir kaum die Mühe nehmen, die Dummheit und Bosheit dieser Klatsche zugleich aus dem zu erweisen, was sie von mir sagt. Auch möchte ich sie nicht gern abschrecken, sich noch fernerhin an mir lächerlich zu machen, in der süßen Meinung, daß sie mich lächerlich gemacht habe. Doch ein paar Worte, unter den Text geworfen, können doch auch nicht schaden. — Gleich anfangs also geifert Mutter Else, oder wie sie sonst heißen mag: „da die schlechte Beschaffenheit meiner Sache mir nicht erlaube, bei der Sache selbst zu bleiben, so ergreife ich Nebendinge und lasse die Hauptsache unbeantwortet.“ — Mütterchen, und wenn Ihr noch zwanzigmal das Wort Sache in einem Atem heraussprudelt, so wißt Ihr doch von der Sache gerade soviel wie nichts. Aber seid doch so gut und nennt mir ein einziges von jenen Nebendingen, und Ihr sollt alle Eure Zähne, oder wenn Ihr lieber wollt, einen Mann wieder haben! Denn begreift doch nur, Else, daß ich ja nicht der angreifende Teil, sondern der angegriffene bin, und also überall mit hin muß, wohin mich Euer Seelensorger, der Herr Hauptpastor Göze, schleppt! Freilich schleppt er mich an manchen Ort, wo wir beide nichts zu suchen haben; aber ist das meine Schuld? Muß ich ihm nicht allerwärts, wo er mich vor den Augen Israels dem Herrn opfern will, in das heilige Messer fallen? Ich schneide mich freilich oft genug in diesem heiligen Messer,

4. Relata refero, ich erzähle nach, was mir erzählt worden ist.

viel zu gut) die Unverschämtheit hat, sich auf ihn zu berufen und ihn in läppische unnütze Händel zu verwickeln? Denn daß der Herr Lizentiat selbst nicht vollkommen mit mir einsehen sollte, wie läppisch und unnütz diese ganze Namenjagd sei, wird mich hoffentlich niemand bereden wollen, der ihn kennt. Und gesetzt auch, daß er darin nicht mit mir einig wäre, daß der entdeckte Name sogar zur Prüfung der Sache schädlich werden könne, so wird er doch nicht in Abrede sein, daß er wenigstens der Ruhe und dem Leumunde aller derer nachteilig zu sein nicht fehlen werde, welche sich in dem entdeckten Verfasser einen Anverwandten oder Freund zu erkennen nicht entbrechen wollten. — Die Neugier eines ehrlichen

Eber ich wehre mir es endlich doch von der Kehle. — Zweitens, gutes Mütterchen, hat auch dieser liebe Herr Seelensorger weisgemacht, daß er sich an den bösen Nicolai bloß als an den Verleger der Allgemeinen Bibliothek zu halten pflege. Seht, das hat er Euch wohl weismachen können, aber wem er es sonst weismachen wird, der ist der zweite. Denkt nur, wenn ich wegen der Freiwilligen Beiträge mich an Euch halten wollte, weil vielleicht unter den Lumpen, woraus das Papier dazu gemacht worden, sich einige von Euern alten Hemden befunden, was würdet Ihr sagen? Und doch ist wahrlich eines dem andern nicht sehr aus dem Wege. Denn ebensowenig Ihr wißt, was man mit Euren alten Hemden macht, ebensowenig weiß der Verleger, als bloßer Verleger, was der Gelehrte, den er bezahlt, auf sein weißes Papier drucken läßt; und er ist das ebensowenig verbunden zu wissen, als Ihr jenes. Habt Ihr denn auch nie gehört, Else, daß Euer Herr Seelensorger noch bei viel mehrern Verlegern ebenso übel zu Gaste gewesen ist als bei Nicolai? Warum hat er sich denn nie auch an jene Verleger gehalten? Warum denn nur an den Verleger Nicolai? Nein, Else, glaubt mir, er hat es nicht mit Nicolai dem Verleger zu thun, sondern mit Nicolai dem Mitarbeiter an der A. B., welcher sich bis itzt, soviel ich weiß, noch allein genannt hat. Und so, so will ich mich auch an den Herrn Hauptpastor Göze wegen der Freiwilligen Beiträge halten, er mag schreien, wie er will. Mit gefangen, mit gehangen. Er nennt sich in dieser Bande, und das ist mir genug. Das ist mir so lange genug, bis er wenigstens öffentlich sein Mißfallen zu erkennen giebt, daß seine Herren Kollegen ein Buch rühmen, und in Beziehung wider mich rühmen, das von Silbe zu Silbe die nämlichen Sätze enthält, um deren willen er mich so gern zum Teufel beten möchte. — Und nun drittens, Else, was wißt denn Ihr von der Orthographie? Ich habe nie eine Vettel orthographisch schreiben sehen. Das klatscht Ihr wieder nur so nach und merkt nicht, daß auch Ihr dadurch Anlaß gebt, daß ich mich auf Nebendinge einlassen muß. Sagt selbst, was hat es mit der Auferstehungsgeschichte oder mit sonst einem Punkte in den Fragmenten und meiner Widerlegung derselben zu schaffen, daß ich schreibe „vorkömmt" und „bekömmt", da es doch eigentlich heißen müsse „vorkommt" und „bekommt"? Es kränkt Euch, daß ein so großer Sprachkundiger wie ich — (niemals sein wollen) — in solchen Kleinigkeiten fehlt? Ei, gutes Mütterchen! weil Ihr ein gar so zartes Herz habt, muß ich Euch ja wohl zurechteweisen. Nehmt also Eure Brille zur Hand und schlagt den Adelung nach! Was leset Ihr hier? „Ich komme, du kommst, er kommt; im gemeinen Leben und der vertraulichen Sprechart: du kömmst, er kömmt." Also sagt man doch beides? Und warum soll ich denn nicht auch beides schreiben können? Wenn man in der vertraulichen Sprechart spricht: „du kömmst, er kömmt", warum soll ich es denn in der vertraulichen Schreibart nicht auch schreiben können? Weil Ihr und Eure Gevattern nur das andere sprecht und schreibt? Ich ersuche Euch höflich, Else, allen Euern Gevattern bei der ersten Zusammenkunft von mir zu sagen, daß ich unter den Schriftstellern Deutschlands längst mündig geworden zu sein glaube und sie mich mit solchen Schulpossen ferner ungehudelt lassen sollen! Wie ich schreibe, will ich nun einmal schreiben! will ich nun einmal! Verlange ich denn, daß ein andrer auch so schreiben soll?

41. Johann Christoph Adelung, 1732—1813, Oberbibliothekar zu Dresden, gab zu Leipzig 1774—86 den „Versuch eines vollständigen grammatisch-kritischen Wörterbuchs der deutschen Sprache" in 5 Bänden heraus.

Mannes steht da gern stille, wo Wahrheitsliebe sie nicht weiter treibt und Liebe des Nächsten sie still zu stehen bittet.

Freilich desto besser, wenn die Briefe, welche Herr Lizentiat Wittenberg in Händen hat, einen Mann aus dem Spiele setzen, welchen mancher schwache Gesell sich als seinen Gewährsmann wohl wünschen möchte. In der That wüßte ich auch selbst keinen neuern Gelehrten in ganz Deutschland, für welchen ein Vorurteil in dergleichen Dingen zu haben verzeihlicher wäre, als eben ihn. Aber ebendaher möchte ich auch auf diesen Mann keinen Fingerzeig geben, und wenn er mir selbst in eigner verklärter Person die Papiere aus jenem Leben gebracht hätte, mit dem ausdrücklichen Verlangen, sie unter seinem Namen herauszugeben; und wenn er mir seitdem auch immer über die zweite Nacht wieder erschiene und das nämliche Gesuch, ich weiß nicht unter welchen Drohungen oder Versprechungen, wiederholte. Ich würde zu ihm sagen: „Lieber Geist, herausgeben will ich deine Handschrift recht gern, ob ich gleich wohl merke, daß die Sache nicht ohne Gefahr ist und man mir vorwerfen wird, daß ich die schwachen Gewissen nur damit ärgern wollen. Denn was dieses Ärgernis betrifft, darüber denke ich wie Luther. Genug, ich kann ohne Gefahr meiner Seele deine Schrift nicht unter den Scheffel stellen. Sie hat Zweifel in mir erregt, die ich mir muß heben lassen. Und wer kann sie mir anders heben als das Publikum? Mich an den und jenen berühmten Gottesgelehrten durch Privatbriefe deshalb zu wenden, das kostet Geld und Zeit, und ich habe deren keines viel zu versplittern. Also wie gesagt, herausgeben will ich deine Schrift gern; aber warum soll ich sie nicht anders herausgeben als mit deinem Namen? Bist du in jenem Leben eitler geworden, als du in diesem warest? Oder gehört dein Name auch mit zu den Beweisen? Wenn du auf diesem kindischen ärgerlichen Ehrgeize bestehest, so weiß ich wohl, woher du kömmst. Die Glorie, die du da um deinen Kopf hast, ist Betrug; denn du bist klein genug, noch eine andre neben ihr zu verlangen." —

Diese Phantasie erinnert mich wieder an den Vorschlag, den ich oben zu thun im Begriffe war. — Hat mein Ungenannter nicht aus Überzeugung geschrieben, nicht aus innerm Drang, was er für wahr hielt, auch seinem Nächsten mitzuteilen, so kann er

21. nicht ... stellen, Matth. 5, 15.

keinen andern Bewegungsgrund gehabt haben als unselige Ruhmsucht, gloriae cupiditatem sacrilegam, und ich finde in der ganzen Geschichte ihn mit niemand zu vergleichen als mit dem Unsinnigen, der den Tempel der Diana zu Ephesus verbrennen wollte, „ut opere pulcherrimo consumpto nomen ejus per totum terrarum orbem disjiceretur". Als nun der Phantast diesen seinen Schwindel auf der Folter bekannte, was thaten die Epheser? Sie beschlossen, um ihn von der empfindlichsten Seite zu strafen, daß niemand seinen Namen nennen solle, und wir würden es noch nicht wissen, wie der stolze Narr geheißen, hätte sich Theopomp in seinen Geschichtbüchern dieser klugen Verfügung unterwerfen wollen. Ich folge den weisen Ephesern, nenne trotz dem Theopomp, nach dem Beispiel des Valerius, den ungeheuren Geck auch noch nicht und trage an: Wie, wenn wir ein Gleiches unter uns ausmachten und den Frevler nie nennten (gesetzt, daß wir seinen Namen wüßten oder erführen), der aus Ehrsucht den Felsen sprengen wollen, auf welchen Christus seine Kirche gegründet? — Ich stelle mir vor, ich sammle die Stimmen, fange an von den Patribus conscriptis des Luthertums, einem Ernesti, einem Semler, einem Teller, einem Jerusalem, einem Spalding ꝛc., und komme herab bis auf den kleinsten Dorfpriester, der in den Freiwilligen Nachrichten seiner Notdurft pfleget: und alle, alle stimmen für ja.

Nur einer, einer nur, der Hauptpastor Göze, stimmet für nein. „Nein!" donnert er, „und nochmals nein! Nicht genug, daß der Ungenannte dort ewig zu Schanden geworden, er muß auch noch hier zeitlich zu Schanden werden. Amen!" fügt er hinzu, „Amen!"

---

2. gloriae ... sacrilegam, tempelschänderische Ruhmbegier. — 5f. ut opere ... disjiceretur, damit durch die Vernichtung des herrlichsten Werkes sein Name über den ganzen Erdkreis ausgebreitet würde. (Valerius Maximus VIII, 14.) — 18f. Patribus conscriptis, Väter, Ausgehobene (die Anrede an den römischen Senat).

Anti-Göze.

Pro boni viri officio, si quando eum ad defensionem nocentium ratio duxerit, satisfaciam.

Quinctilianus.

Elfter.

———13

Ich komme endlich auf das dritte, wodurch ich mich als den Advokaten des Ungenannten erzeigen soll. Es soll in meinem Betragen gegen diejenigen bestehen, die sich der christlichen Religion wider ihn annehmen.

Diese Rüge enthält zweierlei, auf deren jedes ich verschieden antworten muß. Entweder man findet es nur sonderbar und unrecht, daß ich überhaupt noch den Ungenannten bei seinen Gegnern vertrete, oder man findet es zugleich so viel sonderbarer und unrechter, daß ich es in dem Tone thue, den man mir so hoch aufmutzt.

Auf erstres glaube ich schon zum Teil damit geantwortet zu haben, daß ich mich erkläret, nicht als Advokat für ihn zu sprechen, der ihn seine Sache will gewinnen machen. Ich spreche bloß als ehrlicher Mann, der ihn nur so tumultuarisch nicht will verdammt wissen. Höchstens spreche ich so, als ein zugegebener Advokat für einen Verbrecher spricht, und rede nur statt seiner, und rede nur, wie man es im gemeinen Leben auszudrücken pflegt, in seine Seele. Hierzu aber bin ich um so mehr verpflichtet, da ich das mehrere von seinen Papieren in Händen habe. Es wäre Verrat an der Unschuld, er mag nun viel oder wenig Anspruch auf Unschuld machen können, wenn ich in diesen mehrern Papieren das geringste, das ihm auf irgend eine Weise zu statten käme, fände und nicht anzeigte. Der Verrat wäre von mir um so viel

2 ff. Pro boni ... satisfaciam, ich will die Pflicht eines guten Mannes erfüllen, wenn ihn einmal die Vernunft zur Verteidigung schädlicher Dinge geführt hat.

größer, da ich ungebeten sein Herausgeber geworden bin und als litterarische Proben Stücke aus ihm mitgeteilet habe, die aus aller Verbindung gerissen sind, durch welche allein sie ihr wahres Leben erhalten. Warum hat man diese Proben durchaus nicht wollen sein lassen, was sie sein sollen? Warum hat man sie einer größern Aufmerksamkeit gewürdiget, als Fragmente von aller Art verdienen, auf die kein Mensch sich einzulassen verbunden ist? Warum hat man sogar Verbindungspartikeln, durch welche sich der Ungenannte auf etwas anderweits Erwiesenes beziehet, für bloßes Blendwerk ausgegeben und dadurch sowohl meine als seine Redlichkeit in den lieblosesten Verdacht gezogen? — Doch davon an einem andern Orte.

Hier lasse man mich nur noch hinzufügen, was ich mich nicht schämen darf zu wiederholen, da es einmal gestanden ist. Ich habe den Ungenannten auch darum in die Welt gestoßen, weil ich mit ihm allein nicht länger unter einem Dache wohnen wollte. Er lag mir unaufhörlich in den Ohren, und ich bekenne nochmals, daß ich seinen Zuraunungen nicht immer so viel entgegenzusetzen wußte, als ich gewünscht hätte. Uns, dachte ich, muß ein dritter entweder näher zusammen oder weiter aus einander bringen, und dieser dritte kann niemand sein als das Publikum.

Verliere ich nun aber nicht alle den Nutzen, den ich mir aus diesem Schritte versprach, wenn ich nicht auf jedes Wort, auf jede Miene aufmerksam bin, mit welcher man ihn im Publiko empfängt? Ich muß jeden fragen, der über ihn stutzt, oder über ihn lacht, oder über ihn erschrickt, oder über ihn poltert: „Wie verstehen Sie das? wie beweisen Sie das?“ Auch werde ich mich mit der ersten der besten Antwort des ersten des besten Gegners schwerlich begnügen können. Denn wenn sie auch wirklich die beste wäre, so ist das Beste doch nicht immer gut, und ich kenne für tausend Zweifel die besten Antworten sehr wohl, ohne eine einzige gute darunter zu finden.

Daß man mir aber nur nicht eine so schwer zu befriedigende Nachforschung als einen Beweis dessen vorwerfe, was ich so eifrig abzulehnen suche! Ich erzeige mich auch dadurch so wenig als den Advokaten des Ungenannten, daß ich mich vielmehr (weil es doch einmal Advokat heißen soll) als den Advokaten der Religion damit erweise, die der Ungenannte angreift. Denn was hat er zu thun, der rechtschaffene Advokat, ehe er eine Sache übernimmt? Nachdem er seinen Klienten lange genug angehöret, sich ein langes

und breites von ihm vorsagen lassen, in die Länge und in die Quere ihn ausgefragt,*) „in aliam rursus ei personam transeundum est *agendusque adversarius,* proponendum, quidquid omnino excogitari contra potest, quicquid recipit in ejusmodi disceptatione natura“. Gerade so auch ich! Aber wer den Verteidigern der Religion sodann am schärfsten widersprechen wird, wird es darum mit der Religion nicht am schlimmsten meinen. Denn ich werde nur darum die Verteidiger der Religion „interrogare quam *infestissime* ac premere“, weil auch hier „dum omnia quaerimus, aliquando ad verum, ubi minime expectavimus, pervenimus,“ weil auch hier „optimus est in dicendo patronus incredulus“.

Nun habe ich freilich dieser Pflicht gegen mich selbst zur Zeit noch wenige Genüge leisten können. Aber ich hoffe in Zukunft es besser zu thun, und es mit aller der Kälte, mit alle dem Glimpfe gegen die Personen zu thun, die mit jener Strenge und Wärme für die Sache bestehen können, welche allein Quinktilian bei seinem infestissime kann gedacht haben.

„Ei nun ja!“ höre ich den Herrn Hauptpastor rufen — und bin bei dem zweiten Gliede dieser Rüge. „Ei nun ja! Da verlasse sich einer darauf und binde mit ihm an! Wir haben die Erfahrung davon, ich und sein Nachbar. Wie höhnend, wie verachtend, wie wegwerfend hat er wider uns geschrieben!“

Fühlen Sie das, Herr Hauptpastor? Desto besser. So habe ich meinen Zweck mit Ihnen erreicht, aber noch lange nicht gethan, was Sie verdienen. Denn einmal gehören Sie zu den Gegnern meines Ungenannten noch gar nicht. Sie haben bis diese Stunde ihn noch in nichts widerlegt, Sie haben bloß auf ihn geschimpft. Sie sind bis diese Stunde nur noch als mein Gegner anzusehen, nur noch als der Gegner eines Gegners des Ungenannten. Und nächst dem haben Sie wider diesen Gegner des Ungenannten sich Dinge erlaubt, die Sie zum Teil kaum gegen den Ungenannten

*) Quinctilianus, L. XII.

2 ff. in aliam ... natura, muß er wieder in eine andere Rolle übergehen und den Gegner spielen, vorbringen, was alles dagegen ausgedacht werden kann, alles was die Beschaffenheit eines solchen Streites verträgt. — 8 f. interrogare ... premere, möglichst feindselig verhören und bedrängen. — 9 ff. dum omnia ... pervenimus, wir, indem wir alles durchsuchen, bisweilen zur Wahrheit, wo wir es am wenigsten erwarteten, gelangen. — 11 f. optimus ... incredulus, ein ungläubiger Anwalt der beste Redner ist.

sich hätten erlauben müssen. Sie haben mich feindseliger Angriffe auf die christliche Religion beschuldiget, Sie haben mich förmlicher Gotteslästerungen beschuldiget. Sagen Sie selbst, wissen Sie infamierendere Beschuldigungen als diese? Wissen Sie Beschuldigungen, die unmittelbarer Haß und Verfolgung nach sich ziehen? Mit diesem Dolche kommen Sie auf mich eingerannt, und ich soll mich nicht anders als den Hut in der Hand gegen Sie verteidigen können? soll ganz ruhig und bedächtig stehn bleiben, damit ja nicht Ihr schwarzer Rock bestaubt werde? soll jeden Atemzug so mäßigen, daß ja Ihre Perücke den Puder nicht verliere? Sie schreien über den Hund: „Er ist toll!" wohl wissend, was die Jungen auf der Gasse daraus folgern, und der arme Hund soll gegen Sie auch nicht einmal blaffen? blaffend Sie nicht Lügen strafen? Ihnen nicht die Zähne weisen? Das wäre doch sonderbar. Hieronymus sagt, daß die Beschuldigung der Ketzerei (wie viel mehr der Irreligion!) der Art sei, „in qua tolerantem esse, impietas sit, non virtus". Und doch, doch hätte ich mich lieber dieser Gottlosigkeit schuldig machen, als eine Tugend nicht aus den Augen setzen sollen, die keine ist? Anständigkeit, guter Ton, Lebensart: elende Tugenden unsers weibischen Zeitalters! Firnis seid ihr und nichts weiter. Aber ebenso oft Firnis des Lasters, als Firnis der Tugend. Was frage ich darnach, ob meine Darstellungen diesen Firnis haben oder nicht? Er kann ihre Wirkung nicht vermehren, und ich will nicht, daß man für meine Gemälde das wahre Licht erst lange suchen soll. — Sagen Sie an, Herr Hauptpastor, was habe ich gegen Sie geschrieben, warum Sie nicht nach wie vor Hauptpastor in Hamburg sein und bleiben könnten? Ich hingegen könnte das nicht sein, könnte das nicht bleiben, was ich bin, wenn Ihre Lüge Wahrheit wäre. Sie wollen mir die Nase abschneiden, und ich soll Ihrer nicht mit ein wenig assa foetida räuchern? —

Dieses ist nun freilich der Fall meines Nachbars nicht ganz. Aber ihn habe ich auch nirgends so behandelt als den Herrn Hauptpastor. Bloß sein wiederholter Vorwurf, daß der Ungenannte die Wahrheit, die er gar wohl einsehe, nur nicht einsehen wolle; bloß dieser Vorwurf, welcher einen Menschen so ganz in einen Teufel verwandelt; bloß dieser Vorwurf, von dessen Gifte,

16 f. in qua ... virtus, wobei duldsam zu sein eine Gottlosigkeit wäre, nicht eine Tugend.

wie ich bewiesen habe, ein großer Teil auf mich zurücke spritzt, hat mich im Fortgange des Wortwechsels bitterer gegen ihn gemacht, als ich zu sein mir vorgenommen hatte. Und wie bitter bin ich denn gegen ihn gewesen? Das Bitterste ist doch wohl, daß ich von ihm gesagt habe, „er schreibe im Schlafe"? Mehr nicht? Und daraus will der Herr Hauptpastor schließen, daß das Testament Johannis, in welchem die allgemeine brüderliche Liebe so sehr empfohlen wird, von mir unmöglich sein könne? Nun wohl, so hat Hieronymus, aus welchem ich das Testament Johannis genommen, ebenso wenig von dieser Liebe gehabt als ich, und ich bin lange zufrieden, daß ich deren doch ebenso viel habe als Hieronymus, wenn schon nicht ganz so viel als der Herr Hauptpastor Göze, der seine Herren Kollegen aus brüderlicher Liebe eher ewig schlafen macht, als ihnen das Schlafen vorwirft. Denn gerade sagt Hieronymus einem seiner Gegner nicht mehr und nicht weniger, als ich meinem Nachbar gesagt habe. Dem Vigilantius nämlich schreibt er mit dürren Worten: „Ego reor, et nomen tibi *κατ' ἀντίφρασιν* impositum. Nam tota mente dormitas et profundissimo non tam somno stertis quam lethargo." Auch wiederholt der heilige Mann das böse Wortspiel überall, wo er von dem Vigilantius spricht; und wenn ich recht gezählt habe, mag er ihn wohl ebenso oft ausdrücklich Dormitantius nennen, als ich meinen Nachbar in seinem Schlafe zu stören mir die Freiheit genommen habe. Ich fürchte auch im geringsten nicht, daß der Nachbar selbst diesen kleinen Spaß so hoch aufgenommen haben sollte, daß er sich mit mir nicht weiter abzugeben beschlossen hätte. Darunter würde ich allerdings zu viel verlieren, und lieber will ich gleich hier mit folgenden Worten des Augustinus ihn um Verzeihung bitten: „Obsecro te per mansuetudinem Christi, ut si te laesi, dimittas mihi, nec me vicissim laedendo malum

6ff. daß das ... könne, „hat Herr Lessing mir die Ehre erwiesen, namentlich gegen mich zu schreiben, so kann ich leicht gedenken, wie liebreich er mit mir umgegangen sein werde, da er in seiner 'Duplik' gegen seinen lieben Nachbar das 'Testament Johannis' so heilig beobachtet hat." — — „Herr Lessing kann unmöglich der Verfasser dieses Bogens sein, denn seine vorigen und itzigen Streitschriften und das 'Kinderchen, liebet euch!' stimmen so wenig überein als Ja und Nein." — 14. ewig schlafen macht, vgl. S. 151, Z. 29; Boden, „Lessing und Göze", S. 48. — 17ff. Ergo reor ... lethargo, ich glaube, dir ist auch der Name [Wachender] um des Gegensatzes willen gegeben. Denn du duselst mit deinem ganzen Geiste und schnarchst im tiefsten nicht sowohl Schlaf als Todesschlaf. — 22. Dormitantius, Schlafender. — 29ff. ich beschwöre dich bei Christi Milde: wenn ich dich verletzt habe, verzeih es mir und vergilt nicht Böses mit Bösem, indem du mich wieder verletzest. Denn du wirst mich verletzen, wenn du mir einen Irrtum verschweigst, den du vielleicht in meinen Schriften gefunden hast.

pro malo reddas. Laedes enim, si mihi tacueris errorem meum, quem forte inveneris in scriptis meis.“ —

Nun eben wollte ich noch die Frage thun, welchem Gegner meines Ungenannten sonst ich auf eine unanständige abschreckende Art begegnet bin, als mit eins ein Ritter, das Visier weder auf- noch niedergeschoben, in den Kampfplatz gesprengt kömmt und gleich von weiten in dem wahren Ton eines Homerischen Helden mir zuruft:*) „Ich sollte —? Woher wissen Sie —? Warum thaten Sie —? Nicht wahr —?“ Und hierauf ein Geschrei über Verleumdung und ein Hochzeitbitter-Beweis, daß ein Subrektor in einer Reichsstadt ebenso viel sei als ein Bibliothekar, der Hofrat heiße! — Ei, meinetwegen noch zehnmal mehr! Aber gilt das mir? Ich kenne Sie, nicht edler Ritter. Mit Erlaubnis, wer sind Sie? Sie sind doch wohl nicht gar Herr M. Friedrich Daniel Behn, des Lübeckischen Gymnasii Subrektor? Wahrlich? O wie bedaure ich, daß ich den Herrn Subrektor durch meinen vierten Anti-Göze wider alle mein Wollen so in den Harnisch geschrieben habe! Aber bedenken Sie doch nur! Ich habe Sie nirgends genannt; ich habe Ihre Schrift nirgends angezogen; ich habe Ihre Worte nirgends gebraucht. Sie sagen selbst, daß die Meinung, die ich lächerlich mache, Ihre Meinung nicht sei. Und leicht möglich, daß sie es wirklich nicht ist, obgleich der Herr Hauptpastor Goeze sie um ein Großes so vorstellt, indem er uns sagt, wie sehr Sie in Ihrem zweiten Abschnitte den Unfug beklagen, daß man die christliche Religion in deutscher Sprache bestreite. Wie, wenn ich es also nur mit diesem Manne zu thun hätte, der alles für Unfug erklärt, was nicht in seinen Kram taugt? Wie, wenn ich es nur mit denen zu thun hätte, die mir diese nämliche Meinung hundertmal mündlich geäußert haben? Woher erhellet denn, daß ich der Welt zu verstehen geben wollen, als ob auch Sie dieser nämlichen Meinung wären? Daher, weil ich sie einem Subkonrektor in den Mund gelegt habe? Aber Sie sind ja nicht Subkonrektor, sondern Subrektor. Warum muß ich denn diesen lieber in jenen herabgewürdiget, als unter jenem diesen gar nicht gemeint haben? Darf ich denn einen Pedanten nicht

*) Anti-Lessing.

14 f. Friedrich Daniel Behn hatte eine „Verteidigung der biblischen Geschichte von der Auferstehung Jesu“ geschrieben.

Subkonrektor nennen, weil Herr Behn Subrektor ist? Oder wollen Sie den Unterscheid zwischen objektiver und subjektiver Religion schlechterdings zuerst erfunden, zuerst gebraucht haben, so daß ich Sie notwendig dadurch kenntlich gemacht hätte, daß ich ihn nachgebraucht? — Ich merke, mein lieber Herr Subrektor, Sie sind ein wenig sehr stolz, aber doch noch hitziger als stolz, und mich jammert Ihrer Klasse! So oft ein Knabe lacht, muß er über den Herrn Subrektor gelacht haben, — et vapulat.

8. et vapulat, und er kriegt Schläge.

Daß er diesen Anti-Goeze fortsetzen wollen, erhellet daraus, daß ich unter seinen Papieren einen Bogen finde, darauf der Titel zum 12ten Stück, so wie er abgedruckt werden sollen, steht und so heißt:

„Anti-Goeze

Nihil apparet in eo ingenuum, nihil moderatum, nihil pudens, nihil pudicum.

Cicero.

Zwölfter.

Braunschweig 1778."

1 ff. K. G. Lessing, „Theologischer Nachlaß" S. 22. Vgl. den Beginn der Selbstbetrachtungen, Einfälle und kleinen Aufsätze: „Es war abends 7 Uhr, und ich wollte mich eben hinsetzen, meinen XII. antig. B. [antigoezischen Bogen] auf das Papier zu werfen, wozu ich nichts weniger als aufgelegt war, als mir ein Brief gebracht wird, aus welchem ich sehe, daß ich es damit nur anstehen lassen kann — daß ich es damit vielleicht auf lange werde anstehen lassen müssen. Das ist doch ärgerlich! sage ich mir, wie wird der Mann triumphieren! Doch er mag triumphieren!" Es war der Bescheid des Herzogs Karl vom 3. August 1778, wodurch ihm die Zensurfreiheit genommen wurde. — 5 f. Nihil ... pudicum, nichts erscheint an ihm freimütig, nichts gemäßigt, nichts schamhaft, nichts züchtig.

Gotth. Ephr. Lessings nötige Antwort

auf eine sehr unnötige Frage

des Hrn. Hauptpastor Göze in Hamburg.

Endlich scheinet der Herr Hauptpastor Göze, nach so langem ärgerlichen Aufheben, welches nur bei der schlechtesten Art von Klopffechtern im Gebrauch ist, zur Klinge kommen und bei der Klinge bleiben zu wollen.

Wenigstens äußert er nun,*) daß er auf den Punkt, über welchen er mit mir streite —

> ob die christliche Religion bestehen könne, wenn auch die Bibel völlig verloren ginge, wenn sie schon längst verloren gegangen wäre, wenn sie niemals gewesen wäre —

sich sofort weiter gehörig einlassen wolle, sobald ich eine bestimmte Erklärung würde von mir gegeben haben, was für eine Religion ich unter der christlichen Religion verstehe.

Wenn ich mich weniger rein wüßte, wer könnte es mir verdenken, wenn ich mich dieser Anfoderung, die eine wahre Kalumnie enthält, aus ebendem Grunde weigerte, aus welchem er sich einer weit weniger verfänglichen Anforderung von mir zu entziehen für

*) Lessings Schwächen, Zweites Stück, S. 66.

6f. zur Klinge ... wollen, vgl. VII, S. 100, Z. 23ff. — 20. „Er glaubt meine Antwort in seinen Axiomen völlig widerlegt zu haben. Nun gestehe ich, daß die Ordnung an mir sei, mich zu erklären, ob mir diese Widerlegung ein Genüge geleistet habe, oder ob ich solche verwerfe. Allein hier erfordert die Natur der Sache, daß ich, ehe ich mich mit ihm darüber weiter einlasse, erst die bestimmteste Erklärung von ihm fordere, was für eine Religion er durch das Wort 'christliche Religion' verstehe? und daß er uns die wesentlichen Artikel der Religion anzeige, zu welcher er sich selbst bekennet, und deren so großer Freund und Verteidiger zu sein er sich rühmet. Denn es kann ihm nicht unbekannt sein, daß schon manche Naturalisten sich eben dieses Blendwerks bedienet und von dem Christentum, für dessen Verteidiger sie sich ausgaben, großes Aufheben gemacht haben, da es doch hernach darauf hinausgelaufen, daß sie nichts anders als den Naturalismus darunter verstanden haben."

gut findet. Er sagt nämlich:*) der Bibliothekar in Wolfenbüttel habe dem Hauptpastor in Hamburg nichts zu befehlen. Sehr wahr! Aber was hat denn der Hauptpastor in Hamburg dem Bibliothekar in Wolfenbüttel zu befehlen, daß er ihn öffentlich vorladen darf, auf eine Frage zu antworten, die voraussetzt, daß er befriedigend nicht darauf antworten könne?

Doch der Bibliothekar will es so genau nicht nehmen. Denn der Bibliothekar, wie gesagt, weiß sich rein und muß herzlich lachen, wenn der Hauptpastor versichert zu sein vorgiebt,**) „daß ich, wenn ich voraus hätte sehen können, daß die Kontrovers diesen Lauf nehmen werde, mich wohl gehütet haben würde, mich so frühzeitig zu verraten und die wahren Gedanken meines Herzens zu offenbaren."

Ich habe nichts mehr gewünscht als das, und es soll sich gleich zeigen, wer von uns beiden, ob der Hauptpastor oder der Bibliothekar, mit der längern Nase nun abziehen wird.

Denn kurz, ich antworte auf die vorgelegte Frage so bestimmt, als nur ein Mensch von mir verlangen kann: daß ich unter der christlichen Religion alle diejenigen Glaubenslehren verstehe, welche in den Symbolis der ersten vier Jahrhunderte der christlichen Kirche enthalten sind.

Damit sich der Herr Hauptpastor auch keine Whistonsche Falle träumen lasse, setze ich hinzu, daß ich sogar das sogenannte Symbolum der Apostel und das sogenannte Symbolum des Athanasius mit darunter begreifen will, ob es schon ausgemacht ist, daß diese zu jenen gar nicht gehören.

Bei dieser Erklärung önnte ich es bewenden lassen und dürfte ruhig abwarten, wie der Herr Hauptpastor seinen Feldzug nunmehr weiter anzustellen belieben werde. Denn nunmehr ist es an ihm, zu beweisen:

1) warum notwendig die in jenen Glaubensbekenntnissen enthaltenen Lehren sich verlieren müßten, wenn die Bibel sich verlöre;
2) warum diese Lehren längst verloren gegangen sein müßten, wenn die Bibel verloren gegangen wäre;

*) S. 64.
**) S. 69.

22. William Whiston, 1667—1752, als Mathematiker ein Schüler Newtons, als Theologe der Hauptvertreter des Unitarismus in England.

3) warum wir diese Lehren gar nicht wissen könnten, wenn die Bibel niemals gewesen wäre.

Doch ich will an unnötiger Verlängerung unserer Streitigkeit nicht schuld haben und füge daher folgende kurze Sätze hinzu, bei welchen mich der Herr Hauptpastor jeder Zeit festhalten kann. Nur muß er mich bei keinem derselben eher festhalten wollen, als bis er seinen Beweis geführt hat. Denn sonst würde offenbar eine gelehrte Streitigkeit zu einem Inquisitionsverhör werden. Genug, daß er ungefähr daraus sieht, was ich in recessu habe, und worauf er sich gefaßt halten muß.

§. 1.

Der Inbegriff jener Glaubensbekenntnisse heißt bei den ältesten Vätern Regula fidei.

§. 2.

Diese Regula fidei ist nicht aus den Schriften des Neuen Testaments gezogen.

§. 3.

Diese Regula fidei war, ehe noch ein einziges Buch des Neuen Testaments existierte.

§. 4.

Diese Regula fidei ist sogar älter als die Kirche. Denn die Absicht, zu welcher, die Anordnung, unter welcher eine Gemeinde zusammengebracht wird, ist ja wohl früher als die Gemeinde.

§. 5.

Mit dieser Regula fidei haben sich nicht allein die ersten Christen bei Lebzeiten der Apostel begnügt, sondern auch die nachfolgenden Christen der ganzen ersten vier Jahrhunderte haben sie für vollkommen hinlänglich zum Christentume gehalten.

§. 6.

Diese Regula fidei also ist der Fels, auf welchen die Kirche Christi erbauet worden, und nicht die Schrift.

§. 7.

Diese Regula fidei ist der Fels, auf welchen die Kirche Christi erbauet worden, nicht Petrus und dessen Nachfolger.

9. in recessu, im Rückhalt. — 13. Regula fidei, die Glaubensregel.

§. 8.

Die Schriften des Neuen Testaments, so wie sie unser itziger Kanon enthält, sind den ersten Christen unbekannt gewesen, und die einzeln Stücke, welche sie ohngefähr daraus kannten, haben bei ihnen nie in dem Ansehen gestanden, in welchem sie bei einigen von uns nach Luthers Zeiten stehen.

§. 9.

Die Laien der ersten Kirche durften diese einzelne Stücke gar nicht einmal lesen, wenigstens nicht ohne Erlaubnis des Presbyters lesen, der sie in Verwahrung hatte.

§. 10.

Es ward sogar den Laien der ersten Kirche zu keinem geringen Verbrechen gerechnet, wenn sie dem geschriebenen Worte eines Apostels mehr glauben wollten als dem lebendigen Worte ihres Bischofs.

§. 11.

Nach der Regula fidei sind selbst die Schriften der Apostel beurteilet worden. Nach ihrer mehrern Übereinstimmung mit der Regula fidei ist die Auswahl unter diesen Schriften gemacht worden, und nach ihrer wenigern Übereinstimmung mit derselben sind Schriften verworfen worden, ob sie schon Apostel zu Verfassern hatten oder zu haben vorgegeben wurden.

§. 12.

Die christliche Religion ist in den ersten vier Jahrhunderten aus den Schriften des Neuen Testaments nie erwiesen, sondern höchstens nur beiläufig erläutert und bestätiget worden.

§. 13.

Der Beweis, daß die Apostel und Evangelisten ihre Schriften in der Absicht geschrieben, daß die christliche Religion ganz und vollständig daraus gezogen und erwiesen werden könne, ist nicht zu führen.

§. 14.

Der Beweis, daß der heil. Geist durch seine Leitung es dennoch, selbst ohne die Absicht der Schriftsteller, so geordnet und veranstaltet, ist noch weniger zu führen.

§. 15.

Die Authentie der Regula fidei ist viel leichter und richtiger zu erweisen als die Authentie der neutestamentlichen Schriften.

§. 16.

Auf die unstreitig erwiesene Authentie der Regula fidei ist auch weit sichrer die Göttlichkeit derselben zu gründen, als man itzt auf die Authentie der neutestamentlichen Schriften derselben Inspiration gründen zu können vermeinet; welches eben, um es beiläufig zu sagen, der neu gewagte Schritt ist, welcher den Bibliothekar mit allen neumodischen Erweisen der Wahrheit der christlichen Religion so unzufrieden macht.

§. 17.

Auch nicht einmal als authentischer Kommentar der gesamten Regula fidei sind die Schriften der Apostel in den ersten Jahrhunderten betrachtet worden.

§. 18.

Und das war eben der Grund, warum die älteste Kirche nie erlauben wollte, daß sich die Ketzer auf die Schrift beriefen. Das war eben der Grund, warum sie durchaus mit keinem Ketzer aus der Schrift streiten wollte.

§. 19.

Der ganze wahre Wert der apostolischen Schriften in Absicht der Glaubenslehren ist kein anderer, als daß sie unter den Schriften der christlichen Lehrer obenan stehen und, sofern sie mit der Regula fidei übereinstimmen, die ältesten Beläge derselben, aber nicht die Quellen derselben sind.

§. 20.

Das Mehrere, was sie über die Regula fidei enthalten, ist nach dem Geiste der ersten vier Jahrhunderte zur Seligkeit nicht notwendig, kann wahr oder falsch sein, kann so oder so verstanden werden.

Diese Sätze habe ich aus eigner sorgfältigen, mehrmaligen Lesung der Kirchenväter der ersten vier Jahrhunderte gesammelt, und ich bin imstande, mich mit dem gelehrtesten Patristiker darüber in die schärfste Prüfung einzulassen. Der Belesenste hatte in dieser

1 ff. § 15 fehlt in der Ausgabe von 1791. — 34. Patristiker, Kenner der Kirchenväter.

Sache nicht mehr Quellen als ich. Der Belesenste kann also auch nicht mehr wissen als ich, und es ist gar nicht wahr, daß so tiefe und ausgebreitete Kenntnisse erfordert werden, um in allen diesen Stücken auf den Grund zu kommen, als sich manche wohl einbilden und manche die Welt gern bereden möchten.

Ich sollte vielleicht noch etwas über die Unschädlichkeit dieses meines Systems beifügen und zugleich den besondern Nutzen und Vorteil zeigen, den die christliche Religion in Absicht ihrer itzigen Feinde davon zu erwarten habe. Doch dazu wird mir der fernere Fortgang der Kontrovers schon noch Gelegenheit geben, besonders, wenn es dem Herrn Hauptpastor gefallen sollte, sie von unserer übrigen Katzbalgerei abzusondern und ohne Vermischung mit neuen Verleumdungen zu behandeln.

Ihm dazu um so viel mehr Lust zu machen, habe ich mich in diesem Bogen aller Gleichnisse, aller Bilder, aller Anspielungen sorgfältig enthalten und bin es weiter zu thun erbötig, wenn er sich ebender Präzision und Simplizität in seinen Gegensätzen bedienen will.

Der nötigen Antwort

auf eine sehr unnötige Frage

des Herrn Hauptpastor Göze in Hamburg

Erste Folge.

> Si licet et falsi positis ambagibus oris
> Vera loqui sinitis — — —
>
> *Ovid.*

Ich habe meine Erklärung, was für eine Religion ich unter der christlichen Religion verstehe, ohne Anstand abgegeben. Aber anstatt des Beweises, den ich darauf erwarte, den Herr Göze darauf versprochen (nämlich, daß diese christliche Religion sich notwendig mit der Bibel verlieren müsse, daß sie ohne Bibel weder werden noch dauern können), muß ich nun hören, daß es eine Ungereimtheit sei, einen dergleichen Beweis von ihm zu fodern.

„Diese Foderung," sagt er,*) „ist so ungereimt, als eine sein kann. Ich bin in dieser Sache der Respondent. Herr L. ist der Opponent. Ich behaupte eine Wahrheit, welche von allen vernünftigen Christen, von allen Lehrern der christlichen Kirche, ohne Unterschied der verschiedenen Parteien, in welche dieselbe geteilet ist, selbst die Socinianer nicht ausgenommen, als ein keinem Zweifel unterworfener Grundsatz angenommen ist: daß die Bibel der einige Lehrgrund der christlichen Religion ist, ohne welchen dieselbe nicht erwiesen, nicht fortgepflanzet werden, also nicht bestehen könne."

Ich will mich auf jene Kathederetikette, welche ebensowohl für mich als für ihn zu erklären ist, nicht einlassen. Wer beweisen

*) Lessings Schwächen, 3. Stück, S. 128.

5 f. Si licet ... sinitis, wenn es erlaubt ist und ihr mich mit Beiseitesetzung der Winkelzüge eines falschen Mundes die Wahrheit reden lasset.

kann, läßt sich nicht lange nötigen, zu beweisen. Ich will nur sogleich den Nagel auf den Kopf zu treffen suchen und rund heraus erklären:

1) daß es nicht wahr ist, daß alle Lehrer der christlichen Kirche ohne Unterschied der verschiedenen Parteien die Bibel für den einigen Lehrgrund der christlichen Religion halten;

2) daß die Socinianer eben dadurch ihre Sache so gut wie gewonnen haben, wenn man die Bibel zum einigen Lehrgrunde der christlichen Religion macht.

1. Es ist notorisch, daß die Lehrer der christlich-katholischen Kirche die Bibel so wenig für den einigen Lehrgrund der christlichen Religion annehmen, daß sie ihn nicht einmal für den vornehmsten gelten lassen, indem bei ihnen das Ansehen der Bibel dem Ansehen der Kirche schlechterdings untergeordnet ist; indem bei ihnen es nicht darauf ankömmt, was die Bibel sagt, sondern darauf, was die Kirche sagt, daß es die Bibel sage oder sagen hätte können. Haben einige Katholiken, welche gern Proselyten unter den Protestanten machen wollen, sich nachgebender hierüber erklärt, so geht mich dieses nichts an, und der eigentliche Lehrbegriff der römischen Kirche ist nach diesen wenigen Achselträgern nicht zu bestimmen. Alle und jede rechtgläubige Katholiken glauben die Bibel und der Bibel, weil sie Christen sind, sind aber nicht Christen, weil sie die oder der Bibel glauben. — Und nun möchte ich gern wissen, mit welchem Fuge ein Lutherischer Pastor und ein verdorbener Advokat einem Manne mit dem Reichsfiskale drohen können, weil er aufrichtig genug ist, als Lutheraner lieber seine Zuflucht zu einem Lehrsatze der römischen Kirche zu nehmen, als die ganze christliche Religion unter Einwürfen der Freigeister erliegen zu lassen, die bloß die Bibel und nicht die Religion treffen, die bloß das Buch treffen, in welchem, nach dem höchst neuen und bis auf diesen Tag unerwiesenen Lehrsatze der strengern Lutheraner, die Religion einzig und allein enthalten sein soll. — Diese Herren mögen sich nur selbst vor dem Reichsfiskale in acht nehmen! Denn

32 f. Diese ... nehmen, an Karl Lessing, den 23. Juli 1778: „Vom Corpore evangelico ist nichts gekommen, noch viel weniger vom Reichshofrat; ich denke auch nicht, daß ich mich vor beiden sehr zu fürchten habe. Denn (du wirst zwar lachen) ich habe ein sicheres Mittel, den Reichshofrat zu teilen und unter sich selbst uneins zu machen, so wie Paulus das Synedrium [Ap.-Gesch. 23, 7]. Nämlich, da die mehresten Glieder desselben Katholiken sind, so darf ich meine Sache nur so vorstellen, daß in der Verdammung, welche die Lutherischen Geistlichen über mich aussprechen, eigentlich die Verdammung aller Papisten liegt, welche die Religion ebensowenig auf die Schrift, und auf die Schrift allein,

es wird dem Reichsfiskale leicht begreiflich zu machen sein, daß nur sie und ihresgleichen die Stänker sind, welche den Groll, den die im deutschen Reiche geduldeten Religionsparteien gegen einander doch endlich einmal ablegen müßten, nähren und unterhalten, indem sie alles, was katholisch ist, für unchristlich verdammen und durchaus keinen Menschen, auch nicht einmal einen armen Schriftsteller, dem es nie in die Gedanken gekommen ist, sich eine Partei zu machen, auf den aus feiger Klugheit verwüsteten und öde gelassenen Confiniis beider Kirchen dulden wollen.

2. Was ich von den Socinianern sage, liegt am Tage. Wer die Gottheit Christi nicht mit ins Neue Testament bringt, wer sie nur aus dem Neuen Testamente holen will, dem ist sie bald abdisputiert. Daher ist den Socinianern der Grundsatz, daß sowohl die Gottheit Christi als die übrigen Wahrheiten der christlichen Religion einzig aus den Schriften der Evangelisten und Apostel erwiesen werden müssen, sehr willkommen gewesen, und es läßt sich leicht zeigen, daß es ebenfalls Feinde der Gottheit Christi, daß es die Arianer gewesen, welche ihn zuerst angenommen haben. —

Also nur alsdann, wenn Herr Göze sowohl dieses als jenes abzuleugnen und das Gegenteil davon zu erhärten imstande ist, will ich ihm allenfalls den Beweis des Hauptsatzes, zu welchem er sich anheischig gemacht hat, schenken und den Erweis meiner Gegensätze antreten. Aber bis dahin muß er mir nicht übel nehmen, wenn ich geradezu äußere, daß er dasjenige nicht beweisen kann, wovon er so trotzig vorgiebt, daß er es nicht zu beweisen brauche. Denn wenn er nicht damit sagen will, daß man es ohne Beweis annehmen müsse, so muß es wenigstens doch anderswo erwiesen sein, und er kann ja diesen anderswo geführten Beweis, mich zu beschämen, mit leichter Mühe abschreiben oder auch nur mit einem Worte nachweisen.

Ich sage, daß ich sodann meine Gegensätze zu erweisen nicht

wollen gegründet wissen als ich. In dieser Absicht habe ich bereits auch einen Bogen geschrieben, den ich hier mit beilegen will." [Die „Nötige Antwort".] An Elise Reimarus, den 9. August 1778: „Es freut mich, daß Sie die Taktik meines letzten Bogens so gut verstehen. Ich will ihm (Gözen) Evolutiones vormachen, deren er sich gewiß nicht versieht. Denn da er sich nun einmal verredet hat und wissen will, nicht was ich von der christlichen Religion glaube, sondern was ich unter der christlichen Religion verstehe: so habe ich gewonnen, und die eine Hälfte der Christen muß mich immer gegen die andere in meinem Bollwerke schützen. So trennte Paulus das Synedrium, und ich, ich darf nur zu verhindern suchen, was ohnedem nicht geschehen wird, nämlich nur zu verhindern suchen, daß die Papisten nicht Lutheraner und die Lutheraner nicht Papisten werden."

2. Stänker, vgl. VII, S. 141, Z. 4. — 8. Confiniis, Grenzgebieten. — 9. dulden wollen, vgl. Boden, „Lessing und Göze" S. 394.

anstehen will. Aber werde ich damit nicht zu spät kommen? Hat Herr Göze nicht bereits mit einer einzigen Stelle des Irenäus alle meine 20 Gegensätze auf einmal niedergeschlagen? „Da die Kirchenväter,“ sagt er, „bei Herr Lessing mehr gelten als die Bibel“ — (Verleumdung! die neutestamentlichen Schriften gelten mir nur nicht viel mehr als die ersten Kirchenväter) — „so will ich ihm eine Stelle aus dem Irenäo entgegensetzen, welche sein Gewäsche und überhaupt seine in der Antwort angegebenen 20 Sätze auf einmal niederschlagen kann. Dieser ehrwürdige Vater des zweiten Jahrhunderts schreibt adv. Haer. lib. III. cap. 1: „Non enim per alios dispositionem nostrae salutis cognovimus quam per eos, per quos Evangelium pervenit ad nos, quod quidem tunc praeconaverunt, postea vero per Dei voluntatem in scripturis nobis tradiderunt, fundamentum et columnam fidei nostrae futurum.“ Es wird sich zeigen, ob Herr Lessing Stellen in Vorrat habe, welche hinlänglich sein werden, dieses Zeugnis niederzuschlagen.“

Und was sich itzt schon zeigt, ist dieses, daß Herr Göze, wenn er sich in der Geschwindigkeit nicht besser beritten macht, auf dem ausgeschriebenen Turniere nur eine sehr armselige Figur spielen wird. — Er hätte den Irenäus, den er citieret, selbst gelesen? Unmöglich! Er hat dieses einzelne Stellchen, Gott weiß in welcher Lutherschen Polemik, bloß aufgelesen. Denn er legt wider alle Grammatik, wider allen Zusammenhang einen Sinn hinein, welcher nicht der Sinn des Irenäus, sondern der Sinn der Lutherschen Polemik ist, in welcher er es auflas. — Denn kurz, Irenäus sagt in dieser Stelle schlechterdings nicht, daß die Schrift der Grund und Pfeiler unsers Glaubens geworden. Wenn er dieses hätte sagen wollen, müßte es heißen: „in scripturis nobis tradiderunt, fundamentum et columnam fidei nostae *futuris*.“ Aber es heißt nicht *futuris*, sondern *futurum*, und be=

10 ff. adv. Haer. ... futurum, denn durch keine andern haben wir die Anordnung unsers Heils erkannt als durch die, durch welche das Evangelium zu uns gelangt ist, welches sie nämlich damals verkündet, nachher aber durch den Willen Gottes uns in Schriften überliefert haben, als zukünftige Grundlage und Stütze unsers Glaubens. Gegen die Ketzer III, 1. Vgl. Boden, „Lessing und Göze“ S. 389. — 29 ff. in scripturis ... futuris, an Ebert, den 28. Dezember 1778: „Noch mehr aber [danke ich Ihnen] für Ihre Bemerkung in der bewußten Stelle. Allerdings wäre fundamentum et columnam futuris ein Donatschnitzer; und ich weiß nicht, wo ich die Gedanken gehabt haben muß. Indes thut dieser Schnitzer meiner Behauptung ganz und gar nichts. Denn wenn nun vollends Irenäus, falls er das hätte sagen wollen, was ihn Göze sagen läßt, müßte geschrieben haben: in scripturis nobis tradiderunt, fundament*o* et column*a* fidei nostrae futur*is*: so ist es ja klar, daß fundament*um* et column*am* futur*um*, wie er wirklich geschrieben hat,

zieht sich nicht auf scripturis, sondern auf evangelium, welches hier nicht die vier aufgezeichneten Evangelia, sondern den wesentlichen Inhalt der Evangelien ohne Rücksicht auf dessen Verzeichnung bedeutet. Herr Göze selbst, in der beigefügten Übersetzung dieser Stelle, hat nicht anders konstruieret, und nur bei ihm ist es begreiflich, wie man so leichte Worte anders konstruieren und anders verstehen kann. Das Evangelium ist der Grund und Pfeiler unsers Glaubens; wer leugnet das? Allein das Evangelium ist ebensowohl ein praeconatum als ein scripturis traditum, und das futurum muß sich ebensowohl auf jenes als auf dieses beziehen. Ebensowohl das bloß gepredigte Evangelium muß der Grund und Pfeiler unsers Glaubens sein können als das aufgeschriebene. — Daß dieses der wahre Sinn des Irenäus ist, erhellet aus den folgenden Kapiteln unwidersprechlich. Und wenn er besonders im 4ten sagt: „Quid autem si neque Apostoli quidem Scripturas reliquissent nobis, nonne oportebat ordinem sequi Traditionis, quam tradiderunt iis, quibus committebant Ecclesias,“ hat er auch wie Göze geglaubt, daß die christliche Religion notwendig hätte untergehen müssen, wenn die Apostel nichts geschrieben hätten? Wenn er fortfährt: „Cui ordinationi assentiunt multae gentes barbarorum, eorum qui in Christum credunt *sine charta et atramento,* scriptam habentes per Spiritum in cordibus suis salutem, et veterum Traditionem diligenter custodientes, in unum Deum credentes, fabricatorem coeli et terrae et omnium quae in eis sunt, per Christum Jesum Dei filium,“ hat er auch gelehrt wie Göze, daß der heilige Geist ohne Schrift nichts vermöge, daß kein Glaube ohne Schrift möglich sei? Wenn er, nachdem er die damalige Regulam fidei wörtlich angeführet, hinzusetzt: „Hanc fidem qui *sine literis* crediderunt, quantum ad

sich nicht auf scripturis beziehen kann und futur*um* nicht etwa bloß ein Schreibfehler für futuris ist. Aber warum Sie meinen, daß Irenäus überhaupt eine ganz andere Wendung hätte nehmen müssen, wenn futur*um*, verwandelt in futur*is*, sich auf scripturis beziehen sollte: sehe ich doch nicht. Denn scripturae fundamento et columna (im Ablativo) fidei nostrae (im Dativo) futurae ist doch gut Latein: wenn Sie auch nicht wollen, daß fundamento et columna bloß von futuris regiert würden.“

9. praeconatum ... scripturis traditum, „verkündigtes“ als ein „durch Schriften überliefertes“. — 15ff. Quid autem ... Ecclesias, wie aber? wenn die Apostel uns auch keine Schriften hinterlassen hätten, hätten wir nicht der Ordnung der Überlieferung folgen müssen, die sie denen überliefert haben, denen sie die Gemeinden anvertrauten? — 20ff. Cui ordinationi ... suis salutem, vgl. oben S. 133, Z. 5ff. — 23ff. et veterum ... Dei filium, und die Überlieferung der Alten eifrig bewahrend, an Einen Gott glaubend, den Schöpfer des Himmels und der Erde und alles, was darin ist, durch Christus Jesus, Gottes Sohn. — 29ff. Hanc fidem ... sapientia, die diesen Glauben ohne Schrift geglaubt haben, sind in Hinsicht auf unsere

sermonem nostrum barbari sunt, quantum autem ad sententiam, ad consuetudinem et conversationem propter fidem perquam sapientissimi sunt et placent Deo, conversantes in omni justitia et castitate et sapientia," hat er auch wie Göze den Gebrauch der Bibel allen und jeden Christen für unentbehrlich gehalten? würde er mich auch wie Göze wegen meiner Fiktion eines Volks, das ich ohne Bibel Christen sein lasse, verdammet haben? —

Was ich oben von den Arianern sage, daß sie die ersten gewesen zu sein scheinen, welche verlangt haben, daß man ihnen die Gottheit Christi vor allen Dingen in den neutestamentlichen Schriften zeigen müsse, gründet sich auf das, was wir von dem eigentlichen Verlaufe der Streitigkeit auf dem Nicäischen Konzilio wissen. Die Geschichte dieses Konzilii selbst kann Herr Göze doch wohl nicht auch mit unter die verrufenen Quellen rechnen, gegen deren Gebrauch er S. 136 protestieret. Folgende Sätze mögen den Gang meines Erweises, den ich zu seiner Zeit führen will, in voraus zeigen.

§.

Der Sieg der heiligen Schrift über die Ketzerei, oder die Kraft der heiligen Schrift in Bestimmung der Rechtgläubigkeit hat sich auf dem Nicäischen Konzilio nur schlecht erwiesen. Durch die Schrift ist auf demselben schlechterdings nichts ausgemacht worden.

§.

Arius und seine Philosophen blieben auf ihren Köpfen, und nur zwei der letztern wurden für die Orthodoxie gewonnen. Aber wie?

§.

Der eine Philosoph ward durch die bloße Regulam fidei, durch das bloße Glaubensbekenntnis auf eine wunderbare Weise erleuchtet.

§.

Die Mitwirkung des heiligen Geistes bei dem bloßen Glaubensbekenntnisse war also noch damals nichts Befremdendes.

§.

Hingegen zeigte sich von der Mitwirkung des heiligen Geistes bei vermeinten deutlichen Stellen der Schrift nicht die geringste Spur.

Sprache Barbaren, in Hinsicht aber auf ihre Gesinnung, ihre Sitte und ihren Verkehr, ihres Glaubens wegen, sehr weise und gefallen Gott, da sie in aller Gerechtigkeit und Keuschheit und Weisheit verkehren.

§.

Denn der zweite Philosoph ward nicht durch dergleichen Stellen überführt, sondern durch ein paar menschliche, nicht einmal sehr passende Gleichnisse überredet.

§.

Ja, den rechtgläubigen Vätern kam es im geringsten nicht ein, ihren Lehrsatz aus der Schrift auch nur erweisen zu wollen. Sie hatten bloß die Herablassung, auf die Schriftstellen, welche die Arianer dagegen anführten, übel und böse zu antworten.

§.

Sie gaben ihren Lehrsatz für keine Wahrheit aus, die in der Schrift klar und deutlich enthalten sei, sondern für eine Wahrheit, die sich von Christo unmittelbar herschreibe und ihnen von Vater auf Sohn treulich überliefert worden.

§.

Sie erwiesen also nur, daß die Schrift diesen Überlieferungen nicht widerspreche.

§.

Und der Gebrauch, den sie sonach von der Schrift machten, war ein ganz andrer als der, den man uns neuerer Zeit aufgedrungen hat, welchem zufolge nach dem gar nicht gefragt wird, was uns überliefert worden, sondern aus der einzigen Schrift unmittelbar bestimmt wird, was uns hätte überliefert werden sollen.

§.

Sollte die Überlieferung gar nicht mit in Anschlag kommen, so müßte man behaupten, daß jeder vernünftige Mann, ohne im geringsten etwas von dem Christentume zu wissen, das ganze Christentum aus den neutestamentlichen Schriften einzig und allein ziehen und absondern könne; und daran zweifle ich sehr.

§.

Schade, daß davon keine Erfahrung gemacht werden kann, indem wohl schwerlich ein vernünftiger Mann zu den neutestamentlichen Schriften kommen dürfte, ohne das Christentum vorher zu kennen, und die Kunst, es wieder zu vergessen, wenn er zu dieser vermeinten einigen Quelle nun selbst kommt, noch soll erfunden werden.

Von dem Zwecke Jesu und seiner Jünger.

Noch ein Fragment des wolfenbüttelschen Ungenannten.

1778.

Vorrede des Herausgebers.

Gegenwärtiges Fragment sollte meinen ersten Gedanken nach durch mich entweder gar nicht oder doch nur irgend einmal zu seiner Zeit, in ebendem abgelegenen so wenig besuchten Winkel bibliothekarischen Auskehrichts erscheinen, in welchem seine Vorgänger erschienen sind. Ich lasse mir es ungern früher aus den Händen winden; aber wer kann für Gewalt?

Gleich anfangs muß ich sagen, daß dieses Fragment zu dem Fragmente über die Auferstehungsgeschichte gehöret, welches bereits so viele Federn beschäftiget hat und wahrscheinlich noch lange immer neune gegen eine beschäftigen wird, die ihr Heil gegen die übrigen Fragmente versuchen möchte.

Die Ursache dieser Erscheinung, daß eben das Fragment über die Auferstehungsgeschichte so viel Athleten wecket, ist klar. Die Sache, worüber gestritten wird, ist so wichtig, und der Streit scheinet so leicht zu sein! Jeder Homilet, der sich getrauet, eine Osterpredigt zu halten, getrauet sich auch, mit meinem Ungenannten hier anzubinden. Krüppel will überall vorantanzen, und er läßt mehrers drucken, was nur eben verdiente, gesagt zu werden — und auch das kaum verdiente.

Doch es sei fern von mir, daß ich alle die würdigen Männer, welche gegen besagtes Fragment bisher geschrieben haben, in diesem ärmlichen Lichte erblicken sollte. In einigen derselben erkenne ich wirklich Gelehrte, deren Schuld es nicht ist, wenn ihr Gegner nicht zu Boden liegt. Die Streiche, die sie führen, sind nicht übel; aber sie haben auf die Strahlenbrechung nicht gerechnet; der

Gegner steht nicht da, wo er ihnen in seiner Wolke zu stehen scheinet, und die Streiche fallen vorbei oder streifen ihn höchstens.

Gewissermaßen kann ich selbst nicht in Abrede sein, daß ich, der Herausgeber, daran mit schuld habe. Man konnte es dem Bruchstücke nicht ansehen, welche Stelle es in dem Gebäude behauptet oder behaupten sollen. Ich gab desfalls keinen Wink, und es ist ganz begreiflich, wenn sonach die Schnauze einer Renne für einen Kragstein, das Gesimse einer Feuermauer für ein Stück des Architrabs genommen und als solches behandelt worden.

Freilich könnte ich zu meiner Entschuldigung anführen, gleichwohl vor der Klippe gewarnt zu haben, an der man gescheitert, indem ich Fragmente für nichts als Fragmente ausgegeben. Freilich könnte ich meinen sehr verzeihlichen Wahn vorschützen, daß ich geglaubt, des Celsus „Incivile est, nisi tota lege perspecta, una aliqua particula ejus proposita, judicare vel respondere“ habe Justinian ebensowohl für den Gottesgelehrten als für den Rechtsgelehrten aufbewahren lassen.

Doch da es indes auch seinen Nutzen hat, daß unsere Gottesgelehrten so vorsichtig und bedächtig nicht sind als unsere Rechtsgelehrten, und manche derselben nicht ohne Grund für nötig erachten, lieber bald und nicht gut als spät und besser zu antworten, indem es vielen ihrer Leser doch einerlei ist, wie sie antworten, wenn sie nur antworten: so will ich darüber weiter nichts sagen und nur so bald als möglich den Fehler von meiner Seite wieder gut zu machen suchen.

Aus dem nämlich, was ich nun noch aus den Papieren des Ungenannten mitzuteilen imstande bin, wird man, wo nicht günstiger, doch richtiger von dem Fragmente der Auferstehungsgeschichte urteilen lernen. Man wird wenigstens aufhören, seinen Verfasser als einen Wahnsinnigen zu verschreien, der die Sonne mit einem Schneeballe auslöschen will, indem man nun wohl sieht, daß die Zweifel, welche er wider die Auferstehungsgeschichte macht, das nicht sind, noch sein sollen, womit er die ganze Religion umzustoßen vermeinet. Er schließt ganz so lächerlich nicht, als man ihn bisher schließen lassen: „Die Geschichte der Auferstehung ist verdächtig; folglich ist die ganze Religion falsch, die man auf die

14f. Incivile est ... respondere, es ist ungehörig, ehe man das ganze Gesetz durchschaut hat, wenn nur erst ein Teilchen desselben vorliegt, zu entscheiden oder ein Gutachten abzugeben.

Auferstehung gegründet zu sein vorgiebt;" sondern er schließt vielmehr so: „Die ganze Religion ist falsch, die man auf die Auferstehung gründen will; folglich kann es auch mit der Auferstehung seine Richtigkeit nicht haben, und die Geschichte derselben wird Spuren ihrer Erdichtung tragen, deren sie auch wirklich trägt." —

Aber schäme ich mich nicht, daß ich das kleinere Ärgernis durch ein weit größers heben zu wollen vorgebe? Warum lasse ich es bei jenem nicht bewenden, wenn ich nicht selbst Freude an dem Ärgernisse habe? — Darum nicht, weil ich überzeugt bin, daß dies Ärgernis überhaupt nichts als ein Popanz ist, mit dem gewisse Leute gern allen und jeden Geist der Prüfung verscheuchen möchten. Darum nicht, weil es schlechterdings zu nichts hilft, den Krebs nur halb schneiden zu wollen. Darum nicht, weil dem Feuer muß Luft gemacht werden, wann es gelöscht werden soll.

Man erlaube mir, daß ich besonders auf dem letztern einen Augenblick bestehe. Ich habe bereits an einem andern Orte gesagt, daß das Buch ganz und völlig ausgearbeitet existieret, und bereits in mehrern Abschriften, an mehrern Orten existieret, wovon ich nur den kleinern Teil in Fragmenten des ersten Entwurfs in Händen habe. Ich setze itzt hinzu, daß dieses Buch geschrieben aus einer Hand in die andere geht, aus einer Provinz in die andere vertragen wird und so im Verborgenen gewiß mehr Proselyten macht, als es im Angesichte einer widersprechenden Welt machen würde. Denn man lieset nichts begieriger, als was man nur nächst wenigen lesen zu können glaubt. Ein Manuskript ist ein Wort ins Ohr, ein gedrucktes Buch ist eine Jedermannssage, und es ist in der Natur, daß das Wort ins Ohr mehr Aufmerksamkeit macht als die Jedermannssage.

Bei diesem Gleichnisse zu bleiben, was habe ich nun Unrechtes gethan, was thue ich noch Unrechtes, daß ich das Wort ins Ohr, welches die Wohlfahrt eines ehrlichen Mannes untergräbt, je eher je lieber zu einer lauten Sage mache, damit es auch dem, den es betrifft, zu Ohren komme, und er Gelegenheit habe, sich darüber zu verantworten? Ja, wenn dieses Wort ins Ohr in meinem Ohre erstürbe, wenn ich selbst der Urheber dieses Wortes wäre! — Aber ist dieses hier der Fall? Und doch sollte ich mich schämen?

Die mögen sich vielmehr schämen, welche die Verheißung

ihres göttlichen Lehrers haben, daß seine Kirche auch von den Pforten der Hölle nicht überwältiget werden soll, und einfältig genug glauben, daß dieses nicht anders geschehen könne, als wenn sie die Pforten der Hölle überwältigen! — Und wie denken sie einen solchen Sieg zu erlangen? dadurch, daß sie gar in keinen Streit sich einlassen? dadurch, daß sie das Ding so zu karten suchen, daß die Pforten der Hölle auch nicht einmal einen Anfall wagen dürfen? — Von diesem negocierten Siege aus ihrer politischen Studierstube kenne ich keine Verheißung.

Aber warum sage ich denn: „Die mögen sich schämen?" Die muß Der heißen. Der mag sich schämen, der noch der einzige seiner Art ist! Denn noch ist der Herr Hauptpastor Göze der einzige Theolog, der zugleich so stolz und so klein von der christlichen Religion denket. Noch ist er der einzige, der es mir verübelt, daß ich die Flut lieber nach und nach durch den Damm zu leiten suche, als den Damm auf einmal will übersteigen lassen. Noch ist der einzige, der mich darum auf eine Art verlästert, die wenigstens dem Racha gleichkömmt. Nur freilich, daß der Große Rat nicht dieses sein Racha, sondern mich auf dieses sein Racha bestrafen soll. Sehr christlich!

Darauf wage ich es denn nun aber auch hin! Genug, daß für mich selbst der Nutzen immer unendlich größer ausfallen muß, als der Schade sein kann, dem mich meine Dreistigkeit in Zuversicht auf die gerechte Sache aussetzet. Denn da, wie mir der Herr Hauptpastor bereits selbst attestieret haben, ich schlechterdings kein Hebräisch verstehe, so kann es nicht fehlen, daß ich auf Veranlassung dieses neuen Fragments, bei welchem es lediglich auf eine tiefe Kenntnis der hebräischen Sprache und Altertümer ankömmt, nicht über manche Dinge belehrt werden sollte, über die ich fremde Belehrung notwendig brauche. Der Herr Hauptpastor selbst, nach ihrer bekannten großen orientalischen Gelehrsamkeit, werden hoffentlich ein vieles dazu beitragen, wofür ich ihm gern alle das Übel vergeben will, das sein heiliger Eifer mir etwa sonst möchte zugezogen haben. Ein frommer Schüler kann über die Züchtigung seines treuen Lehrers weinen, aber nicht zürnen. — Und hiermit küsse ich seine Rute oder seine Skorpionen schon im voraus!

1f. daß seine ... werden soll, Matth. 16, 18. — 36. Skorpionen, 1. Kön. 12, 11.

Erster Entwurf des „Ernst und Falk“.

I.

Die Absicht dieser Erörterung ist eben nicht sehr wichtig, aber doch ernsthaft. Ich erinnere dieses gleich anfangs, damit mich weder meine Leser verkennen, noch ich selbst Leser anlocke, die sich am Ende über getäuschte Erwartungen beklagen könnten.

Ich weiß von den wahren oder angeblichen Geheimnissen der Freimaurerei nichts; ich lasse sie an ihren Ort gestellt sein, ich will kein Urteil über sie wagen; ich kann keine Verräterei an ihnen begehen. Nur so viel glaube ich: sie sind weder der Weg zur Hölle noch zum Himmel.

Alles, was ich vorhabe, ist lediglich, einen historischen Umstand aufzuklären, von welchem die Freimaurer selbst gestehen werden, daß er sich von einem Ungeweihten auch wohl könne erraten lassen. Wäre es noch dazu ein Umstand, von dem sie selbst keinen Anfang oder Ursache anzugeben wüßten, so wäre es möglich, daß meine Gedanken selbst ihren Beifall, es sei im Ernste oder nur zum Scheine, erhalten könnten. Denn es kann unmöglich der Freimaurerei anders gehen, als es allen Sekten und Gesellschaften geht, deren erste Zeiten voller Dunkelheit sind, die man in Ermangelung der strengen Wahrheit wenigstens durch wahrscheinliche Mutmaßungen zu erhellen suchte.

Es betrifft dieser Umstand den Ursprung der Freimaurer: nicht der Freimaurer, insofern sie eine Gesellschaft sind, welche sich des Besitzes dieser und jener Geheimnisse rühmt (denn noch einmal, ich habe mit ihren Geheimnissen nichts zu schaffen) — sondern der Freimaurer, insofern sie diesen Namen der Freimaurer führen.

II.

Denn ich glaube nicht, daß man es der Welt jemals im Ernste überreden wollte, daß die eigentliche Maurerei oder die ausübende Baukunst das wirkliche Geschäft der Gesellschaft sei. Die Freimaurer bekennen es wenigstens jetzt ohne Ausnahme, daß sie von der Maurerkunst gewisse Gebräuche und Formeln entlehnt haben, um unter der Hülle derselben nur denen verständlich

10f. der Weg ... Himmel, Merzdorf („Ernst und Falk“, Hannover 1855, Anhang) findet hier eine offenbare Anspielung auf die Schrift: „Masonry the way to hell“. London 1768. 8.

zu sein, welche den Schlüssel dazu besitzen: Anderson, der Zusammenschreiber ihres Konstitutionsbuches, der uns die Geschichte der Architektur für die Geschichte ihres Ordens gab, würde freilich den Spaß ein wenig zu weit getrieben haben, wenn man ihn im Verdacht haben könnte, es sei ihm wahrscheinlich gewesen, daß man dieses alles zu thun als ein Evangelium anführen werde. Aber er drückte seinem Werke so viele und so unverkennbare Spuren der Erdichtung, bis auf einen gewissen Zeitpunkt, ein, daß unmöglich jemand dadurch betrogen werden könnte, der sich nicht willig wollte betriegen lassen.

Hiermit fallen sonach alle nichtige Vorgeben weg, welche die Entstehung des Ordens von Errichtung irgend eines großen Gebäudes herleiten. Weder die Arche des Noah, noch der Tempel des Salomo, noch der neu zu errichtende Tempel in Jerusalem zu den Zeiten der

Dahingegen entsteht die Frage: Wenn der Orden mit der eigentlichen Maurerei nichts zu thun hat, wenn er von diesem Handwerke bloß Sprache und Gebräuche entlehnt hat, wie kam es, daß er eben auf ein Handwerk und gerade auf dieses und kein anderes verfiel? Wie wenig ist die Maurerei, um ihm zu den erhabensten Gedanken von ihr Fabeln und Anspielungen zu erborgen? Wie erlangt man das — — — um sich hinter dem unverdauten Rätsel einer mechanischen Kunst zu verstecken?

III.

Freimaurer ist nichts als die wörtliche Übersetzung von Free Masson. Bei Untersuchung dieser Benennung muß also nicht das deutsche, sondern das englische Wort zum Grunde genommen werden. Die Leute heißen Freimaurer, weil sie in England, wo sie länger zu Hause gehören sollen, Free Massons heißen. Aber warum heißen sie da Free Massons in dem Verstande des deutschen Freimaurer?

Man hat irgendwo die Bemerkung machen wollen, daß man Free Masson eigentlich durch „Steinmetz" hätte übersetzen müssen.

1. Anderson, The new Book of Constitutions of the Free-Masons, by James Anderson (London 1738). — 15. der, fehlt Tempelherren? — 32 f. daß man ... müssen, vgl. Lessings „Kollektaneen" s. v. „Freimäurer": „In dem zweiten Jahrgange der 'Freimütigen Nachrichten' (S. 147) wird angemerkt, daß das englische Wort Free-Mason einen Steinmetz bedeute, weil free nicht allein „frei", sondern auch „glatt" und „regelmäßig" bedeute. Ich habe vergessen, in welcher Absicht dieses dort angemerkt worden, und es verlohnt der Mühe, daß ich es wieder nachsehe."

Doch die Kelle unter den Werkzeugen der Freimaurer kann allein schon diese Bemerkung widerlegen.

Aber wenn es auch damit seine Richtigkeit hätte, so würde ich in meiner Untersuchung damit noch keinen Schritt weiter sein, und ich denke, es ist bei dem Worte Free Masson sowohl in der Übersetzung als in dem Englischen selbst ein ganz anderer Verstoß vorgegangen.

Nämlich dieser: Was im Englischen Free Massonry heißt, sollte Massony heißen, und was wir durch „Maurerei" übersetzt haben, hätten wir durch das alte, aber ebenso deutsche als englische Wort „Massonei" übersetzen müssen.

Denn Massoney war seit undenklichen Jahren der Name des ältesten und berühmtesten Ordens, der je auf der Welt gewesen. Ein Zweig dieses Stammes sind die Freimaurer, aber ein aufgepfropfter Zweig, wenn ich so sagen darf. Ihr Orden war ursprünglich eine Massonei, aber eine freiere Massonei, und nur dadurch, daß man in spätern Zeiten die wahre Bedeutung des Wortes „Massonei" vergessen hatte, daß man Massonry mit Massony verwechselte, hat sich die Maurerei in den Orden eingeschlichen. Die Brüder nämlich machten sich das allgemeine Mißverständnis zu nutze, und da man ihre Massony für eine Massonry hielt, so wurden sie bewogen, die ganze Hülle von den Maurern zu entlehnen, welche nachher so oft für die Loge selbst genommen worden.

Das ist meine Meinung, in die Enge gezogen. Nun will ich sie stückweise erörtern.

IV.

Wenn ich sage, daß „Massonei" der Name des berühmtesten und ältesten Ordens auf der Welt gewesen, und wenn ich die Verwandtschaft der Freimaurer mit diesem Orden zeige, so hoffe ich, daß die Brüder mich nicht verächtlicher ansehen werden, als wie ein ehrlicher Mann einen Genealogisten betrachtet, der ihm selbst zeiget, von welchem berühmten Stamme er eigentlich entsprossen. Der Genealogist braucht selbst kein Kind der Familie zu sein, ja die Familie braucht ihm auch wohl ihre Archive nicht einmal aufgeschlossen zu haben: er kann in ihrem Stammbaum dem ohngeachtet erfahrener sein als der Verschwisterte mit ihr. Wäre es nicht schlecht, wenn ein vornehmes Geschlecht seinen Stammbaum

verleugnen wollte, weil der Verfasser ihm nicht verwandt gewesen, weil er nicht . . . . . die Nachricht nicht annehmen wollte, die er im allgemeinen Archive der Geschichte gefunden?

Aber welcher ist er denn nun, der berühmte Orden, der von undenklichen Zeiten den Namen der „Massonei" geführet? Ich zweifle nicht, ob wohl meine Leser darauf antworten könnten.

Es ist mit einem Worte der Orden der runden Tafel, der erste eigentliche Ritterorden in der Welt. Wenn aber der Stifter desselben der keltische König Arthur sein soll; wenn so ein König auch irgend vielleicht in der Welt gewesen; wenn wenigstens seine Thaten so voller Fabeln sind, daß sie in der wahren Geschichte kaum einen Platz verdienen: so bleibt doch darum der Orden der runden Tafel oder der Tafelrunde außer allem Zweifel.

V.

Das Wort „Massonei" heißt seinem Ursprunge nach so viel als Tischgesellschaft und stammt von einem alten keltischen Worte ab, welches im Angelsächsischen „Masa" und im Gotischen Masa heißt und einen Tisch bedeutet; daß es auch in dem alten deutschen Dialekte nicht fremd gewesen, zeigen außer dem Worte „Massonei" selbst verschiedene andre Wörter, die teils vor nicht so langer Zeit noch üblich waren, oder auch noch üblich sind. So heißen noch beim . . . . . „Masgenosse" so viel als Tischgenosse, und das itzt noch, obgleich fast nur in einem übeln Verstande gebräuchliche Maskopey, welches man seiner Ableitung nach nicht als einen gesellschaftlichen Handel kannte. Denn am Tische waren unsere Voreltern am gesellschaftlichsten; da überlegten sie mit einander, da machten sie gemeinschaftliche Anschläge.

Kurze derartige Notizen, die sich Lessing auf Zettel geschrieben hatte.

Die Freimaurerei hatte schon seit undenklichen Zeiten in Europa und besonders in den nördlichen Teilen desselben, wo sie entstanden, unter einem andern Namen geblühet, als einige thätige Glieder derselben in England zu Anfang dieses Jahrhunderts den Entschluß faßten, näher an das Licht zu treten und von ihren

24. Maskopey, vgl. Schlichtegrolls Nekrolog 1797, I, S. 389.

wohlthätigen Geheimnissen der Welt so viel mitzuteilen, als sie zu fassen vorbereitet genug war.

Mässonei.

1. In der „Mörin“ Hermanns von Sachsenheym.

a) S. XXIX, wo der König zu dem Schreiber sagt:

„Gang hin und bring mir Ritter drei
Die besten aus der Massonei!
Derselben Stadt wöllen wir hon.“

b) S. XLI sagt der Ritter: Wenn es auch wäre,

„Daß die ganze Massonei für mich bet,
So förcht ich doch, Brinhilt lig ab.“

Bruder Anderson hat auf Befehl und mit Genehmigung der großen Loge das Konstitutionsbuch herausgegeben 1738. Auch schon 1722, p. 194 und 195. Auch hat sie es als das einzige Buch zum Gebrauch der Logen empfohlen.

Bruder John Entick hat es hernach übersehen und auch diese Ausgabe ist von der großen Loge gebilligt worden.

Die St. Paulskirche ward von Wren 1673 angefangen und 1711 vollendet.

P. 190 hatte der Großmeister Payne die alte gotische Konstitution untersucht.

P. 191. Die alten Urkunden von Nik. Stone verbrannten im Jahre 1721; damals hatte die Loge noch nichts drucken lassen.

NB. Von den ältern Logen der Freimaurer p. 264 und 265.

Apologie.

Privilegien, welche Karl XI. König der Schweden, der Loge von Gotenburg gegeben,

Juden und Heiden nicht aufzunehmen.

---

4. „Mörin“, daß Lessing dieses Gedicht (entstanden 1453) kannte, ist aus dem Jahre 1777 bezeugt. Zu den Citaten daraus vgl. Canzler in der „Quartalschrift für ältere Litteratur 2c.“ I, S. 106ff., 235f. — 13. Konstitutionsbuch, Preston, Illustrations of Masonry, 14. Aufl. 1829. S. 204. — 14. 1722, Preston S. 192f.: 1723. Vgl. Anderson S. 199. — 18. Christoph Wren, 1632—1723, der Erbauer der Paulikirche nach dem großen Brande von London 1666. — 19. 1711, Preston S. 169, 175: 1710. — 20. P. 190, hier ist wahrscheinlich die Jahreszahl 1718 ausgefallen. Vgl. Preston S. 187. — 23. 1721, Preston S. 188: 1720. — 24. Von den ... Freimaurer, Nicolai vermutete, dieses Citat wäre aus v. Starcks „Apologie“. Johann August von Starck, 1741—1816, Oberhofprediger zu Darmstadt, bekannt als Kryptokatholik, Nicolais Gegner. Zu dem Folgenden vgl. v. Starcks „Apologie“ S. 100. — 28. Juden ... aufzunehmen, vgl. ebenda S. 116.

Ernst und Falk.

Ernst und Falk.

Gespräche für Freimäurer.

Sr. Durchlaucht dem Herzoge Ferdinand.

Durchlauchtigster Herzog,

Auch ich war an der Quelle der Wahrheit und schöpfte. Wie tief ich geschöpft habe, kann nur der beurteilen, von dem ich die Erlaubnis erwarte, noch tiefer zu schöpfen. — Das Volk lechzet schon lange und vergehet vor Durst. —

Ew. Durchlaucht
untertänigster Knecht

— —

Vorrede eines Dritten.

Wenn nachstehende Blätter die wahre Ontologie der Freimäurerei nicht enthalten, so wäre ich begierig zu erfahren, in welcher von den unzähligen Schriften, die sie veranlaßt hat, ein mehr bestimmter Begriff von ihrer Wesenheit gegeben werde.

Wenn aber die Freimäurer alle, von welchem Schlage sie auch immer sein mögen, gern einräumen werden, daß der hier angezeigte Gesichtspunkt der einzige ist, aus welchem — sich nicht einem blöden Auge ein bloßes Phantom zeigt, — sondern gesunde Augen eine wahre Gestalt erblicken, so dürfte nur noch die Frage entstehen, warum man nicht längst so deutlich mit der Sprache herausgegangen sei.

2. Gespräche für Freimäurer, Wolfenbüttel 1778. (Die drei ersten Gespräche enthaltend, 93 Seiten.)

Auf diese Frage wäre vielerlei zu antworten. Doch wird man schwerlich eine andere Frage finden, die mit ihr mehr Ähnlichkeit habe als die: warum in dem Christentume die systematischen Lehrbücher so spät entstanden sind, warum es so viele und gute Christen gegeben hat, die ihren Glauben auf eine verständliche Art weder angeben konnten, noch wollten.

Auch wäre dieses im Christentume noch immer zu früh geschehen, indem der Glaube selbst vielleicht wenig dabei gewonnen: wenn sich Christen nur nicht hätten einfallen lassen, ihn auf eine ganz widersinnige Art angeben zu wollen.

Man mache hiervon die Anwendung selbst.

Erstes Gespräch.

Ernst. Woran denkst du, Freund?

Falk. An nichts.

Ernst. Aber du bist so still.

Falk. Eben darum. Wer denkt, wenn er genießt? Und ich genieße des erquickenden Morgens.

Ernst. Du hast recht, und du hättest mir meine Frage nur zurückgeben dürfen.

Falk. Wenn ich an etwas dächte, würde ich darüber sprechen. Nichts geht über das Laut-denken mit einem Freunde.

Ernst. Gewiß.

Falk. Hast du des schönen Morgens schon genug genossen, fällt dir etwas ein, so sprich du! Mir fällt nichts ein.

Ernst. Gut das! — Mir fällt ein, daß ich dich schon längst um etwas fragen wollen.

Falk. So frage doch!

Ernst. Ist es wahr, Freund, daß du ein Freimäurer bist?

Falk. Die Frage ist eines, der keiner ist.

Ernst. Freilich! — Aber antworte mir gerader zu. — Bist du ein Freimäurer?

Falk. Ich glaube es zu sein.

Ernst. Die Antwort ist eines, der seiner Sache eben nicht gewiß ist.

Falk. O doch! Ich bin meiner Sache so ziemlich gewiß.

Ernst. Denn du wirst ja wohl wissen, ob und wenn und wo und von wem du aufgenommen worden.

Falk. Das weiß ich allerdings; aber das würde so viel nicht sagen wollen.

Ernst. Nicht?

Falk. Wer nimmt nicht auf, und wer wird nicht aufgenommen!

Ernst. Erkläre dich.

Falk. Ich glaube ein Freimäurer zu sein; nicht sowohl, weil ich von älteren Maurern in einer gesetzlichen Loge aufgenommen worden, sondern weil ich einsehe und erkenne, was und warum die Freimäurerei ist, wenn und wo sie gewesen, wie und wodurch sie befördert oder gehindert wird.

Ernst. Und drückst dich gleichwohl so zweifelhaft aus? — Ich glaube einer zu sein!

Falk. Dieses Ausdrucks bin ich nun so gewohnt. Nicht zwar, als ob ich Mangel an eigner Überzeugung hätte, sondern weil ich nicht gern mich jemanden gerade in den Weg stellen mag.

Ernst. Du antwortest mir als einem Fremden.

Falk. Fremder oder Freund!

Ernst. Du bist aufgenommen, du weißt alles — —

Falk. Andere sind auch aufgenommen und glauben zu wissen.

Ernst. Könntest du denn aufgenommen sein, ohne zu wissen, was du weißt?

Falk. Leider!

Ernst. Wie so?

Falk. Weil viele, welche aufnehmen, es selbst nicht wissen, die wenigen aber, die es wissen, es nicht sagen können.

Ernst. Und könntest du denn wissen, was du weißt, ohne aufgenommen zu sein?

Falk. Warum nicht? — Die Freimäurerei ist nichts Willkürliches, nichts Entbehrliches, sondern etwas Notwendiges, das in dem Wesen des Menschen und der bürgerlichen Gesellschaft gegründet ist. Folglich muß man auch durch eignes Nachdenken ebensowohl darauf verfallen können, als man durch Anleitung darauf geführet wird.

Ernst. Die Freimäurerei wäre nichts Willkürliches? — Hat sie nicht Worte und Zeichen und Gebräuche, welche alle anders sein könnten und folglich willkürlich sind?

Falk. Das hat sie. Aber diese Worte und diese Zeichen und diese Gebräuche sind nicht die Freimäurerei.

Ernst. Die Freimäurerei wäre nichts Entbehrliches? — Wie machten es denn die Menschen, als die Freimäurerei noch nicht war?

Falk. Die Freimäurerei war immer.

Ernst. Nun, was ist sie denn, diese notwendige, diese unentbehrliche Freimäurerei?

30. willkürlich sind, vgl. „Nathan" (III, 1, S. 98f.) V. 1970—73.

Falk. Wie ich dir schon zu verstehen gegeben: — etwas, das selbst die, die es wissen, nicht sagen können.

Ernst. Also ein Unding.

Falk. Übereile dich nicht!

Ernst. Wovon ich einen Begriff habe, das kann ich auch mit Worten ausdrücken.

Falk. Nicht immer, und oft wenigstens nicht so, daß andre durch die Worte vollkommen ebendenselben Begriff bekommen, den ich dabei habe.

Ernst. Wenn nicht vollkommen ebendenselben, doch einen etwanigen.

Falk. Der etwanige Begriff wäre hier unnütz oder gefährlich. Unnütz, wenn er nicht genug, und gefährlich, wenn er das geringste zu viel enthielte.

Ernst. Sonderbar! — Da also selbst die Freimäurer, welche das Geheimnis ihres Ordens wissen, es nicht wörtlich mitteilen können, wie breiten sie denn gleichwohl ihren Orden aus?

Falk. Durch Thaten. — Sie lassen gute Männer und Jünglinge, die sie ihres nähern Umgangs würdigen, ihre Thaten vermuten, erraten, — sehen, soweit sie zu sehen sind; diese finden Geschmack daran und thun ähnliche Thaten.

Ernst. Thaten? Thaten der Freimäurer? — Ich kenne keine andere als ihre Reden und Lieder, die meistenteils schöner gedruckt als gedacht und gesagt sind.

Falk. Das haben sie mit mehrern Reden und Liedern gemein.

Ernst. Oder soll ich das für ihre Thaten nehmen, was sie in diesen Reden und Liedern von sich rühmen?

Falk. Wenn sie es nicht bloß von sich rühmen.

Ernst. Und was rühmen sie denn von sich? — Lauter Dinge, die man von jedem guten Menschen, von jedem rechtschaffnen Bürger erwartet. — Sie sind so freundschaftlich, so gutthätig, so gehorsam, so voller Vaterlandsliebe!

Falk. Ist denn das nichts?

Ernst. Nichts! — um sich dadurch von andern Menschen auszusondern. — Wer soll das nicht sein?

Falk. Soll!

Ernst. Wer hat, dieses zu sein, nicht auch außer der Freimäurerei Antrieb und Gelegenheit genug?

Falk. Aber doch in ihr und durch sie einen Antrieb mehr.

Ernst. Sage mir nichts von der Menge der Antriebe! Lieber einem einzigen Antriebe alle mögliche intensive Kraft gegeben! — Die Menge solcher Antriebe ist wie die Menge der Räder in einer Maschine. Je mehr Räder, desto wandelbarer.

Falk. Ich kann dir das nicht widersprechen.

Ernst. Und was für einen Antrieb mehr! — Der alle andre Antriebe verkleinert, verdächtig macht, sich selbst für den stärksten und besten ausgiebt!

Falk. Freund, sei billig! — Hyperbel, Quidproquo jener schalen Reden und Lieder! Probewerk! Jüngerarbeit!

Ernst. Das will sagen: Bruder Redner ist ein Schwätzer.

Falk. Das will nur sagen: was Bruder Redner an den Freimäurern preiset, das sind nun freilich ihre Thaten eben nicht. Denn Bruder Redner ist wenigstens kein Plauderer, und Thaten sprechen von selbst.

Ernst. Ja, nun merke ich, worauf du zielest. Wie konnten sie mir nicht gleich einfallen, diese Thaten, diese sprechende Thaten! Fast möchte ich sie schreiende nennen. Nicht genug, daß sich die Freimäurer einer den andern unterstützen, auf das kräftigste unterstützen; denn das wäre nur die notwendige Eigenschaft einer jeden Bande. Was thun sie nicht für das gesamte Publikum eines jeden Staats, dessen Glieder sie sind!

Falk. Zum Exempel? — Damit ich doch höre, ob du auf der rechten Spur bist.

Ernst. Z. E. die Freimäurer in Stockholm! — Haben sie nicht ein großes Findelhaus errichtet?

Falk. Wenn die Freimäurer in Stockholm sich nur auch bei einer andern Gelegenheit thätig erwiesen haben.

Ernst. Bei welcher andern?

Falk. Bei sonst andern, meine ich.

Ernst. Und die Freimäurer in Dresden! die arme junge Mädchen mit Arbeit beschäftigen, sie klöppeln und sticken lassen, — damit das Findelhaus nur kleiner sein dürfe.

Falk. Ernst, du weißt wohl, wenn ich dich deines Namens erinnere.

Ernst. Ohne alle Glossen dann. — Und die Freimäurer in Braunschweig! die arme, fähige Knaben im Zeichnen unterrichten lassen.

26. Findelhaus errichtet, vgl. Kästners Werke I, S. 116, v. Starcks „Apologie" S. 85.

Falk. Warum nicht?

Ernst. Und die Freimäurer in Berlin! die das Basedowsche Philanthropin unterstützen.

Falk. Was sagst du? — Die Freimäurer? Das Philanthropin? unterstützen? — Wer hat dir das aufgebunden?

Ernst. Die Zeitung hat es ausposaunet.

Falk. Die Zeitung! — Da müßte ich Basedows eigenhändige Quittung sehen. Und müßte gewiß sein, daß die Quittung nicht an die Freimäurer in Berlin, sondern an **die** Freimäurer gerichtet wäre.

Ernst. Was ist das? — Billigest du denn Basedows Institut nicht?

Falk. Ich nicht? Wer kann es mehr billigen?

Ernst. So wirst du ihm ja diese Unterstützung nicht mißgönnen?

Falk. Mißgönnen? — Wer kann ihm alles Gute mehr gönnen als ich?

Ernst. Nun dann! — Du wirst mir unbegreiflich.

Falk. Ich glaube wohl. Dazu habe ich unrecht. — Denn auch die Freimäurer können etwas thun, was sie nicht als Freimäurer thun.

Ernst. Und soll das von allen auch ihren übrigen guten Thaten gelten?

Falk. Vielleicht! — Vielleicht, daß alle die guten Thaten, die du mir da genannt hast, um mich eines scholastischen Ausdruckes der Kürze wegen zu bedienen, nur ihre Thaten ad extra sind.

Ernst. Wie meinst du das?

Falk. Nur ihre Thaten, die dem Volke in die Augen fallen; — nur Thaten, die sie bloß deswegen thun, damit sie dem Volk in die Augen fallen sollen.

Ernst. Um Achtung und Duldung zu genießen?

Falk. Könnte wohl sein.

Ernst. Aber ihre wahre Thaten denn? — Du schweigst?

Falk. Wenn ich dir nicht schon geantwortet hätte? — Ihre wahre Thaten sind ihr Geheimnis.

2 f. Das von Johann Bernhard **Basedow** (1724—90) im Jahre 1774 in Dessau begründete Erziehungsinstitut erhielt von dem Begründer den Namen „Philanthropin". Vgl. „Schwäbisches Magazin" 1777, S. 405: „Ein Freimäurer der Berliner Loge forderte in einer Rede alle seine Brüder auf, das Basedowsche Philanthropin zu unterstützen." Leyser, Campe I, S. 30 f. — 26. **ad extra**, nach außen hin.

Ernst. Ha, ha! Also auch nicht erklärbar durch Worte?

Falk. Nicht wohl! — Nur soviel kann und darf ich dir sagen: die wahren Thaten der Freimäurer sind so groß, so weit aussehend, daß ganze Jahrhunderte vergehen können, ehe man sagen kann: das haben sie gethan! Gleichwohl haben sie alles Gute gethan, was noch in der Welt ist, — merke wohl: in der Welt! — Und fahren fort, an alle dem Guten zu arbeiten, was noch in der Welt werden wird, — merke wohl, in der Welt!

Ernst. O geh! Du hast mich zum besten.

Falk. Wahrlich nicht. — Aber sieh! dort fliegt ein Schmetterling, den ich haben muß. Es ist der von der Wolfmilchsraupe. — Geschwind sage ich dir nur noch: die wahren Thaten der Freimäurer zielen dahin, um größtenteils alles, was man gemeiniglich gute Thaten zu nennen pflegt, entbehrlich zu machen.

Ernst. Und sind doch auch gute Thaten?

Falk. Es kann keine bessere geben. — Denke einen Augenblick darüber nach! Ich bin gleich wieder bei dir.

Ernst. Gute Thaten, welche darauf zielen, gute Thaten entbehrlich zu machen? — Das ist ein Rätsel. Und über ein Rätsel denke ich nicht nach. — Lieber lege ich mich indes unter den Baum und sehe den Ameisen zu.

Zweites Gespräch.

Ernst. Nun? wo bleibst du denn? Und hast den Schmetterling doch nicht?

Falk. Er lockte mich von Strauch zu Strauch, bis an den Bach. — Auf einmal war er herüber.

Ernst. Ja, ja. Es giebt solche Locker!

Falk. Hast du nachgedacht?

Ernst. Über was? Über dein Rätsel? — Ich werde ihn auch nicht fangen, den schönen Schmetterling! Darum soll er mir aber auch weiter keine Mühe machen. — Einmal von der Freimäurerei mit dir gesprochen und nie wieder! Denn ich sehe ja wohl, du bist wie sie alle.

Falk. Wie sie alle? Das sagen diese alle nicht.

Ernst. Nicht? So giebt es ja wohl auch Ketzer unter den Freimäurern? Und du wärest einer? — Doch alle Ketzer haben

mit den Rechtgläubigen immer noch etwas gemein. Und davon sprach ich.

Falk. Wovon sprachst du?

Ernst. Rechtgläubige oder ketzerische Freimäurer — sie alle spielen mit Worten und lassen sich fragen, und antworten ohne zu antworten.

Falk. Meinst du? — Nun wohl, so laß uns von etwas andern reden! Denn einmal hast du mich aus dem behäglichen Zustande des stummen Staunens gerissen —

Ernst. Nichts ist leichter, als dich in diesen Zustand wieder zu versetzen. — Laß dich nur hier bei mir nieder und sieh!

Falk. Was denn?

Ernst. Das Leben und Weben auf und in und um diesen Ameisenhaufen. Welche Geschäftigkeit und doch welche Ordnung! Alles trägt und schleppt und schiebt, und keines ist dem andern hinderlich. Sieh nur! Sie helfen einander sogar.

Falk. Die Ameisen leben in Gesellschaft wie die Bienen.

Ernst. Und in einer noch wunderbarern Gesellschaft als die Bienen. Denn sie haben niemand unter sich, der sie zusammenhält und regieret.

Falk. Ordnung muß also doch auch ohne Regierung bestehen können.

Ernst. Wenn jedes einzelne sich selbst zu regieren weiß, warum nicht?

Falk. Ob es wohl auch einmal mit den Menschen dahin kommen wird?

Ernst. Wohl schwerlich!

Falk. Schade!

Ernst. Ja wohl!

Falk. Steh auf und laß uns gehen! Denn sie werden dich bekriechen, die Ameisen; und eben fällt auch mir etwas bei, was ich bei dieser Gelegenheit dich doch fragen muß. — Ich kenne deine Gesinnungen darüber noch gar nicht.

Ernst. Worüber?

17. Die ... Bienen, Bergmann, Hermäa, S. 172: „In dem zweiten Freimaurergespräche ist die von den Bienen und besonders von dem Ameisenhaufen hergenommene interessante Vergleichung mit der bürgerlichen Gesellschaftsordnung dem Celsus entlehnt, der bei Entwicklung seiner Ansichten über die Weltordnung den glänzenden kriegerischen Hofstaat der Bienen und die gemütvolle, sinnige Republik der Ameisen anzieht (Redepenning [Ausgabe des Origenes] II, 146).“

Falk. Über die bürgerliche Gesellschaft des Menschen überhaupt. — Wofür hälst du sie?

Ernst. Für etwas sehr Gutes.

Falk. Ohnstreitig. — Aber hälst du sie für Zweck oder für Mittel?

Ernst. Ich verstehe dich nicht.

Falk. Glaubst du, daß die Menschen für die Staaten erschaffen werden? oder daß die Staaten für die Menschen sind?

Ernst. Jenes scheinen einige behaupten zu wollen. Dieses aber mag wohl das Wahrere sein.

Falk. So denke ich auch. — Die Staaten vereinigen die Menschen, damit durch diese und in dieser Vereinigung jeder einzelne Mensch seinen Teil von Glückseligkeit desto besser und sichrer genießen könne. — Das Totale der einzeln Glückseligkeiten aller Glieder ist die Glückseligkeit des Staats. Außer dieser giebt es gar keine. Jede andere Glückseligkeit des Staats, bei welcher auch noch so wenig einzelne Glieder leiden und leiden müssen, ist Bemäntelung der Tyrannei. Anders nichts!

Ernst. Ich möchte das nicht so laut sagen.

Falk. Warum nicht?

Ernst. Eine Wahrheit, die jeder nach seiner eignen Lage beurteilet, kann leicht gemißbraucht werden.

Falk. Weißt du, Freund, daß du schon ein halber Freimäurer bist?

Ernst. Ich?

Falk. Du. Denn du erkennst ja schon Wahrheiten, die man besser verschweigt.

Ernst. Aber doch sagen könnte.

Falk. Der Weise kann nicht sagen, was er besser verschweigt.

Ernst. Nun, wie du willst! — Laß uns auf die Freimäurer nicht wieder zurückkommen. Ich mag ja von ihnen weiter nichts wissen.

Falk. Verzeih! — Du siehst wenigstens meine Bereitwilligkeit, dir mehr von ihnen zu sagen.

Ernst. Du spottest. — — Gut! das bürgerliche Leben des Menschen, alle Staatsverfassungen sind nichts als Mittel zur menschlichen Glückseligkeit. Was weiter?

2. 4. hälst, vgl. Schnorrs „Archiv“ VIII, S. 393, Z. 1 v. u. — 16ff. Jede andere ... Tyrannei, Hebler, Lessing-Studien, S. 188 citiert aus Aristoteles' Politik II, c. 2: „Es ist aber unmöglich, daß der ganze Staat glücklich, wenn nicht die meisten oder alle Teile oder einige glücklich sind.“

Falk. Nichts als Mittel! und Mittel menschlicher Erfindung; ob ich gleich nicht leugnen will, daß die Natur alles so eingerichtet, daß der Mensch sehr bald auf diese Erfindung geraten müssen.

Ernst. Dieses hat denn auch wohl gemacht, daß einige die bürgerliche Gesellschaft für Zweck der Natur gehalten. Weil alles, unsere Leidenschaften und unsere Bedürfnisse, alles darauf führe, sei sie folglich das letzte, worauf die Natur gehe. So schlossen sie. Als ob die Natur nicht auch die Mittel zweckmäßig hervorbringen müsse! Als ob die Natur mehr die Glückseligkeit eines abgezogenen Begriffs — wie Staat, Vaterland und dergleichen sind — als die Glückseligkeit jedes wirklichen einzeln Wesens zur Absicht gehabt hätte!

Falk. Sehr gut! Du kömmst mir auf dem rechten Wege entgegen. Denn nun sage mir, wenn die Staatsverfassungen Mittel, Mittel menschlicher Erfindungen sind, sollten sie allein von dem Schicksale menschlicher Mittel ausgenommen sein?

Ernst. Was nennst du Schicksale menschlicher Mittel?

Falk. Das, was unzertrennlich mit menschlichen Mitteln verbunden ist, was sie von göttlichen unfehlbaren Mitteln unterscheidet.

Ernst. Was ist das?

Falk. Daß sie nicht unfehlbar sind. Daß sie ihrer Absicht nicht allein öfters nicht entsprechen, sondern auch wohl gerade das Gegenteil davon bewirken.

Ernst. Ein Beispiel! wenn dir eines einfällt.

Falk. So sind Schiffahrt und Schiffe Mittel, in entlegene Länder zu kommen, und werden Ursache, daß viele Menschen nimmermehr dahin gelangen.

Ernst. Die nämlich Schiffbruch leiden und ersaufen. Nun glaube ich dich zu verstehen. — Aber man weiß ja wohl, woher es kömmt, wenn so viel einzelne Menschen durch die Staatsverfassung an ihrer Glückseligkeit nichts gewinnen. Der Staatsverfassungen sind viele; eine ist also besser als die andere; manche ist sehr fehlerhaft, mit ihrer Absicht offenbar streitend, und die beste soll vielleicht noch erfunden werden.

Falk. Das ungerechnet! Setze die beste Staatsverfassung, die sich nur denken läßt, schon erfunden; setze, daß alle Menschen in der ganzen Welt diese beste Staatsverfassung angenommen haben: meinst du nicht, daß auch dann noch, selbst aus dieser

besten Staatsverfassung Dinge entspringen müssen, welche der menschlichen Glückseligkeit höchst nachteilig sind, und wovon der Mensch in dem Stande der Natur schlechterdings nichts gewußt hätte?

Ernst. Ich meine, wenn dergleichen Dinge aus der besten Staatsverfassung entsprängen, daß es sodann die beste Staatsverfassung nicht wäre.

Falk. Und eine bessere möglich wäre? — Nun, so nehme ich diese bessere als die beste an und frage das nämliche.

Ernst. Du scheinest mir hier bloß von vorne herein aus dem angenommenen Begriffe zu vernünfteln, daß jedes Mittel menschlicher Erfindung, wofür du die Staatsverfassungen samt und sonders erklärest, nicht anders als mangelhaft sein könne.

Falk. Nicht bloß.

Ernst. Und es würde dir schwer werden, eins von jenen nachteiligen Dingen zu nennen —

Falk. Die auch aus der besten Staatsverfassung notwendig entspringen müssen? — O zehne für eines!

Ernst. Nur eines erst!

Falk. Wir nehmen also die beste Staatsverfassung für erfunden an; wir nehmen an, daß alle Menschen in der Welt in dieser besten Staatsverfassung leben: würden deswegen alle Menschen in der Welt nur einen Staat ausmachen?

Ernst. Wohl schwerlich. Ein so ungeheurer Staat würde keiner Verwaltung fähig sein. Er müßte sich also in mehrere kleine Staaten verteilen, die alle nach den nämlichen Gesetzen verwaltet würden.

Falk. Das ist, die Menschen würden auch dann noch Deutsche und Franzosen, Holländer und Spanier, Russen und Schweden sein, oder wie sie sonst heißen würden.

Ernst. Ganz gewiß!

Falk. Nun, da haben wir ja schon eines. Denn nicht wahr, jeder dieser kleinern Staaten hätte sein eignes Interesse? und jedes Glied derselben hätte das Interesse seines Staats?

Ernst. Wie anders?

Falk. Diese verschiedene Interesse würden öfters in Kollision kommen, so wie itzt, und zwei Glieder aus zwei verschiedenen Staaten würden einander ebenso wenig mit unbefangenem Gemüt begegnen können, als itzt ein Deutscher einem Franzosen, ein Franzose einem Engländer begegnet.

Ernst. Sehr wahrscheinlich!

Falk. Das ist, wenn itzt ein Deutscher einem Franzosen, ein Franzose einem Engländer, oder umgekehrt, begegnet, so begegnet nicht mehr ein bloßer Mensch einem bloßen Menschen, die vermöge ihrer gleichen Natur gegen einander angezogen werden, sondern ein solcher Mensch begegnet einem solchen Menschen, die ihrer verschiednen Tendenz sich bewußt sind, welches sie gegen einander kalt, zurückhaltend, mißtrauisch macht, noch ehe sie für ihre einzelne Person das geringste mit einander zu schaffen und zu teilen haben.

Ernst. Das ist leider wahr.

Falk. Nun, so ist es denn auch wahr, daß das Mittel, welches die Menschen vereiniget, um sie durch diese Vereinigung ihres Glückes zu versichern, die Menschen zugleich trennet.

Ernst. Wenn du es so verstehest.

Falk. Tritt einen Schritt weiter! Viele von den kleinern Staaten würden ein ganz verschiedenes Klima, folglich ganz verschiedene Bedürfnisse und Befriedigungen, folglich ganz verschiedene Gewohnheiten und Sitten, folglich ganz verschiedene Sittenlehren, folglich ganz verschiedene Religionen haben. Meinst du nicht?

Ernst. Das ist ein gewaltiger Schritt!

Falk. Die Menschen würden auch dann noch Juden und Christen und Türken und dergleichen sein.

Ernst. Ich getraue mir nicht, nein zu sagen.

Falk. Würden sie das, so würden sie auch, sie möchten heißen, wie sie wollten, sich unter einander nicht anders verhalten, als sich unsere Christen und Juden und Türken von je her unter einander verhalten haben. Nicht als bloße Menschen gegen bloße Menschen, sondern als solche Menschen gegen solche Menschen, die sich einen gewissen geistigen Vorzug streitig machen und darauf Rechte gründen, die dem natürlichen Menschen nimmermehr einfallen könnten.

Ernst. Das ist sehr traurig, aber leider doch sehr vermutlich.

Falk. Nur vermutlich?

Ernst. Denn allenfalls dächte ich doch, so wie du angenommen hast, daß alle Staaten einerlei Verfassung hätten, daß sie auch wohl alle einerlei Religion haben könnten. Ja, ich begreife nicht, wie einerlei Staatsverfassung ohne einerlei Religion auch nur möglich ist.

Falk. Ich ebenso wenig. — Auch nahm ich jenes nur an, um deine Ausflucht abzuschneiden. Eines ist zuverlässig ebenso unmöglich als das andere. Ein Staat: mehrere Staaten. Mehrere Staaten: mehrere Staatsverfassungen. Mehrere Staatsverfassungen: mehrere Religionen.

Ernst. Ja, ja, so scheinet es.

Falk. So ist es. — Nun sieh da das zweite Unheil, welches die bürgerliche Gesellschaft, ganz ihrer Absicht entgegen, verursacht. Sie kann die Menschen nicht vereinigen, ohne sie zu trennen, nicht trennen, ohne Klüfte zwischen ihnen zu befestigen, ohne Scheidemauern durch sie hin zu ziehen.

Ernst. Und wie schrecklich diese Klüfte sind! wie unübersteiglich oft diese Scheidemauern!

Falk. Laß mich noch das Dritte hinzufügen. — Nicht genug, daß die bürgerliche Gesellschaft die Menschen in verschiedene Völker und Religionen teilet und trennet — diese Trennung in wenige große Teile, deren jeder für sich ein Ganzes wäre, wäre doch immer noch besser als gar kein Ganzes — nein, die bürgerliche Gesellschaft setzt ihre Trennung auch in jedem dieser Teile gleichsam bis ins Unendliche fort.

Ernst. Wie so?

Falk. Oder meinest du, daß ein Staat sich ohne Verschiedenheit von Ständen denken läßt? Er sei gut oder schlecht, der Vollkommenheit mehr oder weniger nahe, unmöglich können alle Glieder desselben unter sich das nämliche Verhältnis haben. — Wenn sie auch alle an der Gesetzgebung Anteil haben, so können sie doch nicht gleichen Anteil haben, wenigstens nicht gleich unmittelbaren Anteil. Es wird also vornehmere und geringere Glieder geben. — Wenn anfangs auch alle Besitzungen des Staates unter sie gleich verteilet worden, so kann diese gleiche Verteilung doch keine zwei Menschenalter bestehen. Einer wird sein Eigentum besser zu nutzen wissen als der andere. Einer wird sein schlechter genutztes Eigentum gleichwohl unter mehrere Nachkommen zu verteilen haben als der andere. Es wird also reichere und ärmere Glieder geben.

Ernst. Das versteht sich.

Falk. Nun überlege, wie viel Übel es in der Welt wohl giebt, das in dieser Verschiedenheit der Stände seinen Grund nicht hat!

Ernst. Wenn ich dir doch widersprechen könnte! — Aber was hatte ich für Ursache, dir überhaupt zu widersprechen? — Nun ja, die Menschen sind nur durch Trennung zu vereinigen! nur durch unaufhörliche Trennung in Vereinigung zu erhalten! Das ist nun einmal so. Das kann nun nicht anders sein.

Falk. Das sage ich eben!

Ernst. Also, was willst du damit? Mir das bürgerliche Leben dadurch verleiden? Mich wünschen machen, daß den Menschen der Gedanke, sich in Staaten zu vereinigen, nie möge gekommen sein?

Falk. Verkennst du mich so weit? — Wenn die bürgerliche Gesellschaft auch nur das Gute hätte, daß allein in ihr die menschliche Vernunft angebauet werden kann, ich würde sie auch bei weit größern Übeln noch segnen.

Ernst. Wer des Feuers genießen will, sagt das Sprichwort, muß sich den Rauch gefallen lassen.

Falk. Allerdings! — Aber weil der Rauch bei dem Feuer unvermeidlich ist, durfte man darum keinen Rauchfang erfinden? Und der den Rauchfang erfand, war der darum ein Feind des Feuers? — Sieh, dahin wollte ich.

Ernst. Wohin? — Ich verstehe dich nicht.

Falk. Das Gleichnis war doch sehr passend. — — Wenn die Menschen nicht anders in Staaten vereiniget werden konnten als durch jene Trennungen, werden sie darum gut, jene Trennungen?

Ernst. Das wohl nicht.

Falk. Werden sie darum heilig, jene Trennungen?

Ernst. Wie heilig?

Falk. Daß es verboten sein sollte, Hand an sie zu legen?

Ernst. In Absicht? . . .

Falk. In Absicht, sie nicht größer einreißen zu lassen, als die Notwendigkeit erfodert. In Absicht, ihre Folgen so unschädlich zu machen als möglich.

Ernst. Wie könnte das verboten sein?

Falk. Aber geboten kann es doch auch nicht sein, durch bürgerliche Gesetze nicht geboten! — Denn bürgerliche Gesetze erstrecken sich nie über die Grenzen ihres Staates. Und dieses würde nun gerade außer den Grenzen aller und jeder Staaten liegen. — Folglich kann es nur ein opus supererogatum sein,

37. opus supererogatum, ein über die Pflicht hinausgehendes gutes Werk.

und es wäre bloß zu wünschen, daß sich die Weisesten und Besten eines jeden Staats diesem operi supererogato freiwillig unterzögen.

Ernst. Bloß zu wünschen, aber recht sehr zu wünschen.

Falk. Ich dächte! Recht sehr zu wünschen, daß es in jedem Staate Männer geben möchte, die über die Vorurteile der Völkerschaft hinweg wären und genau wüßten, wo Patriotismus Tugend zu sein aufhöret.

Ernst. Recht sehr zu wünschen!

Falk. Recht sehr zu wünschen, daß es in jedem Staate Männer geben möchte, die dem Vorurteile ihrer angebornen Religion nicht unterlägen, nicht glaubten, daß alles notwendig gut und wahr sein müsse, was sie für gut und wahr erkennen.

Ernst. Recht sehr zu wünschen!

Falk. Recht sehr zu wünschen, daß es in jedem Staate Männer geben möchte, welche bürgerliche Hoheit nicht blendet und bürgerliche Geringfügigkeit nicht ekelt; in deren Gesellschaft der Hohe sich gern herabläßt und der Geringe sich dreist erhebet.

Ernst. Recht sehr zu wünschen!

Falk. Und wenn er erfüllt wäre, dieser Wunsch?

Ernst. Erfüllt? — Es wird freilich hier und da, dann und wann einen solchen Mann geben.

Falk. Nicht bloß hier und da, nicht bloß dann und wann.

Ernst. Zu gewissen Zeiten, in gewissen Ländern auch mehrere.

Falk. Wie, wenn es dergleichen Männer itzt überall gäbe? zu allen Zeiten nun ferner geben müßte?

Ernst. Wollte Gott!

Falk. Und diese Männer nicht in einer unwirksamen Zerstreuung lebten? nicht immer in einer unsichtbaren Kirche?

Ernst. Schöner Traum!

Falk. Daß ich es kurz mache — und diese Männer die Freimäurer wären?

Ernst. Was sagst du?

Falk. Wie, wenn es die Freimäurer wären, die sich mit zu ihrem Geschäfte gemacht hätten, jene Trennungen, wodurch die Menschen einander so fremd werden, so eng als möglich wieder zusammenzuziehen?

Ernst. Die Freimäurer?

Falk. Ich sage: mit zu ihrem Geschäfte.

Ernst. Die Freimäurer?

Falk. Ah, verzeih! — Ich hatt' es schon wieder vergessen,

daß du von den Freimäurern weiter nichts hören willst — dort winkt man uns eben zum Frühstücke. Komm!

Ernst. Nicht doch! — Noch einen Augenblick! — Die Freimäurer, sagst du —

Falk. Das Gespräch brachte mich wider Willen auf sie zurück. Verzeih! — Komm! Dort in der größern Gesellschaft werden wir bald Stoff zu einer tauglichern Unterredung finden. Komm!

Drittes Gespräch.

Ernst. Du bist mir den ganzen Tag im Gedränge der Gesellschaft ausgewichen. Aber ich verfolge dich in dein Schlafzimmer.

Falk. Hast du mir so etwas Wichtiges zu sagen? Der bloßen Unterhaltung bin ich auf heute müde.

Ernst. Du spottest meiner Neugierde.

Falk. Deiner Neugierde?

Ernst. Die du diesen Morgen so meisterhaft zu erregen wußtest.

Falk. Wovon sprachen wir diesen Morgen?

Ernst. Von den Freimäurern.

Falk. Nun? — Ich habe dir im Rausche des Pyrmonter doch nicht das Geheimnis verraten?

Ernst. Das man, wie du sagst, gar nicht verraten kann.

Falk. Nun freilich; das beruhigt mich wieder.

Ernst. Aber du hast mir doch über die Freimäurer etwas gesagt, das mir unerwartet war, das mir auffiel, das mich denken machte.

Falk. Und was war das?

Ernst. O quäle mich nicht! — Du erinnerst dich dessen gewiß.

Falk. Ja, es fällt mir nach und nach wieder ein. — Und das war es, was dich den ganzen langen Tag unter deinen Freunden und Freundinnen so abwesend machte?

Ernst. Das war es! — Und ich kann nicht einschlafen, wenn du mir wenigstens nicht noch eine Frage beantwortest.

Falk. Nach dem die Frage sein wird.

Ernst. Woher kannst du mir aber beweisen, wenigstens nur

wahrscheinlich machen, daß die Freimäurer wirklich jene große und würdige Absichten haben?

Falk. Habe ich dir von ihren Absichten gesprochen? Ich wüßte nicht. — Sondern da du dir gar keinen Begriff von den wahren Thaten der Freimäurer machen konntest, habe ich dich bloß auf einen Punkt aufmerksam machen wollen, wo noch so vieles geschehen kann, wovon sich unsere staatsklugen Köpfe gar nichts träumen lassen. — Vielleicht, daß die Freimäurer da herum arbeiten. — Vielleicht! da herum! — Nur um dir dein Vorurteil zu benehmen, daß alle baubedürftige Plätze schon ausgefunden und besetzt, alle nötige Arbeiten schon unter die erforderlichen Hände verteilet wären.

Ernst. Wende dich itzt, wie du willst. — Genug, ich denke mir nun aus deinen Reden die Freimäurer als Leute, die es freiwillig über sich genommen haben, den unvermeidlichen Übeln des Staats entgegenzuarbeiten.

Falk. Dieser Begriff kann den Freimäurern wenigstens keine Schande machen. — Bleib dabei! — Nur fasse ihn recht! Menge nichts hinein, was nicht hinein gehöret! — Den unvermeidlichen Übeln des Staats! — Nicht dieses und jenes Staats. Nicht den unvermeidlichen Übeln, welche — eine gewisse Staatsverfassung einmal angenommen — aus dieser angenommenen Staatsverfassung nun notwendig folgen. Mit diesen giebt sich der Freimäurer niemals ab, wenigstens nicht als Freimäurer. Die Linderung und Heilung dieser überläßt er dem Bürger, der sich nach seiner Einsicht, nach seinem Mute, auf seine Gefahr damit befassen mag. Übel ganz andrer Art, ganz höherer Art sind der Gegenstand seiner Wirksamkeit.

Ernst. Ich habe das sehr wohl begriffen. — Nicht Übel, welche den mißvergnügten Bürger machen, sondern Übel, ohne welche auch der glücklichste Bürger nicht sein kann.

Falk. Recht! Diesen entgegen — wie sagtest du? — entgegenzuarbeiten?

Ernst. Ja!

Falk. Das Wort sagt ein wenig viel. — Entgegenarbeiten! — Um sie völlig zu heben? — Das kann nicht sein. Denn man würde den Staat selbst mit ihnen zugleich vernichten. — Sie müssen nicht einmal denen mit eins merklich gemacht werden, die noch gar keine Empfindung davon haben. Höchstens diese Em-

pfindung in dem Menschen von weiten veranlassen, ihr Aufkeimen begünstigen, ihre Pflanzen versetzen, begäten, beblatten — kann hier „entgegenarbeiten" heißen. — Begreifst du nun, warum ich sagte, ob die Freimäurer schon immer thätig wären, daß Jahrhunderte dennoch vergehen könnten, ohne daß sich sagen lasse: Das haben sie gethan?

Ernst. Und verstehe auch nun den zweiten Zug des Rätsels — gute Thaten, welche gute Thaten entbehrlich machen sollen.

Falk. Wohl! — Nun geh und studiere jene Übel und lerne sie alle kennen und wäge alle ihre Einflüsse gegen einander ab, und sei versichert, daß dir dieses Studium Dinge aufschließen wird, die in Tagen der Schwermut die niederschlagendsten, unauflöslichsten Einwürfe wider Vorsehung und Tugend zu sein scheinen. Dieser Aufschluß, diese Erleuchtung wird dich ruhig und glücklich machen — auch ohne Freimäurer zu heißen.

Ernst. Du legest auf dieses „heißen" so viel Nachdruck.

Falk. Weil man etwas sein kann, ohne es zu heißen.

Ernst. Gut das! ich versteh' — Aber auf meine Fragen wieder zu kommen, die ich nur ein wenig anders einkleiden muß. Da ich sie doch nun kenne, die Übel, gegen welche die Freimäurerei angehet — —

Falk. Du kennest sie?

Ernst. Hast du mir sie nicht selbst genannt?

Falk. Ich habe dir einige zur Probe namhaft gemacht. Nur einige von denen, die auch dem kurzsichtigsten Auge einleuchten, nur einige von den unstreitigsten, weit umfassendsten. — Aber wie viele sind nicht noch übrig, die, ob sie schon nicht so einleuchten, nicht so unstreitig sind, nicht so viel umfassen, dennoch nicht weniger gewiß, nicht weniger notwendig sind!

Ernst. So laß mich meine Frage denn bloß auf diejenigen Stücke einschränken, die du mir selbst namhaft gemacht hast. — Wie beweisest du mir auch nur von diesen Stücken, daß die Freimäurer wirklich ihr Absehen darauf haben? — Du schweigst? — Du sinnest nach?

Falk. Wahrlich nicht dem, was ich auf diese Frage zu antworten hätte! — Aber ich weiß nicht, was ich mir für Ursachen denken soll, warum du mir diese Frage thust.

2. begäten, vgl. Grimms Wörterbuch s. v. begaten, begäten.

Ernst. Und du willst mir meine Frage beantworten, wenn ich dir die Ursachen derselben sage?

Falk. Das verspreche ich dir.

Ernst. Ich kenne und fürchte deinen Scharfsinn.

Falk. Meinen Scharfsinn?

Ernst. Ich fürchte, du verkaufst mir deine Spekulation für Thatsache.

Falk. Sehr verbunden!

Ernst. Beleidigt dich das?

Falk. Vielmehr muß ich dir danken, daß du Scharfsinn nennest, was du ganz anders hättest benennen können.

Ernst. Gewiß nicht. Sondern ich weiß, wie leicht der Scharfsinnige sich selbst betriegt, wie leicht er andern Leuten Plane und Absichten leihet und unterlegt, an die sie nie gedacht haben.

Falk. Aber woraus schließt man auf der Leute Plane und Absichten? Aus ihren einzeln Handlungen doch wohl?

Ernst. Woraus sonst? — Und hier bin ich wieder bei meiner Frage. — Aus welchen einzeln, unstreitigen Handlungen der Freimäurer ist abzunehmen, daß es auch nur mit ihr Zweck ist, jene von dir benannte Trennung, welche Staat und Staaten unter den Menschen notwendig machen müssen, durch sich und in sich wieder zu vereinigen?

Falk. Und zwar ohne Nachteil dieses Staats und dieser Staaten.

Ernst. Desto besser! Es brauchen auch vielleicht nicht Handlungen zu sein, woraus jenes abzunehmen. Wenn es nur gewisse Eigentümlichkeiten, Besonderheiten sind, die dahin leiten oder daraus entspringen. — Von dergleichen müßtest du sogar in deiner Spekulation ausgegangen sein, gesetzt, daß dein System nur Hypothese wäre.

Falk. Dein Mißtrauen äußert sich noch. — Aber ich hoffe, es soll sich verlieren, wenn ich dir ein Grundgesetz der Freimäurer zu Gemüte führe.

Ernst. Und welches?

Falk. Aus welchem sie nie ein Geheimnis gemacht haben. Nach welchem sie immer vor den Augen der ganzen Welt gehandelt haben.

Ernst. Das ist?

Falk. Das ist, jeden würdigen Mann von gehöriger Anlage, ohne Unterschied des Vaterlandes, ohne Unterschied der

Religion, ohne Unterschied seines bürgerlichen Standes, in ihren Orden aufzunehmen.

Ernst. Wahrhaftig!

Falk. Freilich scheint dieses Grundgesetze dergleichen Männer, die über jene Trennungen hinweg sind, vielmehr bereits vorauszusetzen, als die Absicht zu haben, sie zu bilden. Allein das Nitrum muß ja wohl in der Luft sein, ehe es sich als Salpeter an den Wänden anlegt.

Ernst. O ja!

Falk. Und warum sollten die Freimäurer sich nicht hier einer gewöhnlichen List haben bedienen dürfen? — Daß man einen Teil seiner geheimen Absichten ganz offenbar treibt, um den Argwohn irre zu führen, der immer ganz etwas anders vermutet, als er sieht.

Ernst. Warum nicht?

Falk. Warum sollte der Künstler, der Silber machen kann, nicht mit altem Bruchsilber handeln, damit man so weniger argwohne, daß er es machen kann?

Ernst. Warum nicht?

Falk. Ernst! — Hörst du mich? — Du antwortest im Traume, glaub' ich.

Ernst. Nein, Freund! Aber ich habe genug, genug auf diese Nacht. Morgen mit dem frühsten kehre ich wieder nach der Stadt.

Falk. Schon? Und warum so bald?

Ernst. Du kennst mich und fragst? Wie lange dauert deine Brunnenkur noch?

Falk. Ich habe sie vorgestern erst angefangen.

Ernst. So sehe ich dich vor dem Ende derselben noch wieder. — Lebe wohl! gute Nacht!

Falk. Gute Nacht! lebe wohl!

Zur Nachricht.

Der Funke hatte gezündet: Ernst ging und ward Freimäurer. Was er vors erste da fand, ist der Stoff eines 4ten und 5ten Gesprächs, mit welchem — sich der Weg scheidet.

Ernst und Falk.

Gespräche für Freimäurer.

Fortsetzung.

1780.

Vorrede eines Dritten.

Der Verfasser der ersten drei Gespräche hatte diese Fortsetzung, wie man weiß, im Manuskripte zum Drucke fertig liegen, als derselbe höhern Orts einen bittenden Wink bekam, dieselbe nicht bekannt zu machen.

Vorher aber hatte er dies vierte und fünfte Gespräch einigen Freunden mitgeteilt, welche, vermutlich ohne seine Erlaubnis, Abschriften davon genommen hatten. Eine dieser Abschriften war dem itzigen Herausgeber durch einen sonderbaren Zufall in die Hände gefallen. Er bedauerte, daß so viel herrliche Wahrheiten unterdrückt werden sollten, und beschloß, das Manuskript, ohne Winke zu haben, drucken zu lassen.

Wenn die Begierde, Licht über so wichtige Gegenstände allgemeiner verbreitet zu sehen, nicht diese Freiheit hinlänglich entschuldiget, so läßt sich nichts weiter zur Verteidigung derselben sagen, als daß der Herausgeber kein aufgenommener Maurer ist.

Übrigens wird man doch finden, daß er aus Vorsicht und Achtung gegen einen gewissen Zweig dieser Gesellschaft einige Namen, welche ganz ausgeschrieben waren, bei der Herausgabe nicht genannt hat.

---

3. Fortsetzung, den Text der beiden folgenden Gespräche habe ich nach dem Hamannschen Abdruck in Hartungs „Königsbergischen Gelehrten und Politischen Zeitungen" 1781, Nr. 37 f., S. 145 ff. verbessert, und er erscheint also hier zum erstenmal in gereinigter Gestalt. Vgl. Hamann ed. Gildemeister II, S. 342; Schnorr, Archiv für Litteraturgeschichte VII, S. 184 ff.

Viertes Gespräch.

Falk. Ernst! Willkommen! Endlich wieder einmal! Ich habe meine Brunnenkur längst beschlossen.

Ernst. Und befindest dich wohl darauf? Ich freue mich.

Falk. Was ist das? Man hat nie ein „Ich freue mich" ärgerlicher ausgesprochen.

Ernst. Ich bin es auch, und es fehlt wenig, daß ich es nicht über dich bin.

Falk. Über mich?

Ernst. Du hast mich zu einem albernen Schritte verleitet — Sieh her! — Gieb mir deine Hand! — Was sagst du? — Du zuckst die Achseln? Das hätte mir noch gefehlt!

Falk. Dich verleitet?

Ernst. Es kann sein, ohne daß du es gewollt hast.

Falk. Und soll doch schuld haben.

Ernst. Der Mann Gottes spricht dem Volke von einem Lande, da Milch und Honig innen fließt, und das Volk soll sich nicht darnach sehnen? und soll über den Mann Gottes nicht murren, wenn er sie, anstatt in dieses gelobte Land, in dürre Wüsten führt?

Falk. Nun, nun! Der Schade kann doch so groß nicht sein — Dazu sehe ich ja, daß du schon bei den Gräbern unserer Vorfahren gearbeitet hast.

11. Gieb mir deine Hand, an einer besondern Art die Hand zu drücken und an die Thüre zu klopfen erkennen sich die Freimaurer. Die Art des Händedrucks ist ähnlich der der Karpokratianer, von welchen Nicolai in dem „Versuch über den Tempelherrnorden" I, S. 130 sagt: „Sie hatten ein geheimes Zeichen, denn wenn sie sich beim Gruße die Hand gaben, so berührten sie das Innere der Hand einigemal sanft mit den Fingerspitzen; hieran ward ein fremder Gnostiker erkannt und genoß der Gastfreiheit." — 19 f. in dieses ... führt, 2. Mos. 13, 5; 15, 24. — 22 f. bei den Gräbern unserer Vorfahren, mit diesen Worten ist der Meistergrad bezeichnet. Auf denselben beziehen sich auch die folgenden Worte (S. 268): „Aber sie waren nicht mit Flammen ... umgeben." „Gräber der Vorfahren" und „Flammen" fehlen, wie Groß bemerkt, in den alten Ritualen des Ordens und erscheinen erst in dem sogenannten Clermontschen System, das sich im Anfang des vorigen Jahrhunderts namentlich in Frankreich verbreitete.

Ernst. Aber sie waren nicht mit Flammen, sondern mit Rauch umgeben.

Falk. So warte, bis der Rauch sich verzieht, und die Flamme wird leuchten und wärmen.

Ernst. Der Rauch wird mich ersticken, ehe mir die Flamme leuchtet, und wärmen, sehe ich wohl, werden sich andere an ihr, die den Rauch besser vertragen können.

Falk. Du sprichst doch nicht von Leuten, die sich vom Rauch gern beißen lassen, wenn es nur der Rauch einer fremden fetten Küche ist?

Ernst. Du kennst sie also doch?

Falk. Ich habe von ihnen gehört.

Ernst. Um so mehr, was konnte dich bewegen, mich auf dies Eis zu führen? mir dazu Sachen vorzuspiegeln, deren Ungrund du nur allzu wohl wußtest?

Falk. Dein Verdruß macht dich sehr ungerecht. — Ich sollte mit dir von der Freimäurerei gesprochen haben, ohne es auf mehr als eine Art zu verstehen zu geben, wie unnütz es sei, daß jeder ehrliche Mann ein Freimäurer werde — wie unnütze nur? — ja, wie schädlich? —

Ernst. Das mag wohl sein.

Falk. Ich sollte dir nicht gesagt haben, daß man die höchsten Pflichten der Mäurerei erfüllen könne, ohne ein Freimäurer zu heißen?

Ernst. Vielmehr erinnere ich mich dessen — Aber du weißt ja wohl, wenn meine Phantasie einmal den Fittich ausbreitet, einen Schlag damit thut — kann ich sie halten? — Ich werfe dir nichts vor, als daß du ihr eine solche Lockspeise zeigtest. —

Falk. Die du zu erreichen doch auch sehr bald müde geworden — Und warum sagtest du mir nicht ein Wort von deinem Vorsatze?

Ernst. Würdest du mich davon abgeraten haben?

Falk. Ganz gewiß! — Wer wollte einem raschen Knaben, weil er dann und wann noch fällt, den Gängelwagen wieder einschwätzen? Ich mache dir kein Kompliment; du warst schon zu weit, um von da wieder auszugehen. Gleichwohl konnte man mit dir keine Ausnahme machen. Den Weg müssen alle betreten.

Ernst. Es sollte mich auch nicht reuen, ihn betreten zu haben, wenn ich mir nur von dem noch übrigen Wege mehr zu

versprechen hätte. Aber Vertröstungen und wieder Vertröstungen, und nichts als Vertröstungen!

Falk. Wenn man dich doch schon vertröstet! Und auf was vertröstet man dich denn?

Ernst. Du weißt ja wohl, auf die schottische Mäurerei, auf den schottischen Ritter.

Falk. Nun ja, ganz recht — Aber wessen hat sich denn der schottische Ritter zu trösten?

Ernst. Wer das wüßte!

Falk. Und deinesgleichen, die andern Neulinge des Ordens, wissen denn die auch nichts?

Ernst. O die! die wissen so viel! die erwarten so viel! — Der eine will Gold machen, der andere will Geister beschwören, der dritte will die *** wieder herstellen — du lächelst — Und lächelst nur? —

Falk. Was kann ich anders?

Ernst. Unwillen bezeugen über solche Querköpfe!

Falk. Wenn mich nicht eins mit ihnen wieder versöhnte.

Ernst. Und was?

Falk. Daß ich in allen diesen Träumereien Streben nach Wirklichkeit erkenne, daß sich aus allen diesen Irrwegen noch abnehmen läßt, wohin der wahre Weg geht.

Ernst. Auch aus der Goldmacherei?

Falk. Auch aus der Goldmacherei. Ob sich wirklich Gold machen läßt oder nicht machen läßt, gilt mir gleichviel. Aber ich bin sehr versichert, daß vernünftige Menschen nur in Rücksicht auf Freimäurerei es machen zu können wünschen werden. Auch wird der erste der beste, dem der Stein der Weisen zu teil wird, in dem nämlichen Augenblicke Freimäurer — Und es ist doch sonderbar, daß dieses alle Nachrichten bestätigen, mit welchen sich die Welt von wahren oder vermeinten Goldmachern trägt.

Ernst Und die Geisterbeschwörer?

5 f. Mit der schottischen Mäurerei und dem schottischen Ritter sind die höheren Grade gemeint. Vgl. Schlichtegrolls Nekrolog, Supplement, 1798, S. 367. 373. 380. — 14. ***, Tempelherren, wie auch in dem Hamannschen Abdruck steht. Vgl. Lessings Vermischte Schriften VII, S. IX: „Lessing fand im Jahre 1778 [vielmehr 178 ‚] noch nötig, im vierten und fünften Gespräch einige Namen nur mit *** zu bezeichnen. Die Ursachen, die ihn dazu bewogen, fallen jetzt weg. Seit jener Zeit sind die verschiedenen Systeme der Freimaurerei oft zur Sprache gekommen, und jedermann kann wissen, daß die *** hier 'Tempelherren' bedeuten. Die zwei ** und einige — — wird nun ein aufmerksamer Leser sich leicht ausfüllen können. — 31. Goldmachern, vgl. Lessings „Kollektaneen" s. v. „Goldmachen".

Falk. Von ihnen gilt ohngefähr das nämliche — Unmöglich können Geister auf die Stimme eines andern Menschen hören als eines Freimäurers.

Ernst. Wie ernsthaft du solche Dinge sagen kannst! —

Falk. Bei allem, was heilig ist! nicht ernsthafter, als sie sind.

Ernst. Wenn das wäre! — Aber endlich die neuen ***, wenn Gott will?

Falk. Vollends die!

Ernst. Siehst du! Von denen weißt du nichts zu sagen. Denn *** waren doch einmal, Goldmacher aber und Geisterbeschwörer gab es vielleicht nie. Und es läßt sich freilich besser sagen, wie die Freimäurer sich zu solchen Wesen der Einbildung verhalten, als zu wirklichen.

Falk. Allerdings kann ich mich hier nur in einem Dilemma ausdrücken: Entweder, oder —

Ernst. Auch gut! Wenn man nur wenigstens weiß, daß unter zwei Sätzen einer wahr ist. Nun! Entweder diese *** would be —

Falk. Ernst! Ehe du noch eine Spötterei völlig aussagst! Auf mein Gewissen! — Diese — ebendiese sind entweder gewiß auf dem rechten Wege, oder so weit davon entfernt, daß ihnen auch nicht einmal die Hoffnung mehr übrig ist, jemals darauf zu gelangen.

Ernst. Ich muß das so mit anhören. Denn dich um eine nähere Erklärung zu bitten —

Falk. Warum nicht? Man hat lange genug aus Heimlichkeiten das Geheimnis gemacht.

Ernst. Wie verstehst du das?

Falk. Das Geheimnis der Freimäurerei, wie ich dir schon gesagt habe, ist das, was der Freimäurer nicht über seine Lippen bringen kann, wenn es auch möglich wäre, daß er es wollte. Aber Heimlichkeiten sind Dinge, die sich gar wohl sagen lassen, und die man nur zu gewissen Zeiten, in gewissen Ländern, teils aus Neid verhehlte, teils aus Furcht verbiß, teils aus Klugheit verschwieg.

Ernst. Zum Exempel?

Falk. Zum Exempel, gleich diese Verwandtschaft unter *** und Freimäurern. Es kann wohl sein, daß es einmal

17 f. *** would be, bei Hamann: „Templars-would-be", d. h. die gern die neuen Tempelherren vorstellen möchten. Zu dem Ausdruck vgl. VII, S. 116, Z. 29.

nötig und gut war, sich davon nichts merken zu lassen — aber jetzt — jetzt kann es im Gegenteil höchst verderblich werden, wenn man aus dieser Verwandtschaft noch länger ein Geheimnis macht. Man müßte sie vielmehr laut bekennen und nur den gehörigen Punkt bestimmen, in welchem die *** die Freimäurer ihrer Zeit waren

Ernst. Darf ich ihn wissen, diesen Punkt?

Falk. Lies die Geschichte der *** mit Bedacht! Du mußt ihn erraten. Auch wirst du ihn gewiß erraten, und ebendas war die Ursache, warum du kein Freimäurer hättest werden müssen.

Ernst. Daß ich nicht den Augenblick unter meinen Büchern sitze! — Und wenn ich ihn errate, willst du mir gestehen, daß ich ihn erraten habe?

Falk. Du wirst zugleich finden, daß du dieses Geständnis nicht von mir brauchst — Aber auf mein Dilemma wieder zurückzukommen! Eben dieser Punkt ist es allein, woraus die Entscheidung desselben zu holen ist — Sehen und fühlen alle Freimäurer, welche jetzt mit den *** schwanger gehen, diesen rechten Punkt, wohl ihnen! wohl der Welt! Segen zu allem, was sie thun! Segen zu allem, was sie unterlassen! — Erkennen und fühlen sie ihn aber nicht, jenen Punkt; hat sie ein bloßer Gleichlaut verführt; hat sie bloß der Freimäurer, der im ** arbeitet, auf die *** gebracht; haben sie sich nur in das - - - auf dem - - - - vergafft; möchten sie nur gern einträgliche - - - -, fette Pfründen sich und ihren Freunden zuteilen können: — nun, so schenke uns der Himmel recht viel Mitleid, damit wir uns des Lachens enthalten können!

Ernst. Sieh, du kannst doch auch noch warm und bitter werden.

Falk. Leider! — Ich danke dir für deine Bemerkung und bin kalt wieder, wie Eis.

Ernst. Und was meinst du wohl, welcher von den beiden Fällen der Fall dieser Herren ist?

Falk. Ich fürchte, der letztere — Möcht' ich mich betriegen! — Denn wenn es der erstere wäre, wie könnten sie einen so seltsamen Anschlag haben? — die *** wieder herzustellen! —

5. ***, Tempelherren. — 18. rechten, bei Hamann: nemlichen. — 22. **, Tempel; bei Hamann: der freye Maurer an jenem großen Tempel. — 24 f. das - - - auf dem - - - -, das „rothe Kreuz" auf dem „weißen Mantel". Vgl. „Nathan" (III, 1, S. 70) V. 570. — - - - -, „Comthureyen" (Hamann).

Jener große Punkt, in welchem die *** die Freimäurer waren, hat nicht mehr statt. Wenigstens ist Europa längst darüber hinaus und bedarf darin weiter keines außerordentlichen Vorschubs — Was wollen sie also? Wollen sie auch ein voller Schwamm werden, den die Großen einmal ausdrücken? — Doch an wen diese Frage? und wider wen? Hast du mir denn gesagt — hast du mir denn sagen können, daß mit diesen Grillen von Goldmachern, Geisterbannern, *** sich andre als die Neulinge des Ordens schleppen? — andere als Kinder, als Leute, die Kinder zu mißbrauchen kein Bedenken tragen? Aber Kinder werden Männer — Laß sie nur! — Genug, wie gesagt daß ich schon in dem Spielzeuge die Waffen erblicke, welche einmal die Männer mit sicherer Hand führen werden.

Ernst. Im Grunde, mein Freund, sind es auch nicht diese Kindereien, die mich unmutig machen. Ohne zu vermuten, daß etwas Ernsthaftes hinter ihnen sein könnte, sahe ich über sie weg — Tonnen, dachte ich, den jungen Walfischen ausgeworfen! — Aber was mich nagt, ist das, daß ich überall nichts sehe, überall nichts höre als diese Kindereien, daß von dem, dessen Erwartung du in mir erregtest, keiner etwas wissen will. Ich mag diesen Ton angeben, so oft ich will, gegen wen ich will, niemand will einstimmen, immer und aller Orten das tiefste Stillschweigen.

Falk. Du meinst —

Ernst. Jene Gleichheit, die du mir als Grundgesetz des Ordens angegeben, jene Gleichheit, die meine ganze Seele mit so unerwarteter Hoffnung erfüllte: endlich in Gesellschaft von Menschen atmen zu können, die über alle bürgerliche Modifikations hinwegzudenken verstehen, ohne sich an einer zum Nachteil eines Dritten zu versündigen —

Falk. Nun?

Ernst. Sie wäre noch? Wenn sie jemals gewesen! — Laß einen aufgeklärten Juden kommen und sich melden! „Ja," heißt es, „ein Jude! Christ wenigstens muß freilich der Freimäurer sein." Es ist nur gleichviel, was für ein Christ. ‚Ohne Unterschied der Religion' heißt nur, ‚ohne Unterschied der drei im heiligen römischen Reiche öffentlich geduldeten Religionen' — Meinst du auch so?

1. ***, Tempelherren. — 17. Tonnen ... ausgeworfen, vgl. X, S. 456, Z. 5. — 35 f. ohne Unterschied ... Religionen, vgl. v. Starcks „Apologie" S. 116.

Falk. Ich nun wohl nicht.

Ernst. Laß einen ehrlichen Schuster, der bei seinem Leisten Muße genug hat, manchen guten Gedanken zu haben (wäre es auch ein Jakob Böhme und Hans Sachs), laß ihn kommen und sich melden! „Ja," heißt es, „ein Schuster! freilich ein Schuster" — Laß einen treuen, erfahrnen, versuchten Dienstboten kommen und sich melden — „Ja," heißt es, „dergleichen Leute freilich, die sich die Farbe zu ihrem Rocke nicht selbst wählen — Wir sind unter uns so gute Gesellschaft" —

Falk. Und wie gute Gesellschaft sind sie denn?

Ernst. Ei nun, daran habe ich allerdings weiter nichts auszusetzen, als daß es nur gute Gesellschaft ist, die man in der Welt so müde wird — Prinzen, Grafen, Herren von, Offiziere, Räte von allerlei Beschlag, Kaufleute, Künstler — alle die schwärmen freilich ohne Unterschied des Standes in der Loge unter einander durch — Aber in der That sind doch alle nur von Einem Stande, und der ist leider - - - -

Falk. Das war nun wohl zu meiner Zeit nicht so — Aber doch! — Ich weiß nicht, ich kann nur raten — Ich bin zu lange Zeit außer aller Verbindung mit Logen, von welcher Art sie auch sein mögen — In die Loge vor jetzt, auf eine Zeit nicht können zugelassen werden, und von der Freimäurerei ausgeschlossen sein, sind doch noch zwei verschiedene Dinge.

Ernst. Wie so?

Falk. Weil Loge sich zur Freimäurerei verhält wie Kirche zum Glauben. Aus dem äußeren Wohlstande der Kirche ist für den Glauben der Glieder nichts, gar nichts zu schließen. Vielmehr giebt es einen gewissen äußerlichen Wohlstand derselben, von dem es ein Wunder wäre, wenn er mit dem wahren Glauben bestehen könnte. Auch haben sich beide noch nie vertragen, sondern eins hat das andere, wie die Geschichte lehrt, immer zu Grunde gerichtet. Und so auch, fürcht' ich, fürcht' ich —

Ernst. Was?

Falk. Kurz, das Logenwesen, so wie ich höre, daß es itzt getrieben wird, will mir gar nicht zu Kopfe. Eine Kasse haben, Kapitale machen, diese Kapitale belegen, sie auf den besten Pfenning

4. Jakob Böhme, vgl. VI, 384, Z. 25; S. 414, Z. 18. — 17. und der ist leider - - - -, statt dessen heißt es bei Hamann: „nemlich von dem, den Langeweile und Bedürfniß sich zu beschäfftigen, zu einem Stande macht."

zu benutzen suchen, sich ankaufen wollen, von Königen und Fürsten sich Privilegien geben lassen, das Ansehn und die Gewalt derselben zu Unterdrückung der Brüder anwenden, die einer andern Observanz sind als der, die man so gern zum Wesen der Sache machen möchte — wenn das in die Länge gut geht! — Wie gern will ich falsch prophezeihet haben!

Ernst. Je nun, was kann denn werden? Der Staat fährt itzt nicht mehr so zu. Und zudem sind ja wohl unter den Personen, die seine Gesetze machen oder handhaben, selbst schon zu viel Freimäurer —

Falk. Gut! Wenn sie also auch von dem Staate nichts zu befürchten haben, was, denkst du, wird eine solche Verfassung für Einfluß auf sie selbst haben? Geraten sie dadurch nicht offenbar wieder dahin, wovon sie sich losreißen wollten? Werden sie nicht aufhören zu sein, was sie sein wollen? — Ich weiß nicht, ob du mich ganz verstehst —

Ernst. Rede nur weiter!

Falk. Zwar — ja wohl — nichts dauert ewig — Vielleicht soll dieses eben der Weg sein, den die Vorsicht ausersehen, dem ganzen jetzigen Schema der Freimäurerei ein Ende zu machen. —

Ernst. Schema der Freimäurerei? Was nennst du so: Schema?

Falk. Nun, Schema, Hülle, Einkleidung.

Ernst. Ich weiß noch nicht —

Falk Du wirst doch nicht glauben, daß die Freimäurerei immer Freimäurerei gespielt?

Ernst. Was ist nun das: die Freimäurerei nicht immer Freimäurerei gespielt?

Falk. Mit andern Worten. Meinst du denn, daß das, was die Freimäurerei ist, immer Freimäurerei geheißen? — Aber sieh! Schon Mittag vorbei! Da kommen ja bereits meine Gäste! Du bleibst doch?

Ernst. Ich wollte nicht, aber ich muß ja nun wohl. Denn mich erwartet eine doppelte Sättigung.

Falk. Nur bei Tische, bitte ich, kein Wort!

Fünftes Gespräch.

Ernst. Endlich sind sie fort! — O die Schwätzer! — Und merktest du denn nicht, oder wolltest du nicht merken, daß der eine mit der Warze an dem Kinn — heiße er, wie er will — ein Freimäurer ist? Er klopfte so oft an.

Falk. Ich hörte ihn wohl. Ich merkte sogar in seinen Reden, was dir wohl nicht so aufgefallen — Er ist von denen, die in Europa für die Amerikaner fechten —

Ernst. Das wäre nicht das Schlimmste an ihm.

Falk. Und hat die Grille, daß der Kongreß eine Loge ist; daß da endlich die Freimäurer ihr Reich mit gewaffneter Hand gründen.

Ernst. Giebt es auch solche Träumer?

Falk. Es muß doch wohl.

Ernst. Und woraus nimmst du diesen Wurm ihm ab?

Falk. Aus einem Zuge, der dir auch schon einmal kenntlicher werden wird.

Ernst. Bei Gott! wenn ich wüßte, daß ich mich in den Freimäurern gar so betrogen hätte! —

Falk. Sei ohne Sorge! Der Freimäurer erwartet ruhig den Aufgang der Sonne und läßt die Lichter brennen, solange sie wollen und können — Die Lichter auslöschen und, wenn sie ausgelöscht sind, erst wahrnehmen, daß man die Stümpfe doch wieder anzünden oder wohl gar andere Lichter wieder aufstecken muß, das ist des Freimäurers Sache nicht.

Ernst. Das denke ich auch — Was Blut kostet, ist gewiß kein Blut wert.

Falk. Vortrefflich! — Nun frage, was du willst! Ich muß dir antworten.

Ernst. So wird meines Fragens kein Ende sein.

Falk. Nur kannst du den Anfang nicht finden.

Ernst. Verstand ich dich, oder verstand ich dich nicht, als wir unterbrochen wurden? Widersprachst du dir, oder widersprachst du dir nicht? — Denn allerdings, als du mir einmal sagtest: die Freimäurerei sei immer gewesen, verstand ich es also, daß nicht allein ihr Wesen, sondern auch ihre gegenwärtige Verfassung sich von undenklichen Zeiten herschreibe.

26 f. Was ... wert, ein Spruch Benjamin Franklins. Vgl. Pabst, „Nathan" S. 58 f.

Falk. Wenn es mit beiden einerlei Bewandtnis hätte! — Ihrem Wesen nach ist die Freimäurerei ebenso alt als die bürgerliche Gesellschaft. Beide konnten nicht anders als mit einander entstehen — wenn nicht gar die bürgerliche Gesellschaft nur ein Sprößling der Freimäurerei ist. Denn die Flamme im Brennpunkte ist auch Ausfluß der Sonne.

Ernst. Auch mir schimmert das so vor —

Falk. Es sei aber Mutter und Tochter oder Schwester und Schwester, ihr beiderseitiges Schicksal hat immer wechselseitig in einander gewirkt. Wie sich die bürgerliche Gesellschaft befand, befand sich aller Orten auch die Freimäurerei, und so umgekehrt. Es war immer das sicherste Kennzeichen einer gesunden, nervösen Staatsverfassung, wenn sie die Freimäurerei neben ihr blühen ließ; so wie es noch jetzt das ohnfehlbare Merkmal eines schwachen, furchtsamen Staats ist, wenn er das nicht öffentlich dulden will, was er in geheim doch dulden muß, er mag wollen oder nicht.

Ernst. Zu verstehen: die Freimäurerei!

Falk. Sicherlich! — Denn sie beruht im Grunde nicht auf äußerlichen Verbindungen, die so leicht in bürgerliche Anordnungen ausarten, sondern auf dem gemeinschaftlichen Gefühl sympathisierender Geister.

Ernst. Und wer unterfängt sich, dem zu gebieten!

Falk. Indes hat freilich die Freimäurerei immer und aller Orten sich nach der bürgerlichen Gesellschaft schmiegen und biegen müssen; denn diese war stets die stärkere. So mancherlei die bürgerliche Gesellschaft gewesen, so mancherlei Formen hat auch die Freimäurerei anzunehmen sich nicht entbrechen können; nur hatte jede neue Form, wie natürlich, ihren neuen Namen. Wie kannst du glauben, daß der Name Freimäurerei älter sein werde als diejenige herrschende Denkungsart der Staaten, nach der sie genau abgewogen worden?

Ernst. Und welches ist diese herrschende Denkungsart?

Falk. Das bleibt deiner eigenen Nachforschung überlassen — Genug, wenn ich dir sage, daß der Name Freimäurer, ein Glied unserer geheimen Verbrüderung anzuzeigen, vor dem Anfange dieses laufenden Jahrhunderts nie gehört worden. Er kömmt zuverlässig vor dieser Zeit in keinem gedruckten Buche vor, und den will ich sehen, der mir ihn auch nur in einer geschriebenen älteren Urkunde zeigen will!

Ernst. Das heißt, den deutschen Namen.

Falk. Nein, nein! auch das ursprüngliche Free-Mason sowie alle darnach gemodelte Übersetzungen, in welcher Sprache es auch sein mag.

Ernst. Nicht doch! — Besinne dich — In keinem gedruckten Buche vor dem Anfange des laufenden Jahrhunderts? In keinem?

Falk. In keinem.

Ernst. Gleichwohl habe ich selbst —

Falk. So? — Ist auch dir von dem Staube etwas in die Augen geflogen, den man um sich zu werfen noch nicht aufhört?

Ernst. Aber doch die Stelle in —

Falk. In Howels Londinopolis? Nicht wahr? — Staub![a])

Ernst. Und die Parlamentsakte unter Heinrich dem Sechsten?[b])

Falk. Staub!

Ernst. Und die großen Privilegia, die Karl der Elfte, König von Schweden, der Loge von Gotenburg erteilte?[c])

Falk. Staub!

Ernst. Und Locke?

Falk. Was für eine Locke?

Ernst. Locke, der Philosoph — Sein Schreiben an den Grafen von Pembroke; seine Anmerkungen über ein Verhör, von Heinrich des Sechsten eigener Hand geschrieben?[d])

11. Howels Londinopolis, vgl. Lessings „Kollektaneen" s. v. „Freimäurer": „Gegen meine Meinung, daß vor den Jahren einige zwanzig dieses Jahrhunderts der Freimäurer in Büchern nirgends gedacht werde, hat mir Hr. Bode eine Stelle aus einer 1657 zu London gedruckten Chronik von London angezeigt. Der Titel dieser Chronik heißt: Londinopolis. An historical Discourse or Perlustration of the City of London etc. by James Howel, Esq. Und die Stelle soll stehen p. 44 und so lauten: 'Nr. 18. The company of Masons, otherwise called Free-Masons, were used to be a loving brotherhood for many ages; yet were they not regulated to a society, till Henry IV. Their arms sable, on a Chevron between three castles argent, a pair of compasses of the first.' Howel ist mir als ein großer Schmierer bekannt, und ich weiß nicht, daß er ein Werk unter dem Titel Londinopolis geschrieben. Nun wird es darauf ankommen, die Stelle selbst zu verifizieren. Heinrich IV. trat die Regierung 1399 an. Sable ist das heraldische Wort für: schwarz." Bode, Lessings früherer Kompagnon in Hamburg, war ein sehr thätiger Freimaurer. — 14 ff. Bei Preston, Ausgabe von 1829, S. 141 f. Anderson S. 73 f. — 19 ff. Über John Lockes (1632—1704) Anmerkungen zu dem genannten Verhör äußert sich Lessing in einem Briefe an Campe vom Oktober 1778 folgendermaßen: „Den Preston habe ich allerdings schon selbst gelesen [d. h. seine „Illustrations of Masoury", London 1772], und den Betrieger oder Betrogenen in einem Grade in ihm gefunden, der mehr Unwillen in mir erregt hat, als die ganze Sache verdient. Ich kann nämlich erweisen, daß alles, was zu Heinrichs VI. Zeiten in England mit den Freimaurern vorgefallen sein soll, die eigentlichen Maurer betroffen. Folglich ist das vorgebliche Verhör, das Heinrich mit seiner eigenen Hand geschrieben haben soll, eine bloße Posse, die Leyland abzuschreiben und Locke zu kommentieren schwerlich gewürdiget hätten. Denn wenn auch die Bemerkung, daß unter den Venetianern die Phönizier, und unter Peter Gower Pythagoras zu verstehen sei, Lockens nicht ganz unwürdig wäre, so kommen doch so viel andere Dinge in diesen Lockischen Anmerkungen vor, die schlechterdings einen viel flachern Geist verraten. Locke sollte haben vorgeben können (Anm. 7, S. 91), daß Pythagoras jedes geometrische Theorema zu einem Geheimnisse gemacht habe? .... Kurz, wer Locken diese Anmerkungen unterschob, war kein Locke." Vgl. Preston, Ausg. von 1829, S. 96 ff.

Falk. Das muß ja wohl ein ganz neuer Fund sein; den kenne ich nicht — Aber wieder Heinrich der Sechste? — Staub, und nichts als Staub!

Ernst. Nimmermehr!

Falk. Weißt du einen gelinderen Namen für Wortverdrehungen, für untergeschobene Urkunden?

Ernst. Und das hätten sie so lange vor den Augen der Welt ungerügt treiben dürfen?

Falk. Warum nicht? der Klugen sind viel zu wenig, als daß sie allen Geckereien gleich bei ihrem Entstehen widersprechen könnten. Genug, daß bei ihnen keine Verjährung stattfindet — Freilich wäre es besser, wenn man vor dem Publiko ganz und gar keine Geckereien unternähme; denn gerade die verächtlichste kann eben dadurch, daß sie die verächtlichste ist, daß sich niemand die Mühe nimmt, sich ihr entgegenzustellen, mit dem Laufe der Zeit das Ansehen einer sehr ernsthaften, heiligen Sache gewinnen. Da heißt es dann über tausend Jahre: „Würde man das so in die Welt haben schreiben dürfen, wenn es nicht wahr gewesen wäre? Man hat diesen glaubwürdigen Männern damals nicht widersprochen, und ihr wollt ihnen jetzt widersprechen?"

Ernst. O Geschichte! O Geschichte! Was bist du? was bist du?

Falk. Andersons kahle Rhapsodie, in welcher die Historie der Baukunst für die Historie des Ordens untergeschoben wird, möchte noch hingehen! Für einmal und für damals mochte das gut sein — dazu war die Gaukelei so handgreiflich! so handgreiflich! — Aber daß man noch jetzt auf diesem morastigen Grunde fortbauet, daß man noch immer gedruckt behaupten will, was man mündlich gegen einen ernsthaften Mann vorzugeben sich schämt; daß man zu Fortsetzung eines Scherzes, den man längst hätte sollen fallen lassen, sich eine forgery erlaubt, auf welche, wenn sie ein nichtswürdiges bürgerliches Interesse betrifft, die pillory steht —

Ernst. Wenn es denn nun aber wahr wäre, daß hier mehr als Wortspiel vorwaltete? Wenn es nun wahr wäre, daß das Geheimnis des Ordens sich von alters her unter dem homonymen Handwerke vornehmlich erhalten hätte? —

23. Andersons kahle Rhapsodie, gemeint ist „The new Book of Constitutions of the Free-Masons, by James Anderson" (London 1738). — 31. forgery (engl.), Fälschung. — 32. pillory, Pranger.

Falk. Wenn es wahr wäre?

Ernst. Und muß es nicht wahr sein? — Denn wie käme der Orden sonst dazu, die Symbole ebendieses Handwerks zu entlehnen? Ebendieses? Und warum keines andern?

Falk. Die Frage ist allerdings verfänglich.[e])

Ernst. Ein solcher Umstand muß doch seine Ursache haben?

Falk. Und hat sie.

Ernst. Und hat sie? Und hat eine andere Ursache als jene vermeinte?

Falk. Eine ganz andre.

Ernst. Soll ich raten, oder darf ich fragen?

Falk. Wenn du mir schon eher eine andere Frage gethan hättest, die ich längst erwarten mußte, so würde dir das Raten nun nicht schwer fallen.

Ernst. Eine andere Frage, die du längst hättest erwarten müssen? —

Falk. Denn wenn ich dir sagte, daß das, was Freimäurerei ist, nicht immer Freimäurerei geheißen, was war natürlicher und näher —

Ernst. Als zu fragen, wie es sonst geheißen? — Ja wohl! — So frage ich es denn nun.

Falk. Wie die Freimäurerei geheißen, ehe sie Freimäurerei hieß, fragst du? — Massonei —

Ernst. Nun ja, freilich! Masonry auf Englisch —

Falk. Auf Englisch nicht Masonry, sondern Masony. — Nicht von Mason der Maurer, sondern von Mase der Tisch, die Tafel.

Ernst. Mase der Tisch? In welcher Sprache?

Falk. In der Sprache der Angelsachsen, doch nicht in dieser allein, sondern auch in der Sprache der Goten und Franken, folglich ein ursprünglich deutsches Wort, von welchem noch jetzt so mancherlei Abstammungen üblich sind, oder doch ohnlängst üblich waren, als: Maskopie, Masleidig, Masgenosse. Selbst Masonei war zu Luthers Zeiten noch häufig im Gebrauche; nur daß es seine gute Bedeutung ein wenig verschlimmert hatte.*)

33. Maskopie, vgl. Brockes VI. S. 203; Jean Paul (Nat.-Litt.) I, S. 169; Fischer, Geschichte des deutschen Handels, 2. Aufl. II, S. 193. — Masleidig führt Lessing auch in seinen „Beiträgen zu einem deutschen Glossarium" an und erklärt es: fastidiens, vom Magen; H. Sen. 13. — Masgenosse, masgeselle, Gesta Romanorum ed. Keller S. 172.

Ernst. Ich weiß weder von seiner guten noch von seiner verschlimmerten Bedeutung.

Falk. Aber die Sitte unsrer Vorfahren weißt du doch, auch die wichtigsten Dinge am Tische zu überlegen? — „Mase" also der Tisch, und „Masonei" eine geschlossene, vertraute Tischgesellschaft. Und wie aus einer geschlossenen, vertrauten Tischgesellschaft ein Saufgelag worden, in welchem Verstande Agricola das Wort Masonei braucht, kannst du leicht abnehmen.

Ernst. Wäre es dem Namen Loge vor einiger Zeit bald besser gegangen?

Falk. Vorher aber, ehe die Masoneien zum Teil so ausarteten und in der guten Meinung des Publikums so herabkamen, standen sie in desto größerem Ansehn. Es war kein Hof in Deutschland, weder klein noch groß, der nicht seine Masonei hatte. Die alten Lieder und Geschichtsbücher sind davon Zeugen.**) Eigene Gebäude, die mit den Schlössern und Palästen der regierenden Herrn verbunden oder benachbart waren, hatten von ihnen ihre Benennung, von der man neuerer Zeit so manche ungegründete Auslegung hat.f) — Und was brauche ich dir zu ihrem Ruhme mehr zu sagen, als daß die Gesellschaft der runden Tafel die erste und älteste Masonei war, von der sie insgesamt abstammen?

Ernst. Der runden Tafel? Das steigt in ein sehr fabelhaftes Altertum hinauf —

Falk. Die Geschichte des Königs Arthur sei so fabelhaft, als sie will, die runde Tafel ist so fabelhaft nicht.

Ernst. Arthur soll doch der Stifter derselben gewesen sein?

Falk. Mit nichten! Auch nicht einmal der Fabel nach — Arthur oder sein Vater hatten sie von den Angelsachsen angenommen, wie schon der Name Masonei vermuten läßt. Und was versteht sich mehr von selbst, als daß die Angelsachsen keine Sitte nach England herüberbrachten, die sie in ihrem Vaterlande nicht zurückließen? Auch sieht man es an mehreren deutschen Völkern damaliger Zeit, daß der Hang, in und neben der großen bürgerlichen Gesellschaft kleinere vertrautere Gesellschaften zu machen, ihnen eigen war.

7. Johann Agricola (1492—1566), Freund Luthers, „Die gemeinen deutschen Sprichwörter mit ihrer Auslegung", Hagenau 1529. Nicolai, Versuch über den Tempelherrenorden I, S. 158: „Zwar die Stelle im Agricola, auf die er (Lessing) anspielt, habe ich gefunden", und dazu macht er die Anmerkung: „Die Versammlung der Ritter hieß die Tafelrunde oder die Messenei. S. Joh. Agricola, 750 deutscher Sprichwörter. Wittenberg 1582. 8. Nr. 668 auf dem 323sten Blatte 1ste Seite." Vgl. Volksbücher (Nat.-Litt.) S. 429. Nr. 668.

Ernst. Hiermit meinest du?

Falk. Alles, was ich dir jetzt nur flüchtig und vielleicht nicht mit der gehörigen Präzision sage, mache ich mich anheischig, das nächste Mal, daß ich mich mit dir in der Stadt unter meinen Büchern befinde, schwarz auf weiß zu belegen — Höre mich jetzt nur, wie man das erste Gerüchte irgend einer großen Begebenheit hört! Es reizt die Neugierde mehr, als daß es sie befriedigt.

Ernst. Wo bliebst du?

Falk. Die Maßonei also war eine deutsche Sitte, welche die Sachsen nach England verpflanzten. Die Gelehrten sind uneinig, wer die Maße-Thanes unter ihnen waren. Es waren allem Ansehen nach die Edlen der Masonei, welche so tiefe Wurzeln in diesem neuen Boden schlug, daß sie unter allen nachfolgenden Staatsveränderungen beklieb und sich von Zeit zu Zeit in der herrlichsten Blüte zeigte.[1]) Besonders waren die Maßoneien der *** im zwölften und im dreizehnten Jahrhundert in sehr großem Rufe. Und so eine***-Maßonei war es, die sich bis zu Ende des siebenzehnten Jahrhunderts trotz der Aufhebung des Ordens mitten in London erhalten hatte — Und hier fängt die Zeit an, wo die Fingerzeige der niedergeschriebenen Historie freilich ermangeln; aber eine sorgfältig aufbewahrte Tradition, die so viel innere Merkmale der Wahrheit hat, ist bereit, diesen Mangel zu ersetzen.

Ernst. Und was hindert, diese Tradition endlich einmal durch schriftliche Verzeichnung zur Geschichte zu erheben?

Falk. Hindert? Nichts hindert! Alles rät vielmehr dazu an — Wenigstens fühle ich, ich fühle mich berechtigt, ja verpflichtet, dir und allen, welche sich mit dir in dem nämlichen Falle befinden, länger kein Geheimnis daraus zu machen.

Ernst. Nun denn! — Ich bin in der äußersten Erwartung.

Falk. Jene***-Maßonei also, die noch zu Ausgang des vorigen Jahrhunderts in London bestand, aber in aller Stille be-

16. ***, Tempelherren. — 17 u. 30. ***, Tempel (Hamann). — 17 ff. die sich ... hatte, Nicolai, ebenda, S. 153: „Mein seliger Freund [Lessing] sprach mit mir schon vor sechs Jahren (1776), als er nach seiner Zurückkunft aus Italien sich eine kurze Zeit in Berlin aufhielt, umständlich von seiner Hypothese über die Entstehung der Freimaurergesellschaft. Er gründete sie auf eine Massoney oder Gesellschaft, die Christoph Wren beim Bau der Paulskirche errichtet habe, dergleichen Massoneyen schon seit Jahrhunderten bestanden hätten; nicht aber gründete er sie auf eine seit Jahrhunderten insgeheim bestandene Massoney von Tempelherren, die Wren bloß sollte geändert oder deren Grundsätze exoterisch gemacht haben. Er sagte damals: die Freimaurer sind Massons, nicht aber Masons. Die Freimaurerei ist eine Massoney, nicht aber Masonry. Er muß also seitdem Nachrichten gefunden haben, welche ihn bewogen seine Meinung zu ändern oder näher zu bestimmen.“

stand, hatte ihr Versammlungshaus unfern der Sankt Paulskirche, die damals neu erbauet ward. Der Baumeister dieser zweiten Kirche der ganzen Welt war —

Ernst. Christoph Wren —

Falk. Und du hast den Schöpfer der ganzen heutigen Freimäurerei genannt —

Ernst. Ihn?

Falk. Kurz, Wren, der Baumeister der St. Paulskirche, in deren Nähe sich eine uralte Maßonei von undenklichen Jahren her versammelte, war ein Mitglied dieser Maßonei, welche er die dreißig Jahre über, die der Bau dauerte, um so öfterer besuchte.

Ernst. Ich fange an, ein Mißverständnis zu wittern.

Falk. Nichts anders! Die wahre Bedeutung des Worts Maßonei war bei dem englischen Volke vergessen, verloren — Eine Masony, die in der Nähe eines so wichtigen Baues lag, in der sich der Meister dieses Baues so fleißig finden ließ, was kann die anders sein als eine Masonry, als eine Gesellschaft von Bauverständigen, mit welchen Wren die vorfallenden Schwierigkeiten überlegt? —

Ernst. Natürlich genug!

Falk. Die Fortsetzung eines solchen Baues einer solchen Kirche interessierte ganz London, und jeder, der sich einiger Begriffe von Baukunst bewußt war, um die Nachrichten davon aus der ersten Hand zu haben, bewarb sich um Zutritt zu der vermeinten Masonry — und bewarb sich vergebens. Endlich — du kennst Christoph Wren nicht bloß dem Namen nach, du weißt, welch ein erfindsamer, thätiger Kopf er war. Er hatte ehedem den Plan zu einer Sozietät der Wissenschaften entwerfen helfen, welche spekulativische Wahrheiten gemeinnütziger und dem bürgerlichen Leben ersprießlicher machen sollte. Auf einmal fiel ihm das Gegenbild einer Gesellschaft bei, welche sich von der Praxis des bürgerlichen Lebens zur Spekulation erhöbe. „Dort," dachte er, „würde untersucht, was unter dem Wahren brauchbar, und hier, was unter dem Brauchbaren wahr wäre. Wie, wenn ich einige Grundsätze der Maßonei exoterisch machte? Wie, wenn ich das, was sich nicht exoterisch machen läßt, unter die Hieroglyphen und Symbole desjenigen Handwerks versteckte, was man jetzt

4. Christoph Wren, vgl. Voltaire, Romans, 1800, II, S. 125. — 11. öfterer, vgl. VIII, S. 114, Z. 7.

unter dem Worte Masonry so hartnäckig zu finden glaubt? Wie, wenn ich die Masony zu einer Free-Masonry erweiterte, an welcher mehrere teilnehmen könnten?" — So dachte Wren, und die Freimäurerei ward! — Ernst! Wie ist dir?

Ernst. Wie einem Geblendeten.

Falk. Geht dir nun einiges Licht auf?

Ernst. Einiges? Zu viel auf einmal.

Falk. Begreifst du nun? —

Ernst. Ich bitte dich, Freund, nichts mehr! — Aber hast du nicht bald Verrichtungen in der Stadt?

Falk. Wünschest du mich da?

Ernst. Wünsche? — nachdem du mir versprochen? —

Falk. So hab' ich der Verrichtungen daselbst genug — Noch einmal, ich werde mich über manches aus dem Gedächtnisse zu schwankend, zu unbefriedigend ausgedruckt haben — Unter meinen Büchern sollst du sehen und greifen — Die Sonne geht unter, du mußt in die Stadt. Lebe wohl! —

Ernst. Eine andre ging mir auf. Lebe wohl!

Nachricht.

Ein sechstes Gespräch, welches unter diesen Freunden vorfiel, ist nicht so nachzubilden. Aber das Wesentliche davon ist zu kritischen Anmerkungen über das fünfte Gespräch bestimmt, die man zur Zeit noch zurückhält.

22. Anmerkungen, daher die Buchstaben und Sternchen in dem Hamannschen Text, die auf nicht ausgeführte Anmerkungen verweisen.

Noch nähere Berichtigung
des Märchens von 1000 Dukaten oder Judas Ischarioth dem Zweiten.

[Dezember 1779.]

Derjenige, er sei wer er wolle, durch den die Nachricht, meinen Stiefvater, den Hofrat und Bibliothekar Lessing zu Wolfenbüttel betreffend, in das Wiener Diarium, No. 85, gekommen, hat sich angelegen sein lassen, eine sehr abgeschmackte Lüge zu verbreiten.

Die Judenschaft zu Amsterdam sollte dem Herrn Lessing deswegen ein Geschenk von tausend Dukaten gemacht haben, weil er gewisse Fragmente eines Werks herausgegeben, in welchem die jüdische Religion gerade am meisten gemißhandelt wird?

Und Herr Lessing, weil er aus besagtem Werke weniger von dem bekannt machen wollen, was die jüdische Religion anbelangt, als von dem, was die christliche Religion betrifft und von Christen erörtert und widerlegt zu werden verdienet, hätte kein Bedenken getragen, ein solches Geschenk anzunehmen?

Die Erdichtung ist so nüchtern, daß ich mich nie für verbunden würde gehalten haben, ein Wort darum zu verlieren, so nahe mich auch der Mann angehet, der darunter leiden soll, wenn nicht in dem gleich darauf folgenden Blatte des nämlichen Diarii eine vorgebliche Berichtigung hinzugekommen wäre, die zu sehr verrät, warum es gewissen Leuten eigentlich zu thun ist. Wenigstens

5. die Nachricht, Nr. 85 des „Wienerischen Diariums" (ursprünglicher und bis 1811 geführter Titel der heutigen „Wiener Zeitung") von 1779: „Von guter Hand ist uns eingerichtet worden, daß Herr Lessing, dessen Verdienste schon so allgemein berühmt und bekannt sind, daß sie nicht erst nötig haben durch unseren schwachen Federzug besonders erhoben zu werden, wegen Herausgabe einiger Fragmenten, von der Judenschaft zu Amsterdam ein Geschenke von 1000 Dukaten erhalten habe. Belohnungen dieser Art verdienen es allerdings öffentlich angemerkt zu werden, weil sie zugleich die Überzeugung wirken, daß echte Verdienste, und wahre Gelehrsamkeit nie unbelohnt bleiben, und jedes Genie zur unverdrossenen Nacheiferung aufmuntern müssen."

hat der, von welchem sich diese Berichtigung herschreibt, nämlich der Zusammentrager des Diarii selbst, nur läuten hören, ohne im geringsten zu wissen, wo die Glocken hängen.

Bloß also denen zu gefallen, die noch weiter vom Turme wohnen, will ich den ganzen Verlauf der Sache mit wenig Worten erzählen. Daß ich hinlänglich davon unterrichtet bin, kann man mir glauben; wie ich denn auch von dem, was ich aus mündlichen Unterhaltungen weiß, weiter keinen Gebrauch machen will, als insofern es in den Schriften des Hrn. Lessing zu Tage liegt, die hier nicht bekannt geworden.

Bereits 1774 fing Hr. Lessing an, in seinen Beiträgen zur Geschichte und Litteratur aus den Schätzen der herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel Fragmente eines gewissen Werks gegen die geoffenbarte Religion drucken zu lassen, das schon seit geraumer Zeit in Niedersachsen geschrieben herumging, aus einer Provinz in die andre vertragen ward „und so im Verborgnen", wie sich Herr Lessing selbst ausdrückt, „mehr Proselyten machte, als es im Angesichte einer widersprechenden Welt machen könnte".

Die Bekanntmachung dieser Fragmente wurde dem Hrn. Lessing von den Gottesgelehrten der Lutherschen Kirche auch so wenig verübelt, daß ihm vielmehr verschiedene der angesehensten öffentlich Dank dafür abstatteten.

Und warum auch nicht? Sie könnten von der Lauterkeit der Absichten des Hrn. Lessing um so mehr versichert sein, da Hr. Lessing selbst einem jeden anstößigen Fragmente sogleich eine Widerlegung unter der Aufschrift „Gegensätze des Herausgebers" mit beigefügt hatte, wie man sie nur immer von einem Christen, der kein Theolog von Profession ist, verlangen kann.

Daher machten auch mehrbesagte Fragmente Jahr und Tag nicht das geringste Aufsehen im Publiko und nur sehr wenig Sensation auf Leute, denen es näher obliegt, sich um dergleichen Dinge zu bekümmern, als mit eins ein Mann seine Stimme erhob, von dem man sagt, daß er schon mehrmalen seine Stimme sehr zu unrechter Zeit erhoben habe.

Hr. Lessing hatte das Unglück gehabt, den Hrn. Hauptpastor Göze in Hamburg in einem kleinen Auftrage, die Bibliothek betreffend, nicht so prompt zu bedienen, als allerdings wohl schicklich

23. könnten, konnten?

gewesen wäre, und Hr. Göze hatte die Gerechtigkeit, ihn dieses Unglück fühlen zu lassen. Er stichelte bei aller Gelegenheit auf ihn, als auf den undienstfertigsten Bibliothekar, der zwischen Himmel und Erden zu finden, und da auch ihm endlich die Fragmente bekannt wurden, welche Freude mußte es ihm sein, den undienstfertigen Bibliothekar der Lutherschen Christenheit zugleich als den ruchlosesten, und dem Herzoglichen Hause, dem er dient, zugleich als den gefährlichsten zu schildern.

Er hörte nicht auf, diesem durchlauchtigen Hause zu Gemüte zu führen, in welchen schlimmen Händen sein Interesse sei, und wie leicht ein Mensch, der sich kein Gewissen daraus gemacht habe, eine so ärgerliche Schrift gegen die Religion an das Licht zu ziehen, auch Papiere an den Tag bringen könne, die seine hohen Gerechtsame streitig zu machen und die Ehre seiner Vorfahren zu verdunkeln imstande wären.

Da indes der Hr. Hauptpastor so albern nicht war, um zu hoffen, daß dergleichen Armseligkeiten wirklich Eindruck auf einen Fürsten machen würden, der weder die nähere Prüfung seiner Gerechtsame, noch die genauere Beleuchtung der Ehre seiner Ahnherren zu befürchten hat, was that er zugleich?

Weil der Bibliothekar eine durch ihre Verheimlichung um so viel gefährlichere Schrift, wenigstens durch seine Bekanntmachung und seine Gegensätze, minder gefährlich machen wollen, und ihm von dieser Seite also nicht beizukommen war, so erklärte der Hauptpastor zugleich, daß es mit diesen Gegensätzen doch nur nichts und weniger als nichts wäre, ja, daß diese Gegensätze im Grunde weit mehr Gift enthielten als die Fragmente selbst.

Und wieso? Diese Gegensätze des Bibliothekars waren dem Lutherschen Hauptpastor mit einem Worte — — zu gut katholisch.

Ich will mich auf einen neuerlichen Vorfall mit dem Hrn. Hauptpastor in Hamburg nicht berufen, ob dieser Vorfall schon hier und in Hamburg so allgemein bekannt ist, daß ich mich gar

32. hier, d. h. in Wien. Mit dem „neuerlichen Vorfall" ist folgende Begebenheit gemeint. Göze wollte in einer Predigt am Sonntag Rogate (1779) den Beweis liefern, daß weder die Katholiken, noch auch die Reformierten, sondern allein die evangelisch-lutherischen Christen erhörlich beten könnten. Deshalb wurde er von dem kaiserlichen Residenten in Hamburg wegen Beleidigung der Katholiken beim Rate der Reichsstadt verklagt. An Elise Reimarus (vom 22. Januar 1780): „Schreiben Sie doch, ob es wahr ist, daß der Hauptpastor widerrufen. Wenn er das gethan hat, so ist er vollends ein Dummkopf und Schurke. Denn ihn konnte nun doch weiter nichts bei kümmerlichen Ehren erhalten, als wenn er allen Unsinn, den er jemals gepredigt und geschrieben, es koste, was es wolle, zu verteidigen fortfährt. Ist der Text von seiner Widerrufungspredigt zu haben?"

wohl darauf berufen könnte. Es ist auch ohne denselben notorisch genug, aus welchem Gesichtspunkt dieser überspannte Lutheraner zum Ärgernisse seiner eigenen Glaubensgenossen die katholische Kirche sowohl in seinen Predigten als in seinen Schriften anzusehen gewohnt ist, und wie weit er geht, ihr alle Ansprüche auf den Namen und die Vorrechte einer christlichen Kirche abzustreiten.

Nun hatte Hr. Lessing, um gewisse Einwürfe gegen die christliche Religion ein für allemal abzuschneiden, behauptet, daß man einen Unterschied zwischen Bibel und Religion machen müsse, daß nicht alle Einwürfe gegen die Bibel auch Einwürfe gegen die Religion wären, und daß die Religion sich ebenso wenig auf die ganze Bibel als auf die Bibel einzig und allein gründe. Er hatte behauptet, daß die christliche Religion sich auch ohne Bibel denken lasse; daß die christliche Religion eine geraume Zeit bestanden, ehe die gesamten Schriften des N. Testaments geschrieben worden; daß man also einen kurzen Inbegriff der christlichen Religion annehmen müsse, nach welchem sie damals gelehret und ausgebreitet worden. Er hatte behauptet, daß dieser kurze Inbegriff, welcher bei den ersten Kirchenvätern Regula fidei heiße, sich in dem apostolischen Glaubensbekenntnisse erhalten habe, welches die katholische Kirche vornehmlich unter ihrer Tradition mit verstehe, und welches aus den Schriften des N. Testaments nicht könne gezogen sein, ob es sich gleich in denselben finden müsse. Er hatte behauptet, daß es, wo nicht leichter, wenigstens ebenso leicht sei, die unmittelbare göttliche Eingebung besagter Regula fidei zu beweisen, als die unmittelbare göttliche Eingebung der gesamten Schriften des N. Testaments, und hatte zu verstehen gegeben, wie wohl die Lutherischen Theologen thun würden, dieses anzuerkennen, um wenigstens die Grundlehren des Glaubens gegen alle willkürliche Auslegungen der sie bestätigenden, aber nicht ursprünglich lehrenden Schriftstellen zu sichern, 2c. 2c.

Ich bin zu jung und zu ununterrichtet in solchen Dingen, um beurteilen zu können, wie weit diese Behauptungen in den Schriften der Väter und den kirchlichen Altertümern, auf welche sich Hr. Lessing beruft, gegründet sind. Aber soviel weiß ich doch, daß das Wesentliche derselben in der katholischen Kirche nicht allein für unanstößig erkannt, sondern auch als das Rechtgläubigere gelehret wird.

Und gleichwohl war es das, ebendas, worin der Luthersche Hauptpastor das größere Gift, als in den Fragmenten selbst enthalten sei, mit solcher Dreistigkeit zu finden erklärte, daß er lieber von der christlichen Religion nichts wissen, als zugeben wolle, daß sie im geringsten mit einem so strohernen Schilde, wie es ihm selbst sich auszudrücken beliebte, verteidiget werde.

Und gleichwohl ist es das, ebendas, weswegen sich Hr. Lessing nunmehr in der Hauptstadt des katholischen Deutschlands als einen Feind der christlichen Religion überhaupt muß verschreien und durch hämische Märchen als einen zweiten Judas Ischarioth muß verlästern lassen, der seinen Meister, freilich nicht um 30 Silberlinge, aber doch um 1000 Dukaten nochmals an die Juden zu verraten imstande wäre.

Zu beweisen, daß ich hiermit nichts als die strenge Wahrheit sage, und zugleich eine Probe zu geben, mit welcher blinden Wut der Hauptpastor sofort auf den Bibliothekar losging, darf ich nur den Titel seiner ersten Schrift anführen: Gözens Etwas Vorläufiges gegen des Hofrat Lessings mittelbare und unmittelbare feindselige Angriffe auf unsere allerheiligste Religion und auf den einigen Lehrgrund derselben, die heilige Schrift. — Wie gesagt, Hr. Lessing hatte aber schlechterdings keinen andern Angriff auf die heilige Schrift gethan, als daß er mit so vielen andern Christen sie für den einigen Grund unserer allerheiligsten Religion (er dachte sich dabei die christliche Religion überhaupt, und nicht die Lutherische insbesondere) lieber nicht erkennen, als die Religion unauflöslichen Schwierigkeiten preisgeben wollte. „Oder sind die Katholiken keine Christen?“ fragt Hr. Lessing. „Wäre ich kein Christ, wenn ich in diesem Stücke mich auf die Seite der Katholiken neigte? Unartig genug, daß viele Protestanten den Beweis für die Wahrheit der christlichen Religion so führen, als ob die Katholiken durchaus keinen Anteil daran hätten.“

Ob Hr. Lessing in seinen Blättern, die er der Gözischen Schrift unter dem Titel Anti-Göze entgegenstellte, sich überall in den Schranken der Mäßigung gehalten, kömmt mir nicht zu, zu

10 ff. als einen . . . imstande wäre, vgl. das Brieffragment: „Daß die tausend Dukaten von der Judenschaft in Amsterdam eine alberne Erdichtung ist, können Sie ja wohl denken. Da ich sie wegen der 'Fragmente' erhalten haben soll, die man von einem Juden wider die christliche Religion geschrieben zu sein glaubt, so möchte man mich gern als einen Judas Ischarioth verschreien, der seinen Meister nicht für dreißig Silberlinge, aber doch für tausend Dukaten abermals zu verkaufen imstande wäre.“

entscheiden. Ich sage bloß, daß ich ihn bei dieser Gelegenheit öfter einen Ausspruch des heil. Hieronymus für sich anführen hören, nach welchem die kalte ruhige Duldung unverdienter Vorwürfe der Irreligion nicht für Tugend, sondern für Ruchlosigkeit erkläret wird.

Und nun nur noch ein Wort von den schweren Ahndungen, die sich Hr. Lessing bereits durch die Fragmente und seine Widerlegung derselben soll zugezogen haben. Diese Lüge ward in ebender Münze geprägt, aus welcher die 1000 Dukaten kommen.

So viel ist wahr, daß die Fragmente in Braunschweig hohen Orts verboten und dem Bibliothekar untersagt worden, weiter etwas davon bekannt zu machen. Es dürfte dieses aber wohl mehr wegen des ärgerlichen Aufhebens, das der Hauptpastor davon machte, geschehen sein, als wegen der Fragmente selbst, die weiter kein Unheil angerichtet, als daß sie eine Menge Federn in Bewegung gesetzt haben, deren verschiedene zu merklichem Vorteile der Religion von gelehrten und bescheidenen Theologen geführt worden, die alle, ich wiederhole es, dem Bibliothekar mehr dafür danken, als mit ihm zürnen, daß er ihnen einen solchen Feind in die Hände liefern wollen.

Wenigstens ist das Verbot der Fragmente wegen der Gegensätze des Herausgebers gewiß nicht ergangen, welchen man seine Streitigkeit mit dem Hauptpastor Göze ungehindert fortsetzen lassen und auch ins künftige zuverlässig so viel ungehinderter fortsetzen lassen wird, als Hr. Göze durch sein Verstummen bereits zu verstehen gegeben, daß er ihr nicht gewachsen sei und ein weit andrer Mann das Wort für ihn aufgenommen hat.

K.

25f. ein weit anderer Mann, W. F. Walch, Verfasser der „Kritischen Untersuchung vom Gebrauche der heiligen Schrift unter den alten Christen in den ersten vier Jahrhunderten“ (Leipzig 1779). — 27. K, d. h. (Theodor) König, Lessings Stiefsohn. Das Schriftchen rührt jedoch von Lessing selbst her und ward in Regensburg gedruckt. An Elise Reimarus, den 23. Januar 1780: „Und noch Eins! Es ist Ihnen doch auch zu Gesichte gekommen, was vor einiger Zeit in dem ‘Reichspostreuter’ stand? Nämlich daß mir die Judenschaft in Amsterdam wegen der Herausgabe der ‘Fragmente’ 1000 Dukaten geschenkt habe. Die Nachricht war aus dem Diario zu Wien, wo sich mein Stiefsohn damals gleich aufhielt, der beiliegenden Bogen irgendwo im Reiche dagegen drucken ließ. Man mag immer glauben, daß ich diesen Bogen wenigstens doch nachgesehen; wenn man mir nur nicht schuld geben kann, daß ich die geringste Unwahrheit hereinkorrigieret. Es thut mir leid, daß ich nicht mehr Exemplare habe, um sie in Hamburg ein wenig mehr verbreiten zu können. Teilen Sie ihn unterdessen unsern Freunden mit, an deren Billigung mir gelegen.“

Gedichte von Andreas Scultetus,

aufgefunden von

Gotthold Ephraim Lessing.

[1771.]

1 ff. Oder ohne diesen Titel, in F. W. Zachariäs „Auserlesenen Stücken der besten deutschen Dichter“ ꝛc., Bd. II, S. 325—424. Braunschweig 1771. Über andere später aufgefundene Gedichte des Scultetus vgl. Weimarisches Jahrbuch III, S. 224.

Aus zwei Briefen an den Herrn Prof. Zachariä.

(Von Hamburg 1769.)

I.

Es ist so, mein Freund, wie Ihnen unser Ebert gesagt hat. Ich besitze schon seit geraumer Zeit von einem deutschen Dichter, einem Schlesier, einem Zeitverwandten des Opitz, den man längst wieder vergessen hat, wenn er anders je außer den Mauern seiner Stadt bekannt geworden, verschiedene gedruckte Stücke, die es sehr wohl verdienten, daß man sie, wenigstens auf einige Zeit, der Vergessenheit wieder entrisse.

Er heißt Andreas Scultetus. Der Geschlechtsname Scultetus kömmt in der Rolle der Reimer und Versmacher häufig genug vor. Aber von einem Andreas werden Sie weder bei dem Neumeister, noch John, noch irgendwo die geringste Erwähnung finden, welches mir lange Zeit unbegreiflich gewesen.

Das erste Stück von ihm geriet mir vor länger als zwanzig Jahren zu Wittenberg in dasiger Universitätsbibliothek in die Hände, wo ein glücklicher Zufall unter einem Wuste alter Leichen- und Hochzeitlieder meine Augen darauf lenkte. Der Titel versprach Bombast: *Andreae Sculteti, Boleslavii,* Österliche Triumphposaune.*) Doch er betrog mich auf eine angenehme Art. Nicht zwar, als ob mir gar nichts von Schwulst in einem Gedicht, welches so abenteuerlich angekündiget ward, aufgestoßen wäre. Aber ich fand doch weit mehr wahres Erhabene als Schwulst. Auch schrieb ich mir es von Wort zu Wort ab, und ich habe es nach der Zeit so oft gelesen, so oft vorgelesen, mir es so oft vorlesen lassen, daß ich jede gute Zeile darin getreulich aus dem Gedächtnisse wieder herstellen könnte, wenn die wenigen Abdrücke, die vielleicht noch in

*) Gedruckt zu Breslau mit Baumannischen Schriften 1642 auf zwei vollen Bogen in Quart.

13 f. Neumeister [? Meister] ... John, vgl. VII, S. 270, Z. 16 ff.

dem oder jenem Winkel stecken, mitsamt meiner Abschrift alle auf einmal verschwänden.

Gleich der Anfang überraschte mich außerordentlich, und was mich damals überraschte, gefällt mir noch immer.

„Laß, Zebaoth, in mir das kalte Herze brennen!
Dich, Herr, kann ohne dich kein Muttermensch erkennen.
Du pfropfest in die Brust der Sinne Wunderkraft,
Die uns zu Menschen macht; du pflanzest Wissenschaft,
Die uns in Götter kehrt. Ich nähre schlechte Gaben;
Doch mein Vermögen ist, Vermögen wollen haben.
Trägt meine Sinngeburt nur keinen Spott davon,
So schätz' ich mich berühmt. Des Welterleuchters Thron,
— — — — —
— — — sein strahlumzirktes Licht
Verschmäht den Mittelpunkt, ihn auszuwirken, nicht,
Zeucht Wasser auch empor: so brechen schlechte Leute
Zu Zeiten auch heraus. Wohl gut, so höre heute
See, Himmel, Erd' und Luft, was immer hören kann,
Das höre mich geneigt, mich Ostersänger an!"

Der wahre Ton des Opitz, wo er am meisten Opitz ist! Die Gedanken richtig, edel und neu, der Ausdruck leicht und doch stark, gewählt und doch natürlich.

In dieser so demütigen als zuversichtlichen Anrufung kündiget der Dichter seinen Vorwurf mit einem einzigen Worte an: mich Ostersänger! Wozu auch deren mehr? Und so mit eins, voll von den Wundern und den seligen Folgen des großen Tages, den er besingt, ist er mitten in dem Lobe desselben. Er vergleicht ihn mit andern berühmten Tagen, welche seit dem schrecklichen Tage,

„Da über die Natur Neptunus sich erhub
Und, was sich regt, gesamt der Erde selbst, begrub,
Da alles Wasser war — — —",

in dem Buche der Zeit aufbehalten worden. Einen jeden dieser Tage stellt uns sein flüchtiger, aber sicherer Pinsel mit einem einzigen Zuge vor das Auge, der täuschender ist, als ein ganzes weitläuftiges Gemälde sein würde. Der Tag,

„— — — — — da Israels Geschlechte,
Das Zeptervolk der Welt, des Chenchres Ziegelknechte,
Das Zuchthaus segneten; — —"

30. gesamt der Erde selbst, unten S. 303, Z. 16: gesamt, die Erde selbst. Aber obige Lesart könnte sehr wohl die richtige sein.

der Tag, als den Amalek

„— Gottes General durch zweier Hände Bitten
Viel mehr als Josua durch tausend, welche stritten,
Die Flucht zu geben zwang; —“

der Tag, als

„— — — aller Himmel Gott
Den trüben Sinai mit Flammen sein Gebot
Herabgedonnert hat; —“

der Tag, als

„— — — — David unverzagt
Dem Goliath den Tod zur Stirnen eingejagt; —“

der Tag, als

„Elias, der Prophet, mit einem schnellen Feuer
Im Himmel Einzug hielt; —“

der Tag, als

„— Du, o Sonnenlicht, den überschifften Ort
Zum ersten wiederum, auf Jesaias' Wort,
Noch einmal hast besucht —“:

welche Tage! Aber was sind sie dem Dichter alle gegen den Tag seines Liedes? Und so wie sich ihm dieser Tag zu allen andern großen Tagen verhält, so auch der Held dieses Tages zu allen andern Helden. Er berührt einige der vornehmsten mit ein oder zwei Worten, entwirft die Hauptzüge dessen, der sie alle unendlich zurückläßt, und fängt nun an, die Glorie desselben nach dem Muster eines wahren alten Triumphes zu beschreiben.

Es geschieht nach diesem Muster sogar, daß er von dem Stande der Erniedrigung selbst ausgehen zu müssen glaubet.

„— — — — — Wie aber bei den Alten
Den Führern, welche sich im Felde steif gehalten,
Nachdem sie überkränzt mit Schimmeln triumphiert,
Der Schauplatz um und um mit Flecken ward schattiert,
Wo ihre Faust gekämpft: so führ' ich auch im Schilde,
Des Höchsten Niedrigkeit in meiner Versen Bilde
Hauptsächlich darzuthun.“

Er zielet auf die Verkleinerungen und Spottlieder, unter welchen der gemeine Soldat seinem triumphierenden Feldherrn folgte. Die Wendung ist sonderbar, aber die Bilder, zu welchen sie Gelegenheit

giebt, sind größtenteils vortrefflich. Urteilen Sie nach der Frage, mit welcher er ausbricht:

„— — — — — wo blühte seine Pracht,
Als Christus eingestallt die Mutter angelacht?
Im Lächeln bloß allein und in den Perlenzähren —“

oder lieber nach dem Gemälde der Mutter am Kreuze:

„Wie Jesus in der Luft die Arme weit gereckt
Und sich, die ganze Welt zu fassen, ausgestreckt.
Wie seine Mutter kocht, die zwischen Furcht und Zagen
Ihr aufgeschwelltes Leid mit Kummer kann ertragen;
Die tausend Tode stirbt und tausend Tode lebt.
Ihr Herze pocht und schwürt; ihr rechtes Herze webt
In diesem, welches stirbt. Die Thränen fließen dichte;
Kein Tropfen Menschenblut erregt sich im Gesichte,
Als welcher obenher von Gottes Wunden fällt
Und ihren Mutterleib nach Donnersart erschällt.“

Denn ich überspringe diesen ganzen Ort, ob er gleich bei weiten den größten Teil des Gedichtes ausmacht, um Ihnen noch einiges von den Schilderungen des Prunkes und Jubels, mit welchen nun endlich der Dichter die Auferstehung Christi von der gesamten Natur feiern läßt, niederschreiben zu können. Hier kommen Stellen vor, die des größten Dichters würdig sind. — Suchen Sie mir eine in allen Dichtern seines Jahrhunderts, die mit folgender verglichen zu werden verdienet!

„— — — — — Die Werkstatt dieser Welt
Staffiert sich stattlich aus und nimmt als ein Gezelt
Den Siegesherzog auf. Der Erde Luftgehege
Besetzt ihm um und um mit Blumen seine Wege.
Violen schießen auf und geben auf den Schlag
Der Telamonerfrucht mit Blättern an den Tag,
Wie viel er Wunden führt. Des Rindes lange Mühen,
Die Äcker, hegen Streit, wer meistes könne blühen,
Den Festtag zu begehn. Der Cypernblume bloß,
Als welcher Mutter ihm das zarte Haupt verschloß,
Behaget halb und halb, sich schamrot zu verstecken
Und anderwärts zur Gunst den Zierat aufzudecken.
Der andern Kräuter Rest, so keinen Namen hat,
Stand überall bereit, wohin er tröstlich trat,

16. erschällt, erschallen macht. Vgl. meine Ausgabe des „Wunderhorns“ I, S. 197, Z. 2 v. u.

Und schienen allzumal, als hätten sie gebeten,
Ihr Herrscher wolle sie zu Ehren niedertreten."

Welche Phantasie! welche Empfindung mit einer solchen Phantasie verbunden! Die Rose, die sich lieber verstecken möchte, weil ihre Mutter, die Dornhecke, das heilige zarte Haupt zerritzet! Der namenlose Rest von Kräutern, die keine andere Ehre verlangen, als von dem göttlichen Fuße zertreten zu werden!

Und doch ist die Beschreibung, welche der Dichter von der süßen Freude eines lautern Teiles der Schöpfung macht, fast noch schöner:

„Ein stiller Zephyrus, der Lieblichkeiten Kind,
Fleugt allerwegen aus und fordert von den Seen
Auf ein Gesangturnier des Flügelvolks Armeen.
Als jedermann erscheint, so schickt die Nachtigall,
Das Orgelwerk, so lebt, den tausendfachen Schall
In Deliens Losier. Hier sausen hundert Zinken,
Hier wird das Meisterwerk, zu steigen und zu sinken,
Auf einmal angewandt. Der Vogelpöbel summt,
Auf ihren Mund ergrimmt; das meiste Teil verstummt.
Die Lerche bittet bloß, ihr Tiretirelieren
Der Fugenkünstlerin hernach zu praktizieren,
Und schweifet trotziglich bis an der Wolken Port
Auf allerhand Manier mit lauten Kreisen fort;
In Augen ist sie nicht, nur immer in den Ohren,
Den Vorzug giebt sie zwar, die Ehre nicht verloren."

Aber wie? Erinnern Sie sich wohl, bei einem von unsern neuern Dichtern die letzte ohne eine Zeile fast von Wort zu Wort bereits gelesen zu haben?

„In Augen ist sie nicht, nur immer in den Ohren."

Sagt nicht auch Kleist ebenfalls von der Lerche:

„Die Lerche, die im Auge nicht,
Doch immer in den Ohren ist"?

Sollte es wohl möglich sein, daß an ebenderselben Sache zwei Dichter von selbst ebendenselben kleinen Umstand bemerket und ihn von selbst mit ebendenselben Worten ausgedrückt hätten? Warum nicht möglich? Besonders wenn der Umstand so wahr,

27. letzte ohne eine, vorletzte; vgl. VI, S. 288, Z. 7. — 30. Sagt nicht auch Kleist, im „Geburtslied", das Lessing zuerst im 40. Litteraturbrief veröffentlicht; s. unsere Ausgabe VII, S. 248, Z. 7 f.

so einleuchtend ist und die Worte so ungesucht sind als hier. Man sollte sich einbilden, man könne eine Lerche gar nicht hören, ohne anzumerken, daß das Auge, geblendet von dem Schimmer der frühen Sonne, in welchem sich der Sänger badet, schwerlich abnehmen könne, wo der Ton herkomme. Aber gleichwohl ist dieses der Fall hier nicht: sondern die Wahrheit ist, daß Kleist den gemeinschaftlichen Umstand nicht unmittelbar aus der Natur genommen hat. Zu der Zeit nämlich, als er das Geburtslied verfertigte, in welchem er ihm einen Platz gegeben, hatte ich das Glück, täglich um ihn zu sein. Er machte mir öftrer das Vergnügen, ihm Stellen aus meinem Scultetus vorzusagen, den ich nur im Gedächtnisse bei mir führte, und ich hatte es bald weg, daß die Lerche sein Liebling geworden war. Als er mir daher sein Gedicht vorlas, sahe er mich bei dem Worte Lerche mit einem Lächeln an, das mir alles voraussagte. Ich schlug vor Freuden in die Hände. „Aber," setzte ich hinzu, „ich bin fest entschlossen, über lang oder kurz meinen Dichter wieder drucken zu lassen. Und alsdenn? Freilich wird es immer Ehre genug für ihn sein, wenn ich anführen kann, daß er hier eben der feine Bemerker gewesen, der —" „Mit nichten!" fiel mir der beste Mann in das Wort; „nur unter der Bedingung, daß Sie mich sodann bloß als seinen Kopisten nennen, will ich mir es indes erlauben, mir eine fremde Schönheit als meine anrechnen zu lassen." —

Ich lebe eine sehr angenehme Stunde, indem ich mich für Sie mit meinem alten poetischen Findlinge — und zugleich mit dem Andenken eines Freundes beschäftige, dessen geringste Eigenschaften der Dichter und der Soldat waren. Aber dem ohngeachtet erfahren Sie itzt von jenem weiter nichts. Ich muß erst hören, welche Aufnahme er auf diese Kundschaft sich von Ihnen zu versprechen hat.

II.

Ich freue mich, daß ich so viel meines altväterischen Geschmacks in Ihnen finde. — Und nun sollen Sie auch alles wissen und alles haben, was ich von meinem Dichter weiß und besitze. — Aber wenn die Folge dem Anfange nicht entspricht — wer kann wider das Schicksal?

Es waren zehn Jahre und drüber vergangen, und ich war auf gutem Wege, den ganzen Andreas Scultetus zu vergessen,

als ich nach Schlesien kam. Dort, in seinem Vaterlande, seiner Geburtsstadt so nahe — denn Sie werden bemerkt haben, daß er sich auf dem Titel seiner Österlichen Triumphposaune einen Bunzlauer nennet — wachte die Neugierde, ihn näher kennen zu lernen, um so natürlicher auf, je wahrscheinlicher ich sie da befriediget zu sehen hoffen durfte. Die Schlesier (und ich liebe sie auch darum) sind noch große Verehrer derjenigen ihrer Dichter des vorigen und itzigen Jahrhunderts, durch die es fast zu einem allgemeinen Vorurteile eines guten Dichters in Deutschland geworden war, ein Schlesier geboren zu sein. Aber bei wem ich mich auch von ihnen nach einem Andreas Scultetus erkundigte, der des Opitz eigentlicher Landsmann und nach meinem Bedünken der würdigste Zögling seiner Muse gewesen sei, die alle gestanden, daß sie seinen Namen von mir zuerst hörten. Selbst Gelehrte, die aus der Litteraturgeschichte ihres Landes sich ein eigenes Studium gemacht hatten — (ich muß Ihnen hier ein paar würdige Freunde, die Herren Arletius und Klose, in Breslau nennen, deren ersterer sogar einen reichen Schatz von Opitianis besitzt, die entweder noch nie oder wenigstens nicht in den Sammlungen der Opitzischen Werke gedruckt worden) —, selbst diese Männer hörten die Österliche Triumphposaune bei mir zuerst und wunderten sich nicht weniger als ich, von dem Virtuosen selbst nirgends die geringste Spur zu finden.

Ich schäme mich, Ihnen zu gestehen, wie viel Zeit und Mühe ich angewandt, unter der unendlichen Menge schlesischer Gelegenheitsdichter aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts den Namen meines Scultetus irgendwo wieder ansichtig zu werden. Endlich war ich so glücklich, noch ein paar andere Gedichte von ihm aufzutreiben, die auf Vorfälle zu Breslau ebendaselbst, teils in dem nämlichen zweiundvierzigsten, teils in dem nächstvorhergehenden Jahre verfertiget und gedruckt waren. Doch auch diese gaben mir von dem Verfasser selbst weiter kein Licht, bis ich noch auf ein anderes, an den bekannten Christoph Colerus, damaligen Konrektor des Gymnasii zu St. Elisabeth in Breslau, geriet, in welchem er sich für einen Schüler desselben bekennet, worauf mir endlich auch eine kurze poetische Kondolenz an den Buchhändler

17. Arletius und Klose, über diese beiden vgl. die Biographie. — 33. Christoph Coler, starb 1658, gleichfalls aus Bunzlau, war auch zugleich Bibliothekar zu Sankta Maria Magdalena. Er schrieb u. a. eine Laudatio Martini Opitii.

Jacob in Breslau über den Verlust seiner Gattin aus dem Jahre 1640 von ihm aufstieß, die ich unter ähnlichen Kondolenzen verschiedner Gymnasiasten zu erblicken glaubte.

Der Vermutung, die aus beiden diesen Umständen erwuchs, war leicht auf den Grund zu kommen. Hr. Arletius hatte die Güte, die Matrikel des gedachten Gymnasii für mich nachzuschlagen, und siehe da! so fand es sich wirklich. Der Dichter, dem ich so lange nachgespüret hatte, war ein junger Gymnasiast, und alles, was ich zum Teil mit so vielem Vergnügen von ihm gelesen hatte, waren Versuche eines Schülers. Die Matrikel besagte, daß sein Vater ein Schuster in Bunzlau gewesen sei, und daß er den 25. August 1639 auf das Gymnasium nach Breslau gekommen, wo er von dem Rektor Elias Major inskribieret worden. Ich könnte Ihnen aus eben der Quelle noch sagen, wo er zu Breslau gewohnt hat; aber ich wünschte lieber, daß ich Ihnen sage könnte, was in der Folge aus ihm geworden. Allem Vermuten nach muß er entweder noch auf der Schule oder bald auf der Universität gestorben sein. Denn ich glaube nicht, daß andere Umstände als der Tod so frühe und so besondere Talente so gänzlich würden haben ersticken können, daß nirgends weiter von ihnen etwas gehöret worden.

Meine Achtung für ihn ward indes durch diese Entdeckung eher vermehrt als vermindert. Denn wenn ich ihm nun die Schönheiten, die ich eines weit reifern Genies nicht für unwürdig gehalten hatte, um so viel höher anrechnen mußte, so lernte ich zugleich seine Fehler von einer Seite betrachten, von welcher sie mehr als bloße Verzeihung verdienen. Der vornehmste dieser Fehler ist das Bestreben, überall Gelehrsamkeit zu zeigen, durch welches auch in seinem besten Gedichte verschiedene Stellen ganz unerträglich geworden. Es kommen Anspielungen vor, die auch mir, seinem so fleißigen Leser, noch zu gelehrt sind, obschon nicht gelehrt genug, um nur ein einziges Buch darum nachzuschlagen. Wenn ein Mann diesen Fehler hat, so ist es ekele Pedanterei. Aber wenn ein Jüngling darein verfällt, so zeigt er von einem vollen Kopfe und ist einer von den wollüstigen Auswüchsen, die ein wenig mehr Geschmack in der Folge schon beschneiden wird. Etwas von diesem Fehler haben zu können, wäre manchem von

13. Elias Major, 1587—1669, kaiserlicher gekrönter Poet.

unsern itzigen jungen Dichtern sehr zu wünschen. Noch mehr aber manchem von unsern itzigen jungen Kunstrichtern: denn da diese Herren selbst keine Verse machen, so würden sie keine damit verderben, wohl aber in denen, welche nur damit verdorben sind, andere Schönheiten darüber nicht zu verkennen, geneigter sein.

Eine von solchen schadlos haltenden Schönheiten bei unserm Dichter ist die Sprache, die so reich, so stark, so malerisch ist, daß sie nur mit der Opitzischen verglichen zu werden verdienet. Fleming und Tscherning, und wie sie alle heißen, die dem Opitz damals nacheiferten, kommen ihm bei weiten darin nicht gleich.

Doch alles das wird Ihnen ohne mich zur Gnüge einleuchten, wenn Sie sich die Mühe nehmen, die Stücke nach der Reihe nun selbst zu lesen, die ich Ihnen hierbei sende. Es stehet bei Ihnen, welchen Gebrauch Sie davon machen wollen. Wollen Sie denselben einen Platz in Ihrer Sammlung gönnen, so können Sie wenigstens auf eines Dank gewiß rechnen.

Ich lege noch einige Anmerkungen über verschiedene Worte und Ausdrücke des Dichters bei, wie ich sie zu einer andern Ihnen bewußten Absicht ausgezogen habe, und auch mit diesen können Sie schalten, wie Sie es für gut finden. — Wie gern möchte ich mit schönern Blumen das Grab eines jungen Dichters bestreuen, der eine Zeile gemacht hat, um die ihn Kleist beneidete!

Lessing.

I.

Österliche Triumphposaune.*)

*) Ich merke außer dem, was in den vorgesetzten Briefen von diesem Gedichte gesagt worden, hier nur noch an, daß in dem Originale hinter dem Titel eine lateinische Zuschrift des Verfassers an einige vornehme Breslauer stehet, an welcher der Leser aber nichts verlieret, wenn ich sie unabgedruckt lasse.

Laß, Zebaoth, in mir das kalte Herze brennen!
Dich, Herr, kann ohne dich kein Muttermensch erkennen.
Du pfropfest in die Brust der Sinnen Wunderkraft,
Die uns zu Menschen macht; du pflanzest Wissenschaft,
Die uns in Götter kehrt. Ich nähre schlechte Gaben;
Doch mein Vermögen ist, Vermögen wollen haben.
Trägt meine Sinngeburt nur keinen Spott davon,
So schätz' ich mich berühmt. Des Welterleuchters Thron,

Zebaoth] Der Fehler, dieses Wort, welches in seiner Sprache bloß Heerscharen bedeutet, ohne weiteren Zusatz als einen Namen Gottes zu brauchen, war bei den zeitverwandten Dichtern des Scultetus fast allgemein und kann ihm insbesondere daher für keine Unwissenheit angerechnet werden. Luther selbst scheinet an diesem Fehler schuld gehabt zu haben, weil er durchaus „Gott Zebaoth", „Herr Zebaoth" ohne den erforderlichen Artikel vor Zebaoth geschrieben. Die ältern deutschen Übersetzungen sagen dafür „Gott der Heere": aber ihm war ohne Zweifel das Jehovah Zebaoth aus der Vulgata zu geläufig. — Ich möchte mir von einem Michaelis erklären lassen, woher es wohl komme, daß in den ältern Büchern der Schrift, als im Hiob und beim Moses, diese Benennung Gottes nach den Zebaoth sich nie findet. Sollte man daraus nicht leicht vermuten dürfen, daß das Wort „Zebaoth" nicht sowohl die Heere des Himmels, die Scharen der Engel, sondern etwas anzeigen müsse, welches erst in dem Tempel sichtbar geworden?

kein Muttermensch] Ein Idiotismus der Schlesier, der ihnen nachdrücklicher zu sein scheinet als das bloße „kein Mensch". So sagen sie auch „mutterseelen allein" für „ganz allein", ohne alle menschliche Gesellschaft.

der Sinnen Wunderkraft] Die Sprachlehrer geben die Regel, daß bei den aus zwei Substantiven zusammengesetzten Wörtern, wie dieses „Wunderkraft" ist, das erste Substantivum die Stelle eines Genitivi vertrete. Aber diese Regel möchte wohl nicht überall passen, und es giebt dergleichen Zusammensetzungen, in welchen das erste Substantivum durch sein Adjektivum erkläret werden muß, als eben dieses „Wunderkraft", welches bloß eine „wunderbare Kraft", nicht aber die „Kraft des Wunders" bedeutet; nicht die Kraft, welche ein Wunder, es sei in der physikalischen oder moralischen Welt, es sei in Zerrüttung der natürlichen Ordnung der Dinge oder in Beföderung unseres Beifalls, äußert.

22. Michaelis, vgl. oben S. 143, Anm. *).

Sein Antlitz von Smaragd, sein goldbehefter Wagen,
Der ohne vierzig fast von viermal hundert Tagen
Herum getrieben wird, sein strahlumzirktes Licht
Verschmäht den Mittelpunkt, ihn auszuwirken, nicht,
Zeucht Wasser auch empor: so brechen schlechte Leute
Zu Zeiten auch heraus. Wohl gut! so höre heute
See, Himmel, Erd' und Luft, was immer hören kann,
Das höre mich geneigt, mich Ostersänger an!
Du Marschall dieser Welt, du König aller Strahlen,
Die das gewölbte Haus, den Himmel, übermalen,
Du großer Jahrwirt, du, von jener ersten Zeit,
Da dir das A und O, der Herr von Ewigkeit
Den Zirkel eingeraumt, nach jenen Wasserwogen,
Die mit ergrimmter Macht das Erdreich überzogen,
Da über die Natur Neptunus sich erhub
Und, was sich regt, gesamt, die Erde selbst begrub;
Da alles Wasser war, sowohl in hohen Lüften,
Die selbst der Luft bedurft, als in den tiefen Klüften,
Wohin das Hohe fiel; nach dieser Wasserflut
Hast du, Hyperion, kein solches großes Gut
Als heute sehn entstehn. Da Israels Geschlechte,
Das Zeptervolk der Welt, des Chenchres Ziegelknechte,
Das Zuchthaus segneten; wie das Erythermeer
An zweier Berge Statt das ausgepreßte Heer

auszuwirken] Dieses Wort steht hier in dem Verstande des lateinischen depsere, oder des gemeinen „kneten", den Teig durcharbeiten, daß er gehörig ausbacken und genießbar werden kann. Etwas Ähnliches schreibt der Dichter der Sonne in Absicht auf die Erde zu.
Das Zuchthaus segneten] Segnen hat einen guten und schlimmen Sinn und begreift ursprünglich alles, was Feinde oder Freunde bei ihrer Trennung einander sagen und anwünschen. Daher heißt es auch überhaupt „verlassen, sich von etwas scheiden", in welcherlei Gesinnung es auch sei. Und in dieser letzten Bedeutung steht es hier, wo man ebensowenig den Begriff der Verwünschung notwendig damit zu verbinden braucht als bei dem „Segne Gott und stirb" der Frau des Hiobs. Das Wort entspricht in allem dem hebräischen barac, oder vielmehr nach diesem haben es die deutschen Bibelübersetzer einzurichten und verschiedentlich zu brauchen sich die Freiheit genommen. Daß bei dem „Segne Gott und stirb" eben an kein Lästern und Verfluchen Gottes zu denken, hat auch unser neuester Übersetzer des Hiobs bestätiget. Aber ich bedauere fast, daß er darum für gut befunden, das Wort „segnen" überhaupt dabei nicht zu brauchen, sondern dafür zu setzen: „Sage Gott gute Nacht und stirb!" Ich fürchte, daß dieses „gute Nacht sagen" mehrern zu gemein vorkommen dürfte. Vielleicht hätte es noch eher heißen können: „Scheid ab von Gott und stirb!" Die deutschen Bibelübersetzer vor Luthern brauchen in dieser Stelle anstatt segnen „gesegnen", und sagen: „Gesegne dem Herrn und stirb!" Ich gebe zu, daß weder das eine noch das andere in diesem Verstande ursprünglich deutsch ist; aber jenes ist es doch nun einmal geworden, und die Stelle unsers Dichters zeigt, was für ein guter kräftiger Gebrauch sich davon machen läßt.

33. Segne Gott und stirb, Hiob 2, 9.

Vermauret und verschanzt, hingegen dessen Wagen,
Der sich, nicht Gott getrotzt, in einen Kloß geschlagen:
Das war ein großer Tag. Wie Amalek hernach
Nicht anders als ein Bär aus seinen Grenzen brach,
Den Gottes General durch zweier Hände Bitten
Vielmehr als Josua durch tausend, welche stritten,
Die Flucht zu geben zwang; wie aller Himmel Gott
Den trüben Sinai mit Flammen sein Gebot
Herabgedonnert hat: die Tage sind beklieben
Und aller Ewigkeit zum Denkmal aufgeschrieben.
Der Tag, wie der Jordan zu einer Seiten floß
Und auf der andern sich mit seinen Fluten schloß,
Ist heute noch berühmt. Wie vor der Priester Hallen
Die hochgetürmte Stadt auf einmal eingefallen,
Wie Ai überging: die Tage geben Schein,
Weil auf der kranken Welt nur Tage werden sein.
Als Adonizedek mit seinen Rottgesellen,
So scheußlich sie geschnaubt, zurücke müssen prellen,
Da sich der Wolken Feld gesteint hernieder ließ
Und etlich tausend Mann zu Gottes Boden stieß;
Da dein rundeelter Sitz, o Sonne, nicht gesunken
Und Amoriterblut vor Doris Salz getrunken:

in einen Kloß geschlagen] Die gemeine Sprache sagt dafür „in einen Klumpen schlagen"; und der Dichter hat das „Klumpen" bloß veredeln wollen. Es sind aber Klumpen und Kloß nicht völlig einerlei; Klumpen kann von jeder Masse gesagt werden, von Blei, von Thon, aber ich zweifele, ob auch Kloß. Denn bei den Alten ist Kloß das eigentliche gleba, ohne die unnötige Verlängerung in Erdkloß oder Erdenkloß, die es in den neuern Zeiten bekommen. So sagt Luther (Hiob 38, 38): Wenn der Staub begossen wird, daß er zu Haufe läuft und die Klöße an einander kleben. Die ältern Übersetzer haben für Klöße in dieser Stelle das Wort „Schollen".

sind beklieben] Das Wort „bekleben" oder „bekleiben" scheinet sich sowohl in seiner eigentlichen als tropischen Bedeutung ganz aus dem itzigen Gebrauche verlieren zu wollen. In der eigentlichen Bedeutung hört man fast durchgängig dafür sagen: „kleben bleiben", und in der tropischen, z. E. von Bäumen, welche Wurzel gefaßt, von Blüten, welche stehen geblieben und zur Frucht gediehen, kömmt es bei Schriftstellern noch weniger vor als in dem mündlichen Gebrauche. Gleichwohl ist es ein gutes bedeutendes Wort, welches die Alten sogar von dem Samen in der Mutter gebraucht; daher Mariä Bekleibung für Mariä Empfängnis, wovon die Exempel beim Frisch und Haltaus nachzusehen.

kranken Welt] Krank heißt überhaupt schwach, hinfällig, vergänglich und ward vor alters nicht bloß von der Schwäche eines animalischen Körpers gebraucht.

gesteint hernieder ließ] Soviel als in Steinen, im Steinregen herniederließ; welche Umschreibung des Hagels der Dichter ohne Zweifel von dem lateinischen lapides oder lapidibus pluere entlehnet hat.

38. Johann Leonhard Frisch, 1666—1743, mit Leibniz bekannt, Schulmann, Mitglied der Berliner Akademie, schrieb ein deutsch-lateinisches Lexicon etymologicum u. s. w. — Christian Gottlob Haltaus, Rektor der Nikolaischule zu Leipzig, gab daselbst 1758 ein Glossarium germanicum medii aevi heraus.

Der Tag verjüngt sich stets, und jener eben auch,
In welchem Hazors Pracht in einen feuchten Rauch
Verwandelt worden ist. Wie Ehud Gott gerochen,
Dem Fürsten das Rappier in seinen Wanst gestochen,
Ganz Moab fortgejagt; wie Jael mit Betrug
Dem Sissera das Kraut um beide Schläfe schlug,
Davon er ewig schläft; wie Deborah gesungen
Und Barak neben ihr mit Jauchzen aufgesprungen
Zu mehrer Herrlichkeit; so auch, als Gideon
Den Feind aus Midian durch Feldtrompeten Ton
Wie triumphierend schmiß; als Sebah Leib und Leben
Dem Helden in der Flucht zur Schlachtbank aufgegeben;
Wie jener, den die Angst in ein Gelübde trieb,
Der Amoriter Volk wie Stoppeln niederhieb:
Die Tage tagen noch. Wie Samuel der Priester
Den Himmel überwand, der schleunig die Philister
Mit Schloßen niederwarf; wie Kises Sohn durch Streit
Sein königliches Amt um Jabes eingeweiht;
Wie Gott durch Jonathan ein ganzes Heer gespalten,
Da Israel den Platz viel eher hat behalten
Als an den Feind gesetzt; wie David unverzagt
Dem Goliath den Tod zur Stirnen eingejagt;
Wie eben dieser Mann nach ungestümen Kriegen,
Nach hundertfacher Angst, nach wunderbaren Siegen
Jerusalem erlangt und mit der frommen Hand
Zu unterschiedner Zeit nicht Eine Stadt und Land
Mit Ketten angefaßt; wie Absalon gehangen:
Kein solches Tagelicht ist jemals eingegangen.
Wie Salomon alldar den Tempel aufgebaut,
Wo Isaak jener Zeit den Holzstoß angeschaut:
Der Tag erstirbet nicht. Wie der Thisbiter Seher

Rappier] Hieß sonst nicht bloß, was es itzt heißt, ein Fechtdegen, eine an der Spitze verwahrte Klinge, womit man fechten lernet, sondern überhaupt ein jeder langer Degen.

das Kraut um beide Schläfe schlug] Jael schlug dem Sissera einen eisernen Nagel durch die Schläfe. Warum aber der Dichter einen Nagel hier zu einem Kraute macht, muß ich bekennen, nicht einzusehen. — [Vgl. unten S. 315, Z 4 und die ebenso rätselhafte Stelle bei Grimm, Wörterbuch V, S. 2112 unter 7 d.]

jener Zeit] Soviel als ehedem, vor diesem, zu jener Zeit. Dieser adverbiale Genitivus ist bei den schlesischen Dichtern sehr gebräuchlich. So sagen sie alter Zeit für vor alters; dieser Zeit für anitzt. S. das Wörterbuch hinter der neuen Ausgabe des Logau [VII, S. 99, Z. 9—14].

erstirbet nicht] Ersterben heißt, nach und nach, endlich sterben, welche Nebenbedeutung das vorgesetzte „er" mehreren Zeitwörtern giebt, als erhören, erreichen.

Die gelben Furien und frechen Rechtsverdreher,
Die Baalskröten schlug; wie Syrien verblich
Und vor der Handvoll Volk aus Israel entwich
Mit solcher Reuterei; wie aller Welt Bedräuer
Elias, der Prophet, mit einem schnellen Feuer
In Himmel Einzug hielt; wie jener Feind gespürt,
Daß ihn des Saphats Sohn in Amri Stadt geführt;
Wie zu Samarien die Teurung abgenommen;
Wie Joram um den Hals mit Ahabs Vettel kommen;
Wie Jehu unvermerkt auf frischer Freventhat
Der Baalspfaffen Schwarm vor Gott geopfert hat;
Wie Athalia fiel; wie, den die Frommen lieben,
Der Syrer Hauptarmee von Salem abgetrieben;
Wie du, o Sonnenlicht, den überschifften Ort
Zum ersten wiederum auf Jesaias Wort
Noch einmal hast besucht; wie Daniels Gesellen
Des Königes Vesuv, der andre Pfuhl der Höllen,
Zum Himmelreiche ward; wie den, der sie gelehrt,
Der Löwen Grimm noch mehr als Persien geehrt;
Wie das verwaiste Kind, die Esther mit der Schöne
Den Ahasverus fing, des Allerhöchsten Söhne
Dem fahlen Acheron aus seinem Rachen riß
Und ihrer Feinde Trotz in einen Haufen stieß,
Das Wunderwerk der Zucht; wie Gorgias gefallen
Und Judas einen Psalm dem Höchsten lassen schallen;
Wie Lysias verspielt: die Jubeltage stehn,
Wo deine Pferde stets in vollen Bügen gehn,
Du Mann der Clymenen. Was aber sind die Tage?
Wann ich sie allzumal auf eine Stelle trage,
Ob ihrer tausend noch, auch drüber, möchten sein,
So überwiegt sie doch dies Osterfest allein,

verblich] Verbleichen heißt hier soviel als blaß werden, erblassen, nämlich vor Furcht und Schrecken.

den überschifften Ort] Ein schönes und hier sehr malerisches Beiwort für den Ort, welchen die Sonne in ihrem Laufe schon zurückgelegt hatte. Auch die lateinischen Dichter brauchen, wie bekannt, tranare für transvolare. So sagt Virgil vom Merkur: et turbida tranat nubila. — [Än. IV, 245. Zu der hier gemeinten biblischen Stelle vgl. VII, S. 62, Z. 8ff.]

mit der Schöne] Die Schöne heißt hier soviel als die Schönheit. Es ist hinter dem Logau bereits angemerkt und mit Exempeln bestätiget worden, daß es den schlesischen Dichtern sehr gewöhnlich ist, das Beiwort in dem ungewissen Geschlechte als ein Hauptwort zu brauchen. — [VII, S. 95, Nr. III.]

Das allen Völkern hilft; da unsrer Seelen Leben
Den Tod getötet hat; da Pluto sich ergeben,
Der Prinz der Finsternis; da sich die Luft erfreut
Und durch das Weltrevier die Botschaft ausgestreut,
Der Held aus Isai sei wieder auferstanden,
Er führe den Kocyt, die Bande selbst in Banden,
Und mache, die der Tod in schwarze Fessel schloß,
Als wie ein Sieger pflegt, von allem Jammer los.
Der unverzagte Held! der Held, vor dem die Helden,
Wie viel man ihrer zählt, sich keinesweges melden.
Bellerophon verstarrt, der Theseus giebet nach,
Der Jason, Hektor selbst, der alles Ungemach
In Ungemach gestürzt, wird hier den kürzern ziehen,
Protesilaus muß mit seinem Tode fliehen.
Des Peleus Brudern Sohn, der König in Hyant,
Und der vor beiden ihm den größten Ruhm errannt,
Verdorren an Beruf. Die Römer müssen weichen
Mit ihrem Curtius und andern Wunderzeichen
Der menschlichen Natur. Der Held, der Helden Held,
Jehovah, unser Arzt, erlanget bloß das Feld
Auf diesen Ostertag. Wer hat sich je gefunden,
Der aller Feinde Feind auf einmal überwunden?
Er schleudert durch den Tod den Tod zu Boden hin
Und setzt uns Sterbliche für Mangel in Gewinn,
In Unschuld für die Schuld. Er kommet auf die Erde,
Damit ich Sündenaas ein Himmelsbürger werde!
Er wird ein Menschenkind und führt, was Menschen sein,
In aller Engel Burg zu Gottes Kindern ein.
O Sanftmut ohne Grund! Wie oft ich das Geschenke,
Sein Leben, seinen Tod mit der Vernunft bedenke,
So stirbt mir die Vernunft. Er hat so viel gethan,
Daß keine Wunde mehr im Körper haften kann.

Verdorren an Beruf] Beruf wird itzt lediglich für die Ernennung, Aufforderung zu einem Amte oder für das Amt selbst gebraucht. Gleichwohl war es auch ehedem in dem Verstande, in welchem es der Dichter hier braucht, allerdings gewöhnlich, obschon weder Frisch noch der Spate davon etwas sagen. Man darf desfalls aber auch nur den Henisch nachschlagen, welcher „berufen" durch berühmt, celebris, und „Beruf" durch Lob, Ehre, celebritas, erklärt und übersetzt.

36. der Spate, d. i. Kaspar Stieler, 1632—1707. — 37. George Henisch, 1549—1618, gab einen „Deutschen Sprachschatz" heraus.

Auf heute giebt er uns, der Eumeninnen Sklaven,
Uns wiederum zu teil. Er langet an den Hafen;
Und wie er unser war in seiner Schmach und Pein,
So räumt er im Triumph sich uns zu eigen ein,
Der milde Jakobsstern. Wie aber bei den Alten
Den Führern, welche sich im Felde steif gehalten,
Nachdem sie überkränzt mit Schimmeln triumphiert,
Der Schauplatz um und um mit Flecken ward schattiert,
Wo ihre Faust gekämpft: so führ' ich auch im Schilde,
Des Höchsten Niedrigkeit in meiner Versen Bilde
Hauptsächlich darzuthun. Wo blühte seine Pracht,
Wie Christus eingestallt die Mutter angelacht?
Im Lachen bloß allein und in den Perlenzähren,
Die beiderseits alldar zusammen wollten schweren.
Was kann Geringers sein als Krippen, wo er blinkt?
Die Schwachheit der Natur, zu der die Gottheit sinkt.
Die Hirten laufen zu, begeben ihre Waffen
Dem Hüter Israels und werden selbst zu Schafen,
Zu Erstlingen der Welt. Hernach faßt Simeon
Der Erden ihr Bezirk und aller Himmel Thron
In seine kalte Schoß, indem er, nächst Erbarmen
Und harter Prophezei, mit lustverjüngten Armen
Das Jesuskind umschleußt. Indessen hat die Luft
Die Weisen in den Stall von Osten her geruft.
Herodes aber schnaubt, hat Gott und sich vergessen,
Läßt das Ermordeschwert viel Städtvoll Kinder fressen,
Verdringet den Saturn. Der aber greift zur Flucht,
Den diese Tyrannei zu schlachten aufgesucht,
Kommt in Ägypten an. Der Geon wird erschrecket,
Bald thut er sich hervor, bald fleußt er zugedecket

Der Schauplatz mit Flecken ward schattiert] Die Wahrheit ist, daß den Triumphatoren oft in sehr beißenden Liedern von ihrem eigenen Gefolge laut vorgeworfen ward, daß eben das Land, in welchem sie Lorbeern eingesammelt, auch von ihren Thorheiten und Lastern zu sagen wisse. Z. E. dem Cäsar bei dem gallischen Triumphe: Aurum in Gallia u. s. w. [Suet. Caes. c. 51.] Unser Dichter aber nennt dergleichen Thorheiten und Laster hier bloße Flecken, und den schimpflichen Vorwurf derselben ein bloßes Abschattieren: wie man leicht begreift, von wegen seiner eignen Anwendung.
begeben ihre Waffen Dem] Einem etwas begeben hieß sonst: Einem etwas abtreten, überlassen. Als ein reciprocum brauchen wir „begeben" mit dem Genitivo der Sache noch in diesem Verstande.
Städtvoll] Ist nach dem gewöhnlichen „Handvoll", „Mundvoll" von dem Dichter gemacht.
Verdringet den Saturn] Verdringen, gleichsam von seiner Ehrenstelle, heißt hier in Vergessenhelt, in mindere Achtung bringen.

Und duldet ihn verschämt, bis jener Höllebrand
Dem dürren Äakus die ungestalte Hand
(Vor der das Nächtekind in ihren Schlangenlocken
Und mit Proserpinen der Pluto selbst erschrocken),
Die blutverstockte Hand, die Hand von Stahl und Stein
Vor seinem Richterstuhl zu unerschöpfter Pein
Mit Heulen überreicht. Drauf Archelaus kommen
Und dieses Regiment zu führen angenommen:
Da ist Emanuel in Nazareth gekehrt
Und hat, was Joseph ihm von seiner Hand begehrt,
Bemüht ins Werk gestellt; bis daß er in dem Tempel
Den Schriftgelehrten sich zum lichten Zuchtexempel
Persönlich vorgesetzt. Sie merken auf das Kind
Und werden ingesamt vor seinen Strahlen blind,
Als Kinder an Vernunft. Die schnellen Jahre laufen,
Das Amt erfordert ihn. Er läßt sich diesen taufen,
Der durstig vor ihm her den Glauben ausposaunt
Und auf der Frevler Kopf gehagelt und kartaunt.
Nach diesem führet ihn der Teufel in die Wüsten
Und läßt sich wiederum den Übermut gelüsten,
Der Lucifern gestürzt, versucht die schwarze Kunst
Und scheut sich, abgebrannt, vor keiner Feuersbrunst.
Sein Elend macht ihm Mut. Er kann nicht weiter sinken,
Doch weiter Schaden thun, wo Gott nicht einen Rinken
Ihm durch die Nasen zeucht. Hier hat er ihm gewehrt
Und ist in Kana drauf zur Hochzeit eingekehrt,
Allda er ohne Frucht der viel beaugten Reben
Den besten Rebensaft zu trinken aufgegeben.
Hierauf erhebt er sich in Gottes Opferhaus
Und peitscht den Unterschleif des Kramervolkes aus.
Der Nikodemus rennt und forscht von ihm bei Nachte,
Was einem wohl den Weg zum wahren Tage machte,

kartaunt] Aus Kartaunen auf sie geschossen! möchte hier wohl zu kühn sein. Indes gehet das Zeitwort von Kartaune unsern Wörterbüchern insgesamt ab.

den Unterschleif des Kramervolkes] Unterschleif bedeutet seiner Ableitung nach etwas, das mit unterschleift, mit unterschlupfet, und mich dünket dieses Wort hier sehr gut gebraucht. Eine Art von Krämerei und Wechsel war zu Erkaufung des Opferviehs, zu Einwechselung des h. Sekels für die ankommenden Fremden in dem Tempel zu Jerusalem gewissermaßen nötig. Aber unter diesem Vorwande hatten sich ohne Zweifel alle Arten von Verkäufern und Wucherern mit eingeschlichen; und es war mehr der Mißbrauch als der eigentliche Gebrauch, welcher Christum in den heiligen Eifer setzte.

Erlanget auch Bescheid. Nun geht das Zielmaß an,
Nachdem er Wunder bloß geredet und gethan.
Des Hoferates Sohn, der, welchen Aussatz naget,
Der Kriegesdiener wird der Schmerzen losgesaget
Und Peters Schwieger auch. Der Achelous hört,
Wie taub er immer ist, und ob er alle stört,
So liebekost er ihm, dem Fürsten seiner Wellen.
Die Teufel, so auf ihn aus zweien Leibern bellen,
Versenken sich ins Meer. Viel andres mehr geschieht;
Jairus Tochter lebt; ein Stockgeblendter sieht;
Die dürre Hand genest. Ein Hauptmann trägt Vertrauen,
Er würde seinen Knecht durch ihn gesunder schauen,
Erhält auch, was er hofft. Zu Nain sieht das Thor
Ein sohnverwaistes Weib: er, Jesus, gehet vor
Und schenkt dem Kinde Geist, der Mutter aber Leben.
Der stumme Teufel fleucht; fünf Gerstenbrode geben
Vor fünfmal Tausend Kost. Um Sidon kömmt ein Weib,
Vor Not und Zuversicht erschüttert um den Leib,
Fleht weiblich, heult und schreit, hält männlich an mit Bitten,
Bis daß sie durch Bestand den Heiland überstritten.
Der fähret weiter fort, thut Wunder und erschreckt,
Wer ihn erschrecken will. Der Lazar wird erweckt
Und dankt den Würmen ab. Nach drei erfüllten Tagen
Verlanget ihn, das Joch für unsre Schuld zu tragen.
Bald naht er zu der Stadt. Jerusalem erschallt,
Die Straße wird bekränzt, ihr Hosianna hallt,
Das, weil es wächst, verbricht. Denn Judas macht Gedinge
Und trägt den Meister feil für dreißig Silberlinge.
Er, unser Siloh, hebt das Osterlämmlein auf
Und bringt sein Abendmahl für dieses in den Lauf,
Er seufzet, matt und schwach, des Vaters Zorn zu stopfen,
Zerschmelzt von Trauerbrunst und rinnt voll Purpurtropfen,

stört] Aus Exempeln beim Frisch kann man sehen, daß „stören" sonst eigentlich von Sturm und Ungewittern gebraucht worden; von welcher Bedeutung sich vielleicht auch hier noch ein Rest annehmen läßt.

Und dankt den Würmen ab] Sehr nachdrücklich! „Einen abdanken" und „einem abdanken" ist indes nicht einerlei: *einen* abdanken heißt einem Abschied geben; aber *einem* abdanken, heißt von einem Abschied nehmen. — Der Pluralis von Wurm hieß ehedem Würme, welches ohnstreitig richtiger und wohlklingender ist als unser Würmer.

verbricht] D. i. zum Verbrechen ausgelegt wird.

Des Lebens Balsambaum. Die Juden reißen ihn,
Als wie ein frommes Schaf die Wölfe grimmig ziehn,
Vor Hannas' Richtersitz. Der schickt ihn vor die Priester,
Wo dieses Priester sind, das Rhadamanthgeschwister,
So bei dem Kaiphas hier die Unschuld ingesamt
Und sich hiedurch selbselbst zum Tode hat verdammt.
Man speit ihn höhnisch an, man schmeißt ihm Backenschläge,
Er steht zum Leiden keck, zum Wiederrächen träge
Wie ein Marpesusstein; darob die schwarze Nacht
Und Cynthia verblaßt, bis Venus Post gebracht,
Ihr Hoffeherr sei da. Aurora kommt gegangen,
Erzählt dem Firmament, ihr Schöpfer sei gefangen,
Das sich ob dem entfärbt. Das Tagelicht erschrickt,
Wie bald es seinen Gott beim Pontius erblickt;
Wie ihn Herodes schmäht; wie aller Juden Zungen
Mit Kreuzigunggeschrei auf seinen Hals gedrungen;
Wie ihn der Henkersknecht mit scharfen Ruten schlägt
Und seinen ganzen Leib als einen Acker eegt,
Wo unser Leben wächst; wie ihn die wilden Rotten
Mit Dornen einer Kron' und Purpurmantel spotten;
Wie Jesus in der Luft die Armen weit gereckt
Und sich, die ganze Welt zu fassen, ausgestreckt;
Wie seine Mutter kocht, die zwischen Furcht und Zagen
Ihr aufgeschwelltes Leid mit Kummer kann ertragen,
Die tausend Tode stirbt und tausend Tode lebt;
Ihr Herze pocht und schwürt, ihr rechtes Herze webt
In diesem, welches stirbt; die Thränen fließen dichte;
Kein Tropfen Menschenblut erregt sich im Gesichte,
Als welcher obenher von Gottes Wunden fällt

selbselbst] Weil die Schlesier „selbander", „selbdritte" und so weiter sagen, so haben sie geglaubt, auch „selbselbst" sagen zu müssen, um alle Mehrheit schlechterdings zu verneinen. [Vgl. VII, S. 139, Z. 34.]

Ihr Hoffeherr sei da] Ohne Zweifel, daß der Dichter hiermit auf den versprochenen Stern aus Jakob sieht, den er die Venus oder den Morgenstern ihren Hoffeherrn oder ihren Herrn der Hoffnung nennen läßt.

kocht] Diese metaphorische Bedeutung des Wortes „kochen" von Beängstigten, von Zornigen, Sterbenden, bei welchen alles in dem tiefsten Aufruhre ist, dünkt mich sehr schön.

mit Kummer] Heißt hier soviel als „kaum", und man sollte es für die Übersetzung des französischen à peine halten, wenn nicht aller Wahrscheinlichkeit nach „kaum" selbst von „kumm", dem Stammworte von Kummer, herkäme.

Ihr Herze pocht und schwürt] Ich bin ungewiß, ob „schwürt" hier soviel heißen soll als „schwäret" oder als „schwirret", welches letztere von einer zitternden Bewegung und besonders von dem daher entstehenden Klange gesagt wird.

Und ihren Mutterleib nach Donnersart erschällt.
Die kann der Phöbus nicht mit ihrem Sohne schauen,
Er blutet und verschwarzt, verstellt der Himmel Auen
Und hüllt sich in sich ein. Er zittert, welkt und bricht;
Der allen Licht erteilt, hat weder Kraft noch Licht
Und trauret, daß an ihm kein Flecken mehr zu finden,
Der zu verdunkeln sei. Das Bauwerk will verblinden,
Die Felsen bersten auf, der Erdenkloß zerspringt,
Der Scharlach reißt entzwei, der schwarze Tod verschlingt
Das Leben aller Welt. Der alles kann bewegen,
Weiß weder Hand noch Fuß am Kreuze mehr zu regen,
Das Leben löscht ihm aus. Der Christen Tod verschwand,
Der Himmel, Erd' und Luft war alles umgewandt,
Ihr Herze gleichfalls auch. Wie aus dem Cydnusstrande
Der Hauptstadt, die der Feind errettet aus dem Brande,
Philippus' Sohn für tot ins Lager ward gebracht,
Was deckte dazumal für eine Jammersnacht
Die Kriegesmänner zu? Der Mut, den Feind zu jagen,
War Ach und Wehgeschrei. Sie brannten erst zu schlagen,
Bald flossen sie vor Angst und funden weder Schiff
Noch Führer in ihr Land. Das ganze Wesen schlief,
Bis ein Akarner riet. So ist es hier gegangen;
Des Welterlösers Werk war gleichfalls angefangen,
Wie dort die Monarchie. Er stieg in Charons Meer,
Wie jener in den Fluß. Sein glaubenreiches Heer
Erbebte, wie er starb. Wer sollte sie bewachen?
Tiberius zerriß mit aufgeblähtem Rachen,
Wer ihm vor Augen kam. Als jedermann verzagt,
Da war es endlich Zeit, daß Joseph sich gewagt,
So erst das Licht gescheut. Der kaufet Leichentücher
Und legt ihn in ein Grab. Entweicht, ihr weisen Bücher,
Mit eurem Mausolee! Hier schläft kein Würmerspott,
Zwar ein entseelter Mensch, doch auch ein wahrer Gott.
Dann wäre Gott als Gott verstorben und begraben,

nach Donnersart erschällt] Erschällen heißt erschallen, ertönen machen. Hier aber sieht der Dichter mehr auf die innere Bewegung der kleinsten Teile eines Körpers, durch welche der Schall entsteht, als auf eine sinnliche Vernehmung desselben.

Das Bauwerk will verblinden] D. i. Dunkel und Nacht will sich durch den ganzen Bau der Welt verbreiten. Verblenden ist ein verbum activum, verblinden aber neutrum; jenes heißt blind oder finster machen, dieses aber blind oder finster werden. Wenn man die Fenster verblendet, so verblindet das Gebäude.

Die Erde müßte bald den Sterbekittel haben.
Der Sabbath strich vorbei, ein andrer Morgen kam.
Wie Vesten Kindeskind vom Titan Urlaub nahm,
So sprang das Erdreich auf vor überhäufter Wonne;
Ein Herold fuhr herab. Der Christgetauften Sonne
Ging mit der Sonnen auf. Der Himmelsfackeln Chor
Verblendet Cynthius: ihm schimmert Christus vor.
Kein Unterscheid restiert im ganzen Himmelreiche:
Die sechs Geschwister sind der letzten alle gleiche,
Die andern Lampen auch. Der Erden Augenschein
Greift an der Majestät dem blauen Bogen ein.
Die Sonne fällt vor ihr mitsamt dem Throne nieder.
Wir auf der Erde sehn die Himmelssonne wieder,
So aus der Erden steigt. Des, unsers Phöbus, Zier
Umfängt, wie Phöben dort, die Magdalena hier.
Der Seraphinen Paar, so in dem Grabe halten,
Die haben dich, Merkur und Venus, zu verwalten.
Die dreigevierte Schar als Tierkreis bleibt davon,
Bis ihr Apollo kommt. Ein falscher Skorpion,
Der Judas, ist entleibt. Der todversuchte Kämpfer,
Des faulen Erebus unübermannter Dämpfer,
Verklärt sich im Triumph. Die Werkstatt dieser Welt
Staffiert sich stattlich aus und nimmt als ein Gezelt
Den Siegesherzog auf. Der Erden Lustgehege
Besetzt ihm um und um mit Blumen seine Wege.
Violen schießen auf und geben auf den Schlag
Der Telamonerfrucht mit Blättern an den Tag,
Wie viel er Wunden führt. Des Rindes lange Mühen,
Die Äcker, hegen Streit, wer meistes könne blühen,
Den Festtag zu begehn. Der Cypernblume bloß,
Als welcher Mutter ihm das zarte Haupt verschloß,

ihm schimmert Christus vor] Einem vorschimmern, heißt hier: einen an Schimmer übertreffen.

Greift an der Majestät dem blauen Bogen ein] Für: einem in etwas eingreifen, sagen wir itzt weit matter: einem in etwas Eingriff thun.

auf den Schlag] D. i. nach Art und Weise.

des Rindes lange Mühen] Ich zweifle, ob sich der Pluralis von Mühe sonstwo finden dürfte, und doch steht er hier so schön als kühn.

verschloß] Ich bin hier ungewiß, ob „verschloß“ hier soviel heißen soll als „umschloß“; oder ob es nicht vielmehr von „verschleißen“ gemacht ist. Verschleißen aber ist soviel als zerreiben, zunichte machen, welches der Dichter von der Mutter der Rose, der Dornhecke, welche das Haupt Christi zerritzte, wohl könnte gesagt haben. [Vgl. III, 1, S. 65, V. 1237.]

Behaget halb und halb sich schamrot zu verstecken
Und anderwärts zur Gunst den Zierat aufzudecken.
Der andern Kräuter Rest, so keinen Namen hat,
Stand überall bereit, wohin er tröstlich trat,
Und schienen allzumal, als hätten sie gebeten,
Ihr Herrscher wolle sie zu Ehren niedertreten.
Die Taborhöhe wiegt mit ihren Prachten schwer
Und führt als Kapitän die Felder um sich her.
Das Aserinnenthal begehret aufzuspringen;
Ganz Kana will den Weg mit Palmenfrucht verdringen;
Der Cedern Fluß, Jordan, ergeußt sich, jubeliert
Und ruft den Hinterhalt, der trächtig fortspaziert,
Aus Libanon hernach. Das hohle Luftgefilde
Erzeigt sich im Geruch und kühlen Adern milde.
Der Äol unternimmt des Caurus Donnerwind;
Ein stiller Zephyrus, der Lieblichkeiten Kind,
Fleugt allerwegen aus und fordert von den Seen
Auf ein Gesangturnier des Flügelvolks Armeen.
Als jedermann erscheint, so schickt die Nachtigall,
Das Orgelwerk, so lebt, den tausendfachen Schall
In Deliens Losier. Hier sausen hundert Zinken,
Hier wird das Meisterwerk, zu steigen und zu sinken,
Auf einmal angewandt. Der Vogelpöbel summt,
Auf ihren Mund ergrimmt; das meiste Teil verstummt:
Die Lerche bittet bloß, ihr Tiretirelieren
Der Fugenkünstlerin hernach zu praktizieren,
Und schweifet trotziglich bis an der Wolken Port
Auf allerhand Manier mit lauter Kreisen fort.
In Augen ist sie nicht, nur immer in den Ohren;
Den Vorzug giebt sie zwar, die Ehre nicht verloren.
Das thut die Unterwelt. Der Himmel, ob er zwar
Ihm vor Verwunderung selbselbst benommen war,

kühlen Adern] Adern wird von allerlei Gängen und Zügen gesagt, warum nicht also auch von der strömenden, nach einer gewissen Gegend sich bewegenden Luft?

Äol unternimmt] Sollte nicht „unternehmen" hier das lateinische intercipere ausdrücken, und überhaupt soviel als carcere cohibere sein, welches dem Äolus in Ansehung der stürmischen Winde von den Dichtern beigeleget wird?

Losier] Oder wie wir es itzt aussprechen Loschier, als ob es notwendig von dem französischen loge oder loger herkommen müßte. Es könnte aber leicht sein, daß es ursprünglich doch deutsch wäre und eigentlich eine durch das Los angewiesene Wohnung, dergleichen die Wohnungen der Soldaten ehedem gewesen, bedeute, so wie der Spate vermutet.

Putzt seine Flammen auch. Die Bären, Hund' und Schlangen
Berichten, was vor Vieh auf Erden sei gefangen;
Der Alkumenen Sohn in seiner Löwenhaut
Zeucht kniegebogen auf und trägt Vulkanus' Kraut
Dem Höllenstürmer vor. Des Thrakerkünstlers Leier
Mitsamt dem Schwane dient; Kassiopeens Freier
Gestellet sich samt ihr; der Böcke Zwilling scheint
Zu Urkund, wie uns Gott so herzlich gut gemeint,
Das Opfer unsrer Schuld. Dem Perseus will gebühren,
Ein blankes Richterschwert als Marschall vorzuführen.
Andromeda begreift der Menschheit Ebenbild:
Sie lag von Gott verdammt; der Teufel war das Wild,
Der hätte, was versteht, auf einen Biß verschlungen,
Wann der im Himmel nicht uns wäre beigesprungen,
Der seines Sohnes Haupt dem Würger vorgelegt,
Davon er minder noch als Steine sich bewegt;
Zum Zeugnis ist der Stern. Daß nichts erfordert werde,
So tritt auch Pegasus, ein Ausbund aller Pferde,
Mit Übermut hervor. Ein Pfitschpfeil wird gespürt,
Arions Wassergaul zum Wunder aufgeführt,
Ein Adler vorgestellt: die andern zu geschweigen,
So aller Orten sich in großer Menge zeigen.
Jedoch bestirne dich, du blaues Silberdach;
Beperle deinen Sand, du Sonnen Schlafgemach;
Beweste, Juno, dich, beblumet euch, ihr Auen,
Laßt euren Überfluß in allen Gütern schauen:
Noch wird euch an Gestalt, der heute triumphiert,
Weit überlegen sein! Das Haupt ist balsamiert
Mit Tropfen früher Luft; die gelben Locken fliegen,
Vor welcher Schwenken sich die leichten Winde biegen;
Die Augen flammen Gunst; die Wangen feuern ganz
Und sämen wie Rubin und Chrysolithen Glanz;
Die Brust, der andre Leib sind alabasterfarben;
Die Striemen leuchten durch; wie viel gepreßte Narben,

Daß nichts erfordert werde] Daß nichts mangle, nichts vermißt werde. Denn was mangelt, pflegt erfordert zu werden: das Vorgehende für das Nachfolgende.

Beweste] Bewesten heißt dem Dichter soviel, als sich mit Westen, Westwinden versehen, nur die sanftesten, lieblichsten Winde wehen lassen.

sämen] Ist ohnstreitig das natürlichere Zeitwort von „Samen" und meinem Bedünken nach auch wohlklingender als „säen", welches einen so unangenehmen Hiatus in sich hat.

8. gemeint, vgl. VII, S. 128, Z. 14 ff. — 19. Pfitschpfeil, vgl. VII, S. 113, Z. 6 ff.

So viel Gestirne stehn: er brennet ganz und gar,
Durchsichtig, himmelrein, ermuntert, sonnenklar.
Die Blöße ziert ihn aus. Der Glanz besteht zum Kleide,
Doch trägt er gleich sowohl ein köstliches Geschmeide,
Der Unschuld weißen Rock. Sein Leib zwar rühmt sich nicht
Der Übermenschlichkeit; des Leibes Osterlicht
Ist göttlich genaturt. Ich bebe, um zu sagen,
Was einer um ihn her für ungeheure Plagen
Gefangen wandern sieht, die Mißgunst, Sterblichkeit,
Gesetze, falschen Wahn, Verdammnis, Krieg und Streit,
Verzweifeln, Furcht und Not, Geschwisterkind zusammen;
Summanus, welcher ihm von Nebel, Dampf und Flammen
Ein Küríßkleid gemacht; die andren Götter auch,
Wie damals an der Zahl der Götter Staub und Rauch
Die Menschen übertraf; der kühne Damenjäger,
Dem Erd' und Himmel zwar, doch über Freund' und Schwäger
Sonst niemand dienen kann, ich meine Jupitern;
Sein Bruder auf der See, so auch bei Frauen Stern
Und Lagerstätte sucht; der Säugling zahmer Affen,
Der Bluthund Camulus; der Straußhahn, dem sie schaffen,
Der Schwellkopf Eleleus, das Lampsakenerschwein
(Ägypten ehret nicht den Krokodil allein,
Auch die sind solcher Art) und wie sie alle heißen,
So ihren Götterruhm mit Üppigkeit beschmeißen;
Der Apameer Bel, der Moabiter Cham,
Und den der Syrer ihm mit Namen Adad nahm,
Der Moloch, andre mehr, sind allzumal gebunden.
Der Delpher Weltprophet beklagt sich überwunden;
Der Hammoniter auch; viel andre, wo sie sein,
Die gehen, Herr, vor dir, du Trostorakel, ein;
Und wären diese nicht in der Bestrickten Haufen,
Das Erdreich müßte sich um seine Helfer raufen.
Die Opfer hemmt man auch. Er, Tempel und Altar,
Er, welcher Opfer selbst und Hoherpriester war,
Hält über sie Triumph. Die Engel dichten Lieder
Und schwingen über ihm sich lustig auf und nieder.

Der Glanz besteht zum Kleide] Bestehen, wenn es von flüssigen Dingen, dergleichen auch der Glanz zu sein scheinet, gesagt wird, heißt soviel als gerinnen, gefrieren oder sonst eine Art von Festigkeit gewinnen. Was könnte also schöner gesagt sein, als: der Glanz besteht zum Kleide, der Glanz selbst ward das Kleid?

Dir, freies Menschenkind, gehört ein solcher Ton:
Jehovah hat den Sieg, den Nutzen du davon.
Ach, beuge deine Knie', fall ihm nur zu den Füßen:
Dann anders darfst du itzt nicht deine Laster büßen!
Die Güte fleußt umsonst, nimm sie umsonst nur an:
Dann keiner, welcher glaubt, hat dies umsonst gethan!
So sei mir nun gegrüßt, du Gott und Menschenschlichter
Du Weg, du mein Kompaß, du Beistand, du mein Richter,
Mein Nordstern, mein Gewinn! O, wende dich zu mir,
Ich wende mich durch mich sonst nimmermehr zu dir!
O, reiß mir aus der Brust der Büberei Geniste!
Mein Bruder sei nicht weit, ach Bruder, Bruder Christe!
Ein Engel ist vor dir nur Diener bloß allein:
Mehr freu' ich mich, ein Mensch, als Gabriel zu sein.

II.

Blutschwitzender und todesringender Jesus.*)

Der Sternen Oberhaupt und schnelle Zeitenhalter
War längst vorbeigerückt; sein voller Amtsverwalter,
Des Monden Silber, gab dem Schatten seine Macht
Und zierte die Gestalt der abgrundschwarzen Nacht
Mit Lichtfiguren aus: wie unser Seligmacher,
Der gegen Höll' und Tod geschworne Widersacher,
Den Kidron überschritt. Der klargekreiste Bach
Krystallte bis in Grund; das blaugewölbte Dach
Hatt', um den höchsten recht in Augenschein zu fassen,
Mit allen Bildern sich in diesen Quell gelassen
Und ließ, o Heiland, dich in Gleichnisweise fast,
Wie du dich himmelab zu uns gesenket hast,
Durch dieses Werk verstehn. Du bliebst im Übergehen,
Mein Jesus, eine Zeit bei diesem Wasser stehen,
Erwugest, wie alldar der gleichgehaufte Sand
Je mehr unwandelbar am Boden sich befand,
Je mehr von obenher die Wellen sich bewegten
Und auf den Grund hinzu die Wogen überlegten.

*) Dieses Gedicht ist gleichfalls bei Baumann zu Breslau auf zwei Bogen in Quart gedruckt, aber ohne Jahrzahl. Es ist von weit geringerm Werte als das vorhergehende; ich vermute, daß es daher auch eine frühere Geburt des jungen Dichters gewesen. Es hat ungleich mehr Schülerhaftes und dem ohngeachtet manche sehr glückliche Zeile und manches sehr malerische Bild.

„So wankt mein Todesschluß im allermindsten nicht,
Wie heftig Fleisch und Blut demselben widerspricht!"
Gedachtest du, mein Herr, und gingest fort, mit Beten
Vor Gottes Gnadenthron und Richterstuhl zu treten.
Wie folget aber ihr in solches Ungemach,
Das euren Meister drängt, so überdrüssig nach,
O hochgeliebten drei? Wie, daß ihr euch verweilet?
Nehmt wahr, wie euer Fürst ohn' alles Halten eilet!
Bis an den Himmel hat der Tabor euch entzückt,
Jetzt aber haltet ihr die Augen zugedrückt.
Ist, Peter, auch allhier gut Hütten aufzubauen?
Wir würden nimmermehr das Himmelreich beschauen,
Wie dein zur Zeit noch nicht erlauchter Sinn gedacht,
Hätt' unser Heiland sich nicht auf den Weg gemacht,
Für uns genung zu thun. Wie hebt er an zu zagen,
Weil alle Missethat der Welt auf ihn geschlagen,
Bleicentnerwichtig hangt? Indem ihr stehen bleibt,
O Jünger, und für Schlaf die Augenbremen reibt,
Ist allbereit der Herr von euch hinweggegangen,
Das Leiden mit der Angst des Todes anzufangen.
Sein Garteneintritt macht den Adamiten Raum,
Ins Paradies zu gehn. Er henkt in Lebensbaum
Durch seinen Blutschweiß auf, was Eva weggerissen
Und, in der bösen Lust verteufelt, angebissen.
Steig, mein Erlöser, steig den Ölberg immer an!
Ich folge dennoch dir, wie lang ich folgen kann,
Mit Sinnen emsig nach, die aber vor Erschrecken
In Schlafsucht eben auch wie deine Jünger stecken.
Nicht anders als zur Zeit, da Gott durch Wassermacht
Der blindverstockten Welt ihr Recht zu thun gedacht,
Sich augenblicklich bald die ausgehöhlten Graben,
Mit Strudeln angefüllt, viel Klaftern hoch erhaben,
Ein nebelschwarzer Dampf das Erdreich überraucht,
Der nordwestfeuchte Wind den Luftplatz angehaucht;
Wie damals gegen sich die Meergebirge rungen
Und alles um und an erbittert in sich schlungen,
Das Feuerelement doch gleichwohl der Gefahr,

18. Augenbremen, den Saum der Augen, also dichterisch für: Augenbrauen, Augenlider oder Wimpern. Vgl. Grimms Wörterbuch s. v. Bräme.

Die Erd' und Luft betraf, nicht eingeschlossen war:
So eben, da dein Blut des Höchsten Rachschwert hemmen,
Die ganze Christenwelt mit Unschuld überschwemmen,
Den Tod ertränken soll, beginnt dich diese Last,
Die du von Ewigkeit dir aufgebürdet hast,
O Gott und Menschensohn, zur Erden hinzuschmeißen
Und will die Seele dir aus deinem Leibe reißen,
Steckt alle Glieder an; das Herze wallt umpflanzt
Mit Stücken grimmer Pein und wankt doch nicht, verschanzt
Mit göttlicher Natur, die eben, wie das Feuer
Die Sündflut nicht gefühlt, des Schmerzens Ungeheuer
Niemals erdulden darf. Du liegest da verblaßt,
Die Rede, so dein Sinn zu halten abgefaßt,
Schickt Seufzer zuvor an und endet sich mit Klagen.
„Mein Vater! willt du nicht nach deinem Kinde fragen?
Bist du dann," sagt dein Mund, „o Zorngott, unbewegt?
Soll der, den du gezeugt, ins Todes Staub gelegt
Und aufgeopfert sein? Es müssen Steine spalten
Und tote Menschen sich in Gräbern nicht behalten,
Der Sonnen Antlitz muß verschwarzen auf den Tag,
Da mir von deiner Hand der letzte Donnerschlag
Die Brust zerschmettern wird: dies, welchem zu empfinden,
In andern Fällen gleich der Sinnen Mittel schwinden,
Bewegt mein Jammerstand. Du, Anfang der Natur,
Bist unempfindlicher als keine Kreatur
Auf mich geeigenschaft. Ach, überweh mir Armen!
Ich heule, wie ich will, so ist doch kein Erbarmen.
Was soll mir immermehr für Herzeleid geschehn,
Weil du, mein Ursprung, mich mit Gnaden anzusehn
Durchaus dich nicht verstehst? Die Pässe zu genesen
Sind allesamt gesperrt. Dein unbezirktes Wesen,
Das, weil es keiner Art des Neigens unterthan,
Auch derohalben nicht Erbarmung schöpfen kann,
Verendurteilet mich. Herr, deinen Zorn zu stillen,
Beliebt mir nicht, zu thun nach meines Fleisches Willen;
Es sei, was dir behagt! Dein Handel ist gerecht,
Und strafest gleich sowohl den Herren für den Knecht,
Den Freund an Feindes Statt? Werd' ich doch vor der Plage,
Die meine Schultern drückt, nicht innen, was ich sage.

Ich leide wie ein Knecht und Feind den ärgsten Spott,
Verdien' als Freund und Herr bei dir, du strenger Gott,
Der Welt Gerechtigkeit. Vor Anbruch aller Zeiten,
Da keine Hölle war, hab' ich sie zu bestreiten
Aus Vorbewußt erwählt. Die Meinung steht und bleibt,
Da mich das schwache Fleisch zurück und abwärts treibt,
In Tod getrost zu gehn. Mein unbeflecktes Leben
Will ich den Sündern hin und für die Sünder geben.
Dein Wille sei vollbracht!" Mit diesem liefest du
Noch unerholt, mein Herr, auf deine Jünger zu.
Die schnarchen unbesorgt, Vernunft und Sinn beraubet.
Vor andern bläht sich auf der Petrus, keucht und schnaubet,
Stößt um sich, strampfelt, schlägt, knirscht mit den Zähnen, baumt
Mit andern Gliedern hoch, weil ihm nicht anders traumt,
Dann daß er in Person mit dem Pilatus schmisse
Und zu Jerusalem die Mauren niederrisse.
Jakobus führt zu Rom ihm einen Schaupalast
In seinem Schlafbild auf. Johannes redet fast
Und meinet anders nicht, dann daß er mit der Zungen
Der Pharisäerschar durch ihren Sinn gedrungen.
„Ach," schreiest du sie an, „hangt ihr zu dieser Zeit
Der Schlafbegierde nach, da Christus allbereit
Feil ausgeboten ist? Ach, Simon, Wundersachen!
Der mit mir sterben will, kann jetzt nicht mit mir wachen."
Er aber war vertieft, besann sich kaum hernach,
Daß solche Worte selbst der Meister zu ihm sprach,
Liebäugelt' und begunnt', jetzt Antwort schon zu sagen,
Wie ihm der Schlaf mit Macht die Lippen zugeschlagen.
Du läßt ihn dergestalt im Rasen ausgestreckt,
Betrachtest, wie du zwar da Menschen aufgeweckt,
Hingegen schläft für sich entäußert aller Gnaden,
Der dir den Herzenspraſt zu tragen aufgeladen
Und solchen weiter mehrt. Dein Geist wird ganz entsinnt,
Das eisgefrorne Blut in allen Adern rinnt,
Was etwan übrig ist, das kommt mit hellem Haufen,
Als in die Flucht gejagt, dem Herzen zugelaufen,

baumen] Oder bäumen, sich in die Höhe strecken, wird itzt als ein reciprocum nur noch von Pferden gebraucht. Die Italiener sagen alborarsi in dem nämlichen Verstande.

Das aber selbst, erstaunt für übermachter Pein,
Wie stark es widerhält, doch weder aus noch ein
Sich zu erheben weiß. Du willst vor Gott dich biegen
Und bleibst aus Mattigkeit ganz auf dem Antlitz liegen.
Die Zunge zittert bloß, wird nicht, wie recht, bewegt,
So folgendergestalt ihr Elendklagen hegt.
„Du Gottesebenbild! Hab' ich nicht in den Banden
Der menschlichen Natur genugsam ausgestanden,
O Vater?" winselst du. „Werd' ich dann also hin,
Der ich durch einen Stall ins Leben kommen bin,
Durchs Kreuz aus diesem gehn? Ein Kind noch, mußt' ich fliehen
Und in Ägyptenland mit meiner Mutter ziehen;
Ich hab' in Hungersnot durch vierzig Tag und Nacht
Mit Thränen meine Zeit und Wehmut zugebracht,
Viel weiter mehr verdaut. Kann dieses außer Sterben
Den Menschenkindern nicht die Seligkeit erwerben?
Wie oftermalen ich den Atem eingeschluckt,
Hab' ich mir den Verderb zugleich in Leib geruckt:
Und du begehrest mehr? Die Berge fort zu heben,
Wird deiner Allmachthand nicht großen Kummer geben,
Da dieses, welchem du den Willen beigefügt,
Sich nimmermehr verrückt. Wohlan, so sei vergnügt,
Dein Wille werde wahr!" Das hast du kaum gesaget,
Wie dich ein neuer Wurm des Schreckens wieder naget,
Der Mark und Bein durchfrißt. „Mein Geist, der also brennt,
Wird dieser für die Welt geopfert nicht erkennt?
Der Wille, welcher dir sich ganz und gar ergeben
Und alles eher kann, als dir, Herr, widerstreben,
Steht der nicht," flehest du zum Vater, „für die That?
Ein Seufzer, den dein Sohn herausgelassen hat,
Kann der mit seiner Kraft nicht einer Menge Bösen
Zu deiner Gnadenhand ihr Leben wieder lösen?
Wo möglich, ach, so laß den Eingebornen los;
Ich bitte hoch und sehr! Jedoch geschehe bloß,
Was du für Recht erkannt!" Mit diesem kommst du wieder
Ein wenig zu dir selbst und hebst die Augenlider
Um Antwort willen auf, in dessen sein Gezelt,
Der dich von Anbeginn und vor dem Nichts der Welt
Zum Schlachtlamm auserkiest. Sein Antlitz aber schauet

Dich nebelfinster an. Es schneidet dich und drauet
Zornstrahlend lauter Blut; das Schwert in seiner Hand,
So dich zerstücken will, ist anders nicht bewandt,
Dann deines in dem Thal des Josaphats zu brauchen,
Wann du den Sündenrest in Feuerpechpfuhl tauchen
Und überdampfen wirst. Jetzt gehet erst das Flehn,
Herzpochen, Wehgeschrei, Zähnklapfen, Händedrehn,
Mein Jesus, mit dir an, da du, auf den du bauest,
Unherzzertrümmert nicht mit nassen Blicken schauest,
Wie er, den du verklärt, sich gegen dir gebart
Und voller Zornbegier nunmehr schon auf der Fahrt,
Dich hinzuwürgen, ist. Du suchest aller Enden
Und findest nirgend nicht, wohin dir anzuländen,
O Angstmensch, tröstlich sei; nimmst endlich deinen Lauf
Nach deinen Jüngern hin, hebst Händ' und Armen auf.
„Man wird mich," sagest du, „in dieser Stunde fangen,
Und ihr begehrt annoch dem Schlafe nachzuhangen?
Seid angemahnet, wacht! O träge, weil ihr schnaubt,
Wird dieser, dem ihr dient, von euch hinweggeraubt!"
Sie schlummern aber fort. „Ach," denkst du, „was zu machen?
Die Jünger treiben Schlaf, die Pharisäer wachen,
Mein Hauptbeschirmer zürnt. Ihr werdet mich forthin
So bald nicht wiedersehn; blickt, weil ich bei euch bin,
Einmal noch munter auf! O unglückhafte Stunde!
Seid ihr doch wider mich, vermein' ich, auch im Bunde,
O Falsche!" klagst du laut. „Das Herz im Leibe bricht
Und schmelzt für Traurigkeit; beim Vater gelt' ich nicht,
So sind die Jünger taub; hat alles sich empöret?
Wird mein Befehlswort ganz von keinem nicht gehöret?"
Und was für Klagen mehr dein Trauergeist gespürt,
Auch durch den matten Mund gen Himmel abgeführt,
Sei so dahingestellt. Jetzt nimmst du an den Zweigen,
Die um dich ringsherum sich ehrerbietig neigen,
Dich anzusteifen vor, weil du nicht weiter Kraft,
Allein zu wandeln hast. Es rinnt ihr süßer Saft
An deiner Hand herab, ihr Stärkung einzugeben,
Die sonst im Beten sich noch einmal aufzuheben
Nicht sattsam Macht gehabt. Du gehst gemach, gemach,
Mit Schmerzen überhäuft, den Ölbaumlauben nach

Und auf den Betort zu. Indessen ruft der Flammen
Erzabgott, Lucifer, sein Rabenvolk zusammen,
Das aus dem Feuersumpf auch bis auf einen gar
In dieser Judasnacht herausgelaufen war
Die Stadt Jerusalem war damals ihre Hölle
Und gab dem Schlangenvieh auf allen Dächern Stelle.
Das eben kam gesamt, weitschrittig, auf Geheiß
Des Alleroberſten, gewandert in den Kreis,
Den Belial umschrieb. Der Feuersbrunstenspeier,
Der alte Drachenkopf und Feldherr aller Geier,
Hub Donnerwetter an, sprüht' einen Waldvoll Staub
Und Loderfunken aus. „Was?“ brüllt er, „wird der Raub,
Den unsre Tapferkeit vor Zeiten weggetragen,
Uns also liederlich von einem abgeschlagen,
Der Hand und Fuß anitzt mit Kummer nach sich zeucht,
Ja, wie ein Bettelhund und armer Sünder kreucht?
Ließ ihn die Wüsten gleich aus unsrer Faust entrinnen,
So können diesmal wir die Schanze noch gewinnen.
Der Nazarener geht für Angst verzweifelt auf,
Ihr Brüder, wo ihr helft. Beelzebul, drauf, drauf!
Ihr andern, fort hernach, seid hurtig, laßt uns streiten!
Der droben, glaub' ich, steht selbselbst auf unsrer Seiten
Und mordblickt auf den Sohn, habt der Gelegenheit,
Den Stürmer unsres Reichs zu fällen, in der Zeit,
Ihr, meine Helfer, acht! Das Licht ist uns genommen:
Wir sollen auch nunmehr um unsern Nachtort kommen?
Dann der von Bethlehem verkauft den Sündern Heil.
Wir haben nimmermehr an Menschen weiter teil,
Wo er sein Werk vollführt. Darum so laßt uns laufen
Und um die Seelen uns noch eines mit ihm raufen!“
Sie murmeln allzumal, grimmbrummen, sind erhitzt,
Wie eines Engels Glanz auf ihren Haufen blitzt,
Davon sie über Hals und Kopf zurücke prellen
Und, was sie vorgehabt, in ein Vergessen stellen.
Der Anwalt Gottes nun, mit Himmelskraft betaut,
Nachdem er weit von sich die Teufel wegbedraut,
Stund Schildwach' in der Luft. Die Haargoldlocken flogen,
Sein Rock war himmelblau, mit Sternen überzogen,
Die Flügel trotzen selbst dem Westwind balsamreich,

Sein Angesicht nur ist vor Mitbetrübnis bleich,
Sonst auf den Ort gelenkt, da Jesus hingegangen,
Den Kreuzkelch von der Hand des Vaters zu empfangen.
Was diesem nun für Angst aus seinem Herzen stößt,
Und was er in die Luft vor Seufzermörsel löst,
Die zählt er allesamt. „Kann ich dann nichts erhalten?"
Schreit unser Seelentrost; „muß sich mein Leben spalten?
Bin ich (ach, ich!) der Sohn? Dein Zorn ist Demantstein,
Der wird durch unser Blut zersplittert müssen sein,
Sonst steht kein Mittel vor. Wohlan, ich bin mein Leben
Begierig für die Welt in Fluch dahin zu geben.
Zehnhunderttausendmal zu sterben, hätt' ich Lust,
Du weißt es, wäre mir, mein Vater, nicht bewußt,
Wie viel verdammtes Volk mit Ketzereien hageln,
Mit Sünden anders mich an neue Kreuze nageln
Und sonst verfolgen wird. Ach, soll die saure Pein
Den mehrern Teil umsonst dann überdauret sein?
Ach, willst du dieses nicht racheifersvoll betrachten?
Ich muß, ach Gott, ich muß und werde bald verschmachten.
Die Adern sind zermalmt, das Blut der Leber schwillt,
Bis daß es hochgeströmt aus allen Gliedern quillt.
Schau an, wie blutig ich, du Herzzerstoßer, bete!
Hab acht, wie rot besprengt ich deine Kelter trete!
Was forderst du doch mehr? Die Schweißgewässerflut,
Das mir durch Mark und Bein herausgepreßte Blut,
Die Zähren, die den Kreis der Wangen überlaufen,
Sind diese deine Gunst nicht gültig zu erkaufen,
O zornentbrannter Gott? Wo möglich, ach, so sei
Zum letztenmal ersucht: Laß den Gerechten frei!"
Der Vater dennoch dringt ihm auf, den Kelch zu trinken,
Darob er sinnerstarrt alsbald in Ohnmacht sinken
Und fast zerbersten muß. Der Engel fleucht in Eil'
Und andrer Weise nicht dann eines Bogens Pfeil
Auf ihn, den Herren, zu, reibt seine blasse Wangen,
Erteilt von neuem ihm den Atem zu empfangen,
Löst seinen Gürtel auf, und wie er Regungsmacht
Dem Höchsten wiederum nach Notdurft beigebracht,
Hat er so schnell und stark in Himmel sich geschwungen,
Daß Wolken hin und her auf seinen Flug zersprungen.

Mein Heilerwerber gab dem Erdreich einen Kuß
Und sagte: „Schluck' in dich den Blut= und Wasserfluß!
Durch diesen wird der Fluch, den Gott gethan, zerschlagen,
Narzissen sollst du mehr als Dornen künftig tragen.
Ach! alle Feuchtigkeit ist weg von mir gerennt,
Ich feure durch und durch, mein starker Geist entbrennt.
Ihr Juden, kommt herbei, ich will nicht widerstehen,
Ja, euch, wo ihr verzieht, selbselbst entgegengehen.
Nicht diesen Augenblick gemartert sollen sein,
Weiß Gott, das martert mich nur einzig und allein."
Herr Christ, du Lebensbaum, der alle Menschen speist,
Wie hast du dich dies Orts so wunderbar beweist?
Du sollst zur Schädelstätt' noch deine Seele bringen
Und hebst mit Todesangst so zeitlich an zu ringen?
O Werk, in welchem mir zu grübeln nicht gebührt,
Doch das, eracht' ich, Herr, von deiner Liebe rührt,
Durch welcher Antrieb du natürlich sterben sollen
Und mit dem Tode nicht natürlich ringen wollen!
Ach. was? ich irre weit. Dein Trauerkörper fangt,
Bis daß er zwischen Erd' und Himmel nachmals hangt,
Hier zu erkalten an, durch welches lange Sterben
Du uns mit Überfluß den Segen zu erwerben,
Mein Bruder, vorgehabt. Noch eines wundert mich,
Daß die gestirnte Burg vor deinen Seufzern sich
In Stücke nicht zerteilt! daß alle dein Verlangen,
Und Abbitt' in den Wind vergebens fortgegangen!
Gottgenaturter Mensch, wie, daß du sonder Sieg,
Blutrünstig überschwitzt, den Betensandachtkrieg
Hinausgeführet hast? Warum wird deinen Klagen
Der angelegte Sturm so grausam abgeschlagen?
Was frag' ich? haben sie doch überaus empört,
Durch Aufstand sich zertrennt, und derowegen hört
Der Weltkreisschöpfer nicht. Die Menschheit will genesen,
Hingegen kämpft in dir dein göttlich hohes Wesen,
Verjagt, was menschlich ist, steht wider dich und flammt
Aus Rachgier lichterloh, reißt dich in Tod verdammt
Für unsre Schulden hin. O unerhörte Sache!
Du schüttest aus selbselbst und leidest auch die Rache.
Du sitzest als ein Gott dem Richter an der Hand

Und führest als ein Mensch des Angeklagten Stand,
O Davids Himmelzweig! Ich weiß nicht, wo mein Denken
In Obacht dieser Angst noch endlich hinzulenken.
Hat, wenn die Menschheit dich mit Schrecken übereilt,
Dir deine Gottnatur nicht wieder Kraft erteilt?
Ach nein! sie hat vielmehr mit neuen Kummerswogen
Die Geister, welche dich bewegten, überzogen.
Ein Mensch beklagt sich auch, erbebt und winselt wohl,
Weiß aber oftmals nicht, ob das sich finden soll,
Vor dem er sich entsetzt. Du aber hast im Herzen
Erblickt und abgezählt, wie viel dir Folterschmerzen
Dein Stammvolk anthun wird. Wie manch und vielerlei
Blutmordspektakel ihm der Juden Tyrannei
An dir zu sehn gedacht, schien dir als Gott obhanden,
Daher du auch als Mensch schon Marter ausgestanden.
Mich däucht, Gemüterarzt, sam daß du hier bereit,
Was dir das Teufelsvolk für Unbarmherzigkeit
Hernachmals zugefügt, was auch für rauhes Leiden
In deiner Seelen dir der Himmel zubescheiden,
Schon übertragen hast. Allhier verlassen dich
Die Jünger schlafversenkt; allhier befindet sich,
Was du hernach gesagt, dein Geist von Gott verlassen.
Die Juden schleppten dich gebunden durch die Gassen:
Hier, da die Hände selbst zu beten sich geschraubt,
Kannst du, mein Herr Gott, auch der Kräften ganz beraubt,
Den Leib kaum nach dir ziehn. Sie werden um dich legen
Ein Purpurspottungskleid; hier macht der Blutschweißregen
Zum Purpur deinen Rock; ja, wie man dir hernach
In deiner Kreuzigung durch Händ' und Füße brach,
So eben hast du dich auf Erden hier gestrecket.
Ich weiß nicht, was noch mehr für Wunder etwan stecket;
Doch über alles bürgt ein wunderbares Gut,
Das ungefordert selbst hervorgedrungne Blut.
Ach, Seelenspikanard'! ach, lebenshafte Gabe!
An der ich meinen Geist und kranke Sinnen labe,
Ein Tropfen fälle sich in vielmal hundert Teil,
Ach, Kraftblut, alle Welt macht eines dieser heil
Und seelengüterreich! So wird kein Balsam fließen,
Noch auch der Weinbeersaft dem Winzer sich ergießen,

Als hier durch Haut und Fleisch dein Lieferblut sich dringt
Und, einer Wolkenbrust fast zu vergleichen, springt,
O Gnadenquell, mein Gott! Es ist in dieser Stunde
Dein rot durchstriemter Leib nur eine bloße Wunde,
Daher Geblüte dann, hoch überaufgeschwellt,
An allen Enden röhrt. Es wäre wohl bestellt,
Wann Magdalena, du die Blutabtraufelflocken,
So unser Herr geschwitzt, in deiner goldnen Locken
Fußtrockentuch gefaßt. Ich halte meinen Mund
Zu diesem Blut hinan, hier wird mein Geist gesund.
Zu Rom mag immerhin das Fechterblut erfrischen,
Daß einer in sich sauft, wann noch desselben Gischen
Aus dem Verletzten schaumt. Da ist der ganze Christ,
Wo du, sein Blut, auch nur in einem Tropfen bist.
Was aber soll ich nun von dir, o Garten, sagen?
Du wirst hinfort nicht mehr den Ölbaum langsam tragen,
Weil über dich das Blut des Allerhöchsten fleußt
Und ringes sich herum auf deinen Grund ergeußt.
Mit was für Blumen wird dein Erdreich künftig prangen,
Demnach es diesen Saft des Lebens aufgefangen?
Ein andrer ernte Frucht von dir, o Garten, ein,
Mir wird nichts Liebers nicht als deine Düngung sein!

III.

Auf das Absterben der Ehefrau des Buchhändler Jacobs in Breslau.*)

Nicht anders, als ein Schiff zwar seinen Fährmann misset,
Doch aber angesichts, wenn einer eingebüßet,
Man einen andern wählt, dem Schiffe vorzustehn,
Das samt den Leuten gleich zu Grunde wollte gehn:

Lieferblut] Soviel als geliefertes, geronnenes, koaguliertes Blut. So sagt auch Fleming: „Geliefert Blut und Eiter rinnt häufig von ihm weg." [Klaggedicht vom unschuldigen Leiden Christi, Poet. Wälder I, 1.]

*) Diese Kleinigkeit vom Jahre 1640 und die drei folgenden Stücke sind nichts als Gelegenheitsgedichte, die aber deswegen schon wert waren, wieder gedruckt zu werden, um auf einmal alles übersehen zu können, was von ihrem Verfasser bis itzt sich auftreiben lassen. So unbeträchtlich sie ihrer Gegenstände wegen sind, so viel Eigenes hat jedoch auch das geringste derselben; und in allen sieht man den guten Kopf, der nach Plan, und immer nach seinem eigenen Plane arbeitet.

So mißt auch euer Haus die treue Hand der Frauen
Und kann in höchster Angst auf keinen Helfer bauen
Als bloß auf euren Fleiß. Seht auf als wie ein Mann,
Und schätzt euch doch nicht schwer, Herr, was ein Weib gethan!

IV.

Auf den Namenstag Herrn Balth. Zoffels, Kaiserl. Raitrats.*)

Der Unterhimmel wird mit Nebel überdeckt,
Mit Donner, Blitz und Rauch erschrecklich angesteckt;
Auf Erden kömmt zusammen
Der Winde leichter Lauf;
Die abgeworfnen Flammen
Fängt jeder Abgrund auf.

Der Oberhimmel geht in seiner Silberpracht,
Dahin sich ewig auch nicht eine Wolke macht;
Er ruhet frei von Winden,
Vor sich, stets ungewandt;
Da ist sonst nichts zu finden
Als lieblicher Bestand.

So, weil die grimme Glut, die Mars hat angelegt,
Auch über unser Haupt mit Macht zusammenschlägt,
Muß mancher Geist der Erden
Des schnellen Todes sein;
Wer größer können werden,
Dem jagt sie Schrecken ein.

Der höchste Himmelgeist sieht solchem Jammer zu,
Schlägt Angst und Kummer aus, hat bei dem Kriege Ruh'.
Er läßt sich nicht verkehren,
Wenn alles knackt und bricht,
Und weiß sich steif zu wehren:
Sein Herze wanket nicht.

*) Ist von 1641. Raitrat ist soviel als Rat bei der Rechnungskammer: von dem alten raiten, rechnen. Scultetus sagt von diesem Zoffel, daß er des Opitz Freund gewesen und von ihm Gedichte besessen. Ich kann mich nicht erinnern, ob unter den gedruckten Opitzischen Gedichten etwas an ihn vorkömmt.

33. raiten, vgl. VII, S. 133, Z. 20—30.

Herr Zoffel, Euer Sinn geht dieser vielen für
Und glänzt dem Meister gleich, ist aller werte Zier.
Ihr habt bei jungen Jahren,
Da manche müßig gehn,
Den rechten Griff erfahren,
Wie Not sei auszustehn.

Wenn einer etwas schon bei junger Zeit gethan,
So kömmt ihn dies hernach im Alter leichter an.
Im Kriege ward empfunden,
Wie wohl Ihr mit der Hand
Vor Schlägen Rat gefunden,
Doch besser durch Verstand.

Da habt Ihr freien Weg zur Tugend Euch gemacht,
Zu welchem manchen kaum ein grauer Kopf gebracht.
Man sah Euch thätig lehren
Am kleinen, daß Ihr wert
Des größten Standes Ehren,
Die auch zu Euch gekehrt:

Als Eures Namens Ruhm bis an die Sternen drang
Und an derselben Bild, des Kaisers Hof, sich schwang.
Da ist er auch beklieben
Und bis ins dritte Haupt
Bei Gunst und Ruhm geblieben,
Groß, herrlich, unberaubt.

Wer Einem Kaiser bloß in Diensten wohlgefällt,
Den ehrt, und zwar mit Recht, ein jeder Ort der Welt.
Wer dreien kann gefallen,
Als, mein Herr Zoffel, Ihr,
Geht dieser, wo nicht allen,
Nicht derer meisten für?

Was schlag' ich Zeiten auf? Der dritte Ferdinand
Hat Euch bei ihm ein Amt rechtmäßig zuerkannt;
Gleich als uns wollte töten
Das wilde Kriegesschwert,
Da solches Volk vonnöten,
Das mit Verstande wehrt:

Dermaßen pflegt Ihr hier zu wehren Euren Mann,
Sam alles, was Ihr thut, Euch selber sei gethan;
Könnt so zu Rate halten,
Als sei es andrer Teil,
Und treulich auch verwalten
Dies allgemeine Heil.

Ihr tragt mit großer Lust die ehrenwerte Last,
Dieweil Ihr mit Geduld und Kräften wohlgefaßt.
Euch hat das Joch erwecket
Und an das Licht gebracht,
Das andre Leute schrecket
Und allzu müde macht.

Der Willen machet Euch, was schwer ist, leicht und schlecht;
Durch ihn wird alles Thun verrichtet wohl und recht.
Wie, wenn ein Vogel zittert
Und sich dem Leim entschlägt,
Er sich doch ganz zersplittert
Und in die Federn legt:

So, wer die Sorge fleucht, dem wird die Bürde schwer;
Wer aber willig trägt, der geht darunter leer.
Wohlan, Ihr habt den Sorgen,
Ratschlägen unterthan,
Vom Abend bis zum Morgen
Bisher ihr Recht gethan.

Itzt schlagt des Amtes Last und andern Kummer aus!
Heut ist ein Ehrentag, erfreuet Euer Haus.
Wer immer ihm ergeben
Dem Amte stehet für,
Der mag auch lustig leben
Bisweilen nach Gebühr.

Muß unser schnöder Leib zur Ruhstatt täglich gehn,
So laßt den müden Geist doch eines ruhig stehn!
Legt hin die Kammerschreiben,
Der tiefen Sorgen Sitz!
Wer kummerlos kann bleiben,
Der hat den besten Witz.

Sucht in den Kasten auf der Verse treues Pfand,
Wie Euch für seinen Freund Herr Opitz hat erkannt,
Der oben bei der Sonnen
Der weisen Welt bewußt:
Was seine Faust gesponnen,
Wirkt Nachdacht und auch Lust.

Wo dessen Vers nicht hilft, so faßt die Kanne Wein
Und schenket in ein Glas zugleich den Kummer ein!
Wir leben nicht auf Erden,
Daß wir durch Müh' und Pein,
Die nicht gebrechen werden,
Am Leben Mörder sein.

V.

An Herrn Goldbach, bei seiner Verheiratung.*)

Nun fällt der Tag herein, in dem Euch an die Seiten
Ein unbeflecktes Bild der alten Väterzeiten
Gesetzet werden soll: der freudenvolle Tag,
In welchem weiland sich der wilde Heide pflag
Nach Bacchen umzuthun; die schrieen in die Wette,
Gleich als der Säufer Gott sie angetrieben hätte,
Verhüllten ihren Kopf mit Blättern um und an
Und schlossen überdies zum Tanzen einen Plan.
Das sinnenlose Volk! Ihr könnt genauer wissen,
Woher auf diesen Tag die Fastnachtfreuden fließen,
Herr Goldbach, zweifelt nicht! Betrachtet Euer Haus,
Schickt Augen und Vernunft nach wahrer Botschaft aus;
Nehmt aller Freunde wahr, wie mutig sie sich weisen
Und Eure Braut gesamt mit einem Munde preisen!
Dann welcher wüßte sich so steinern um die Brust,
Dem dieses Konterfei der wahren Tugendlust
Verschmählich sollte sein? Wohlan, so habt Gedanken,
Mit was für Einigkeit sie mit einander zanken
Um Eurer Liebsten Zucht. Der eine hält dafür,
Sie sei der Sara gleich und würde nach Gebühr

*) Ist von 1642.

Euch zu Gebote stehn. Der andre will sie gleichen
Der Tochter Bethuels, dieweil sie Hand zu reichen
Und wohlzuthun gewohnt. Der dritte bringet an,
Wie ihre Freundlichkeit das Herze brechen kann,
Nach Rahels ihrer Art, um welcher Anmut willen
Der Jakob vierzehn Jahr, die keusche Brunst zu stillen,
In Diensten hingebracht. Der vierte macht Geschrei,
Wie daß sie an Geduld der Lea Schwester sei.
Der fünfte bricht hervor, getrost ihr beizumessen,
Wie Jaels starker Mut ihr allen Sinn besessen.
Der sechste Biedermann der übergeht den Mut
Und giebet ihrer Hand vor dir, du teure Ruth,
Du unverdrossne, Platz. Sein Nachbar kann bewähren,
Sie werde nimmermehr sich nach dem Winde kehren,
Das Elend bräche schon von Ost und Morgen ein,
Vielmehr wie Michal Euch zum Schirme dienstlich sein.
Da nimmt der achte dann ihm Anlaß, sie zu preisen,
Und denkt Abigail persönlich aufzuweisen
Durch ihren Mannsverstand. Der neunte giebt Bericht,
Weil jedermann von ihr ein gutes Urteil spricht,
So schiene sie und sei in diesem großen Stücke
Der Judith zugethan. Der zehnte sinnt zurücke,
Wie ihr Gesichte flammt, und langet auf den Grund,
Daß Esthers Wangenschmink und rosengleicher Mund
Sie angestorben sei. Den elften däucht Susanna
Nicht keuscher sein als sie. Ein andrer paart die Hanna
Mit ihr in Frömmigkeit. Und immer so fortan,
Wie ich nicht alles hier mit Namen nennen kann,
Nimmt dieses Lobgespräch und angenehme Streiten
Noch stärker überhand; weit anders, als vor Zeiten
Der ersten Römer Kern, vor Ardea bezecht,
Ein jeder sein Gemahl, und Collatin mit Recht,
In das Gestirne hub. Hier zielen alle Zungen,
Nicht wie ein jeder da für seinen Schatz gerungen,
Auf Euer Herzenslieb. Mir kommt es eben vor,
Wie in der Singekunst ein wohlbestelltes Chor,
In welchem keiner nicht dem andern gleiche singet,
Doch Eine Melodei im Unterschiednen klinget:

25. angestorben, vgl. S. 111, Z. 29.

So stimmen, welche hier von vieler Meinung sein,
O Gönner, allzumal im Hauptpunkt überein.
Ach, selig soll man Euch und aber selig achten
Bei einer solchen Braut! Ihr Leben, Thun und Trachten
Steht vor das Heiratsgut; denn aller Goldgewinn
Fällt oft geschwinde zu und oft geschwinde hin,
Das aber hat Bestand. Ihr könnet von den Sachen
Durch Hülfe der Vernunft euch leichte Rechnung machen,
Daß eine reicher sei, die mit beherzter Hand
Und überschiffter Rast des Gangis seinen Sand
Zusammenlesen kann, als welche mit dem Gelde
Den Kasten überdruckt. Die Tugend zeucht zu Felde,
Sucht Beute Tag und Nacht, hat, was sie in der That
Noch lange, lange nicht ihr zugeworfen hat,
Und bleibt mit sich vergnügt. Das werden alle wissen,
Die Weisheit ausstaffiert, Ihr aber auch genießen
An Eurer werten Braut. Sie wünschet allbereit
Und hofft die Wiederkunft der wunderschönen Zeit,
In der die Sonne sich dem Westen wird vertrauen
Und dieser Erden Rund, den Tempel Gottes, bauen
Mit Werken der Natur. Da weiß sie auch mit Lust
Die Unlust auszustehn. Dem Werder ist bewußt,
Wie sauer sie geschwitzt. So wird sie künftig wachen
Und andern einen Mut mit ihrem Fleiße machen.
Dann haut ein Führer selbst den Feinden in das Dach,
So setzt sein Kriegesheer ihm unerschrocken nach:
Nicht anders geht es hier. Es lasse nur die Mühen
Der Kreaturen Herr nicht ohne Frucht verblühen;
Er lenke, was Ihr thut (mit ihm führt Eine Hand
Viel mehr als tausend aus), er segne diesen Stand,
In den Ihr heute kommt! Doch soll ich prophezeihen,
So, mein' ich, wird er wohl zum Überfluß gedeihen.
Hegt Ihr nur gleichen Sinn und mischt das fromme Blut!
Wie Mann und Weib gebahrt, sind Ehen falsch und gut.

VI.

An seinen Lehrer, den Prof. Christ. Colerus, bei dessen Namenstag.*)

Auf, Mutter Schlesien, du Rüsthaus großer Güter,
Du Abgott der Natur, du Amme der Gemüter,
Die feuerherzig sind! Auf, schönes Vaterland,
Wiewohl dich dieser Zeit Gradivus Donnerhand
Zum Schandspektakel führt! Vergiß der Hauptbeschwerden,
Die durch Vergessenheit zum Teil erleichtert werden,
Und fei're neben mir Herr Cölern dieses Fest,
Der wider deinen Schimpf und unsrer Zeiten Pest
In vollen Waffen steht! Der Europäer Wunder,
Der deutschen Völker Ruhm, der Bobersöhne Zunder,
Mein kluger Opitz brach durch unerschöpften Fleiß,
Durch unentfärbten Ernst der Mutterreden Eis
Uns Allemännern auf. Nach diesen seinen Thaten,
Die eine That verbracht, befand er an Soldaten,
Dem nachzustreben war. Ein Führer in der Schlacht,
Nachdem es seine Faust auf guten Weg gebracht,
Der weicht ermüdet aus, schafft andern nachzuhauen:
Sein Rittergrimm verlischt; der Feinde Rücken schauen
Begnügt den Löwenmut. So, wie allhier die Flucht
Der Sprache Barbarei, das graue Tier, gesucht,
Ließ Opitz den Beruf der deutschen Phöbus-Sinnen,
Verstieg sich anderweit erhitzter auf die Zinnen,
Wo grüner Ruhm hausiert. Die Sache ward bestürzt
Und durch des Meisters Rast im Wachsen schon verkürzt,
Als wenig unterbaut. Wer hat sich da gefunden,
Der unsrer Leier sich so eifrig unterwunden,
Als, werter Cöler, Ihr? Der Unsern Vaterland
Hat mit der ersten Milch den himmlischen Verstand
In Euren Sinn geflößt. Wen diese Stadt der Erden
Zum Bürger ausgesetzt, dem muß der Himmel werden,
Der steigt wie Feuer auf. Auch ihr Parnassuslicht,
Das durch die kalte Nacht der grimmen Läufte bricht,
Verdienet dieses Lob. Minervenbrüder Sonne,

*) Ist gleichfalls von 1642, als nach welchem Jahre mir weiter nichts von dem Dichter vorgekommen.

Ich meine, Gruter, dich, der hatte seine Wonne,
Wann Eure Muse sich durch einen Lustgesang
Bis an den Rittersitz der Andromeden schwang,
Und Buchner noch anjetzt. Wen solche Seelen lieben,
Der hat sein Ehrenschiff schon hoch genug getrieben,
Entstände gleich auf ihn die ganze Welt ergrimmt.
Und eine Liebesglut, die solcher Orte glimmt,
Ist dieser vorzuziehn, so anderwegen brennet,
Die Tugend aber nicht für ihren Zweck erkennet,
Als wie Antisthenes. Bei Euch verfängt er wohl:
Ihr liebet, was an Euch geliebet werden soll,
Und ehret, was man ehrt. Die deutsche Pierinne
Ist das geringste fast an Eurem reifen Sinne,
Wie hoch sie Euch erhebt. Was Tacitus verschweigt,
Der Sachen oft und viel nicht redet, sondern zeigt,
Verschweigt er Euch doch nicht. Was dessen Mitgeselle,
Der Einen Ruhm mit ihm, Ein Alter, Eine Stelle,
Ein Herze hat geführt, was dieser Mann geblitzt,
Hat Aufenthalt bei Euch. Was Florus ausgeschwitzt,
Ist Euer Labetrank. Was jener aufgeschrieben,
Der diesen Tag zu Rom mit zwanzig Wunden blieben
Und dreien noch dazu; was Crispus vorgestellt,
In dem die Üppigkeit und Tugend sich gesellt,
Versteht Ihr ohne Falsch. Was Victor hat besonnen,
Dem denkt Ihr weiter nach. Was andre mehr gesponnen,
Das wirkt Ihr künstlich aus. Was weiland der Schleidan
Und unser Tacitus, der wichtige Thuan,
Von Weltgeschichten zeugt, kann einer unvergraben
Bei Euch auch ohne Buch in guter Ordnung haben.
Was die gehöfte Welt, wo Silis sich ergeußt
Und das Atlantermeer die letzte Grenze schleußt,
Für Art zu herrschen hat, ist alles Eurem Herzen
Bekannter als bekannt. Ihr gleichet Euch der Kerzen
Bei Alexandria; dann Euer Sinn der sieht
Und wird auch weit gesehn. Er weiß, so was geschieht,
Was drauf geschehen soll, hält scharfe Hut und Wache,
Hat mit der Ewigkeit nicht eine schlechte Sache,
Die keinen Lassen liebt. So lebet Ihr, mein Licht;
Und welcher anders lebt, der lebt bei weitem nicht.

Wer aber lebt wie Ihr, kann doppelt selig leben,
Und muß er seinen Geist den Parzen übergeben,
So reißt er dennoch aus, durchwandert alle Welt
Als eine Bürgerstadt und schläget sein Gezelt
Bis an den Himmel auf. Ach, sollten dieses wissen,
Die ihre junge Zeit vorüber lassen fließen,
Wie würden sie nach Euch und Eurer Lehre stehn!
Ach, könnte dieses mir doch recht zu Herzen gehn!
Ach, daß ich mit der Zeit, mein Thales, Eure Lehren,
Die als Orakel sind, gehirnter könne mehren,
Was Euer Fleiß von mir zum Lohne bloß begehrt!
Ach, daß auf diesen Tag mein Wahn sich nicht verkehrt!
Sonst will ich alles wohl mit gutem Mute leiden,
Nur das Verziehen nicht! Doch sagt mir, was zu meiden,
Was fortzustellen sei; erteilt mir Eure Gunst,
Die mehr als Lehren gilt! Ich weiß noch keine Kunst,
Dann unterthan zu sein. Doch hab' ich recht vernommen,
So sind von dieser Kunst die andern alle kommen.
Schafft Ihr nur mir getrost die Wissenschaften an!
Laßt sehen, ob ich nicht getroster folgen kann,
O Ursprung meiner Zucht! Wie bei den alten Tagen
Den jungen Greis von Gent der Skaliger getragen,
Wie Berneggerus Euch mit Treuen hat gemeint,
Wie Anaxagoras, Perikles dir gescheint:
So steht Ihr auch bei mir. Was bin ich am Verstande,
Das nicht von Eurem kömmt? Ich trüge Spott und Schande
Für Föderung davon, wenn Euer Geist gethan,
Dem ich in Ewigkeit nicht Dank erweisen kann.
Der Höchste gönne nur Euch späte Lebenstage,
Bis daß ich als ein Baum die goldnen Früchte trage,
So Ihr in mich gepflanzt! Die streichet nachmals ein;
Dann alles unser Thun soll Euer ewig sein!
Nun, das Perennenfest ist gar genung besungen.
Ich wünschte mir dazu auf heute tausend Zungen:
Doch wann ein solcher Sinn, wie meiner ist, gebricht,
So reichen, dies zu thun, auch tausend Zungen nicht.

Vorrede und Zusätze zu Jerusalems „Philosophischen Aufsätzen“.

[Vorrede.]

Der Verfasser dieser Aufsätze war der einzige Sohn des würdigen Mannes, den alle, welchen die Religion eine Angelegenheit ist, so verehren und lieben. Seine Laufbahn war kurz, sein Lauf schnell. Doch lange leben, ist nicht viel leben. Und wenn viel denken allein viel leben ist, so war seiner Jahre nur für uns zu wenig.

Den Verlust eines solchen Sohnes kann jeder Vater fühlen, aber ihm nicht unterliegen kann nur ein solcher Vater!

Der junge Mann, als er hier in Wolfenbüttel sein bürgerliches Leben antrat, schenkte mir seine Freundschaft. Ich genoß sie nicht viel über Jahr und Tag, aber gleichwohl wüßte ich nicht, daß ich einen Menschen in Jahr und Tag lieber gewonnen hätte als ihn. Und dazu lernte ich ihn eigentlich nur von Einer Seite kennen.

Allerdings zwar war das gleich diejenige Seite, von der sich meines Bedünkens so viel auf alle übrige schließen läßt. Es war die Neigung, das Talent, mit der sich alle gute Neigungen so wohl vertragen, welches kein einziges Talent ausschließt; nur daß man bei ihm so viele andere Talente lieber nicht haben mag und, wenn man sie hat, vernachlässiget.

Es war die Neigung zu deutlicher Erkenntnis, das Talent, die Wahrheit bis in ihre letzte Schlupfwinkel zu verfolgen. Es war der Geist der kalten Betrachtung. Aber ein warmer Geist, und so viel schätzbarer, der sich nicht abschrecken ließ, wenn ihm die Wahrheit auf seinen Verfolgungen öfters entwischte, nicht an

2. Philosophische Aufsätze von Karl Wilhelm Jerusalem. Herausgegeben von Gotthold Ephraim Lessing. Braunschweig in der Buchhandlung des Fürstl. Waisenhauses. 1776. — 16 f. Und dazu ... kennen, vgl. Hebler, Lessing-Studien S. 147 f.

ihrer Mitteilbarkeit verzweifelte, weil sie sich in Abwege vor ihm verlor, wohin er schlechterdings ihr nicht folgen konnte.

Da wir einander selten oder nie als unter vier Augen sprachen, so war unser Gespräch immer sogleich gefunden. Das Näheste brachte uns immer auf das Entfernteste. Die Grundsätze einer gewissen ersten Philosophie, deren man sich lieber itzt schämte, waren ihm sehr geläufig, und er hatte einen sonderbaren Hang, sie bis auf die gemeinsten Dinge des Lebens anzuwenden. Am liebsten kam er auf sie zurück, wenn ihm in dem Gebiete des Schönen, in dem Reiche der Empfindungen irgend eine rätselhafte Erscheinung aufstieß.

In solchen Gesprächen giebt es Uneinigkeit, und nicht selten wird wenig oder nichts damit ausgemacht. Aber was that das uns? Das Vergnügen einer Jagd ist ja alle Zeit mehr wert als der Fang, und Uneinigkeit, die bloß daher entstehet, daß jeder der Wahrheit auf einer andern Stelle aufpaßt, ist Einigkeit in der Hauptsache und die reichste Quelle einer wechselseitigen Hochachtung, auf die allein Männer Freundschaft bauen.

Das Ermattende, Abzehrende, Entnervende, womit kränkelnde oder um ihre Gesundheit allzu besorgte Geister diese Art von Untersuchung, diese Entwickelung unserer Gefühle, diese Zergliederung des Schönen so gern verschreien, war ihm nicht im mindesten fürchterlich. Vollends die Entbehrlichkeit eines solchen Geschäfts dem jungen Genie predigen, ihm Verachtung dagegen einflößen, weil ein zuvoreiliger Kunstrichter dann und wann krude Regeln daraus abstrahieret, schien ihm eine sehr mißliche Sache zu sein. Und wie sollte es nicht? Man hintergeht oder ward selbst hintergangen, wenn man die Regeln sich als Gesetze denket, die unumgänglich befolgt sein wollen; da sie weiter nichts als guter Rat sind, den man ja wohl anhören kann. Wer leugnet, daß auch ohne sie das Genie gut arbeitet? Aber ob es mit ihnen nicht besser gearbeitet hätte? Es schöpfe immer nur aus sich selbst, aber es wisse doch wenigstens, was es schöpft! Das Studium des menschlichen Gerippes macht freilich nicht den Maler; aber die Versäumung desselben wird sich an dem Koloristen schon rächen.

Wie empfindbar, wie warm, wie thätig sich dieser junge Grübler auch wirklich erhielt, wie ganz ein Mensch er unter den Menschen war, das wissen seine übrigen Freunde noch besser als

6. Mit dem Namen erste Philosophie (πρώτη φιλοσοφία) bezeichnet Aristoteles die Metaphysik. Auch noch Cartesius nennt diese Disziplin „prima philosophia“.

ich. Ich glaube ihnen alles, was sie davon sagen. Wer zu deutlichen Begriffen sich zu erheben gewohnt ist, kann ja leicht sich wieder zu klaren herabstimmen und es bei diesen bewenden lassen. Aber warum wollen einige von ihnen mir nicht glauben, daß dieser feurige Geist nicht immer sprühete und loderte, sondern unter ruhiger und lauer Asche auch wieder Nahrung an sich zog; daß dieses immer beschäftigte Herz nicht zum Nachteil seiner höhern Kräfte beschäftiget war, und daß diesen Kopf ebenso wenig Licht ohne Wärme als Wärme ohne Licht befriedigten?

Wenn ich auch also mit Bekanntmachung dieser Überbleibsel seines hellen Verstandes weiter nichts suchte, als in dem Andenken derer, die ihn liebten, sein Bild völlig zu ründen, wer wollte mich tadeln? Oder vielmehr, wessen Tadel wollte ich nicht über das Vergnügen verschmerzen, auf einen kleinen Dank aus jener Welt rechnen zu dürfen?

Doch weit gefehlt, daß der innere Wert dieser Überbleibsel mich nicht auch bei denen rechtfertigen sollte, denen mein junger Freund nichts war, die itzt bloß den Schriftsteller in ihm suchen, wozu ich mehr auf meine als auf seine Gefahr ihn mache. Ein näheres Wort über diesen innern Wert erlaube man mir, am Schlusse derselben zu sagen.

Hier füge ich nichts mehr hinzu, aber wie vieles wünschte ich erraten zu lassen!

Inhalt.

Zusätze des Herausgebers.

Der Stoff dieser Aufsätze ist mehrmalen der Stoff unsrer Gespräche gewesen. Wenn ich mich itzt auf alles besinnen könnte, was darüber abgeredet worden, so könnte ich vielleicht einige nicht unbeträchtliche Zusätze liefern, Zusätze, welche weder dem einen noch dem andern, sondern beiden gehören würden; so wie es sich von allen Resultaten freundschaftlicher Unterredungen verstehet, die kein Sokrates anspinnt und heimlich leitet. Einiges wird mir beifallen.

Der erste Aufsatz beziehet sich auf die damalige Aufgabe der Akademie zu Berlin über den Ursprung der Sprache, und ich glaube, was er erweisen soll, erweiset er bündig. Die Sprache kann dem ersten Menschen durch Wunder nicht mitgeteilet sein. Und folglich? — Man traue dem Verfasser nicht zu, daß er nunmehr sofort weiter werde geschlossen haben: folglich hat sich der Mensch die Sprache selbst erfunden. Dieses würde allerdings ein drittes überspringen heißen, welches ohne ein Wunder gar wohl möglich gewesen wäre und ohne Zweifel das ist, welches diejenigen, die dem Menschen die Selbsterfindung der Sprache absprechen, vornehmlich im Sinne haben. Die Sprache kann den ersten Menschen sein gelehret worden; er kann ebenso dazu gelangt sein, wie noch itzt alle Kinder dazu gelangen müssen. Fragt man: „Wodurch? durch wen?" — „Durch Umgang mit höhern Geschöpfen, durch Herablassung des Schöpfers selbst" — können die Verteidiger dieser Meinung antworten. „Laßt es sein," können sie sagen, „daß dieser Umgang, diese Herablassung selbst ein Wunder war: das, was durch dieses Wunder bewirket wurde, war doch kein Wunder, und es ging alles dabei so natürlich zu, als es bei Vokalmachung der Kinder noch zugeht." Dieses, wenn man billig sein will, muß man gelten lassen. Die Sache ist nur, daß sodann die ganze Aufgabe von dem Ursprunge der Sprache keiner reinen philosophischen Auflösung mehr fähig ist, indem der mittlere Fall sich lediglich durch historische Gründe erhärten oder verwerfen läßt. Der Philosoph kann nur höchstens eine sehr geringe Wahrscheinlichkeit dazu beitragen, diese nämlich: zugegeben, daß die Menschen die Sprache selbst erfinden können; wenn gleichwohl auf die Erfindung derselben, wie sich vermuten läßt, eine so geraume Zeit, vielleicht so viele, viele Jahrhunderte vergehen müssen, so war es ja wohl der Güte

des Schöpfers gemäßer, zum Besten derer, welche in diesen sprachlosen Zeiten ein so kümmerliches, kaum Leben zu nennendes Leben gelebt hätten, dem Dinge seinen langsamen ganz natürlichen Lauf nicht zu lassen, sondern den Weg jenes Unterrichts zu wählen. Wie viel dieser Wahrscheinlichkeit durch die in den ältesten Geschichtschreibern aufbewahrte Tradition zuwächst; was für Winke oder Andeutungen hierüber sich in dem Buche finden, das in allem Verstande immer so schätzbar bleibet: dieses aufs reine zu bringen, wäre auch immer eine sehr interessante Untersuchung. Nur ist es keine Untersuchung für den Philosophen, den nichts nötigen kann, sich darauf einzulassen. Sobald der Philosoph erwiesen hat, daß dem ersten Menschen die Sprache durch Wunder nicht mitgeteilet sein kann, und er nunmehr zeiget, wie und wodurch sie auf die Erfindung derselben nicht wohl anders als fallen müssen, zugleich noch beifügt, was die Anbauung und Ausbildung dieser Erfindung erleichtern und beschleunigen können: so hat er nicht allein alles gethan, was man von ihm erwarten darf, sondern hat auch hinlänglich den Folgerungen vorgebaut, für welche einige die Hypothese des höhern Unterrichts gern brauchen möchten.

Auch der zweite Aufsatz ist durch jene nämliche Aufgabe veranlaßt worden. Er sollte den Weg bahnen, eine der vornehmsten Schwierigkeiten zu heben, die man gegen die natürliche Entstehung der Sprache zu machen pflegt. Weil sich ohne Zeichen allgemeiner Begriffe keine Sprache denken lasse, allgemeine Begriffe aber nur die Frucht einer mühsamen Abstraktion sein sollen, welche ohne Gebrauch symbolischer Zeichen kaum möglich sei, so müsse, sagt man, der Mensch ja wohl eine Sprache schon gehabt haben, um die Sprache zu erfinden. Aus diesem Zirkel ist man auf einmal heraus, wenn man die Erklärung unsers Verfassers annimmt, nach welcher es zu allgemeinen Begriffen der Abstraktion gar nicht bedarf. Denn gesetzt auch, daß diese Erklärung nicht auf alle und jede allgemeine Begriffe passe, so paßt sie doch gewiß auf einen großen Teil derselben, welches zu der Anwendung hinreichend ist, die er davon machen wollte. In allen Fällen nämlich, wo das Ähnliche sofort in die Sinne fällt, das Unähnliche aber so leicht nicht zu bemerken ist, entstehen allgemeine Begriffe, ehe wir noch den Vorsatz haben, dergleichen durch die Absonderung zu bilden. Und daß daher dieser ihre Zeichen in der Sprache ebenso früh werden gewesen sein als die Zeichen der einzelnen Dinge, die in ihnen zu=

sammentreffen, ist wohl ganz natürlich. Ja, früher; Baum ist sicherlich ältern Ursprungs als Eiche, Tanne, Linde.

Der dritte Aufsatz zeiget, wie wohl der Verfasser ein System gefaßt hatte, das wegen seiner gefährlichen Folgerungen so verschrieen ist und gewiß weit allgemeiner sein würde, wenn man sich so leicht gewöhnen könnte, diese Folgerungen selbst in dem Lichte zu betrachten, in welchem sie hier erscheinen. Tugend und Laster so erklärt, Belohnung und Strafe hierauf eingeschränkt: was verlieren wir, wenn man uns die Freiheit abspricht? Etwas — wenn es etwas ist — was wir nicht brauchen, was wir weder zu unserer Thätigkeit hier, noch zu unserer Glückseligkeit dort brauchen. Etwas, dessen Besitz weit unruhiger und besorgter machen müßte, als das Gefühl seines Gegenteils nimmermehr machen kann. — Zwang und Notwendigkeit, nach welchen die Vorstellung des Besten wirket, wie viel willkommner sind sie mir als kahle Vermögenheit, unter den nämlichen Umständen bald so, bald anders handeln zu können! Ich danke dem Schöpfer, daß ich muß, das Beste muß. Wenn ich in diesen Schranken selbst so viel Fehltritte noch thue, was würde geschehen, wenn ich mir ganz allein überlassen wäre? einer blinden Kraft überlassen wäre, die sich nach keinen Gesetzen richtet und mich darum nicht minder dem Zufalle unterwirft, weil dieser Zufall sein Spiel in mir selbst hat? — Also von der Seite der Moral ist dieses System geborgen. Ob aber die Spekulation nicht noch ganz andere Einwendungen dagegen machen könne? und solche Einwendungen, die sich nur durch ein zweites, gemeinen Augen ebenso befremdendes System heben ließen? Das war es, was unser Gespräch so oft verlängerte und mit wenigen hier nicht zu fassen stehet.

Was in dem vierten Aufsatze erinnert wird, kömmt itzt freilich zu spät. Herr Mendelssohn hat in der neuen Ausgabe seiner philosophischen Schriften,*) in den Zusätzen zu den Briefen über die Empfindungen (S. 24) es selbst bemerkt, daß die Sinnenlust noch etwas anders sei als Gefühl der verbesserten Beschaffenheit des Körpers, welche die Seele bloß als Zuschauerin wahrnehme. Er setzt hinzu, daß den harmonischen Bewegungen in den Gliedmaßen der Sinne, zufolge der Verknüpfung zwischen Seele und Körper, ja auch wohl harmonische Empfindungen in der Seele

*) Von 1771, welche unserm Verfasser nicht zu Gesichte gekommen.

entsprechen müssen. Aber wenn durch diesen Zusatz die Frage unsers Verfassers, woher es die Seele erfahre, daß der Körper in einen verbesserten Zustand versetzt worden, beantwortet ist, so ist sie auch dadurch gerechtfertiget. So notwendig der Zusatz war, so scharfsinnig war die Frage. Auch ist es nur diese Frage, worauf er würde bestanden haben, wenn er nach reifrer Überlegung ohne Zweifel die vermeinten zwei Erfahrungen (S. 61) zurückgenommen hätte.

Und so dürften auch wohl in dem fünften Aufsatze verschiedene einzelne Behauptungen richtiger zu bestimmen, verschiedene Erfahrungen genauer zu erwägen sein. Z. E. ob es wahr ist, daß der Zorn zu den vermischten Empfindungen nicht gehöre, indem wir uns des Zustandes, darein wir durch ihn versetzt worden, nie ohne Unlust erinnerten? Aber dem ohngeachtet bleibt auch dieser Aufsatz noch immer sehr schätzbar. Der Unterschied des Objektiven und Subjektiven ist wichtig, und unser Verfasser ist wenigstens der erste, der es zu erklären gesucht hat, warum die vermischten Empfindungen so angenehm sind, so anziehender sind als die einfachen angenehmen Empfindungen, welches nur immer bloß als unstreitige Erfahrung angenommen worden. —

Man stößt sich nicht an einige unförmliche Posten, welche der Bildhauer in einem unvollendeten Werke, von dem ihn der Tod abgerufen, müssen stehen lassen. Man schätzt ihn nach dem, was der Vollendung darin am nächsten kommt.

Auszug aus Arnoldus de Villa Nova.

Es fällt mir ein kleiner Traktat des Arnold de Villa Nova, oder wie er auf dem Titel desselben heißt, de Nova Villa, in die Hände, welcher eine große Seltenheit sein muß; denn er befindet

25. Auszug ... Villa Nova, Schnorr von Carolsfeld, Archiv für Litteraturgeschichte. Leipzig 1879. IX, S. 580 f. „Ein Fragment Lessings.“ Von Ludwig Geiger. — Im Jahr 1777 veröffentlichte Marcus Herz „Briefe an die Ärzte“. Der dritte dieser Briefe war an Dr. Marx in Hannover gerichtet, behandelte die Wirkungen der Eicheln und des Eichelkaffees und brachte am Schlusse die Mitteilung, daß schon in einer alten Schrift der medizinische Gebrauch der Eicheln empfohlen werde. „Von dieser Schrift,“ setzt Herz hinzu, „befindet sich ein Exemplar in der Bibliothek zu Wolfenbüttel, und der Herr Hofrat Lessing, der eine unfehlbare Wünschelrute besitzt, die verborgensten Schätze des Genies in jedem Fache zu entdecken, hatte die Freundschaft, mir einen Auszug dieser Schrift mitzuteilen.“ Darauf folgten Lessings obige Worte. Vgl. über Arnold noch unten S. 385, Anm. zu Z. 20 f. und Lessings „Kollektaneen“ s. v. „Villa nova“ und „Edelsteine“ I, Nr. 15.

sich nicht allein nicht unter seinen gesammelten Werken, sondern er ist auch sowohl dem Haitze, seinem vollständigen Biographen, als dem Herrn von Haller unbekannt geblieben, in dessen Bibliotheca botanica ich ihn vergebens gesucht habe. Denn in dieser hätte er gehört; indem er von dem medizinischen Gebrauch der Eiche handelt. Da er bloß aus zwei Quartblättern besteht, so könnte man glauben, daß es weiter nichts als eine aus einem andern Werke des Arnolds gezogene Stelle sei, wenn er nicht sonst alle Merkmale einer eigenen und besonderen Schrift hätte, worunter ich vornehmlich dieses rechne, daß er dem Bischof von Lautenburg, Richard, ausdrücklich zugeschrieben ist, von welchem Arnold sagt, daß er ihn zu Abfassung desselben schriftlich aufgefordert habe. Der Titul heißt: Tractatus de virtutibus benedictae quercus in foliis, glandibus, capulis et fisco (l. Visco) atque gallis. Und wie gesagt, er ist nicht stärker als zwei Quartblätter, die auch nicht einmal einzeln, sondern als ein Anhang einer elenden Schrift, genannt Tractatus descriptionum morborum in corpore humano existentium im Jahre 1496, ohne Anzeige des Ortes gedruckt sind. Er ist hiernächst in drei Kapitel abgeteilt, wovon das erste von dem Baume überhaupt, aber ziemlich kahl, das zweite von dem medizinischen Nutzen seiner verschiedenen Teile, der Eichel, der Kapseln, der Galläpfel und auch des Mistels; und das dritte von dem Gebrauche seiner Blätter insbesondere handelt. Von diesen fehlt nicht viel, daß er sie nicht zu einem allgemeinen Arzeneimittel, äußerlich und innerlich zu brauchen, macht; ut brevibus, sagt er, me expediam, folium quercinum includit in se quasi virtutes omnium medicinarum.

Ja, Arnold selbst ersucht den Bischof, was er ihm da geschrieben, geheim zu halten und die Perlen nicht vor die Säue zu werfen. Ich bin sehr geneigt, das meiste hiervon zu glauben, und zwar aus eben der Ursache, aus welcher es andere nicht glauben werden.

---

2. Pierre Joseph de Haitze, oder d'Hache, 1648—1736, schrieb: La Vie d'Arnaud de Villeneuve par Pierre Joseph, Aix 1719, 12°. — 22. des Mistels, vgl. XI, 2, S. 195, Z. 9. — 25 ff. ut brevibus ... medicinarum, Briefe an die Ärzte, 2. Aufl. Berlin 1782, I, S. 222—225. Nach Anführung einzelner anderer Stellen schließt Lessing, wie oben folgt. — 29 f. die Perlen ... werfen, Matth. 7, 6. — 32. Dieser Mitteilung fügte Herz den Wunsch hinzu, daß „Herr Lessing selbst den Arnoldschen Traktat irgendwo abdrucken ließe".

Die
Erziehung des Menschengeschlechts.

[1780.]

Die Erziehung des Menschengeschlechts.

Haec omnia inde esse in quibusdam vera,
unde in quibusdam falsa sunt.

Augustinus.

Vorbericht des Herausgebers.

Ich habe die erste Hälfte dieses Aufsatzes in meinen Beiträgen bekannt gemacht. Itzt bin ich imstande, das übrige nachfolgen zu lassen.

Der Verfasser hat sich darin auf einen Hügel gestellt, von welchem er etwas mehr als den vorgeschriebenen Weg seines heutigen Tages zu übersehen glaubt.

Aber er ruft keinen eilfertigen Wandrer, der nur das Nachtlager bald zu erreichen wünscht, von seinem Pfade. Er verlangt nicht, daß die Aussicht, die ihn entzücket, auch jedes andere Auge entzücken müsse.

Und so, dächte ich, könnte man ihn ja wohl stehen und staunen lassen, wo er steht und staunt!

Wenn er aus der unermeßlichen Ferne, die ein sanftes Abendrot seinem Blicke weder ganz verhüllt, noch ganz entdeckt, nun gar einen Fingerzeig mitbrächte, um den ich oft verlegen gewesen!

Ich meine diesen. — Warum wollen wir in allen positiven Religionen nicht lieber weiter nichts als den Gang erblicken, nach welchem sich der menschliche Verstand jedes Ortes einzig und allein entwickeln können und noch ferner entwickeln soll, als über eine derselben entweder lächeln oder zürnen? Diesen unsern Hohn, diesen unsern Unwillen verdiente in der besten Welt nichts; und nur die Religionen sollten ihn verdienen? Gott hätte seine Hand bei allem im Spiele, nur bei unsern Irrtümern nicht?

---

2 f. Haec ... sunt, daß dieses alles deshalb in gewissen Hinsichten wahr ist, weshalb es in andern falsch ist. — 4. Augustinus, nach Hebler, Lessing-Studien S. 9 aus Augustinus' Soliloquia [Selbstgesprächen] Lib. II, cap. 10. — 6. in meinen Beiträgen, vgl. XI, 2, S. 312, Anm.

Die Erziehung des Menschengeschlechts.

§. 1.

Was die Erziehung bei dem einzeln Menschen ist, ist die Offenbarung bei dem ganzen Menschengeschlechte.

§. 2.

Erziehung ist Offenbarung, die dem einzeln Menschen geschieht, und Offenbarung ist Erziehung, die dem Menschengeschlechte geschehen ist und noch geschieht.

§. 3.

Ob die Erziehung aus diesem Gesichtspunkte zu betrachten in der Pädagogik Nutzen haben kann, will ich hier nicht untersuchen. Aber in der Theologie kann es gewiß sehr großen Nutzen haben und viele Schwierigkeiten heben, wenn man sich die Offenbarung als eine Erziehung des Menschengeschlechts vorstellet.

§. 4.

Erziehung giebt dem Menschen nichts, was er nicht auch aus sich selbst haben könnte; sie giebt ihm das, was er aus sich selber haben könnte, nur geschwinder und leichter. Also giebt auch die Offenbarung dem Menschengeschlechte nichts, worauf die menschliche Vernunft, sich selbst überlassen, nicht auch kommen würde, sondern sie gab und giebt ihm die wichtigsten dieser Dinge nur früher.

§. 5.

Und so wie es der Erziehung nicht gleichgiltig ist, in welcher Ordnung sie die Kräfte des Menschen entwickelt: wie sie dem Menschen nicht alles auf einmal beibringen kann: ebenso hat auch Gott bei seiner Offenbarung eine gewisse Ordnung, ein gewisses Maß halten müssen.

§. 6.

Wenn auch der erste Mensch mit einem Begriffe von einem einigen Gotte sofort ausgestattet wurde, so konnte doch dieser mitgeteilte und nicht erworbene Begriff unmöglich lange in seiner Lauterkeit bestehen. Sobald ihn die sich selbst überlassene menschliche Vernunft zu bearbeiten anfing, zerlegte sie den einzigen Unermeßlichen in mehrere Ermeßlichere und gab jedem dieser Teile ein Merkzeichen.

§ 7.

So entstand natürlicher Weise Vielgötterei und Abgötterei. Und wer weiß, wie viele Millionen Jahre sich die menschliche Vernunft noch in diesen Irrwegen würde herumgetrieben haben — ohngeachtet überall und zu allen Zeiten einzelne Menschen erkannten, daß es Irrwege waren — wenn es Gott nicht gefallen hätte, ihr durch einen neuen Stoß eine bessere Richtung zu geben!

§. 8.

Da er aber einem jeden einzeln Menschen sich nicht mehr offenbaren konnte, noch wollte, so wählte er sich ein einzelnes Volk zu seiner besondern Erziehung, und eben das ungeschliffenste, das verwildertste, um mit ihm ganz von vorne anfangen zu können.

§. 9.

Dies war das israelitische Volk, von welchem man gar nicht einmal weiß, was es für einen Gottesdienst in Ägypten hatte. Denn an dem Gottesdienste der Ägyptier durften so verachtete Sklaven nicht teilnehmen, und der Gott seiner Väter war ihm gänzlich unbekannt geworden.

§. 10.

Vielleicht daß ihm die Ägyptier allen Gott, alle Götter ausdrücklich untersagt hatten; es in den Glauben gestürzt hatten, es habe gar keinen Gott, gar keine Götter; Gott, Götter haben, sei nur ein Vorrecht der bessern Ägyptier: und das, um es mit so viel größerm Anscheine von Billigkeit tyrannisieren zu dürfen. — Machen Christen es mit ihren Sklaven noch itzt viel anders? —

§. 11.

Diesem rohen Volke also ließ sich Gott anfangs bloß als den Gott seiner Väter ankündigen, um es nur erst mit der Idee eines auch ihm zustehenden Gottes bekannt und vertrauet zu machen.

§. 12.

Durch die Wunder, mit welchen er es aus Ägypten führte und in Kanaan einsetzte, bezeugte er sich ihm gleich darauf als einen Gott, der mächtiger sei als irgend ein andrer Gott.

§. 13.

Und indem er fortfuhr, sich ihm als den mächtigsten von allen zu bezeugen — welches doch nur einer sein kann, — gewöhnte er es allmählich zu dem Begriffe des Einigen.

§. 14.

Aber wie weit war dieser Begriff des Einigen noch unter dem wahren transscendentalen Begriffe des Einigen, welchen die Vernunft so spät erst aus dem Begriffe des Unendlichen mit Sicherheit schließen lernen!

§. 15.

Zu dem wahren Begriffe des Einigen — wenn sich ihm auch schon die Besseren des Volks mehr oder weniger näherten — konnte sich doch das Volk lange nicht erheben, und dieses war die einzige wahre Ursache, warum es so oft seinen einigen Gott verließ und den Einigen, d. i. Mächtigsten, in irgend einem andern Gotte eines andern Volks zu finden glaubte.

§. 16.

Ein Volk aber, das so roh, so ungeschickt zu abgezognen Gedanken war, noch so völlig in seiner Kindheit war, was war es für einer moralischen Erziehung fähig? Keiner andern, als die dem Alter der Kindheit entspricht: der Erziehung durch unmittelbare sinnliche Strafen und Belohnungen.

§. 17.

Auch hier also treffen Erziehung und Offenbarung zusammen. Noch konnte Gott seinem Volke keine andere Religion, kein anders Gesetz geben als eines, durch dessen Beobachtung oder Nichtbeobachtung es hier auf Erden glücklich oder unglücklich zu werden

28 ff. Vgl. Voltaire, Paris 1817, V, S. 333: Le peuple grossier des Juifs, auquel Dieu daignait se proportionner, n'avait même aucun corps de doctrine; il n'avait pas une seule formule de prière générale établie par ses lois. On ne trouve ni dans le Deutéronome, ni dans le Lévitique, qui sont les seules lois des Juifs, ni prière, ni dogme, ni créance de l'immortalité de l'âme, ni peines ni récompenses après la mort. C'est ce qui les distinguait des autres peuples; et c'est ce qui

hoffte oder fürchtete. Denn weiter als auf dieses Leben gingen noch seine Blicke nicht. Es wußte von keiner Unsterblichkeit der Seele, es sehnte sich nach keinem künftigen Leben. Ihm aber nun schon diese Dinge zu offenbaren, welchen seine Vernunft noch so wenig gewachsen war: was würde es bei Gott anders gewesen sein als der Fehler des eiteln Pädagogen, der sein Kind lieber übereilen und mit ihm prahlen als gründlich unterrichten will.

§. 18.

Allein wozu, wird man fragen, diese Erziehung eines so rohen Volkes, eines Volkes, mit welchem Gott so ganz von vorne anfangen mußte? Ich antworte: Um in der Folge der Zeit einzelne Glieder desselben so viel sichrer zu Erziehern aller übrigen Völker brauchen zu können. Er erzog in ihm die künftigen Erzieher des Menschengeschlechts. Das wurden Juden, das konnten nur Juden werden, nur Männer aus einem so erzogenen Volke.

§. 19.

Denn weiter. Als das Kind unter Schlägen und Liebkosungen aufgewachsen und nun zu Jahren des Verstandes gekommen war, stieß es der Vater auf einmal in die Fremde; und hier erkannte es auf einmal das Gute, das es in seines Vaters Hause gehabt und nicht erkannt hatte.

§. 20.

Während daß Gott sein erwähltes Volk durch alle Staffeln einer kindischen Erziehung führte, waren die andern Völker des Erdbodens bei dem Lichte der Vernunft ihren Weg fortgegangen. Die meisten derselben waren weit hinter dem erwählten Volke zurückgeblieben, nur einige waren ihm zuvorgekommen. Und auch das geschieht bei Kindern, die man für sich aufwachsen läßt; viele bleiben ganz roh, einige bilden sich zum Erstaunen selbst.

§. 21.

Wie aber diese glücklichern einige nichts gegen den Nutzen und die Notwendigkeit der Erziehung beweisen, so beweisen die

prouve la divinité de la mission de Moïse, selon le sentiment de M. Warburton, évêque de Worcester. Ce prélat prétend que Dieu, daignant gouverner lui-même le peuple juif, et le récompensant ou le punissant par des bénédictions ou des peines temporelles, ne devait pas lui proposer le dogme de l'immortalité de l'âme, dogme admis chez tous les voisins de ce peuple.

wenigen heidnischen Völker, die selbst in der Erkenntnis Gottes vor dem erwählten Volke noch bis itzt einen Vorsprung zu haben schienen, nichts gegen die Offenbarung. Das Kind der Erziehung fängt mit langsamen, aber sichern Schritten an, es holt manches glücklicher organisierte Kind der Natur spät ein, aber es holt es doch ein und ist alsdann nie wieder von ihm einzuholen.

§. 22.

Auf gleiche Weise. Daß — die Lehre von der Einheit Gottes beiseite gesetzt, welche in den Büchern des Alten Testaments sich findet und sich nicht findet — daß, sage ich, wenigstens die Lehre von der Unsterblichkeit der Seele und die damit verbundene Lehre von Strafe und Belohnung in einem künftigen Leben darin völlig fremd sind, beweiset ebenso wenig wider den göttlichen Ursprung dieser Bücher. Es kann dem ohngeachtet mit allen darin enthaltenen Wundern und Prophezeiungen seine gute Richtigkeit haben. Denn laßt uns setzen, jene Lehren würden nicht allein darin vermißt, jene Lehren wären auch sogar nicht einmal wahr; laßt uns setzen, es wäre wirklich für die Menschen in diesem Leben alles aus: wäre darum das Dasein Gottes minder erwiesen? stünde es darum Gotte minder frei, würde es darum Gotte minder ziemen, sich der zeitlichen Schicksale irgend eines Volks aus diesem vergänglichen Geschlechte unmittelbar anzunehmen? Die Wunder, die er für die Juden that, die Prophezeiungen, die er durch sie aufzeichnen ließ, waren ja nicht bloß für die wenigen sterblichen Juden, zu deren Zeiten sie geschahen und aufgezeichnet wurden: er hatte seine Absichten damit auf das ganze jüdische Volk, auf das ganze Menschengeschlecht, die hier auf Erden vielleicht ewig dauern sollen, wenn schon jeder einzelne Jude, jeder einzelne Mensch auf immer dahinstirbt.

§. 23.

Noch einmal. Der Mangel jener Lehren in den Schriften des Alten Testaments beweiset wider ihre Göttlichkeit nichts. Moses war doch von Gott gesandt, obschon die Sanktion seines Gesetzes sich nur auf dieses Leben erstreckte. Denn warum weiter? Er war ja nur an das israelitische Volk, an das damalige israelitische Volk gesandt, und sein Auftrag war den Kenntnissen, den Fähigkeiten, den Neigungen dieses damaligen israelitischen

11ff. Es kann ... haben, vgl. Münter, Bekehrungsgeschichte Struensees, S. 70.

Volks sowie der Bestimmung des künftigen vollkommen angemessen. Das ist genug.

§. 24.

So weit hätte Warburton auch nur gehen müssen, und nicht weiter. Aber der gelehrte Mann überspannte den Bogen. Nicht zufrieden, daß der Mangel jener Lehren der göttlichen Sendung Mosis nichts schade, er sollte ihm die göttliche Sendung Mosis sogar beweisen. Und wenn er diesen Beweis noch aus der Schicklichkeit eines solchen Gesetzes für ein solches Volk zu führen gesucht hätte! Aber er nahm seine Zuflucht zu einem von Mose bis auf Christum ununterbrochen fortdauernden Wunder, nach welchem Gott einen jeden einzeln Juden gerade so glücklich oder unglücklich gemacht habe, als es dessen Gehorsam oder Ungehorsam gegen das Gesetz verdiente. Dieses Wunder habe den Mangel jener Lehren, ohne welche kein Staat bestehen könne, ersetzt, und eine solche Ersetzung eben beweise, was jener Mangel auf den ersten Anblick zu verneinen scheine.

§. 25.

Wie gut war es, daß Warburton dieses anhaltende Wunder, in welches er das wesentliche der israelitischen Theokratie setzte, durch nichts erhärten, durch nichts wahrscheinlich machen konnte! Denn hätte er das gekonnt, wahrlich — alsdenn erst hätte er die Schwierigkeit unauflöslich gemacht. — Mir wenigstens. — Denn was die Göttlichkeit der Sendung Mosis wiederherstellen sollte, würde an der Sache selbst zweifelhaft gemacht haben, die Gott zwar damals nicht mitteilen, aber doch gewiß auch nicht erschweren wollte.

§. 26.

Ich erkläre mich an dem Gegenbilde der Offenbarung. Ein Elementarbuch für Kinder darf gar wohl dieses oder jenes wichtige Stück der Wissenschaft oder Kunst, die es vorträgt, mit Stillschweigen übergehen, von dem der Pädagog urteilte, daß es den Fähigkeiten der Kinder, für die er schrieb, noch nicht angemessen sei. Aber es darf schlechterdings nichts enthalten, was den Kindern den Weg zu den zurückbehaltnen wichtigen Stücken versperre oder

4. William Warburtons, 1708—1779, „The Divine Legation of Moses demonstrated on the Principles of a religious Deist" etc., 1738. Vgl. meine Bemerkung zu Schillers (Nat.-Litt. X, 2, S. 172) Aufsatz: „Die Sendung Moses'".

verlege. Vielmehr müssen ihnen alle Zugänge zu denselben sorgfältig offen gelassen werden; und sie nur von einem einzigen dieser Zugänge ableiten oder verursachen, daß sie denselben später betreten, würde allein die Unvollständigkeit des Elementarbuchs zu einem wesentlichen Fehler desselben machen.

§. 27.

Also auch konnte in den Schriften des Alten Testaments, in diesen Elementarbüchern für das rohe und im Denken ungeübte israelitische Volk, die Lehre von der Unsterblichkeit der Seele und künftigen Vergeltung gar wohl mangeln; aber enthalten durften sie schlechterdings nichts, was das Volk, für das sie geschrieben waren, auf dem Wege zu dieser großen Wahrheit auch nur verspätet hätte. Und was hätte es, wenig zu sagen, mehr dahin verspätet, als wenn jene wunderbare Vergeltung in diesem Leben darin wäre versprochen, und von dem wäre versprochen worden, der nichts verspricht, was er nicht hält?

§. 28.

Denn wenn schon aus der ungleichen Austeilung der Güter dieses Lebens, bei der auf Tugend und Laster so wenig Rücksicht genommen zu sein scheinet, eben nicht der strengste Beweis für die Unsterblichkeit der Seele und für ein andres Leben, in welchem jener Knoten sich auflöse, zu führen, so ist doch wohl gewiß, daß der menschliche Verstand ohne jenem Knoten noch lange nicht — und vielleicht auch nie — auf bessere und strengere Beweise gekommen wäre. Denn was sollte ihn antreiben können, diese bessern Beweise zu suchen? Die bloße Neugierde?

§. 29.

Der und jener Israelite mochte freilich wohl die göttlichen Versprechungen und Androhungen, die sich auf den gesamten Staat bezogen, auf jedes einzelne Glied desselben erstrecken und in dem festen Glauben stehen, daß, wer fromm sei, auch glücklich sein müsse, und wer unglücklich sei oder werde, die Strafe seiner Missethat trage, welche sich sofort wieder in Segen verkehre, sobald er von seiner Missethat ablasse. — Ein solcher scheinet den „Hiob“ geschrieben zu haben; denn der Plan desselben ist ganz in diesem Geiste. —

23. ohne jenem, vgl. VIII, S. 120, Z. 21.

§. 30.

Aber unmöglich durfte die tägliche Erfahrung diesen Glauben bestärken, oder es war auf immer bei dem Volke, das diese Erfahrung hatte, auf immer um die Erkennung und Aufnahme der ihm noch ungeläufigen Wahrheit geschehen. Denn wenn der Fromme schlechterdings glücklich war, und es zu seinem Glücke doch wohl auch mit gehörte, daß seine Zufriedenheit keine schrecklichen Gedanken des Todes unterbrachen, daß er alt und lebenssatt starb: wie konnte er sich nach einem andern Leben sehnen? wie konnte er über etwas nachdenken, wornach er sich nicht sehnte? Wenn aber der Fromme darüber nicht nachdachte, wer sollte es denn? Der Bösewicht, der die Strafe seiner Missethat fühlte und, wenn er dieses Leben verwünschte, so gern auf jedes andere Leben Verzicht that?

§. 31.

Weit weniger verschlug es, daß der und jener Israelite die Unsterblichkeit der Seele und künftige Vergeltung, weil sich das Gesetz nicht darauf bezog, geradezu und ausdrücklich leugnete. Das Leugnen eines einzeln — wäre es auch ein Salomo gewesen — hielt den Fortgang des gemeinen Verstandes nicht auf und war an und für sich selbst schon ein Beweis, daß das Volk nun einen großen Schritt der Wahrheit näher gekommen war. Denn einzelne leugnen nur, was mehrere in Überlegung ziehen, und in Überlegung ziehen, warum man sich vorher ganz und gar nicht bekümmerte, ist der halbe Weg zur Erkenntnis.

§. 32.

Laßt uns auch bekennen, daß es ein heroischer Gehorsam ist, die Gesetze Gottes beobachten, bloß weil es Gottes Gesetze sind, und nicht, weil er die Beobachter derselben hier und dort zu belohnen verheißen hat; sie beobachten, ob man schon an der künftigen Belohnung ganz verzweifelt und der zeitlichen auch nicht so ganz gewiß ist.

8f. alt und lebenssatt starb, wie Abraham, Isaak, David, Jojada, Hiob. 1. Mos. 25, 8; 35, 29. 1. Chr. 24, 1. 2. Chr. 24, 15. Hiob 42, 17. — 19. In dem dem Salomo zugeschriebenen „Prediger“ wird an einigen Stellen die Auferstehung geradezu geleugnet; so 3, 19—22: „Denn es gehet dem Menschen wie dem Vieh; wie dies stirbt, so stirbt er auch; und haben alle einerlei Odem; und der Mensch hat nichts mehr denn das Vieh; denn es ist alles eitel. Es fähret alles an einen Ort; es ist alles von Staub gemacht und wird wieder zu Staub. Wer weiß, ob der Geist der Menschen aufwärts fahre, und der Odem des Viehes unterwärts unter die Erde fahre? Darum sahe ich, daß nichts Bessers ist, denn daß ein Mensch fröhlich sei in seiner Arbeit; denn das ist sein Teil. Denn wer will ihn dahin bringen, daß er sehe, was nach ihm geschehen wird?“ — 22. nun, um?

§. 33.

Ein Volk, in diesem heroischen Gehorsame gegen Gott erzogen, sollte es nicht bestimmt, sollte es nicht vor allen andern fähig sein, ganz besondere göttliche Absichten auszuführen? — Laßt den Soldaten, der seinem Führer blinden Gehorsam leistet, nun auch von der Klugheit seines Führers überzeugt werden, und sagt, was dieser Führer mit ihm auszuführen sich nicht unterstehen darf! —

§. 34.

Noch hatte das jüdische Volk in seinem Jehovah mehr den mächtigsten, als den weisesten aller Götter verehrt; noch hatte es ihn als einen eifrigen Gott mehr gefürchtet als geliebt: auch dieses zum Beweise, daß die Begriffe, die es von seinem höchsten, einigen Gott hatte, nicht eben die rechten Begriffe waren, die wir von Gott haben müssen. Doch nun war die Zeit da, daß diese seine Begriffe erweitert, veredelt, berichtiget werden sollten, wozu sich Gott eines ganz natürlichen Mittels bediente, eines bessern, richtigern Maßstabes, nach welchem es ihn zu schätzen Gelegenheit bekam.

§. 35.

Anstatt daß es ihn bisher nur gegen die armseligen Götzen der kleinen benachbarten rohen Völkerschaften geschätzt hatte, mit welchen es in beständiger Eifersucht lebte, fing es in der Gefangenschaft unter dem weisen Perser an, ihn gegen das Wesen aller Wesen zu messen, wie das eine geübtere Vernunft erkannte und verehrte.

§. 36.

Die Offenbarung hatte seine Vernunft geleitet, und nun erhellte die Vernunft auf einmal seine Offenbarung.

§. 37.

Das war der erste wechselseitige Dienst, den beide einander leisteten; und dem Urheber beider ist ein solcher gegenseitiger Einfluß so wenig unanständig, daß ohne ihm eines von beiden überflüssig sein würde.

§. 38.

Das in die Fremde geschickte Kind sahe andere Kinder, die mehr wußten, die anständiger lebten, und fragte sich beschämt:

32. ohne ihm, vgl. VIII, S. 120, Z. 24.

Warum weiß ich das nicht auch? warum lebe ich nicht auch so? Hätte in meines Vaters Hause man mir das nicht auch beibringen, dazu mich nicht auch anhalten sollen? Da sucht es seine Elementarbücher wieder vor, die ihm längst zum Ekel geworden, um die Schuld auf die Elementarbücher zu schieben. Aber siehe, es erkennet, daß die Schuld nicht an den Büchern liege, daß die Schuld ledig sein eigen sei, warum es nicht längst ebendas wisse, ebenso lebe.

§. 39.

Da die Juden nunmehr auf Veranlassung der reinern persischen Lehre in ihrem Jehovah nicht bloß den größten aller Nationalgötter, sondern Gott erkannten; da sie ihn als solchen in ihren wieder hervorgesuchten heiligen Schriften um so eher finden und andern zeigen konnten, als er wirklich darin war; da sie vor allen sinnlichen Vorstellungen desselben einen ebenso großen Abscheu bezeugten oder doch in diesen Schriften zu haben angewiesen wurden, als die Perser nur immer hatten: was Wunder, daß sie vor den Augen des Cyrus mit einem Gottesdienste Gnade fanden, den er zwar noch weit unter dem reinen Sabeismus, aber doch auch weit über die groben Abgöttereien zu sein erkannte, die sich dafür des verlassnen Landes der Juden bemächtiget hatten?

§. 40.

So erleuchtet über ihre eignen unerkannten Schätze, kamen sie zurück und wurden ein ganz andres Volk, dessen erste Sorge es war, diese Erleuchtung unter sich dauerhaft zu machen. Bald war an Abfall und Abgötterei unter ihm nicht mehr zu denken. Denn man kann einem Nationalgott wohl untreu werden, aber nie Gott, sobald man ihn einmal erkannt hat.

§. 41.

Die Gottesgelehrten haben diese gänzliche Veränderung des jüdischen Volks verschiedentlich zu erklären gesucht, und einer, der die Unzulänglichkeit aller dieser verschiednen Erklärungen sehr wohl gezeigt hat, wollte endlich „die augenscheinliche Erfüllung der über die babylonische Gefangenschaft und die Wiederherstellung aus

19. Der Sabäismus (Sterndienst) hat seinen Namen von einer arabischen Völkerschaft, die ihm ergeben war. Aber auch die alten Perser, die Anhänger der Zoroastrischen Religion, huldigten ihm.

derselben ausgesprochnen und aufgeschriebnen Weissagungen" für die wahre Ursache derselben angeben. Aber auch diese Ursache kann nur insofern die wahre sein, als sie die nun erst veredelten Begriffe von Gott voraussetzt. Die Juden mußten nun erst erkannt haben, daß Wunder thun und das Künftige vorhersagen, nur Gott zukomme; welches beides sie sonst auch den falschen Götzen beigeleget hatten, wodurch eben Wunder und Weissagungen bisher nur einen so schwachen, vergänglichen Eindruck auf sie gemacht hatten.

§. 42.

Ohne Zweifel waren die Juden unter den Chaldäern und Persern auch mit der Lehre von der Unsterblichkeit der Seele bekannter geworden. Vertrauter mit ihr wurden sie in den Schulen der griechischen Philosophen in Ägypten.

§. 43.

Doch da es mit dieser Lehre in Ansehung ihrer heiligen Schriften die Bewandtnis nicht hatte, die es mit der Lehre von der Einheit und den Eigenschaften Gottes gehabt hatte; da jene von dem sinnlichen Volke darin war gröblich übersehen worden, diese aber gesucht sein wollte; da auf diese noch Vorübungen nötig gewesen waren und also nur Anspielungen und Fingerzeige stattgehabt hatten: so konnte der Glaube an die Unsterblichkeit der Seele natürlicher Weise nie der Glaube des gesamten Volks werden. Er war und blieb nur der Glaube einer gewissen Sekte desselben.

11 ff. Vgl. das vierte Fragment im vierten Wolfenbüttler Beitrag: „Daß die Bücher A. T. nicht geschrieben worden, eine Religion zu offenbaren." S. 429 f.: „Die Babylonier und Perser, als Herren der Juden, waren wegen ihrer Weisheit berühmt, und besonders hatten die alten Perser eine ziemlich gesunde und reine Gottesgelahrtheit, und wo jemals ein Regent zugleich ein großer Weltweiser gewesen, so ist es gewiß Cyrus. Ägypten, wo sich die Juden seit Alexanders M. Zeiten häufig aufhielten und große Freiheiten hatten, war eine alte, jetzt noch durch die Griechen verbesserte Schule der Weltweisheit, wo alle Wissenschaften gelehret wurden, wo Philo, Aristobulus und andere das Ihrige erlernet. Die Griechen, welche sich Asien unterwürfig gemacht und häufig da wohnten, auch wiederum die Juden unter sich zu wohnen veranlaßt hatten, mußten diesem Volke notwendig etwas von ihrem Geschmacke guter Wahrheiten und Anstalten beibringen: und denen folgten die Römer auf dem Fuße, welche nicht minder häufig in Palästina als die Juden häufig in Italien und dem römischen Gebiete waren. — Nun werden wir durch die glaubwürdigsten Zeugnisse überführet, daß alle diese Völker eine Unsterblichkeit der Seele erkannt und gelehret haben. Pausanias sagt in Messeniacis von den Chaldäern: Ich weiß, daß die Chaldäer und die Magi der Inder zuerst gesagt, daß die Seele des Menschen unsterblich sei. Herodotus redet so von den Ägyptiern, daß sie die ersten gewesen, die solches behauptet." Vgl. Voltaire, Romans, 1800, II, S. 145.

§. 44.

Eine Vorübung auf die Lehre von der Unsterblichkeit der Seele nenne ich z. E. die göttliche Androhung, die Missethat des Vaters an seinen Kindern bis ins dritte und vierte Glied zu strafen. Dies gewöhnte die Väter, in Gedanken mit ihren spätesten Nachkommen zu leben und das Unglück, welches sie über diese Unschuldige gebracht hatten, vorauszufühlen.

§. 45.

Eine Anspielung nenne ich, was bloß die Neugierde reizen und eine Frage veranlassen sollte, als die oft vorkommende Redensart: zu seinen Vätern versammelt werden, für „sterben".

§. 46.

Einen Fingerzeig nenne ich, was schon irgend einen Keim enthält, aus welchem sich die noch zurückgehaltne Wahrheit entwickeln läßt. Dergleichen war Christi Schluß aus der Benennung Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs. Dieser Fingerzeig scheint mir allerdings in einen strengen Beweis ausgebildet werden zu können.

§. 47.

In solchen Vorübungen, Anspielungen, Fingerzeigen besteht die positive Vollkommenheit eines Elementarbuchs, so wie die oben erwähnte Eigenschaft, daß es den Weg zu den noch zurück-

3ff. die Missethat ... zu strafen, 2. Mos. 20, 5. — 11. zu seinen ... werden, eigentlich: „zu seinen Volksgenossen versammelt werden", wie von Isaak, Jakob und Moses gesagt ist. 1. Mos. 35, 29; 49, 29. 5. Mos. 32, 50. — 16ff. Gott ... Jakobs, Matth. 22, 31—33: „Habt ihr aber nicht gelesen von der Toten Auferstehung, das euch gesagt ist von Gott, da er spricht: Ich bin der Gott Abrahams und der Gott Isaaks und der Gott Jakobs? Gott aber ist nicht ein Gott der Toten, sondern der Lebendigen. Und da solches das Volk hörete, entsetzten sie sich über seiner Lehre." — Dieser ... können, Lessing wendet sich hier gegen Reimarus, welcher am Schluß des vierten Fragments im vierten Beitrage (s. oben) sagt: „Das andere aber folget nicht: Wenn Gott den Abraham, Isaak und Jakob vor Zeiten geschützt und belohnet hat, da sie noch lebten, so leben sie auch noch und werden ewiglich leben. Es ist also wohl offenbar genug, daß Jesus den buchstäblichen Verstand (welchen man auch setzen will) nicht wider die Sadducäer aus der Schrift zum Grunde legen können, und daß folglich im Alten Testamente die Lehre von der Unsterblichkeit und Seligkeit der Seelen nicht eigentlich und wirklich enthalten sei. Ob nun gleich Jesus durch seinen Beweis den Sadducäern das Maul gestopft hatte, nämlich, daß sie darüber verwirrt wurden und nicht wußten, was auf den Schluß zu antworten wäre, folglich stille schwiegen: so wurden sie doch auch nach denen Grundsätzen, welche sie angenommen hatten, nicht überführt. Sie blieben bei ihrer Meinung, und es ist gar merkwürdig, daß sich im ganzen Neuen Testamente, meines Wissens, kein einzig Exempel findet, daß sich ein Sadducäer zu Christo oder seiner Lehre bekehret hätte; weil sie nämlich nichts annehmen wollten, als was der klare Verstand des Alten Testamentes gab, und daraus sich nicht überzeugen konnten." Vgl. Voltaire, Paris 1818, XXIII, S. 164.

gehaltenen Wahrheiten nicht erschwere oder versperre, die negative Vollkommenheit desselben war.

§. 48.

Setzt hierzu noch die Einkleidung und den Stil — 1) die Einkleidung der nicht wohl zu übergehenden abstrakten Wahrheiten in Allegorieen und lehrreiche einzelne Fälle, die als wirklich geschehen erzählet werden. Dergleichen sind die Schöpfung unter dem Bilde des werdenden Tages, die Quelle des moralischen Bösen in der Erzählung vom verbotnen Baume, der Ursprung der mancherlei Sprachen in der Geschichte vom Turmbaue zu Babel u. s. w.

§. 49.

2) den Stil — bald plan und einfältig, bald poetisch, durchaus voll Tautologieen, aber solchen, die den Scharfsinn üben, indem sie bald etwas anders zu sagen scheinen und doch das nämliche sagen, bald das nämliche zu sagen scheinen und im Grunde etwas anders bedeuten oder bedeuten können: —

§. 50.

Und ihr habt alle gute Eigenschaften eines Elementarbuchs sowohl für Kinder als für ein kindisches Volk.

§. 51.

Aber jedes Elementarbuch ist nur für ein gewisses Alter. Das ihm entwachsene Kind länger, als die Meinung gewesen, dabei zu verweilen, ist schädlich. Denn um dieses auf eine nur einigermaßen nützliche Art thun zu können, muß man mehr hineinlegen, als darin liegt, mehr hineintragen, als es fassen kann. Man muß der Anspielungen und Fingerzeige zu viel suchen und machen, die Allegorieen zu genau ausschütteln, die Beispiele zu umständlich deuten, die Worte zu stark pressen. Das giebt dem Kinde einen kleinlichen, schiefen, spitzfindigen Verstand; das macht es geheimnisreich, abergläubisch, voll Verachtung gegen alles Faßliche und Leichte.

7 ff. Dergleichen ... Babel u. s. w., vgl. Bergmann, Hermäa, S. 129: Es „stand ihm auch Tertullian als ein nachahmenswertes Muster vor Augen, welcher in seiner Polemik gegen Marcion (III, 5 und 14) in gleicher Beschränkung auf das A. T. und um sich gegen spätere Einreden sicher zu stellen, eben auf diese charakteristische Lehrweise, besonders der Propheten, aufmerksam macht: statt des Begriffs finde sich die bildliche Rede, das meiste sei figürlich ausgedrückt durch Rätsel, Allegorieen und Parabeln und müsse anders verstanden werden, als der unmittelbare Wortlaut sage."

§. 52.

Die nämliche Weise, wie die Rabbinen ihre heiligen Bücher behandelten! Der nämliche Charakter, den sie dem Geiste ihres Volks dadurch erteilten!

§. 53.

Ein beßrer Pädagog muß kommen und dem Kinde das erschöpfte Elementarbuch aus den Händen reißen. — Christus kam.

§. 54.

Der Teil des Menschengeschlechts, den Gott in Einen Erziehungsplan hatte fassen wollen — er hatte aber nur denjenigen in einen fassen wollen, der durch Sprache, durch Handlung, durch Regierung, durch andere natürliche und politische Verhältnisse in sich bereits verbunden war — war zu dem zweiten großen Schritte der Erziehung reif.

§. 55.

Das ist: dieser Teil des Menschengeschlechts war in der Ausübung seiner Vernunft so weit gekommen, daß er zu seinen moralischen Handlungen edlere, würdigere Bewegungsgründe bedurfte und brauchen konnte, als zeitliche Belohnung und Strafen waren, die ihn bisher geleitet hatten. Das Kind wird Knabe. Leckerei und Spielwerk weicht der aufkeimenden Begierde, ebenso frei, ebenso geehrt, ebenso glücklich zu werden, als es sein älteres Geschwister sieht.

§. 56.

Schon längst waren die bessern von jenem Teile des Menschengeschlechts gewohnt, sich durch einen Schatten solcher edlern Bewegungsgründe regieren zu lassen. Um nach diesem Leben auch nur in dem Andenken seiner Mitbürger fortzuleben, that der Grieche und Römer alles.

§. 57.

Es war Zeit, daß ein andres, wahres, nach diesem Leben zu gewärtigendes Leben Einfluß auf seine Handlungen gewönne.

§. 58.

Und so ward Christus der erste zuverlässige, praktische Lehrer der Unsterblichkeit der Seele.

7. Christus kam, bis hierhin war die „Erziehung des Menschengeschlechts" im Jahre 1777 im „4. Beitrage zur Geschichte und Litteratur" von Lessing veröffentlicht worden. S. XI, 2, S. 312, Anm.

§. 59.

Der erste zuverlässige Lehrer. — Zuverlässig durch die Weissagungen, die in ihm erfüllt schienen, zuverlässig durch die Wunder, die er verrichtete, zuverlässig durch seine eigene Wiederbelebung nach einem Tode, durch den er seine Lehre versiegelt hatte. Ob wir noch itzt diese Wiederbelebung, diese Wunder beweisen können, das lasse ich dahingestellt sein; so wie ich es dahingestellt sein lasse, wer die Person dieses Christus gewesen. Alles das kann damals zur Annehmung seiner Lehre wichtig gewesen sein, itzt ist es zur Erkennung der Wahrheit dieser Lehre so wichtig nicht mehr.

§. 60.

Der erste praktische Lehrer. — Denn ein anders ist, die Unsterblichkeit der Seele als eine philosophische Spekulation vermuten, wünschen, glauben, ein anders, seine innern und äußern Handlungen darnach einrichten.

§. 61.

Und dieses wenigstens lehrte Christus zuerst. Denn ob es gleich bei manchen Völkern auch schon vor ihm eingeführter Glaube war, daß böse Handlungen noch in jenem Leben bestraft würden, so waren es doch nur solche, die der bürgerlichen Gesellschaft Nachteil brachten und daher auch schon in der bürgerlichen Gesellschaft ihre Strafe hatten. Eine innere Reinigkeit des Herzens in Hinsicht auf ein andres Leben zu empfehlen, war ihm allein vorbehalten.

§. 62.

Seine Jünger haben diese Lehre getreulich fortgepflanzt. Und wenn sie auch kein ander Verdienst hätten, als daß sie einer Wahrheit, die Christus nur allein für die Juden bestimmt zu haben schien, einen allgemeinern Umlauf unter mehrern Völkern verschafft hätten, so wären sie schon darum unter die Pfleger und Wohlthäter des Menschengeschlechts zu rechnen.

§. 63.

Daß sie aber diese eine große Lehre noch mit andern Lehren versetzten, deren Wahrheit weniger einleuchtend, deren Nutzen weniger erheblich war: wie konnte das anders sein? Laßt uns sie darum nicht schelten, sondern vielmehr mit Ernst untersuchen,

ob nicht selbst diese beigemischten Lehren ein neuer Richtungsstoß für die menschliche Vernunft geworden.

§. 64.

Wenigstens ist es schon aus der Erfahrung klar, daß die neutestamentlichen Schriften, in welchen sich diese Lehren nach einiger Zeit aufbewahret fanden, das zweite beßre Elementarbuch für das Menschengeschlecht abgegeben haben und noch abgeben.

§. 65.

Sie haben seit siebzehnhundert Jahren den menschlichen Verstand mehr als alle andere Bücher beschäftiget, mehr als alle andere Bücher erleuchtet, sollte es auch nur durch das Licht sein, welches der menschliche Verstand selbst hineintrug.

§. 66.

Unmöglich hätte irgend ein ander Buch unter so verschiednen Völkern so allgemein bekannt werden können; und unstreitig hat das, daß so ganz ungleiche Denkungsarten sich mit diesem nämlichen Buche beschäftigten, den menschlichen Verstand mehr fortgeholfen, als wenn jedes Volk für sich besonders sein eignes Elementarbuch gehabt hätte.

§. 67.

Auch war es höchst nötig, daß jedes Volk dieses Buch eine Zeit lang für das Non plus ultra seiner Erkenntnisse halten mußte. Denn dafür muß auch der Knabe sein Elementarbuch vors erste ansehen, damit die Ungeduld, nur fertig zu werden, ihn nicht zu Dingen fortreißt, zu welchen er noch keinen Grund gelegt hat.

§. 68.

Und was noch itzt höchst wichtig ist: — Hüte dich, du fähigeres Individuum, der du an dem letzten Blatte dieses Elementarbuches stampfest und glühest, hüte dich, es deine schwächere Mitschüler merken zu lassen, was du witterst oder schon zu sehn beginnest.

§. 69.

Bis sie dir nach sind, diese schwächere Mitschüler, — kehre lieber noch einmal selbst in dieses Elementarbuch zurück und unter-

17 f. den .. Verstand .. fortgeholfen, vgl. X, S. 92, Z. 23; S. 187, Z. 16.

suche, ob das, was du nur für Wendungen der Methode, für Lückenbüßer der Didaktik hältst, auch wohl nicht etwas mehrers ist.

§. 70.

Du hast in der Kindheit des Menschengeschlechts an der Lehre von der Einheit Gottes gesehen, daß Gott auch bloße Vernunftswahrheiten unmittelbar offenbaret, oder verstattet und eingeleitet, daß bloße Vernunftswahrheiten als unmittelbar geoffenbarte Wahrheiten eine Zeit lang gelehret werden, um sie geschwinder zu verbreiten und sie fester zu gründen.

§. 71.

Du erfährst in dem Knabenalter des Menschengeschlechts an der Lehre von der Unsterblichkeit der Seele das nämliche. Sie wird in dem zweiten bessern Elementarbuche als Offenbarung geprediget, nicht als Resultat menschlicher Schlüsse gelehret.

§. 72.

So wie wir zur Lehre von der Einheit Gottes nunmehr des Alten Testaments entbehren können; so wie wir allmählich zur Lehre von der Unsterblichkeit der Seele auch des Neuen Testaments entbehren zu können anfangen: könnten in diesem nicht noch mehr dergleichen Wahrheiten vorgespiegelt werden, die wir als Offenbarungen so lange anstaunen sollen, bis sie die Vernunft aus ihren andern ausgemachten Wahrheiten herleiten und mit ihnen verbinden lernen?

§. 73.

Z. E. die Lehre von der Dreieinigkeit. — Wie, wenn diese Lehre den menschlichen Verstand nach unendlichen Verirrungen rechts und links nur endlich auf den Weg bringen sollte, zu erkennen, daß Gott in dem Verstande, in welchem endliche Dinge Eins sind, unmöglich Eins sein könne; daß auch seine Einheit eine transscendentale Einheit sein müsse, welche eine Art von Mehrheit nicht ausschließt? — Muß Gott wenigstens nicht die vollständigste Vorstellung von sich selbst haben? d. i. eine Vorstellung, in der sich alles befindet, was in ihm selbst ist? Würde sich aber alles in ihr finden, was in ihm selbst ist, wenn auch von seiner notwendigen Wirklichkeit, sowie von seinen übrigen Eigenschaften, sich bloß eine Vorstellung, sich bloß eine Möglichkeit fände? Diese

Möglichkeit erschöpft das Wesen seiner übrigen Eigenschaften; aber auch seiner notwendigen Wirklichkeit? Mich dünkt nicht. — Folglich kann entweder Gott gar keine vollständige Vorstellung von sich selbst haben, oder diese vollständige Vorstellung ist ebenso notwendig wirklich, als er es selbst ist ꝛc. — Freilich ist das Bild von mir im Spiegel nichts als eine leere Vorstellung von mir, weil es nur das von mir hat, wovon Lichtstrahlen auf seine Fläche fallen. Aber wenn denn nun dieses Bild alles, alles ohne Ausnahme hätte, was ich selbst habe, würde es sodann auch noch eine leere Vorstellung oder nicht vielmehr eine wahre Verdopplung meines Selbst sein? — Wenn ich eine ähnliche Verdopplung in Gott zu erkennen glaube, so irre ich mich vielleicht nicht sowohl, als daß die Sprache meinen Begriffen unterliegt; und so viel bleibt doch immer unwidersprechlich, daß diejenigen, welche die Idee davon populär machen wollen, sich schwerlich faßlicher und schicklicher hätten ausdrücken können, als durch die Benennung eines Sohnes, den Gott von Ewigkeit zeugt.

§. 74.

Und die Lehre von der Erbsünde. — Wie, wenn uns endlich alles überführte, daß der Mensch auf der ersten und niedrigsten Stufe seiner Menschheit schlechterdings so Herr seiner Handlungen nicht sei, daß er moralischen Gesetzen folgen könne?

2ff. §. 73. Hebler, Lessing-Studien, S. 119: „In Lessings Nachlaß erschien ein Bruchstück: 'Über die Wirklichkeit der Dinge außer Gott', wo diese geleugnet wird. Nenne man die Wirklichkeit das Komplement der Möglichkeit [Wolf], so müsse von diesem Komplement doch ein Begriff in Gott sein, ebendamit aber auch die Sache selbst, da sonst im Begriffe nicht alles wäre, was in der Sache; — oder nenne man sie den Inbegriff aller möglichen Bestimmungen, die einem Dinge zukommen können [Baumgarten], so müsse auch dieser Inbegriff in der Idee Gottes sein; das Ding auch außer diesem seinem Urbild existieren lassen, hieße dieses auf eine ebenso unnötige als ungereimte Weise verdoppeln. Mit der Wirklichkeit außer Gott werde übrigens der Unterschied der Dinge von ihm und ihre Zufälligkeit nicht aufgehoben. Dieses Bruchstück gewinnt an Bedeutung durch sein Zusammentreffen mit der 'Erziehung des M.-G.' Was im §. 73 der letzteren vom Begriffe, den Gott von sich selbst habe, behauptet wird, daß er nämlich Wirklichkeit in sich schließen müsse, wird in unserm Bruchstück auf die göttlichen Begriffe von den Dingen überhaupt ausgedehnt, in dem Sinne, daß die Dinge ihre Wirklichkeit schon in den göttlichen Begriffen haben. Jacobi erwähnt eine Äußerung Lessings, wonach dieser 'einmal Mendelssohn ungefähr dasselbe sagte, was im §. 73 der Erziehung des M.-G. steht'; auch unser Bruchstück war nach dem Zeugnis seines ersten Herausgebers an Mendelssohn gerichtet. Die Beziehung, in welche der §. 75 die Welt zu Gott setzt, bringt beide Ausführungen einander noch näher." Jacobis Worte lauten (über die Lehre des Spinoza S. 8): „Lessings Entschuldigungen führten mich geradezu auf die Frage: ob er sein eigenes System nie gegen Mendelssohn behauptet hätte? 'Nie', antwortete Lessing ... 'Einmal nur sagte ich ihm ohngefähr eben das, was Ihnen in der Erziehung des M.-G. aufgefallen ist. Wir wurden nicht mit einander fertig, und ich ließ es dabei. Und S. 61 sagt er von diesem § 73: 'Ich möchte wissen, ob sich jemand diese Stelle anders als nach Spinozistischen Ideen deutlich machen kann. Nach diesen aber wird der Kommentar sehr leicht.'"

§. 75.

Und die Lehre von der Genugthuung des Sohnes. — Wie, wenn uns endlich alles nötigte, anzunehmen, daß Gott ungeachtet jener ursprünglichen Unvermögenheit des Menschen ihm dennoch moralische Gesetze lieber geben und ihm alle Übertretungen in Rücksicht auf seinen Sohn, d. i. in Rücksicht auf den selbständigen Umfang aller seiner Vollkommenheiten, gegen den und in dem jede Unvollkommenheit des einzeln verschwindet, lieber verzeihen wollen, als daß er sie ihm nicht geben und ihn von aller moralischen Glückseligkeit ausschließen wollen, die sich ohne moralische Gesetze nicht denken läßt?

§. 76.

Man wende nicht ein, daß dergleichen Vernünfteleien über die Geheimnisse der Religion untersagt sind. — Das Wort Geheimnis bedeutete in den ersten Zeiten des Christentums ganz etwas anders, als wir itzt darunter verstehen, und die Ausbildung geoffenbarter Wahrheiten in Vernunftswahrheiten ist schlechterdings notwendig, wenn dem menschlichen Geschlechte damit geholfen sein soll. Als sie geoffenbaret wurden, waren sie freilich noch keine Vernunftswahrheiten, aber sie wurden geoffenbaret, um es zu werden. Sie waren gleichsam das facit, welches der Rechenmeister seinen Schülern voraussagt, damit sie sich im Rechnen einigermaßen darnach richten können. Wollten sich die Schüler an dem vorausgesagten facit begnügen, so würden sie nie rechnen lernen und die Absicht, in welcher der gute Meister ihnen bei ihrer Arbeit einen Leitfaden gab, schlecht erfüllen.

§. 77.

Und warum sollten wir nicht auch durch eine Religion, mit deren historischen Wahrheit, wenn man will, es so mißlich aussieht, gleichwohl auf nähere und bessere Begriffe vom göttlichen Wesen, von unsrer Natur, von unsern Verhältnissen zu Gott geleitet werden können, auf welche die menschliche Vernunft von selbst nimmermehr gekommen wäre?

§. 78.

Es ist nicht wahr, daß Spekulation über diese Dinge jemals Unheil gestiftet und der bürgerlichen Gesellschaft nachteilig geworden.

29. historischen, schwache Form nach vorausgehendem Genetiv, im vorigen Jahrhundert nicht selten. Vgl. Schiller (Nat.-Litt.) V, S. 61, V. 806: seit der Väter grauen Zeit.

— Nicht den Spekulationen — dem Unsinne, der Tyrannei, diesen Spekulationen zu steuern, Menschen, die ihre eigenen hatten, nicht ihre eigenen zu gönnen, ist dieser Vorwurf zu machen.

§. 79.

Vielmehr sind dergleichen Spekulationen — mögen sie im einzeln doch ausfallen, wie sie wollen — unstreitig die schicklichsten Übungen des menschlichen Verstandes überhaupt, solange das menschliche Herz überhaupt höchstens nur vermögend ist, die Tugend wegen ihrer ewigen glückseligen Folgen zu lieben.

§. 80.

Denn bei dieser Eigennützigkeit des menschlichen Herzens, auch den Verstand nur allein an dem üben wollen, was unsere körperlichen Bedürfnisse betrifft, würde ihn mehr stumpfen als wetzen heißen. Er will schlechterdings an geistigen Gegenständen geübt sein, wenn er zu seiner völligen Aufklärung gelangen und diejenige Reinigkeit des Herzens hervorbringen soll, die uns die Tugend um ihrer selbst willen zu lieben fähig macht.

§. 81.

Oder soll das menschliche Geschlecht auf diese höchste Stufen der Aufklärung und Reinigkeit nie kommen? Nie?

§. 82.

Nie? — Laß mich diese Lästerung nicht denken, Allgütiger! — Die Erziehung hat ihr Ziel, bei dem Geschlechte nicht weniger als bei dem einzeln. Was erzogen wird, wird zu etwas erzogen.

§. 83.

Die schmeichelnden Aussichten, die man dem Jünglinge eröffnet, die Ehre, der Wohlstand, die man ihm vorspiegelt: was sind sie mehr als Mittel, ihn zum Manne zu erziehen, der auch dann, wenn diese Aussichten der Ehre und des Wohlstandes wegfallen, seine Pflicht zu thun vermögend sei.

§. 84.

Darauf zweckte die menschliche Erziehung ab, und die göttliche reichte dahin nicht? Was der Kunst mit dem einzeln gelingt, sollte der Natur nicht auch mit dem ganzen gelingen? Lästerung! Lästerung!

§. 85.

Nein, sie wird kommen, sie wird gewiß kommen, die Zeit der Vollendung, da der Mensch, je überzeugter sein Verstand einer immer bessern Zukunft sich fühlet, von dieser Zukunft gleichwohl Bewegungsgründe zu seinen Handlungen zu erborgen nicht nötig haben wird; da er das Gute thun wird, weil es das Gute ist, nicht weil willkürliche Belohnungen darauf gesetzt sind, die seinen flatterhaften Blick ehedem bloß heften und stärken sollten, die innern bessern Belohnungen desselben zu erkennen.

§. 86.

Sie wird gewiß kommen, die Zeit eines neuen, ewigen Evangeliums, die uns selbst in den Elementarbüchern des neuen Bundes versprochen wird.

§. 87.

Vielleicht, daß selbst gewisse Schwärmer des dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts einen Strahl dieses neuen, ewigen Evangeliums aufgefangen hatten und nur darin irrten, daß sie den Ausbruch desselben so nahe verkündigten.

§. 88.

Vielleicht war ihr dreifaches Alter der Welt keine so leere Grille; und gewiß hatten sie keine schlimme Absichten, wenn sie lehrten, daß der neue Bund ebensowohl antiquieret werden müsse, als es der alte geworden. Es blieb auch bei ihnen immer die nämliche Ökonomie des nämlichen Gottes. Immer — sie meine Sprache sprechen zu lassen — der nämliche Plan der allgemeinen Erziehung des Menschengeschlechts.

§. 89.

Nur daß sie ihn übereilten, nur daß sie ihre Zeitgenossen, die noch kaum der Kindheit entwachsen waren, ohne Aufklärung, ohne Vorbereitung, mit eins zu Männern machen zu können glaubten, die ihres dritten Zeitalters würdig wären!

§. 90.

Und ebendas machte sie zu Schwärmern. Der Schwärmer thut oft sehr richtige Blicke in die Zukunft, aber er kann diese Zukunft nur nicht erwarten. Er wünscht diese Zunkunft beschleuniget

12f. die uns ... wird, Off. 14, 6.

und wünscht, daß sie durch ihn beschleuniget werde. Wozu sich die Natur Jahrtausende Zeit nimmt, soll in dem Augenblicke seines Daseins reifen. Denn was hat er davon, wenn das, was er für das Bessere erkennt, nicht noch bei seinen Lebzeiten das Bessere wird? Kömmt er wieder? Glaubt er wiederzukommen? — Sonderbar, daß diese Schwärmerei allein unter den Schwärmern nicht mehr Mode werden will!

§. 91.

Geh deinen unmerklichen Schritt, ewige Vorsehung! Nur laß mich dieser Unmerklichkeit wegen an dir nicht verzweifeln! — Laß mich an dir nicht verzweifeln, wenn selbst deine Schritte mir scheinen sollten zurückzugehen! — Es ist nicht wahr, daß die kürzeste Linie immer die gerade ist.

§. 92.

Du hast auf deinem ewigen Wege so viel mitzunehmen, so viel Seitenschritte zu thun! — Und wie? wenn es nun gar so gut als ausgemacht wäre, daß das große langsame Rad, welches das Geschlecht seiner Vollkommenheit näher bringt, nur durch kleinere schnellere Räder in Bewegung gesetzt würde, deren jedes sein einzelnes ebendahin liefert?

§. 93.

Nicht anders! Ebendie Bahn, auf welcher das Geschlecht zu seiner Vollkommenheit gelangt, muß jeder einzelne Mensch (der früher, der später) erst durchlaufen haben. — „In einem und ebendemselben Leben durchlaufen haben? Kann er in ebendemselben Leben ein sinnlicher Jude und ein geistiger Christ gewesen sein? Kann er in ebendemselben Leben beide überholet haben?"

§. 94.

Das wohl nun nicht! — Aber warum könnte jeder einzelne Mensch auch nicht mehr als einmal auf dieser Welt vorhanden gewesen sein?

§. 95.

Ist diese Hypothese darum so lächerlich, weil sie die älteste ist? weil der menschliche Verstand, ehe ihn die Sophisterei der Schule zerstreut und geschwächt hatte, sogleich darauf verfiel?

33 ff. Auf der letzten Seite seines Bruchstücks „Daß mehr als fünf Sinne für den Menschen sein können" schreibt Lessing: „Dieses mein System ist gewiß das älteste aller

§. 96.

Warum könnte auch ich nicht hier bereits einmal alle die Schritte zu meiner Vervollkommnung gethan haben, welche bloß zeitliche Strafen und Belohnungen den Menschen bringen können?

§. 97.

Und warum nicht ein andermal alle die, welche zu thun uns die Aussichten in ewige Belohnungen so mächtig helfen?

§. 98.

Warum sollte ich nicht so oft wiederkommen, als ich neue Kenntnisse, neue Fertigkeiten zu erlangen geschickt bin? Bringe ich auf einmal so viel weg, daß es der Mühe wiederzukommen etwa nicht lohnet?

§. 99.

Darum nicht? — Oder weil ich es vergesse, daß ich schon da gewesen? Wohl mir, daß ich das vergesse! Die Erinnerung meiner vorigen Zustände würde mir nur einen schlechten Gebrauch des gegenwärtigen zu machen erlauben. Und was ich auf itzt vergessen muß, habe ich denn das auf ewig vergessen?

§. 100.

Oder weil so zu viel Zeit für mich verloren gehen würde? — Verloren? — Und was habe ich denn zu versäumen? Ist nicht die ganze Ewigkeit mein?

philosophischen Systeme. Denn es ist eigentlich nichts als das System von der Seelenpräexistenz und Metempsychose, welches nicht allein schon Pythagoras und Plato, sondern auch vor ihnen Ägyptier und Chaldäer und Perser, kurz alle Weisen des Orients gedacht haben. — Und schon dieses muß ein gutes Vorurteil dafür wirken. Die erste und älteste Meinung ist in spekulativen Dingen immer die wahrscheinlichste, weil der gesunde Menschenverstand sofort darauf verfiel. — Es wird uns dieses älteste und, wie ich glaube, einzig wahrscheinliche System durch zwei Dinge verstellt. Einmal —", hier bricht das Fragment ab.

14ff. Bergmann, Hermäa, S. 120: „§ 99 nimmt indirekten Bezug auf Plato und die Polemik Tertullians gegen ihn."

Vermischte Schriften.

Erster Teil 1771.

Vorbericht.

Von den Lessingschen Schriften, welche in den Jahren 1753—56 zu Berlin in sechs Duodezbändchen an das Licht gekommen, war der größte Teil seit langer Zeit verdammt, der Vergessenheit gänzlich überlassen zu werden. Verfasser und Verleger waren darüber einig geworden; und besonders glaubte jener diesen Entschluß sowohl sich selbst als dem Publikum schuldig zu sein. Das Publikum wächset täglich an Einsicht und Geschmack, aber viele Verfasser bleiben zurück, und wehe dem, der es auch nicht einmal fühlet, daß er zurückgeblieben, und eitel genug ist, noch immer auf den Beifall zu rechnen, den er vor zwanzig Jahren erhalten zu haben vermeinet.

Nur der Nachdruck, welchen man besagten Schriften öffentlich drohet, hat dem Verfasser den Wunsch abgelockt, das hämische Vorhaben, ihn in seiner ganzen armseligen Kindheit wieder auf den Platz zu bringen, vereiteln zu können.

Und lediglich in Absicht auf diesen Wunsch hat er sich zu einer neuen Sammlung entschlossen, in die er aus jener ältern alles aufzunehmen gesonnen, worauf die Liebhaberei des allernachsichtvollesten Lesers nur immer einigen Wert legen könnte.

Gegenwärtiger erster Teil kann davon zur Probe dienen, wobei der Verfasser weiter nichts zu erinnern findet, als daß die neu hinzugekommenen Stücke desselben auf ebendie Entschuldigung Anspruch machen, welche die billige Kritik den alten nicht verweigern kann. Es wäre Thorheit, zu Ausbesserung einer baufälligen Hütte Materialien zu verschwenden, von welchen ein ganz neues Gebäude aufgeführet werden könnte.

14. Nachdruck, ein solcher erschien Frankfurt und Leipzig 1770, 3 Bde. 8°.

Zerstreute Anmerkungen

über

das Epigramm

und

einige der vornehmsten Epigrammatisten.

I.

Über das Epigramm.

1.

Man hat das Wort Epigramm verschiedentlich übersetzt, durch Überschrift, Aufschrift, Inschrift, Sinnschrift, Sinngedicht u. s. w. Überschrift und Sinngedicht sind, dieses durch den Gebrauch des Logau und jenes durch den Gebrauch des Wernicke, das Gewöhnlichste geworden, aber vermutlich wird Sinngedicht auch endlich das Überschrift verdrängen.

Aufschrift und Inschrift müssen sich begnügen, das zu bedeuten, was das Epigramm in seinem Ursprunge war, das, woraus die so genannte Dichtungsart nach und nach entstanden ist.

Wenn Theseus in der Landenge von Korinth eine Säule errichten und auf die eine Seite derselben schreiben ließ: „Hier ist nicht Peloponnesus, sondern Attika," sowie auf die entgegenstehende: „Hier ist Peloponnesus und nicht Attika," so waren diese Worte das Epigramm, die Aufschrift der Säule. Aber wie weit scheinet ein solches Epigramm von dem entfernt zu sein, was wir bei dem Martial also nennen! Wie wenig scheinet eine solche Aufschrift mit einem Sinngedichte gemein zu haben!

Hat es nun ganz und gar keine Ursache, warum die Benennung einer bloßen einfältigen Anzeige endlich dem witzigsten Spielwerke, der sinnreichsten Kleinigkeit anheimgefallen? Oder lohnt es nicht der Mühe, sich um diese Ursache zu bekümmern?

7. Logau, vgl. VII, S. 86 ff. — Christian Wernicke oder Warnecke (gest. nach 1710), dessen „Überschrifte oder Epigrammata" zuerst Amsterdam 1697 erschienen. Vgl. VII, S. 270, Z. 6 ff; Wernicke, Vorrede „An den Leser" S. II. — 16. Hier . . . Attika, wörtlicher: „Hier ist nicht Peloponnesus, sondern Jonien" u. s. w. Vgl. Strabo IX, 392; Plutarch im „Theseus", Kap. 25.

Für das eine wie für das andere erklärte sich Vavassor.*) Es däuchte ihm sehr unnütz, den Unterricht über das Epigramm mit dem anzufangen, was das Wort seiner Ableitung nach bedeute und ehedem nur bedeutet habe. Genug, daß ein jeder von selbst sehe, daß es jetzt dieses nicht mehr bedeute. Das Wort sei geblieben, aber die Bedeutung des Wortes habe sich verändert.

Gleichwohl ist gewiß, daß der Sprachgebrauch nur selten ganz ohne Grund ist. Das Ding, dem er einen gewissen Namen zu geben fortfährt, fähret ohnstreitig auch fort, mit demjenigen Dinge etwas gemein zu behalten, für welches dieser Name eigentlich erfunden war.

Und was ist dieses hier? Was hat das witzigste Sinngedicht eines Martial mit der trockensten Aufschrift eines alten Denkmals gemein, so daß beide bei einem Volke, dessen Sprache wohl am wenigsten unter allen Sprachen dem Zufalle überlassen war, einerlei Namen führen konnten?

Diese Frage ist nicht die nämliche, welche Scaliger zu Anfange seines Hauptstücks über das Epigramm aufwirft.**) Scaliger fragt: „Warum werden nur die kleinen Gedichte Epigrammen genennt?" — Das heißt annehmen, daß alle kleine Gedichte ohne Unterschied diesen Namen führen können, und daß er nicht bloß einer besondern Gattung kleiner Gedichte zukömmt. —

Daher können mich auch nicht die Antworten des Scaligers befriedigen, die er, aber auch nur fragweise, darauf erteilet. Etwa, sagt er, eben darum, weil sie klein, weil sie kaum mehr als die bloße Aufschrift sind? Oder etwa darum, weil wirklich die ersten

*) *De Epigrammate*, cap. 3: Frustra videntur scriptores hujus artis fuisse, qui nos illud primum admonitos esse voluerunt, epigramma atque inscriptionem unum sonare. — Facile intelligimus, mansisse vocem, mutata significatione et potestate vocis. — [François Vavasseur, 1605—81, Jesuit, Lehrer der Rhetorik und Philologie, zuletzt in Paris, guter lateinischer Dichter auch über ernste Stoffe (er dichtete u. a. lateinisch das Buch Hiob um). Die von Lessing angezogene Abhandlung über das Epigramm findet sich bei den Ausgaben seiner Epigramme (Paris 1669 und 1678) und in seinen Opera omnia (Amsterdam 1709, Fol.) S. 85 ff.]

**) *Poetices* lib. III, cap. 126. — Quam ob causam epigrammatis vox brevibus tantum poematiis propria facta est? An propter ipsam brevitatem, quasi nihil esset praeter ipsam inscriptionem? An quae statuis, trophaeis, imaginibus pro elogiis inscribebantur, ea primo veroque significatu epigrammata sunt appellata? — [Julius Cäsar Scaliger, oder italienisch: de la Scala, da sein Vater, der eigentlich Bordone (woraus Bourdon, de Bordonis) hieß, mit dem berühmten Geschlecht der Scala verwandt sein wollte (1484—1558), Vater des berühmten Justus Scaliger, wurde litterarisch am meisten bekannt durch die erst nach seinem Tode erschienenen Poëtices libri septem (Lyon 1561 u. ö.), welches Werk trotz seines Mangels an Geschmack und bedeutenden Gesichtspunkten zu großem Ansehen gelangte. Er hat auch selbst Epigramme gedichtet (zuerst Paris 1533, dann in seine Poëmata aufgenommen). Vgl. VI, S. 341, Z. 4.]

kleinen Gedichte auf Denkmäler gesetzet wurden und also im eigentlichen Verstande Aufschriften waren?

Jenes, wie gesagt, setzt etwas Falsches voraus und macht allen Unterricht über das Epigramm überflüssig. Denn wenn es wahr ist, daß bloß die Kürze das Epigramm macht, daß jedes Paar einzelne Verse ein Epigramm sind, so gilt der kaustische Einfall jenes Spaniers von dem Epigramme vornehmlich: „Wer ist so dumm, daß er nicht ein Epigramm machen könnte; aber wer ist so ein Narr, daß er sich die Mühe nehmen sollte, deren zwei zu machen?“ —

Dieses aber sagt im Grunde nichts mehr, als was ich bei meiner Frage als bekannt annehme. Ich nehme an, daß die ersten kleinen Gedichte, welche auf Denkmäler gesetzt wurden, Epigrammen hießen; aber darin liegt noch kein Grund, warum jetzt auch solche kleine Gedichte Epigrammen heißen, die auf Denkmäler gesetzt zu werden weder bestimmt noch geschickt sind. Oder höchstens würde wiederum aller Grund auf die beiden gemeinschaftliche Kürze hinauslaufen.

Ich finde nicht, daß die neurern Lehrer der Dichtkunst bei ihren Erklärungen des Epigramms auf meine Frage mehr Rücksicht genommen hätten. Wenigstens nicht Boileau, von dem freilich ohnedem keine schulgerechte Definition an dem Orte*) zu verlangen war, wo er sagt, daß das Epigramm oft weiter nichts sei als ein guter Einfall, mit ein paar Reimen verzieret. Aber auch Batteux nicht, der das Epigramm als einen interessanten Gedanken

*) *L'Art poétique*, Chant II, v. 103:

L'épigramme — — — — — —
N'est souvent qu'un bon mot de deux rimes orné.

7. jenes Spaniers, Wernicke am Schlüß der Vorrede zu seinen „Überschriften“: „Ist endlich die Poesie eine Raserei, so ist des Verfassers seine eine der kürzesten, als welcher zwar einige Verse, den Müßiggang zu vertreiben, schreiben, aber daraus gar nicht ein Handwerk machen wollen, sich allezeit desjenigen erinnernd, was der spanische Graf d'Orgaz zu einem seiner Freunde in gleicher Gelegenheit sagte: Tengo por necio, al que no sabe hazer una copla; y por loco, al que haze dos.“ Der Graf von Orgaz hieß eigentlich Don Alvar Perez de Gusman und erhielt von Kaiser Karl V. zur Belohnung seiner guten Dienste die Grafschaft Orgaz bei Toledo als Geschenk. Die Aufbewahrung seines Einfalls verdankte man einem Bürger von Toledo, Melchior de Santa Cruz, der am Ende des 16. Jahrhunderts eine spanische Apophthegmensammlung herausgegeben hat. Redlich, dem wir die Auffindung dieses Citats verdanken, verweist auch auf die von Lessing zu seinen Sinngedichten vielfach benutzten Menagiana I, S. 305 (Paris 1715, II, S. 154 f.): Les Espagnols ont un proverbe qui dit: Que qui ne sait pas faire un vers, est un sot, et qui en fait deux, en fait trop. Vgl. Herder (Hempels Ausg. VII, S. 191): „Wer ist so stumpf, daß er nicht ein Epigramm machen könnte, und wer so thöricht, daß er nichts als Epigramme machen wollte?“ — 19. neurern, vgl. XI, 2, S. 203, Z. 5. — 25. Charles Batteux, Abbé (1713—80), Cours de belles lettres (1765, 5 Bde.), übersetzt von Ramler. Vgl. Schiller (Nat.-Litt.) III, S. 3, Z. 15.

beschreibt, der glücklich und in wenig Worten vorgetragen wird. Denn weder hier noch dort sehe ich die geringste Ursache, warum denn nun aber ein guter gereimter Einfall, ein kurz und glücklich vorgetragener interessanter Gedanke eben eine Aufschrift, ein Epigramm heißt. Oder ich werde mich auch bei ihnen beiden damit begnügen müssen, daß wenige Reime, Ein kurzer Gedanke wenig und kurz genug sind, um auf einem Denkmale Platz zu finden, wenn sie sonst anders Platz darauf finden können.

Gewiß ist es, daß es nicht die Materie sein kann, welche das Sinngedicht noch jetzt berechtiget, den Namen Epigramm zu führen. Es hat längst aufgehöret, in die engen Grenzen einer Nachricht von dem Ursprunge und der Bestimmung irgend eines Denkmals eingeschränkt zu sein, und es fehlet nicht viel, so erstreckt es sich nun über alles, was ein Gegenstand der menschlichen Wißbegierde werden kann.

Folglich aber muß es die Form sein, in welcher die Beantwortung meiner Frage zu suchen. Es muß in den Teilen, in der Zahl, in der Anordnung dieser Teile, in dem unveränderlichen Eindrucke, welchen solche und so geordnete Teile unfehlbar ein jedesmal machen, — in diesen muß es liegen, warum ein Sinngedicht noch immer eine Überschrift oder Aufschrift heißen kann, ob sie schon eigentlich nur selten dafür zu brauchen stehet. —

Die eigentliche Aufschrift ist ohne das, worauf sie steht oder stehen könnte, nicht zu denken. Beides also zusammen macht das Ganze, von welchem der Eindruck entstehet, den wir, der gewöhnlichen Art zu reden nach, der Aufschrift allein zuschreiben. Erst irgend ein sinnlicher Gegenstand, welcher unsere Neugierde reizet, und dann die Nachricht auf diesem Gegenstande selbst, welche unsere Neugierde befriediget.

Wem nun aber, der auch einen noch so kleinen oder noch so großen Vorrat von Sinngedichten in seinen Gedanken überlaufen kann, fällt es nicht sogleich ein, daß ähnliche zwei Teile sich fast in jedem derselben, und gerade in denjenigen am deutlichsten unterscheiden lassen, die ihm einem vollkommenen Sinngedichte am nächsten zu kommen scheinen werden? Diese zerlegen sich alle von selbst in zwei Stücke, in deren einem unsere Aufmerksamkeit auf irgend einen besondern Vorwurf rege gemacht, unsere Neugierde nach irgend einem einzeln Gegenstande gereizet wird, und in deren anderm unsere Aufmerksamkeit ihr Ziel, unsere Neugierde einen Aufschluß findet.

Auf diesen einzigen Umstand will ich es denn auch wagen, die ganze Erklärung des Sinngedichts zu gründen; und die Folge mag es zeigen, ob sich nach meiner Erklärung sowohl das Sinngedicht von allen möglichen andern kleinen Gedichten unterscheiden, als auch aus ihr jede der Eigenschaften herleiten läßt, welche Geschmack und Kritik an ihm fordern.

Ich sage nämlich: das Sinngedicht ist ein Gedicht, in welchem nach Art der eigentlichen Aufschrift unsere Aufmerksamkeit und Neugierde auf irgend einen einzeln Gegenstand erregt und mehr oder weniger hingehalten werden, um sie mit eins zu befriedigen.

Wenn ich sage: „nach Art der eigentlichen Aufschrift", so will ich, wie schon berührt, das Denkmal zugleich mit verstanden wissen, welches die Aufschrift führet, und welches dem ersten Teile des Sinngedichts entspricht. Ich halte es aber für nötig, diese Erinnerung ausdrücklich zu wiederholen, ehe ich zu der weitern Anwendung und Entwickelung meiner Erklärung fortgehe.

2.

Unbemerkt sind die zwei Stücke, die ich zu dem Wesen des Sinngedichts verlange, nicht von allen Lehrern der Dichtkunst geblieben. Aber alle haben, sie von ihrem Ursprunge gehörig abzuleiten, vernachlässiget und auch weiter keinen Gebrauch davon gemacht.

Scaliger ließ sich bloß durch sie verführen, eine doppelte Gattung des Epigramms anzunehmen.*) Da er sie nämlich in der eigentlichen Aufschrift nicht erkannte, in welcher er nichts als die bloße einfache Anzeige einer Person oder Handlung sahe, so hielt er dasjenige Epigramm, in welchem aus gewissen Vorausschickungen etwas hergeleitet wird, und in welchem also die Vorausschickungen und das, was daraus hergeleitet wird, als zwei merklich verschiedene Teile sich nicht leicht verkennen lassen, für völlig von jenem unterschieden. Die Subtilität fiel ihm nicht bei, daß bei jenem, bei der eigentlichen Aufschrift, zu der Wirkung desselben das beschriebene Werk selbst das Seine mit betrage, und folglich bei dem andern, dem eigentlichen Sinngedichte, das, was er die Vorausschickungen nennet, dem beschriebnen Werke,

*) Epigramma igitur est poema breve cum simplici cujuspiam rei vel personae vel facti indicatione, aut ex propositis aliquid deducens. Quae definitio simul complectitur etiam divisionem, ne quis damnet prolixitatem. L. c.

sowie das, was aus diesen Voraussschickungen hergeleitet wird, der Aufschrift selbst entspreche.

Der wortreiche Vavassor hat ein langes Kapitel von den Teilen des Epigramms, deren er gleichfalls nur zwei, unter dem Namen der Verständigung und des Schlusses, annimmt, und über deren Bearbeitung er wirklich mancherlei gute Anmerkungen macht.*) Aber auch er ist weit entfernt, diese Teile für notwendig zu halten, indem er gleichfalls eine einfachere Gattung erkennet, welche sie nicht habe, und überhaupt aus ihnen weder für die Eigenschaften, noch für die individuelle Verschiedenheit des Epigramms das geringste zu folgern verstanden hat.

Batteux sagt ausdrücklich: „Das Epigramm hat notwendiger Weise zwei Teile: der erste ist der Vortrag des Subjekts, der Sache, die den Gedanken hervorgebracht oder veranlasset hat, und der andere der Gedanke selbst, welchen man die Spitze nennt, oder dasjenige, was den Leser reizt, was ihn interessieret.“ Gleichwohl läßt er unter seinen Exempeln auch solche mit unterlaufen, die diese zwei Teile schlechterdings nicht haben, deren Erwähnung ohnedem in seinem ganzen übrigen Unterrichte völlig unfruchtbar bleibet. Folgende vier Zeilen des Pelisson z. E.:

Grandeur, savoir, renommée,
Amitié, plaisir et bien,
Tout n'est que vent, que fumée:
Pour mieux dire, tout n'est rien,

mögen ihm immerhin einen noch so interessanten Gedanken enthalten. Aber wo ist die Veranlassung dieses Gedankens? Wo ist der einzelne besondere Fall — denn ein solcher muß die Veranlassung sein —, bei welchem der Dichter darauf gekommen ist und seine Leser darauf führet? Hier ist nichts als der bloße interessante Gedanke, bloß der eine Teil; und wenn nach ihm selbst das Epigramm notwendiger Weise zwei Teile haben muß, so können diese sowie alle ihnen ähnliche Zeilen unmöglich ein Epigramm heißen. — Zum Unglück ist es nicht bloß ein übelgewähltes

*) Cap. 13, *de partibus epigrammatis.* Sunt igitur partes epigrammatis, duae numero duntaxat, insignes ac primariae, expositio rei, et conclusio epigrammatis — in illo genere primo quod statuimus simplicis et uniusmodi epigrammatis. —

12 ff. Das Epigramm ... interessieret, übersetzt von Rammler III, S. 192. — 20. Paul Pellisson oder Pelisson (1624—93), der Geschichtschreiber der französischen Akademie. Das kleine Gedicht steht in seinen „Oeuvres diverses“, Paris 1735, I, S. 212, fehlt in Ramlers Übersetzung des Batteux.

Exempel, woraus ich dem Batteux hier einen Vorwurf mache, sondern das Schlimmste ist, daß aus diesem Exempel zugleich das Fehlerhafte seiner Erklärung des Epigramms erhellet, „nach welcher es ein interessanter Gedanke sein soll, der glücklich und in wenig Worten vorgetragen worden“. Denn wenn sich ein interessanter Gedanke auch ohne seine individuelle Veranlassung vortragen läßt, wie sich aus dem Beispiele, wenn es schon kein Epigramm ist, dennoch ergiebt, so wird wenigstens die Anzahl der Teile des Epigramms, welche Batteux selbst für notwendig erkläret, weder in seiner Erklärung liegen, noch auf irgend eine Weise daraus herzuleiten sein. —

Wenn uns unvermutet ein beträchtliches Denkmal aufstößt, so vermenget sich mit der angenehmen Überraschung, in welche wir durch die Größe oder Schönheit des Denkmals geraten, sogleich eine Art von Verlegenheit über die noch unbewußte Bestimmung desselben, welche so lange anhält, bis wir uns dem Denkmale genugsam genähert haben und durch seine Aufschrift aus unserer Ungewißheit gesetzt worden; worauf das Vergnügen der befriedigten Wißbegierde sich mit dem schmeichelhaften Eindrucke des schönen sinnlichen Gegenstandes verbindet und beide zusammen in ein drittes angenehmes Gefühl zusammenschmelzen. — Diese Reihe von Empfindungen, sage ich, ist das Sinngedichte bestimmt nachzuahmen; und nur dieser Nachahmung wegen hat es in der Sprache seiner Erfinder den Namen seines Urbildes, des eigentlichen Epigramms behalten. Wie aber kann es sie anders nachahmen, als wenn es nicht allein eben dieselben Empfindungen, sondern auch eben dieselben Empfindungen nach eben derselben Ordnung in seinen Teilen erwecket? Es muß über irgend einen einzeln ungewöhnlichen Gegenstand, den es zu einer so viel als möglich sinnlichen Klarheit zu erheben sucht, in Erwartung setzen und durch einen unvorhergesehenen Aufschluß diese Erwartung mit eins befriedigen.

Am schicklichsten werden sich also auch die Teile des Epigramms Erwartung und Aufschluß nennen lassen, und unter diesen Benennungen will ich sie nun in verschiedenen Arten kleiner Gedichte aufsuchen, die fast immer unter den Sinngedichten mit durchlaufen, um zu sehen, mit welchem Rechte man dieses geschehen läßt, und welche Klassifikation unter ihnen eigentlich einzuführen sein dürfte.

3ff. nach welcher ... worden, Ramlers Übersetzung III, S. 192.

Natürlicher Weise aber kann es nur zweierlei Aftergattungen des Sinngedichts geben: die eine, welche Erwartung erregt, ohne uns einen Aufschluß darüber zu gewähren, die andere, welche uns Aufschlüsse giebt, ohne unsere Erwartung darnach erweckt zu haben.

1. Ich fange von der letztern an, zu welcher vornehmlich alle diejenigen kleinen Gedichte gehören, welche nichts als allgemeine moralische Lehren oder Bemerkungen enthalten. Eine solche Lehre oder Bemerkung, wenn sie aus einem einzelen Falle, der unsere Neugierde erregt hat, hergeleitet oder auf ihn angewendet wird, kann den zweiten Teil eines Sinngedichts sehr wohl abgeben, aber an und für sich selbst, sie sei auch noch so witzig vorgetragen, sie sei in ihrem Schlusse auch noch so spitzig zugearbeitet, ist sie kein Sinngedicht, sondern nichts als eine Maxime, die, wenn sie auch schon Bewunderung erregte, dennoch nicht diejenige Folge von Empfindungen erregen kann, welche dem Sinngedichte eigen ist.

Wenn Martial folgendes an den Decianus richtet:*)

Quod magni Thraseae, consummatique Catonis
  Dogmata sic sequeris, salvus ut esse velis,
Pectore nec nudo strictos incurris in enses,
  Quod fecisse velim te, Deciane, facis.
Nolo virum facili redimit qui sanguine famam:
  Hunc volo, laudari qui sine morte potest,

was fehlt den beiden letzten Zeilen, um nicht ein sehr interessanter Gedanke zu heißen? und wie hätte er kürzer und glücklicher ausgedrückt werden können? Würde er aber allein eben den Wert haben, den er in der Verbindung mit den vorhergehenden Zeilen hat? Würde er als eine bloße für sich bestehende allgemeine Maxime eben den Reiz, eben das Feuer haben, eben des Eindruckes fähig sein, dessen er hier ist, wo wir ihn auf einen einzeln Fall angewendet finden, welcher ihm ebenso viel Überzeugung mitteilet, als er von ihm Glanz entlehnet?

Oder wenn unser Wernicke zur Empfehlung einer milden Sparsamkeit geschrieben hätte:

*) Lib. I, ep 9.

17 ff. Daß du des Thrasea Lehren und des erhabenen Cato
  Sätze befolgst, doch daß heil dir verbleibe die Haut,
Nicht mit nackender Brust in gezückte Schwerter dich stürzest,
  O Decianus, daran hast du gar löblich gethan.
Wer mit wohlfeilem Blute den Ruhm sich erkauft, den verschmäh' ich,
  Aber ich lobe, wer Sieg sich ohne Schwerter gewann.

„Lieb' immer Geld und Gut; nur so, daß dein Erbarmen
Der Arme fühl': und flieh die Armut, nicht die Armen!"

wäre es nicht ebenfalls ein sehr interessanter, so kurz als glücklich ausgedrückter Gedanke? Aber wäre es wohl eben das, was er wirklich an den sparsamen Celidor schrieb?*)

„Du liebst zwar Geld und Gut, doch so, daß dein Erbarmen
Der Arme fühlt. Du fliehst die Armut, nicht die Armen."

Der Unterschied ist klein, und doch ist jenes bei vollkommen eben derselben Wendung doch nichts als eine kalte allgemeine Lehre, und dieses ein Bild voller Leben und Seele; jenes ein gereimter Sittenspruch, und dieses ein wahres Sinngedicht.

Gleichwohl ist eben dieser Wernicke so wie auch der ältere Logau nur allzu reich an sogenannten Überschriften, die nichts als allgemeine Lehrsätze enthalten; und ob sie schon beide, besonders aber Wernicke, an Vorteilen unerschöpflich sind, eine bloße kahle Moral aufzustutzen, die einzeln Begriffe derselben so vorteilhaft gegen einander abzusetzen, daß oftmals ein ziemlich verführerisches Blendwerk von den wesentlichen Teilen des Sinngedichts daraus entstehet: so werden sie doch nur selten ein feines Gefühl betriegen, daß es nicht den großen Abstand von einem wahren Sinngedichte bis zu einer solchen zum Sinngedicht ausgefeilten Maxime bemerken sollte. Vielmehr ist einem Menschen von solchem Gefühle, wenn er ein oder mehrere Bücher von ihnen hinter einander lieset, oft nicht anders zu Mute als einem, der sich mit einem feinen Weltmanne und einem steifen Pedanten zugleich in Gesellschaft findet: wenn jener Erfahrungen spricht, die auf allgemeine Wahrheiten leiten, so spricht dieser Sentenzen, zu denen die Erfahrungen in dieser Welt wohl gar noch erst sollen gemacht werden.

Bei keinem Epigrammatisten aber ist, mir wenigstens, die ähnliche Abwechselung von Empfindungen lästiger geworden als bei dem Owen. Nur daß bei diesem der Pedant sich unzählig öfterer hören läßt als der feine Mann von Erfahrung, und daß der Pedant

*) Erstes Buch, S. 11 der schweizerischen Ausgabe von 1763.

31. John Owen aus Armon in Wales, gest. 1623. Seine Epigramme erschienen zuerst 1606f., in deutscher Übersetzung von Bernhard Nicäus, Emden 1641, von Valentin Löber, Hamburg 1653; vgl. Gottsched, kritische Dichtkunst, 3. Aufl., S. 605. An Ebert den 22. November 1770: „A propos! Was haben die Engländer für gute Epigrammatisten? Außer ihrem lateinischen Owen, der nichts taugt. Die bekanntesten ihrer Dichter, weiß ich wohl, haben einzelne gute Epigramme gemacht: aber ob sie so einen Wernicke oder Logau haben, das weiß ich nicht. Wenn sie dergleichen haben: so ist er auch bei Ihnen zu finden, und Sie erzeigen mir einen Gefallen, wenn Sie mir ihn auf einige Tage herüber schicken." — öfterer, vgl. VIII, S. 114, Z. 7.

mit aller Gewalt noch obendrein witzig sein will. Ich halte den in allem Ernste für einen starken Kopf, der ein ganzes Buch des Owens in einem Zuge lesen kann, ohne drehend und schwindlicht zu werden. Ich werde es unfehlbar und habe immer dieses für die einzige Ursache gehalten, weil eine so große Menge bloß allgemeiner Begriffe, die unter sich keine Verbindung haben, in so kurzer Zeit auf einander folgen; die Einbildung möchte jeden gern in eben der Geschwindigkeit in ein individuelles Bild verwandeln und erliegt endlich unter der vergebnen Bemühung.

Hingegen ist das Moralisieren geradezu des Martials Sache gar nicht. Obschon die meisten seiner Gegenstände sittliche Gegenstände sind, so wüßte ich doch von allen lateinischen Dichtern keinen, aus dem sich wenigere Sittensprüche wörtlich ausziehen ließen als aus ihm. Er hat nur wenig Sinngedichte von der Art wie das angeführte an den Decianus, welche sich mit einer allgemeinen Moral schlössen; seine Moral ist ganz in Handlung verwebt, und er moralisieret mehr durch Beispiele als durch Worte. Vollends von der Art, wie das dreizehnte seines zwölften Buchs ist:

Ad Auctum.

Genus, Aucte, lucri divites habent iram.
Odisse quam donasse vilius constat,

welches nichts als eine feine Bemerkung enthält, mit gänzlicher Verschweigung des Vorfalls, von dem er sie abgezogen, oder der sich daraus erklären lassen: von dieser Art, sage ich, wüßte ich außer dem gegenwärtigen nicht noch drei bei ihm aufzufinden. Und auch bei den wenigen scheinet es, daß er den veranlassenden Vorfall mehr aus gewissen Bedenklichkeiten mit Fleiß verschweigen wollen, als daß er gar keinen dabei im Sinne gehabt. Auctus mochte den Reichen wohl kennen, der so listig eine Ursache vom Zaune gebrochen, sich über ihn oder über den Dichter zu erzürnen, um sich irgend ein kleines Geschenk zu ersparen, das er ihnen sonst machen müssen. Wenigstens hat Martial dergleichen bloße sittliche Bemerkungen doch immer an eine gewisse Person gerichtet, welche anscheinende Kleinigkeit Logau und Wernicke nicht hätten übersehen oder vernachlässigen sollen. Denn es ist gewiß, daß sie die Rede

19 ff. An Auctus. (Hinkjamben.)

Der Zorn erscheint den Reichen als Erwerbsmittel.
Denn Hassen kostet wen'ger als Geschenk geben.

um ein großes mehr belebet; und wenn wir schon die angeredete Person und die Ursache, warum nur diese und keine andere angeredet worden, weder kennen noch wissen, so setzt uns doch die bloße Anrede geschwinder in Bewegung, unter unserm eignen Zirkel umzuschauen, ob da sich nicht jemand findet, ob da sich nicht etwas zugetragen, worauf der Gedanke des Dichters anzuwenden sei.

Wenn nun aber bloße allgemeine Sittensprüche, sie mögen nun mit der Einfalt eines vermeinten Cato, oder mit der Spitzfindigkeit eines Baudius oder mit dem Scharfsinne eines Wernicke vorgetragen sein, die Wirkung nicht haben, die sie allein zu dem Namen der Sinngedichte berechtigen könnte; wenn also ein Verinus und Pibrac, oder wie sonst die ehrlichen Männer heißen, die schöne erbauliche Disticha geschrieben haben, aus dem Register der Epigrammatisten wegfallen: so werden diejenigen noch weniger darin aufzunehmen sein, welche andere scientifische Wahrheiten in die engen Schranken des Epigramms zu bringen versucht haben. Ihre Verse mögen gute Hilfsmittel des Gedächtnisses abgeben, aber Sinngedichte sind sie gewiß nicht, wenn ihnen schon nach der Erklärung des Batteux diese Benennung nur schwer abzustreiten sein dürfte. Denn sind z. E. die medizinischen Vorschriften der Schule von Salerno nicht eines sehr interessanten Inhalts? Und könnten sie nicht gar wohl mit ebenso vieler Präzision und Zierlichkeit vorgetragen sein, als sie es mit weniger sind? Und dennoch, wenn sie auch Lucrez selbst abgefaßt hätte, würden sie nichts als ein Beispiel mehr sein, daß die Erklärung des Batteux viel zu weitläuftig ist, und gerade das vornehmste Kennzeichen darin fehlet, welches das Sinngedicht von allen andern kleinen Gedichten unterscheidet.

2. Die zweite Aftergattung des Epigramms war die, welche Erwartung erregt, ohne einen Aufschluß darüber zu gewähren.

8. „Disticha de moribus ad filium", einem sonst unbekannten Dionysius Cato zugeschrieben und früher für einen Auszug aus dem „Carmen de moribus" des Cato Censorius gehalten, im Mittelalter ein vielgelesenes Buch und wiederholt ins Deutsche übersetzt (vgl. Zarncke, „Der deutsche Cato bis zur Veränderung durch die Übersetzung Seb. Brants", Leipzig 1852). Vetter, „Lehrhafte Litteratur des 14. und 15. Jahrhunderts" (Nat.-Litt.) I, S. 366 ff. — 9. Dominicus Baudius (1561—1613), niederländischer Jurist und Dichter, gest. als Professor der Eloquenz zu Leyden, Verfasser von „Gnomae". — 11. Von Michael Verini aus Florenz sind „Disticha ethica", Florenz 1487, erschienen. — 12. Pibrac, d. i. Guy du Faur (Vitus Faber) Seigneur de Pibrac (1529—1584). Lessing meint die griechische und lateinische Übersetzung seiner Verse von Florent Chrétien (Paris 1584), wie Redlich vermutet. Vgl. Opitz ed. Tittmann S. LIV; Schweizer Ausg. S. 47. 62. — 20 f. Schule von Salerno, das sog. „Regimen sanitatis Salernitanum", angeblich von dem Mönche Johannes von Mailand verfaßt (um 1100) oder, noch häufiger, dem Arnoldus de Villa nova zugeschrieben, der es bearbeitet haben mag (am Ende des 13. Jahrhunderts). Über diesen vgl. oben S. 343, Z. 25 ff.

Dergleichen sind vornehmlich alle kleine Gedichte, die nichts als ein bloßes seltsames Faktum enthalten, ohne im geringsten anzuzeigen, aus welchem Gesichtspunkte wir dasselbe betrachten sollen; die uns also weiter nichts lehren, als daß einmal etwas geschehen ist, was eben nicht alle Tage zu geschehen pflegt. Derjenigen kleinen Stücke gar nicht einmal hier zu gedenken, die, wie die Kaiser des Ausonius, die ganze Geschichte, den ganzen Charakter eines Mannes in wenige Züge zusammenfassen, und deren unter den Titeln Icones, Heroes u. s. w. so unzählige geschrieben worden. Denn diese möchte man schon deswegen nicht für Sinngedichte wollen gelten lassen, weil ihnen die Einheit fehlet, die nicht in der Einheit der nämlichen Person, sondern in der Einheit der nämlichen Handlung bestehen muß, wenn sie der Einheit des Gegenstandes in der eigentlichen Aufschrift entsprechen soll. Aber auch alsdenn, wenn das Gedicht nur eine einzige völlig zugerundete Handlung enthält, ist es noch kein Sinngedicht, falls man uns nicht etwas daraus schließen oder durch irgend eine feine Bemerkung in das Innere derselben tiefer eindringen läßt.

Wenn z. E. Martial sich begnügt hätte, die bekannte Geschichte des Mucius Scävola in folgende vier Verse zu fassen:*)

Dum peteret regem decepta satellite dextra,
  Injecit sacris se peritura focis.
Sed tam saeva pius miracula non tulit hostis,
  Et raptum flammis jussit abire virum,

würden wir wohl sagen können, daß er ein Sinngedicht auf diese Geschichte gemacht habe? Kaum wäre es noch eines, wenn er bloß hinzugesetzt hätte:

Urere quam potuit contemto Mucius igne,
  Hanc spectare manum Porsena non potuit.

Denn auch das ist noch nicht viel mehr als Geschichte, und wodurch es ein völliges Sinngedicht wird, sind lediglich die endlichen letzten Zeilen:

*) Lib. I, ep. 22.

21 ff. Als, vom Trabanten getäuscht, die Rechte den König verfehlte,
  Streckte er sie zum Lohn aus in die heilige Glut.
Doch der großmütige Feind verwehrte die grausamen Wunder,
  Riß aus den Flammen den Mann, ließ ungekränkt ihn entfliehn.

— 28 f. Konnte doch Mucius sehn die Rechte ruhig verbrennen,
  Aber Porsenna ertrug's nicht, sie verbrennen zu sehn.

Major deceptae fama est, et gloria dextrae:
Si non errasset, fecerat illa minus.

Denn nun erst wissen wir, warum der Dichter unsere Aufmerksamkeit mit jener Begebenheit beschäftigen wollen, und das Vergnügen über eine so feine Betrachtung, „daß oft der Irrtum uns geschwinder und sichrer unsere Absicht erreichen hilft als der wohlüberlegte, kühnste Anschlag," verbunden mit dem Vergnügen, welches der einzelne Fall gewähret, macht das gesamte Vergnügen des Sinngedichts.

Ohnstreitig hingegen müssen wir uns nur mit der Hälfte dieses Vergnügens bei einigen Stücken der griechischen Anthologie und bei noch mehrern verschiedner neuerern Dichter behelfen, die sich eingebildet, daß sie nur das erste das beste abgeschmackte Histörchen zusammenreimen dürfen, um ein Epigramm gemacht zu haben. Ein Beispiel aus der Anthologie sei dieses:*)

Κοινῇ πὰρ κλισίῃ ληθαργικὸς ἠδὲ φρενόπληξ
Κείμενοι, ἀλλήλων νοῦσον ἀπεσκέδασαν.
Ἐξέθορε κλίνης γὰρ ὁ τολμήεις ὑπὸ λύσσης,
Καὶ τὸν ἀναίσθητον παντὸς ἔτυπτε μένους.
Πληγαὶ δ' ἀμφοτέροις ἐγένοντ' ἄκος· αἷς ὁ μὲν αὐτῶν
Ἔγρετο, τὸν δ' ὕπνου πουλὺς ἔριψε κόπος.

„Ein Wahnwitziger und ein Schlafsüchtiger lagen beisammen auf Einem Bette, und einer wurde des andern Arzt. Denn in der Wut sprang jener auf und prügelte diesen, der im tiefsten Schlummer vergraben lag, durch und durch. Die Schläge halfen beiden: Dieser erwachte, und jener schlief vor Müdigkeit ein." Das Ding ist schnurrig genug. Aber was denn nun weiter? Vielleicht war es auch nicht einmal wahr, daß beide kurieret wurden. Denn der Schlafsüchtige schläft nicht immer, sondern will nur immer schlafen, und so schlief er wohl auch hier bald wiederum ein; der Wahnwitzige aber, der vor Müdigkeit einschlief, konnte gar wohl als ein Wahnwitziger wieder aufwachen. Doch gesetzt auch, sie wären wirklich beide durch einander kurieret worden, auch alsdann sind wir um nichts klüger, als wir waren. Das Vergnügen über ein Histörchen, welches ich nirgends in meinem Nutzen ver-

*) Lib. I, cap. 45.

1 f. Größeren Ruhm und Lob erwarb die fehlende Rechte;
Hätte sie nicht gefehlt, hätte sie wen'ger gethan.
— 12. neurern, vgl. XI, 2, S. 203, Z. 5; oben S. 377, Z. 19.

wenden zu können sehe, über das ich auch nicht einmal lachen kann, ist herzlich schwach.

Ich will nicht hoffen, daß man mir hier vorwerfen werde, daß es mir am Geschmacke der griechischen Simplizität fehle. Es gehöret wohl zu der griechischen Simplizität, daß ein Ding keine Teile zu viel habe, aber daß es ihm an einem notwendigen Teile fehle, das gehöret doch gewiß nicht dazu. Es ist nicht der witzige Schluß, den ich vermisse, sondern der Schluß überhaupt, wozu aber der bloße Schluß des Faktums nicht hinlänglich ist. Ich gestehe, daß ich aus eben diesem Grunde ein anderes sehr berühmtes Epigramm auch nur für ein halbes Epigramm halte, nämlich das über das Schicksal eines Hermaphroditen:

Quum mea me genitrix gravida gestaret in alvo,
  Quid pareret, fertur consuluisse Deos.
Mas est, Phoebus ait, Mars femina, Junoque neutrum.
  Quumque forem natus, Hermaphroditus eram.
Quaerenti letum Dea sic ait: occidet armis,
  Mars cruce, Phoebus aquis. Sors rata quaeque fuit.
Arbor obumbrat aquas: adscendo, decidit ensis,
  Quem tuleram, casu labor et ipse super;
Pes haesit ramis, caput incidit amne: tulique
  Femina, vir, neutrum, flumina, tela, crucem.

Die Erfindung dieses kleinen Gedichts ist so künstlich, der Ausdruck so pünktlich und doch so elegant, daß noch jetzt sehr gelehrte Kritiker sich nicht wohl überreden können, daß es die Arbeit eines neuen Dichters sei. Denn ob de la Monnoye schon erwiesen zu haben glaubte, daß der Pulex, welchem es in den Handschriften zugeschrieben wird, kein Alter ist, wofür ihn Politian und Scaliger

13 ff. Als meine Mutter mich im schwangeren Leibe getragen,
  Fragte die Götter sie nach dem Geschlecht ihrer Frucht.
„Mann", sprach Apoll, Mars „Weib" und Juno „keines von beiden".
  Als ich zur Welt nun kam, war ich ein Hermaphrodit.
Nach meinem Tode gefragt, sprach Juno: „er stirbt durch die Waffen",
  Mars „durch ein Kreuz", doch Apoll sprach: „er verendet im Fluß".
Und so geschah's. Ein Baum überschattet den Fluß, ich ersteig' ihn,
  Lasse fallen mein Schwert, falle auch selber darein.
Hangen blieb in den Zweigen mein Fuß, der Kopf fiel ins Wasser,
  Mann, Weib, Zwitter vertilgt Wasser und Waffe und Kreuz.

— 26. Bernard de la Monnoye (1641—1728) hat seine Vermutung in den „Menagiana" IV, p. 432 ff., ausgesprochen. Vgl. VI, S. 246, Z. 10; S. 340, Z. 18. — 27. Arrigo de Costozza mit dem Beinamen Pulice, von Vicenza, gehörte jedoch der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts an. — 28. Angelo Ambrogini (1454—1494), nach seinem Geburtsort Montepulciano Angelus Politianus genannt (vgl. I, S. 141, Anm. zu Nr. 104), bespricht das Gedicht in einem Briefe an Antonius Urceus (Epp. V, 7). — Joseph Justus Scaliger (1540—1609) in seiner „Virgilii Appendix", Lugd. 1573, S. 231.

und so viele andere gehalten haben, sondern daß ein Vincentiner aus dem funfzehnten Jahrhunderte damit gemeinet sei, so möchte Herr Burmann der Jüngere doch lieber vermuten, daß dieser Pulci, wie er eigentlich geheißen, ein so bewundertes Werk wohl aus einer alten Handschrift abgeschrieben und sich zugeeignet haben könne, da man ihn ohnedem als einen besondern Dichter weiter nicht kenne.*) Ich habe hierwider nichts, nur für ein Muster eines vollkommnen Epigramms möchte ich mir das Ding nicht einreden lassen, es mag nun alt oder neu sein. Einem so unfruchtbaren schielenden Märchen fehlet zum Sinngedichte nichts Geringers als der Sinn. Begreife ich doch nicht einmal, ob die Vorsehung der Götter damit mehr verspottet oder mehr angepriesen werden soll. Sollen wir uns wundern, daß von so verschiednen Göttern ein jeder doch noch immer so viel von der Zukunft wußte? Oder sollen wir uns wundern, daß sie nicht mehr davon wußten? Sollen wir glauben, daß sie vollständiger und bestimmter nicht antworten wollen oder nicht antworten können, und daß eine vierte höhere Macht im Spiele gewesen, welche den Erfolg so zu lenken gewußt, daß keiner zum Lügner werden dürfen? Sollten aber gar nur die Götter als glückliche Errater hier aufgeführet werden, wie viel sinnreicher und lehrreicher ist sodann jenes Histörchen — im Don Quixote, wo ich mich recht erinnere — von den zwei Brüdern und Weinkostern, welches ich wahrlich lieber erfunden, als ein ganzes Hundert von jenerlei Rätseln, auch in den schönsten Versen, gemacht haben möchte.

Das Gegenteil von solchen zu aller moralischen Anwendung ungeschickten kleinen Erzählungen sind diejenigen, welche zwar auch ohne alle Betrachtung und Folgerung vorgetragen werden, aber an und für sich selbst eine allgemeine Wahrheit so anschauend enthalten, daß es nur Überfluß gewesen wäre, sie noch mit ausdrücklichen Worten hinzuzufügen. Von dieser Art ist folgende bei dem Ausonius:**)

*) *Anth. lat.* lib. III, ep. 77.
**) *Epig.* 21. [Vgl. Sandrub ed. Milchsack S. 97 f.]

3. Peter Burmann II. (1713—1778) nennt noch andere ihnen zustimmenden Gelehrten an der unten citierten Stelle seiner „Anthologia veterum latinorum epigrammatum et poematum“, Amstel. 1759. Vgl. VIII, S. 119, Z. 16; IX, 2, S. 86, Z. 6. — 23. Weinkostern, Vorfahren des Sancho Pansa, von welchen der eine im Weine Eisen schmeckte, der andere Leder roch, da, wie sich später ergab, ein Schlüssel mit ledernem Riemen sich im Fasse befand; Don Quixote Buch 7, Kap. 6 (übersetzt von Bertuch III, S. 194). Vgl. Dusch, Vermischte Schriften, S. 256 f.

Thesauro invento, qui limina mortis inibat,
Liquit ovans laqueum, quo periturus erat.
At qui, quod terrae abdiderat, non repperit aurum,
Quem laqueum invenit, nexuit et periit,

wovon das griechische Original in der Anthologie zu finden, oder aus eben dieser Anthologie, die von mehrern Dichtern daselbst vorgetragene Geschichte vom Lahmen und Blinden:*)

Ἀνέρα τις λιπόγυιον ὑπὲρ νώτοιο λιπαυγής
Ἦγε πόδας χρήσας, ὄμματα χρησάμενος.

Wer ist so blödsinnig, daß er die großen Wahrheiten, von welchen diese Erzählungen Beispiele sind, nicht mit ihnen zugleich denke? Und was auf eine so vorzügliche Art einen Sinn in sich schließt, das wird doch wohl ein Sinngedicht heißen können?

Doch auch das nicht. Und warum sollte es ein Sinngedicht heißen, wenn es etwas weit Besseres heißen kann? Mit einem Worte, es ist ein Apolog, eine wahre Äsopische Fabel; denn die gedrungene Kürze, mit welcher sie vorgetragen ist, kann ihr Wesen nicht verändern, sondern allenfalls nur lehren, wie die Griechen solcherlei Fabeln vorzutragen liebten. — Es kommen deren außer den zwei angeführten in der Anthologie noch verschiedene vor, von welchen in den gewöhnlichen Äsopischen Sammlungen nichts Ähnliches zu finden, die aber auch um so viel mehr von einem Nevelet oder Hauptmann ihnen beigefügt zu werden verdienet hätten. Alle sind mit der äußersten Präzision erzählt, und die weitläuftigste, welche aus zwölf Zeilen bestehet,**) hat nichts von der Geschwätzigkeit, aus welcher neuere Fabeldichter sich ein so eigenes Verdienst gemacht haben. Unser Gellert that also zwar

*) Lib. I, cap. 4. [ed. Jacobs I, S. 109, Nr. I.] — [Vgl. Gellert, Fabeln und Erzählungen, Leipzig 1748, I, S. 39. Eine jüdische Fassung dieser Parabel steht in dem alten „Nizzachon“ (Sieg), welches Wagenseil in seinen Tela ignea Satanae herausgegeben hat, S. 227 f.]

**) Lib. I, cap. 22, ep. 9.

5. Original, Anth. gr. IX, 44. [ed. Jacobs I, S. 108, Nr. XVIII.] Nach Herders Übersetzung:

Das Gold und der Strick.

Gold lag hier begraben; ein Dürftiger, der in Verzweiflung
Sich schon knüpfte den Tod, fand das begrabene Gold,
Nahm's und vergaß den Strick, den er zum Tode sich knüpfte.
Du, der das Gold begrub, such' es und finde den Strick!

— 20. verschiedene, z. B. „Das Schaf, das einen Wolf nährt“, „Die belohnte Wohlthat“ (Herder, Hempels Ausg. VII, S. 62 f.). — 23. Isaac Nicolaus Nevelet (vgl. XI, 1, S. 178, Z. 15 ff.) hat die Äsopischen Fabeln, Heidelberg 1610, herausgegeben, Johann Gottfried Hauptmann (vgl. I, S. 231, Nr. 2 und öfter) Leipzig 1741.

ganz wohl, daß er jene vom Lahmen und Blinden unter seine Fabeln aufnahm;*) nur daß er sie so sehr wässerte, daß er so wenig belesen war und nicht wußte, wo sie sich eigentlich herschreibe, daran hätte er ohne Zweifel ein wenig besser thun können. —

Der wesentliche Unterschied, der sich zwischen dem Sinngedichte und der Fabel findet, beruhet aber darin, daß die Teile, welche in dem Sinngedichte eines auf das andere folgen, in der Fabel in eins zusammenfallen und daher nur in der Abstraktion Teile sind. Der einzelne Fall der Fabel kann keine Erwartung erregen, weil man ihn nicht ausgehöret haben kann, ohne daß der Aufschluß zugleich mit da ist; sie macht einen einzigen Eindruck und ist keiner Folge verschiedner Eindrücke fähig. Das Sinngedicht hingegen enthält sich eben darum entweder überhaupt solcher einzeln Fälle, in welchen eine allgemeine Wahrheit anschauend zu erkennen, oder läßt doch diese Wahrheit beiseite liegen und ziehet unsere Aufmerksamkeit auf eine Folge, die weniger notwendig daraus fließt. Und nur dadurch entstehet Erwartung, die dieses Namens wenig wert ist, wo wir das, was wir zu erwarten haben, schon völlig voraussehen.

Wenn denn aber sonach weder Begebenheiten ohne allen Nachsatz und Aufschluß, noch auch solche, in welchen eine einzige allgemeine Wahrheit nicht anders als erkannt werden kann, die erforderlichen Eigenschaften des Sinngedichts haben, so folget darum noch nicht, daß alle Sinngedichte zu verwerfen, in welchen der Dichter nichts als ein bloßer Wiedererzähler zu sein scheinet. Denn es bleiben noch immer auch wahre Begebenheiten genug übrig, die entweder schon von sich selbst den völligen Gang des Sinngedichts haben, oder denen dieser Gang doch leicht durch eine kleine Wendung noch vollkommner zu geben stehet. So fand unser Kleist das heroische Beispiel, mit welchem Arria ihrem Manne vorging, in seiner genauesten historischen Wahrheit mit Recht für hinlänglich, ein schönes Sinngedicht abzugeben.

„Als Pätus auf Befehl des Kaisers sterben sollte
Und ungern einen Tod sich selber wählen wollte,
Durchstach sich Arria. Mit heiterem Gesicht
Gab sie den Dolch dem Mann und sprach: 'Es schmerzet nicht.'"

*) Die 16te des ersten Teils.

33 ff. Christian Ewald von Kleists sämtliche Werke, Berlin 1761, Wien 1784, I, S. 111, ed. A. Sauer I, S. 131, überall mit dem Zusatz: „Nach dem Martial".

Martial hingegen glaubte, daß das erhabene „Es schmerzet nicht" noch einer Verschönerung fähig sei, und ohne lange diese Verschönerung auf seine eigne Rechnung zu setzen, legte er sie der Arria selbst in den Mund:*)

Casta suo gladium cum traderet Arria Paeto,
  Quem de visceribus traxerat ipsa suis:
Si qua fides, vulnus, quod feci, non dolet, inquit;
  Sed quod tu facies, hoc mihi, Paete, dolet.

Ohne Zweifel mochte dem Martial das bloße „non dolet" zu mannhaft, zu rauh vorkommen, und er wollte das zärtliche Weib in der Verächterin des Todes mehr durchschimmern lassen. Ich wage es nicht, zwischen beiden Dichtern zu entscheiden, da ich ohnedem damit nur ein Beispiel geben wollen, wie die wahren Begebenheiten aussehen müssen, denen zum Sinngedichte nichts als eine glückliche Versifikation fehlet, und wie sehr auch in diesen der erfindsame Geist des Dichters noch geschäftig sein kann, ohne die historische Wahrheit zu verfälschen. —

3.

Nicht genug aber, daß nach meiner Erklärung das Sinngedicht sich von mehr als einer Art kleiner Gedichte zuverlässiger unterscheiden läßt, als nach den sonst gewöhnlichen Erklärungen geschehen kann, es lassen sich auch aus eben dieser Erklärung die Eigenschaften besser herleiten, welche ein Sinngedicht zu einem vollkommnen Sinngedichte machen.

1. Wenn der erste Teil des Sinngedichts, den ich die Erwartung genannt habe, dem Denkmale entsprechen soll, welches die Aufschrift führet, so ist unstreitig, daß er um so viel vollkommner sein wird, je genauer er einem neuen, an Größe oder Schönheit besonders vorzüglichen Denkmale entspricht. Vor allen Dingen aber muß er ihm an Einheit gleich sein, wir müssen ihn mit einem Blicke übersehen können, unverwehrt indes, daß der Dichter durch Auseinandersetzung seiner einzeln Begriffe ihm bald einen größern, bald einen geringern Umfang geben darf, so wie er es seiner

*) Lib. I, ep. 14.

5 ff. Arria, als sie den Dolch, die keusche, dem Pätus reichte,
Den aus dem Herzen sie selbst, standhafte Römerin, zog,
Sprach sie: Glaube mir, Freund, die eigene Wunde, sie schmerzt nicht,
Aber die du dir schlägst, ist's, die, o Pätus, mich schmerzt.

Absicht am gemäßesten erkennet. Er kann ihn ebensowohl aus fünf, sechs Worten als aus ebenso vielen und noch mehrern Zeilen bestehen lassen.

In folgendem Sinngedichte des Naugerius:*)

De Pythagorae simulacro.

Quem toties vixisse anima redeunte renatum
  Mutato fama est corpore Pythagoram:
Cerne, iterum ut docti caelo generatus Asylae
  Vivat, ut antiquum servet in ore decus.
Dignum aliquid certe volvit: sic fronte severa est,
  Sic in se magno pectore totus abit.
Posset et ille altos animi depromere sensus,
  Sed veteri obstrictus relligione silet,

sind die ersten sechs Zeilen, welche die Erwartung enthalten, nichts als eine Umschreibung des Subjekts. Aber was hier sechs Zeilen füllet, wird in dem griechischen Originale, welches sich Naugerius eigen gemacht, mit vier Worten gesagt:**)

Αὐτὸν Πυθαγόρην ὁ ζωγράφος· ὃν μετὰ φωνῆς
Εἶδες ἄν, εἴγε λαλεῖν ἤθελε Πυθαγόρης.

„Da steht er, der wahre Pythagoras! Auch die Stimme würde ihm nicht fehlen, wenn Pythagoras hätte sprechen wollen.“ Dieses übersetzte Faustus Sabäus so:

Pythagoram pictor poterat finxisse loquentem.
  Verum Pythagoram conticuisse juvat,

und wir könnten es durch die einzige Zeile übersetzen:

„Warum dies Bild nicht spricht? Es ist Pythagoras,“

*) *Opera*, p. 199, Patav. 1718, 4to. — [cur. J. A. et Caj. Vulpiis. Der Dichter ist der Venetianer Andrea Navagiero (1483—1529), Historiograph seiner Vaterstadt und Gesandter bei Karl V. und Franz I.]

**) *Anthol.* lib. IV, cap. 33.

5 ff. Auf eine Bildsäule des Pythagoras.

Der so oft schon gelebt, so vielmal wieder erzeugt ward,
  Wie das Gerücht besagt, immer in andrer Gestalt,
Sieh, wie Pythagoras hier durch den Meißel des weisen Asylas
  Wieder erzeugt auflebt, aber in früh'rer Gestalt.
Etwas Würdiges, sicher! bedenkt er, so ernst ist sein Antlitz,
  So ist sein Blick durchaus forschend nach innen gekehrt.
Wahrlich, er könnt' auch jetzt uns seine Gedanken verraten,
  Hätte nicht frühere Scheu Schweigen zur Pflicht ihm gemacht.

— 22. Sabeo, Bibliothekar Leos X., hat in Rom 1556 fünf Bücher Epigramme veröffentlicht.

wenn die einzeilichten Sinngedichte in unsrer Sprache ebenso gewöhnlich und angenehm wären, als sie es in der griechischen und lateinischen sind.

Das wahre Maß der Erwartung scheint indes in dem gegenwärtigen Beispiele weder Naugerius noch dieser Grieche getroffen zu haben, sondern ein andrer Grieche, welcher eben den Einfall in vier Zeilen brachte und diesen bescheidenen Raum nicht wie Naugerius zu leeren Ausrufungen mißbrauchte, sondern zur Berichtigung des Einfalls selbst anwendete. Denn sollte man aus dem Naugerius und dem angeführten griechischen Originale nicht schließen, daß Pythagoras immer geschwiegen hätte, da das Schweigen doch nur gleichsam eine Vorübung in seiner Schule war? Wie viel schöner und genauer also Julianus so:*)

Οὐ τὸν ἀναπτύσσοντα φύσιν πολύμητιν ἀρίθμων
Ἤθελεν ὁ πλαστὴς Πυθαγόρην τελέσαι,
Ἀλλὰ τὸν ἐν σιγῇ πινυτόφρονι· καὶ τάχα φωνήν
Ἔνθεν ἀποκρύπτει, καὶ τόδ᾽ ἔχων ὀπάσαι.

„Nicht den Pythagoras, wie er die geheime Natur der Zahlen erkläret, hat der Künstler darstellen wollen, sondern den Pythagoras in seinem weisen Stillschweigen. Daher verbarg er die Stimme, die er vernehmlich zu machen sonst gar wohl verstand.“

Die Hauptregel also, die man in Ansehung des Umfanges der Erwartung zu beobachten hat, ist diese, daß man nicht als ein Schulknabe erweitere; daß man nicht bloß erweitere, um ein paar Verse mehr gemacht zu haben: sondern daß man sich nach dem zweiten Teile, nach dem Aufschlusse, richte und urteile, ob und wie viel dieser durch die größere Ausführlichkeit der Erwartung an Deutlichkeit und Nachdruck gewinnen könne.

Es giebt Fälle, wo auf diese Ausführlichkeit alles ankömmt. Dahin gehören vor andern diejenigen Sinngedichte, in welchen der Aufschluß sich auf einen relativen Begriff beziehet. Z. E. solche, in welchen ein Ding als ganz besonders groß oder ganz besonders

*) *Anth.* l. c.

1. einzeilichten Sinngedichte, ein Lessingsches Beispiel eines solchen siehe I, S. 170, Z. 49. — 14ff. Nach Herders Übersetzung:

Pythagoras im Bilde.

Schauet den weisen Pythagoras hier, nicht wie er der Dinge
Heilige Zahlen erklärt (wenn er auch konnte, so wollt'
Ihn der Künstler nicht also bilden): den schweigenden Weisen
Setzt' er hieher und nahm künstlich dem Bilde das Wort.

klein angegeben wird, und die daher notwendig den Maßstab dieser Größe oder Kleinheit vorausschicken müssen, ja lieber mehr als einen, und immer einen kleinern und kleinern oder größern und größern. Es wäre freilich schon ein Epigramm, wenn Martial auf das ganz kleine Landgütchen, mit welchem ihm ein gern freigebiger Freund so viel als nichts schenkte, auch nur diese Zeilen gemacht hätte:

Donasti, Lupe, rus sub urbe nobis:
Sed rus est mihi majus in fenestra.
Hoc quo tempore praedium dedisti,
Mallem tu mihi prandium dedisses.

Aber wie viel launichter und beißender wird dieses Epigramm durch die eingeschalteten noch kleinern Maße, als ein Gärtchen vor einem Fenster ist. Und wie sehr wächst unser Vergnügen, indem der Dichter den Abstand von diesem bis zu einem Mund voll Essen durch noch so viel andere Verkleinerungen zu füllen weiß.*)

Donasti, Lupe, rus sub urbe nobis:
Sed rus est mihi majus in fenestra.
Rus hoc dicere, rus potes vocare!
In quo ruta facit nemus Dianae,
Argutae tegit ala quod cicadae,
Quod formica die comedit uno,
Clausae cui folium rosae corona est:
In quo non magis invenitur herba,
Quam costi folium, piperve crudum;
In quo nec cucumis jacere rectus,
Nec serpens habitare tuta possit.

*) Lib. XI, ep. 19.

8 ff. Hendekasyllaben, d. h. elfsilbige, trochäische Verse:
Schenktest, Lupus, ein Gut mir nah' der Hauptstadt,
Doch ein größeres Gut hab' ich im Fenster.
Hättest lieber, als daß ein Gut du schenktest,
Mir beim Mahle etwas zu gut thun sollen.

— 17 ff. Schenktest, Lupus, ein Gut mir nah' der Hauptstadt,
Doch ein größeres Gut hab' ich im Fenster.
Und das kannst du ein Gut, ein Gut noch nennen!
Wo die Raute den Hain Dianens vorstellt,
Das ein Flügel der muntern Grille zudeckt,
Das die Emse an Einem Tag verzehrt hat,
Dem zum Kranze ein Rosenknospenblatt dient:
Wo kein anderes Kraut sich irgend findet
Als ein Blättchen Lavendel oder Pfeffer,
Wo auch keinerlei Gurke grade liegen,
Keine Schlange im Gras sich bergen könnte.

Erucam male pascit hortus unam,
Consumto moritur culex salicto,
Et talpa est mihi fossor atque arator.
Non boletus hiare, non mariscae
Ridere aut violae patere possunt.
Fines mus populatur, et colono
Tanquam sus Calydonius timetur;
Et sublata volantis ungue Procnes
In nido seges est hirundinino,
Et cum stet sine falce mentulaque,
Non est dimidio locus Priapo.
Vix implet cochleam peracta messis,
Et mustum nuce condimus picata.
Errasti, Lupe, litera sed una.
Nam quo tempore praedium dedisti,
Mallem tu mihi prandium dedisses.

Es haben dergleichen hyperbolische Sinngedichte, wie man sie nach der darin herrschenden Figur nennen könnte, ihre eigene Anmut. Nur müssen sie nicht auf die bloße Hyperbel hinauslaufen, so wie dieses griechische:*)

Ἀγρὸν Μηνοφάνης ὠνήσατο, καὶ διὰ λιμόν
Ἐκ δρυὸς ἀλλοτρίας αὐτὸν ἀπηγχόνισεν.
Γῆν δ᾽ αὐτῷ τεθνεῶτι βαλεῖν οὐκ ἔσχον ἄνωθεν,
Ἀλλ᾽ ἐτάφη μισθοῦ πρός τινα τῶν ὁμόρων.
Εἰ δ᾽ ἔγνω τὸν ἀγρὸν τὸν Μηνοφάνους Ἐπίκουρος,
Πάντα γέμειν ἀγρῶν εἶπεν ἄν, οὐκ ἀτόμων.

„Menophanes hatte Feld gekauft, aber vor Hunger mußte er sich an einer fremden Eiche hängen. So viel Erde hatte er nicht, daß

*) *Anth.* lib. II, c. 7, ep. 3.

Eine Raupe ernährt sich mühsam dorten,
Eine Mücke verreckt, da das Weidich fehlet,
Und der Maulwurf ist Gärtner dort und Pflüger.
Keine Feige kann dort, kein Pilz je aufgehn,
Noch ein größeres Veilchen sich erschließen.
Eine Maus schon verwüstet's, und der Landmann
Scheut sie gleich Meleagers borst'gem Eber.
Seine sämtliche Saat trägt eine Schwalbe
Mit dem Krällchen bequem ins Nest der Jungen,
Wenn auch Sichel und Glied Priapen fehlet,
Hat er doch nur zur Hälfte Platz im Garten.
Seine Ernte, sie füllt noch nicht ein Schneckhaus,
Und sein Most nur die Hälfte einer Nußschal'.
Doch du irrtest dich, Lupus, nur im Ausdruck:
Hättest lieber, als daß du 's Gut mir schenktest,
Mir beim Mahle etwas zu gut thun sollen.

sein Leichnam damit bedeckt werden konnte; man mußte ihm seine Grabstelle auf benachbartem Grunde kaufen. Hätte Epikurus das Feld des Menophanes gesehen, so würde er gesagt haben, daß alles voller Felder wäre, nicht voller Atomen." Denn ein solches Sinngedicht bestehet offenbar aus nichts als Erwartung: anstatt des Aufschlusses wird uns das äußerste Glied der Hyperbel untergeschoben, und alle unsere Erwartung soll sich mit der Unmöglichkeit, etwas Größeres oder Kleineres abzusehen, begnügen. Dergleichen Spiele des Witzes können Lachen erregen, aber das Sinngedicht will etwas mehr. Die griechische Anthologie ist davon voll, da sie hingegen bei dem Martial sehr sparsam vorkommen, als der fast immer von der Hyperbel noch zu einer Betrachtung fortgehet, die mehr hinter sich hat. Man lese das dreiunddreißigste Sinngedicht seines achten Buches, um ein sehr einleuchtendes Exempel hiervon zu haben.

Ad Paullum.

De praetoricia folium mihi, Paulle, corona
  Mittis et hoc phialae nomen habere jubes.
Hac fuerat nuper nebula tibi pegma peruunctum,
  Pallida quam rubri diluit unda croci.
An magis astuti derasa est ungue ministri
  Bractea, de fulcro, quod reor esse, tuo?
Illa potest culicem longe sentire volantem
  Et minimi penna papilionis agi.
Exiguae volitat suspensa vapore lucernae
  Et leviter fuso rumpitur ista mero.
Hoc linitur sputo Jani caryota Calendis,
  Quam fert cum parvo sordidus asse cliens.
Lenta minus gracili crescunt colocasia filo,
  Plena magis nimio lilia sole cadunt,

16 ff. An den Paulus.

Neulich sandtest du mir ein Blatt aus dem Kranze des Prätors,
  Aber du hattest es, Paul, stolz eine Schale genannt.
So war der Schale Gestalt mit einem Wölkchen umzogen,
  Das ein sanftes Gemisch rosigen Safrans vertilgt.
Oder hatte vielmehr ein listiger Diener das Goldblech
  Von der Schale Gestell ab mit dem Nagel geschabt?
Kann sie doch eine Mücke von weitem fühlen im Fluge,
  Und ein Schmetterling wirft schon mit dem Flügel sie um.
Rühret der Rauch einer Lampe daran, so flattert sie schwebend,
  Gießt man gar Wein hinein, leise nur, bricht sie gewiß.
Wahrlich mit solchem Leim wird eine Dattel beschmieret,
  Die zum Jahresbeginn opfert ein geiz'ger Klient.
Einen dünneren Boden hat nicht die ägyptische Bohne
  Schneller in Sonnenglut fallen nicht Lilien hin.

Nec vaga tam tenui discursat aranea tela,
  Tam leve nec bombyx pendulus urget opus.
Crassior in facie vetulae stat creta Fabullae,
  Crassior offensae bulla tumescit aquae.
Fortior et tortos servat vesica capillos
  Et mutat Latias spuma Batava comas.
Hac cute Ledaeo vestitur pullus in ovo,
  Talia lunata splenia fronte sedent.
Quid tibi cum phiala, ligulam cum mittere posses,
  Mittere cum posses vel cochleare mihi?
Magna nimis loquimur: cochleam cum mittere posses,
  Denique cum posses mittere, Paulle, nihil.

Alle die hyperbolischen Vergleichungen, die der Dichter hier anstellet, stehen nicht bloß um ihrer selbst willen da, sondern mehr, um endlich gewissen Leuten, welche sich gern große Verbindlichkeiten mit wenig Kosten erwerben möchten, zu verstehen zu geben, wie viel besser sie thun würden, wenn sie lieber gar nichts als so unbeträchtliche Kleinigkeiten schenkten. Denn es ist nicht Freigebigkeit, es ist Geiz, sich Dank mit etwas erkaufen wollen, was keines Dankes wert ist.

Wie aber der fertige Versifikator in Erweiterung des ersten Teiles oft zu viel thut, so thut ein minder fertiger aus Schwierigkeit oder Gemächlichkeit nicht selten zu wenig: wenn er nämlich den ganzen ersten Teil in den Titel des Sinngedichts bringt und sich den bloßen Aufschluß zu versifizieren oder zu reimen begnügen läßt. Es ist sonderbar, daß es sogar Kenner gegeben hat, die dieses zu thun dem Dichter ausdrücklich geraten haben.*) Aber

*) *Morhofius de discipl. Arg.* Sect. III, cap. 5: Vocari in subsidium brevitatis lemma sive inscriptio epigrammatis potest. Quum enim narratione et expositione rei, quae est una epigrammatis pars, plures versus impleantur, lemma, si bene conceptum est, illorum vicem supplebit. E. g. legitur inter nostra epigrammata illud:

Dünner ist nicht das Geweb' der vielgeschäftigen Spinne,
  Und auch der Seidenwurm spinnt nicht so leichtes Gespinst.
Dicker steht im Gesicht der alten Fabulla die Kreide,
  Kochendes Wasser, es treibt dickere Blasen empor.
Stärker hält die Blase empor die gekräuselten Haare,
  Stärker auch römisches Haar färbet batavischer Schaum.
Dünn, wie das Häutchen im Ei, das das wachsende Küchlein bedecket,
  Wie das Pflästerchen ist, das auf die Stirne man legt.
Wozu auch eine Schale? genügte nicht schon ein Löffel?
  Oder ein Löffelchen auch, mir zum Geschenke geschickt?
Immer zuviel noch gesagt: ein Schneckhaus war schon genügend,
  Oder, kürzer und gut: hättest du gar nichts geschickt!

sie haben nicht bedacht, daß das Epigramm, so viel es an Kürze dadurch gewinnet, von einer andern Seite hinwiederum verlieret, indem es zu einem Ganzen von so heterogenen Teilen wird. Unmöglich kann man daher das Sinngedicht des Herrn von Kleist:

„An zwei sehr schöne, aber einäugige Geschwister.
Du mußt, o kleiner Lykon, dein Aug' Agathen leihn,
Blind wirst du dann Cupido, die Schwester Venus sein"

und das lateinische des Hieroymus Amaltheus, aus welchem jenes genommen ist:

Lumine Acon dextro, capta est Leonilla sinistro,
Et potis est forma vincere uterque deos.
Blande puer, lumen, quod habes, concede puellae:
Sic tu caecus Amor, sic erit illa Venus,

Quid juvat ah! ducta prolem sperare puella?
Ut repares puerum, perdis, inepte, virum.

Lemma est: *In senem, qui quod masculus illi mortuus heres, puellam spe recuperandi ducebat.* Illa si epigrammate exprimenda simul fuissent, vel quatuor versus fuissent insumendi; nunc uno lemmate tota res exhibetur. — [Die Abhandlung „De disciplina argutiarum", 1693 erschienen, ist ein nachgelassenes Werk des Polyhistors Daniel Georg Morhof (1639—1691). Seine Epigramme erschienen Rostock 1659.]

5 ff. von Kleist, Sämtliche Werke, Berlin 1761, I, S. 108, ed. A. Sauer I, S. 130, wo es betitelt ist: „Lykon und seine Schwester Agathe, beide sehr schön, aber einäugig. Nach dem Lateinischen eines Ungenannten." Sauer bemerkt dazu: „Dieses Epigramm, sowie die beiden folgenden ['Auf die Arria', oben S. 391, Z. 33 ff., und 'Über einen neuerbauten prächtigen Tempel, nach der Anthologie'], erst im Sommer 1759 entstanden, sind wohl dieselben, welche Kleist nach dem Briefe an Gleim 23. Juli 1759, einige Zeit vorher an Lessing zur neuen Auflage sandte." — 8. Girolamo Amaltheo (1506—1574), aus einer Familie, welche durch drei Generationen fruchtbare lateinische Verskünstler geliefert hat. — 10 ff.

An dem rechten Auge ist Acon blind, an dem linken
Leonilla, und doch beide wie Götter so schön.
Reizender Knabe, o gieb das sehende Auge dem Mädchen,
Dann wird sie Venus, und du, Amor, der blinde, uns sein.

Vgl. den 41. Litteraturbrief VII, S. 255, Z. 4 f. Voltaire, Paris 1817, VII, S. 163. Louis de Maugiron ... avait fait de fort belles actions au siége d'Issoire, où il avait eu le malheur de perdre un oeil. Cette disgrâce lui laissait encore assez de charmes pour être infiniment du goût du roi; on le comparait à la princesse d'Eboli, qui, étant borgne comme lui, était dans le même temps maitresse de Philippe II, roi d'Espagne. On dit que ce fut pour cette princesse et pour Maugiron, qu'un Italien fit ces quatre beaux vers renouvelés depuis (folgt unser Sinngedicht). — 14 f.

Was wohl nützt es ein Mädchen zu freien in Hoffnung auf Erben?
Suchst du des Knaben Ersatz, richtest den Mann du zu Grund.

— 16 f. Lemma est ... ducebat, die Überschrift ist: „Auf einen Greis, der, weil ihm ein männlicher Erbe gestorben war, ein Mädchen heiratete in der Hoffnung ihn zu ersetzen."

für gleich schön halten. Dieses kann den ganzen Titel entbehren, und jenes ist ohne Titel auch nicht einmal verständlich. Das schöne Sinngedicht ist in der Übersetzung zur bloßen Aufschrift geworden und verhält sich in seinem Eindrucke zu jenem so wie eine kahle Aufschrift, die in einem Buche angeführt wird, zu eben der Aufschrift, die wir auf dem schönen Monumente selbst lesen.

In dem ganzen Martial wüßte ich mich keines einzigen Epigramms zu erinnern, welches von der fehlerhaften Art wäre, daß es der Erläuterung eines Titels bedürfe. Alle seine Titel bestehen daher in den bloßen An, Von und Auf mit Beifügung des Namens derjenigen, die das Epigramm betrifft, oder an die es gerichtet ist. Alle Lemmata, welche den nähern Inhalt angeben sollen, sind nicht von ihm, sondern ein Werk der spätern Abschreiber; daher sie auch in der einen Ausgabe so und in der andern anders lauten. Jeder Umstand, auch der allerkleinste, der zu dem Verstande des Epigramms notwendig gehöret, ist bei ihm in dem Epigramme selbst enthalten, und wenn wir jetzt einen solchen ja darin zu vermissen glauben, so können wir nur gewiß versichert sein, daß er sich zu der Zeit des Dichters von selbst verstanden hat. —

2. Wenn ferner der zweite Teil des Sinngedichts, den ich den Aufschluß genannt habe, der eigentlichen Aufschrift entsprechen soll, die wir zu unserer Befriedigung endlich auf einem bewunderten Denkmale erblicken, so dürfen wir nur die Ursachen erwägen, warum eine solche Aufschrift von der möglichsten Kürze sein muß, um daraus zu schließen, daß die Kürze ebenfalls die erste und vornehmste Eigenschaft des Aufschlusses in dem Sinngedichte werde sein müssen. Diese Ursachen aber sind die: einmal, weil es nur Personen oder Handlungen von einer ohnedem schon genugsamen Bekanntheit und Berühmtheit sind oder sein sollten, denen Denkmäler errichtet werden, und man daher mit wenig Worten leicht sehr viel von ihnen sagen kann; zweitens, weil die Denkmäler selbst, auf offenen Straßen und Plätzen, nicht sowohl für die wenigen müßigen Spaziergänger, als vielmehr für den Geschäftigen, für den eilenden Wanderer errichtet werden, welcher seine Belehrung gleichsam im Vorbeigehen muß mit sich nehmen können. Ebenso sollte man bei einer Sammlung von Sinnschriften vornehmlich auf solche Leser sehen, welchen es andere Geschäfte nur selten erlauben, einen flüchtigen Blick in ein Buch zu thun. Solche Leser wollen geschwind und doch nicht leer abgefertiget sein; für das letzte aber halten sie sich allezeit,

wenn man sie entweder mit ganz gemeinen oder ihnen ganz fremden Sachen unterhalten wollen.

Die Fehler gegen die Kürze des Aufschlusses sind indes bei allen Arten der Epigrammatisten wohl die seltensten. Der schlechteste nimmt nie die Feder, ein Epigramm niederzuschreiben, ohne den Aufschluß vorher so gut und kurz gerundet zu haben, als es ihm möglich ist. Oft hat er nichts voraus bedacht als diesen einzigen Aufschluß, der daher auch nicht selten eben das ist, was der Dietrich unter den Schlüsseln ist: ein Werkzeug, welches ebenso gut hundert verschiedene Schlösser eröffnen kann als eines.

Hingegen ist es gerade der bessere Dichter, welcher noch am ersten hier fehlerhaft werden kann, und zwar aus Überfluß von Witz und Scharfsinn. Ihm kann es leicht begegnen, daß er unter der Arbeit auf einen guten Aufschluß gerät, noch ehe er zu dem gelangen kann, den er sich vorgesetzt hatte; oder daß er jenseits diesem noch einen andern erblickt, den er sich ebenfalls nicht gern möchte entwischen lassen. Mich däucht, so etwas ist selbst dem Martial mit folgendem Sinngedichte widerfahren:*)

In Ligurinum.

Occurrit tibi nemo quod libenter,
Quod quacunque venis, fuga est et ingens
Circa te, Ligurine, solitudo:
Quid sit scire cupis? Nimis poeta es.

Wer kann leugnen, daß diese vier Zeilen nicht ein völliges Epigramm sind? Nur mochte dem Dichter ohne Zweifel das Nimis poeta es ein wenig zu rätselhaft vorkommen, und weil er jenseit der Umschreibung desselben, die schon an und für sich selbst sehr gefallen konnte, einen neuen Aufschluß voraussahe, so wagte er es, das schon erreichte Ende zu einem bloßen Ruhepunkte zu machen, um von da nach einem neuen Ziele auszusetzen, oder, wenn man will, nach dem nämlichen, das er sich selbst nur weiter gesteckt hatte. Also fährt er fort:

*) Lib. III, ep. 44.

19 ff. Auf den Ligurinus (Hendekasyllaben).

Daß dir jedermann gar zu gerne ausweicht,
Daß, wo irgend du hinkommst, eine Flucht wird
Und um dich, Ligurinus, große Öde:
Wie das komme? Du bist zu sehr ein Dichter.

Hoc valde vitium periculosum est.
Non tigris catulis citata raptis,
Non dipsas medio perusta sole,
Nec sic scorpius improbus timetur.
Nam tantos, rogo, quis ferat labores?
Et stanti legis, et legis sedenti,
Currenti legis, et legis cacanti.
In thermas fugio: sonas ad aurem.
Piscinam peto: non licet natare.
Ad coenam propero: tenes euntem.
Ad coenam venio: fugas sedentem.
Lassus dormio: suscitas jacentem.
Vis, quantum facias mali, videre?
Vir justus, probus, innocens timeris.

Und wer hat eben recht, auf einen Dichter ungehalten zu sein, der uns statt Eines Epigramms in einem zwei geben will? Besonders, wenn sie sich so gut wie hier in einander fügen, auch das eine durch das andere im geringsten nicht geschändet wird.

Nur aus dergleichen nicht unglücklichen Auswüchsen eine Regel der Schönheit machen zu wollen, das ist zu arg. Gleichwohl that es Scaliger, und, nach seinen Worten zu urteilen, müßte dasjenige Epigramm das vollkommenste sein, das aus ebenso viel andern kleinen Epigrammen besteht, als es Disticha enthält. Doch sein eigenes Exempel von einem solchen epigrammate differto, wie er es nennet, giebt die Sache näher, und wenn dieses wirklich vier Epigrammen in sich schließt, so sind sie auch alle viere darnach. Es ist auf einen Podagristen, dem man die Hungerkur vorgeschrieben hat, und lautet so:*)

*) *Poetices* Lib. III, cap. 126: Exemplum illius differti hoc unum esto, in quo continentur quatuor epigrammata.

1 ff. Dieser Fehler ist wahrlich sehr gefährlich.
Nicht ein Tiger, dem man die Jungen raubte,
Keine Schlange, geglüht von der Mittagshitze,
So wird kein Skorpion auch je gefürchtet.
Wer, ich bitte dich, trüge solche Qualen?
Steh' ich, liest du mir vor, liest, wenn ich sitze,
Lauf' ich, liest du und liest auch, wenn ich kacke.
Eil' zum Bad ich, so liegst du mir im Ohre.
Läßt mich auch in der Schwimmanstalt nicht schwimmen.
Eil' zum Mahl ich, so hältst du mich im Gehen,
Komm' zum Mahl ich, verscheuchst du mich vom Sitze.
Schlaf' ermüdet ich, läßt du mich nicht ruhen.
Willst du sehen, wieviel du Übles stiftest?
Du bist ehrlich, gerecht: und wirst gefürchtet.

— 24 f. epigrammate differto, vollgepfropften Sinngedicht.

Heus utrum eligimus? Si non nisi dente podagra,
  Dente famis dirae discruciata perit.
Ah nequeam, nisi sic, finire dolore dolorem?
  Atque ferum finem tollere fine truci?
Heu macie informi, larvata heu tabe furorem,
  Et funus plus quam funere praeveniens.
O vitam invitam, o incommoda commoda, lux nox!
  Si, ne aliquid fias, cogeris esse nihil.

Es ist zu verwundern, wie sehr sich auch die gelehrtesten Leute verblenden können, sobald sie aus ihren eigenen Beispielen etwas abstrahieren wollen. Dieses Epigramm soll vier Epigramme enthalten, und es ist zur höchsten Not kaum eines; nur daß der schale Aufschluß desselben in jeder Zeile wie eine Wasserblase mehr und mehr aufschwället, bis er endlich in ein wahres Nichts zerstiebet.

Eher war unser Wernicke der Mann, der zu dieser „vollgepfropften" Art von Sinngedichten ein Muster hätte machen können. In der Theorie dachte er auch ziemlich wie Scaliger, indem er diejenigen Sinngedichte, „wo der Leser fast in jeder Zeile etwas nachzudenken findet, wo er unvermerkt und zuweilen, ehe er es verlangt, zu dem Schlusse geführet wird," den andern weit vorziehet, „in welchen der Leser nur durch weitläuftige und nichts bedeutende Umstände von dem allein klingenden Ende aufgehalten wird". Wernicke hatte allerdings recht, wenn es wirklich in allem Verstande nichts bedeutende Umstände sind, durch die der Leser endlich zu dem Aufschlusse gelangt. Aber wenn denn nur jeder ihn aufhaltender Umstand, ob er schon für sich selbst nicht viel sagen will, dennoch seine besondere gute Beziehungen auf das allein klingende Ende hat, so ist es schon genug, und das Ganze, welches daraus entstehet, bekömmt eine so gefällige Einheit, daß es unendlich schwer ist, wegen des Mangels derselben einen Leser von richtigem Geschmacke durch noch so häufig eingestreute Nebenzüge schadlos zu halten.

1 ff. Was nun von beiden wähl' ich? Wenn mir die Gicht durch den Zahn nur,
  Gräßlichen Hungers Zahn soll angenaget vergehn?
Kann ich nur so den Schmerz beenden durch schlimmere Schmerzen?
  Und einen gräßlichen Tod hindern durch schrecklichen Tod?
Ach der Hagerkeit, der gespenstischen Hohlheit des Todes,
  Dem man nicht anders entgeht, als nur durch schlimmeren Tod!
O des leblosen Lebens, des schädlichen Vorteils, der Licht-Nacht,
  Wenn, um nicht etwas zu sein, einer muß werden zu nichts.

— 22 ff. in welchen ... wird, Wernicke S. 39.

Das eigene Beispiel des Wernicke ebenfalls, welches er von jener vorzüglichern Art des Sinngedichts geben zu können glaubte, macht seine Theorie nicht gut, sondern bestätiget vielmehr, was ich von dem Mangel der Einheit gesagt habe.*)

Auf Mucius Scävola.

„Als Scävola, zum Mord verführt durch seine Jugend,
So wie das Laster für die Tugend,
Den Schreiber für den König nahm
Und nach vollbrachter That erst zur Erkenntnis kam,
Da wußt' er der Gefahr den Vorteil abzuzwingen
Und, durch die Schande nicht verzagt,
Das, was das Laster ihm versagt,
Der Tugend selber abzudringen:
Er machte, daß der Haß sich in Verwundrung wandt',
Verbrennt', entwaffnete sein' und des Feindes Hand;
Und weil die edle Wut man ihm zur Tugend zählte,
Erreicht' er seinen Zweck, indem er ihn verfehlte."

Mich dünkt, der Dichter hätte mit der achten Zeile, „der Tugend selber abzudringen", aufhören sollen, wenigstens mit dem Gedanken, den sie enthält. Denn alles, was folgt, ist nur schleppende Umschreibung dieses Gedankens, mit einer Antithese beschlossen, die weder wahr ist, noch, wenn sie auch wahr wäre, hierher gehöret. Sie ist nicht wahr; denn Scävola erreichte seinen Zweck nicht, indem er ihn verfehlte, sondern nachdem er ihn verfehlt hatte; nicht durch den Fehler, sondern durch das, was er darauf folgen ließ. Sie gehöret nicht hierher, wenn sie von Seiten der Wahrheit auch schon noch zu rechtfertigen wäre; denn sie zeigt uns die ganze Handlung nunmehr aus einem völlig verschiedenen Gesichtspunkte, als wir sie vier Zeilen vorher sehen; dort wird sie uns als eine außerordentliche Anstrengung von Tugend angepriesen, hier bewundern wir sie als das Werk eines glücklichen Zufalls. Der doppelte Gesichtspunkt aber ist in der Poesie kein geringerer Fehler als in der Perspektiv.

3. Wenn endlich die beiden Teile des Sinngedichts zugleich, dem Denkmale und der Aufschrift zugleich, entsprechen sollen, so wird auch das Verhältnis, welches sich zwischen jenen befindet, dem Verhältnisse entsprechen müssen, welches diese unter sich haben. Ich will sagen: So wie ich bei Erblickung eines Denkmals zwar

*) Seite 403.

nicht den Inhalt der Aufschrift, wohl aber den Ton derselben aus dem Denkmale erraten kann; wie ich kühnlich vermuten darf, daß ein Denkmal, welches traurige Ideen erregt, nicht eine lustige oder lächerliche Aufschrift führen werde, oder umgekehrt: ebenso muß auch die Erwartung des Sinngedichts mich zwar nicht den eigentlichen Gedanken des Aufschlusses, aber doch die Farbe desselben voraussehen lassen, so daß mir am Ende kein widriger Kontrast zwischen beiden Teilen auffällt. Mich dünkt, gegen diese Regel verstößt folgendes Sinngedicht des Martials auf den Tod der Erotion, eines kleinen liebenswürdigen Mädchens, der Tochter eines seiner Leibeigenen, deren Verlust ihm so nahe ging.*)

In Paetum.

Puella senibus dulcior mihi cycnis,
Agna Galesi mollior Phalantini,
Concha Lucrini delicatior stagni:
Cui nec lapillos praeferas Erythraeos,
Nec modo politum pecudis Indicae dentem
Nivesque primas liliumque non tactum;
Quae crine vicit Baetici gregis vellus
Rhenique nodos aureamque nitellam;
Fragravit ore quod rosarium Paesti,
Quod Atticarum prima mella cerarum,
Quod succinorum rapta de manu gleba:
Cui comparatus indecens erat pavo,
Inamabilis sciurus et frequens phoenix:
Adhuc recenti tepet Erotion busto,
Quam pessimorum lex avara fatorum
Sexta peregit hieme, nec tamen tota;

*) Lib. 5, ep. 28.

12 ff. An Pätus. (Hinkjamben.)

Ein Mädchen, süßer mir als alle Schwan-Greise,
Und zarter als das Lämmlein an Tarents Strome
Und feiner noch als des Lucriner Sees Muschel,
Das röter als Korallen an dem Meerufer
Und weißer war als Indiens Elefantzähne,
Als erster Schnee, als Lilien und auch unschuld'ger,
Und dessen Haar das Vlies der Bäticaherde
Weit übertraf und auch der Deutschen Haarröte,
Aus dessen Munde Pästums Rosenbeet hauchte
Wie erster Honig süß von Attikas Landschaft,
Und duftend so wie ein geriebnes Stück Bernstein:
Mit dem verglichen, farblos war des Pfaus Schimmer,
Gemein der Phönix, täppisch selbst das Eichhörnchen.
Noch ist Erotion nicht kalt im Grabmale,
Die das Gesetz des unentrinnbaren Schicksals
Noch vor vollbrachtem sechsten Winter hinraffte;

Nostros amores gaudiumque lususque.
Et esse tristem me meus vetat Paetus:
Pectusque pulsans, pariter et comam vellens,
Deflere non te vernulae pudet mortem?
Ego conjugem, inquit, extuli, et tamen vivo,
Notam, superbam, nobilem, locupletem.
Quid esse nostro fortius potest Paeto?
Ducenties accepit, et tamen vivit.

Dieses Sinngedicht fängt mit so sanften Empfindungen an; es nimmt mich für den weichherzigen Dichter, der sich um ein kleines unschuldiges Ding so sehr betrübt, so herzlich ein; ich fühle mich zu Mitleid und Melancholie so sehr gestimmet, daß ich mich nach ganz etwas anderm als einem hämischen Zuge gegen einen guten Bekannten sehne. Betrübnis macht sonst so gutdenkend, und boshafter Witz verstummet sonst so leicht bei einem bekümmerten Herzen!

Ich rechne aber zu dergleichen Kontraste nicht jeden plötzlichen, unerwarteten Sprung von Groß auf Klein oder von Schwarz auf Weiß, den die bloße Einbildung thun muß. Ein solcher Sprung kann allerdings angenehm sein und wenigstens den Mund in Falten ziehen, wenn nur unsere Empfindung nicht besondern Teil daran nimmt. So wie etwa dieser beim Scarron:

Superbes Monuments de l'orgueil des Humains,
Pyramides, Tombeaux, dont la vaine structure
A témoigné que l'Art, par l'adresse des mains,
Et l'assidu travail, peut vaincre la Nature!
Vieux Palais ruinés, Chef d'oeuvres des Romains,
Et les derniers efforts de leur Architecture,
Colisée, où souvent ces Peuples inhumains,
De s'entr'assassiner se donnoient tablature!
Par l'injure des ans vous êtes abolis,
Ou du moins la plupart vous êtes démolis!
Il n'est point de ciment que le tems ne dissoude.

Sie, meine einz'ge Freude, sie, mein Herzliebchen
Und gleichwohl heißt mich dieser Pätus nicht trauern
Und spricht: du schämst dich nicht mit an die Brust Schlagen
Zu klagen um das Ende deiner Leibeignen?
Sieh mich an! ich begrub die Frau, und doch leb' ich,
Die schöne reiche, allbekannte, vornehme.
Was mag wohl tapfrer sein als unser Freund Pätus?
Er lebt, und doch ist sein Verlust so viel größer.

21. Paul Scarron (1610—1660), der erste Mann der Frau von Maintenon. Vgl. seine Oeuvres, Lyon 1729, I, S. 375. Vgl. IV, 1, S. 75, Z. 20; S. 186, Z. 5 ff.

Si vos Marbres si durs ont senti son pouvoir,
Dois-je trouver mauvais qu'un méchant Pourpoint noir,
Qui m'a duré deux ans, soit percé par le coude?

Der Posse thut seine Wirkung. Gleichwohl ist auch hier der Sprung nicht völlig unvorbereitet. In der pompösen Erwartung mangelt es nicht ganz an burlesken Ausdrücken, durch die wir unmerklich auf ihn ansetzen: und mag er doch geraten, wie er will, wir sollen ja nur lachen.

Ich könnte hier anführen, daß das Original dieses Scarronschen Sinngedichts oder Sonetts das Epigramm eines alten unbekannten Dichters zu sein scheine, welches Barth zuerst bekannt gemacht hat, und das noch lächerlicher ausfällt, wenn es anders wahr ist, was Cicero irgendwo anmerkt, daß das Obscöne das Lächerliche vermehre. Denn anstatt der durchgestoßnen Weste — Doch wer Lust hat, kann es bei dem Barth selbst nachsehen.*) Es ist vielmehr Zeit, daß ich dergleichen Sinngedichte überhaupt, in welchen der Leser seine Erwartung nicht ohne Vergnügen vielmehr getäuscht als erfüllet sieht, von einer allgemeinen Seite betrachte.

4.

Einige Leser dürften bei allem, was ich bisher von dem Sinngedicht gesagt habe, noch immer das Beste vermissen. Sie kennen es als das Sinnreichste von allen kleinen Gedichten, als eine witzige Schnurre wohl nur, und doch ist des Witzes von mir noch kaum gedacht worden, geschweige, daß ich die verschiednen Quellen des Sinnreichen anzugeben gesucht hätte. Ich habe die ganze Kraft, die ganze Schönheit des Epigramms in die erregte Erwartung und in die Befriedigung dieser Erwartung gesetzt, ohne mich weiter einzulassen, durch welche Art von Gedanken und Einfällen solche Befriedigung am besten geschehe. Was die lateinischen Kunstrichter acumina und die französischen pointes nennen, habe ich weder erfordert, noch bisher verworfen.

*) *Advers.* Lib. XXVI, c. 11.

9ff. Ich könnte ... gemacht hat, Redlich bemerkt (Hempels Ausg. XIX, S. 660): „Scarrons Original ist nicht das lateinische Epigramm, sondern das Soneto burlesco von Lope de Vega, welches anfängt: Soberbias torres, altos edificios. Vgl. M. Bernays, Zur Entstehungsgeschichte des Schlegelschen Shakespeare, Lpz. 1872, S. 40, A. 42." Vgl. „Über ein Epigramm des Scarron" im „Philologischen Nachlaß" (Bd. XIII). — 11. Caspar von Barths (1587—1658) „Adversariorum commentariorum libri LX", Francof. 1648. — 13. irgendwo, vgl. unten S. 411, Z. 6 f.

Wenn indes unter diesen Worten nichts anders verstanden werden soll als derjenige Gedanke, um dessen willen die Erwartung erregt wird, der also natürlicher Weise nach der Erwartung am Ende des Ganzen stehen muß und sich von allen übrigen Gedanken, als die nur seinetwegen da sind, nicht anders als auszeichnen kann: so ist es wohl klar, daß das Sinngedicht ohne dergleichen acumen oder pointe schlechterdings nicht sein kann. Es bleibt vielmehr, dieses acumen, das wahre allgemeine Kennzeichen desselben, und man hat recht, allen kleinen Gedichten, denen es mangelt, den Namen des Sinngedichts zu versagen, wenn sie auch sonst noch so viel Schönheiten haben, die man ihnen auf keine Weise darum zugleich streitig macht.

Wenn hingegen unter acumen oder pointe man etwas meinet, was bloß das Werk des Witzes ist; mehr ein Gedankenspiel als einen Gedanken; einen Einfall, dessen Anzügliches größtenteils von der Wahl oder Stellung der Worte entstehet, in welchen er ausgedrückt ist; oder von dem wohl gar nichts Gesundes übrig bleibt, sobald man diese Worte ändert oder versetzt: so ist die Frage, ob das Sinngedicht notwendig eine dergleichen pointe haben müsse, der Frage vollkommen gleich, ob man besser thue, seine Schulden in guter oder in falscher Münze zu bezahlen.

Denn so wie es nur der Mangel an guter Münze ist, welcher falsche Münzen zu prägen verleitet, ebenso ist es nur die Schwierigkeit, jede erregte Erwartung immer mit einem neuen und doch wahren, mit einem scharfsinnigen und doch ungekünstelten Aufschlusse zu befriedigen, — nur diese Schwierigkeit, sag' ich, ist es, welche nach Mitteln umzuschauen verführet, durch die wir jene Befriedigung geleistet zu haben wenigstens scheinen können.

Glücklich, wenn man unter diesen Mitteln nur noch die erträglichsten zu wählen verstehet! Denn es giebt in der That auch hier paduanische Münzen, die zwar falsche, aber doch von so schönem und dem wahren so nahe kommenden Stempel sind, daß sie gar wohl aufbehalten zu werden verdienen. Ja, es giebt noch andere, deren innerer Wert nur wenig geringer ist als der ächten, so daß der Münzer wenig mehr als den Schlageschatz dabei gewinnen konnte.

31. paduanische Münzen; der Stempelschneider Giovanni Cavino (1499—1570) aus Padua und Alessandro Bassiano fälschten viele griechische und römische Münzen, die daher häufig Paduaner genannt wurden. — 32. schönem und ... kommenden, vgl. VIII, S. 448, Z. 20: von diesem und jenen.

Besonders möchte ich mit dergleichen weder ganz falschen, noch ganz ächten Münzen, die, wenn sie schon nicht im Handel und Wandel gelten können, doch immer schöne Spielmarken abgeben, zwei Gattungen von Sinngedichten vergleichen, die, ohne zu den vollkommnen zu gehören, doch von je her, auch unter Leuten von Geschmack, ihre Liebhaber gefunden haben und so noch ferner finden werden. Unter der ersten Gattung verstehe ich die, welche uns mit ihrer Erwartung hintergehen, und unter der andern die, deren Aufschluß in einer Zweideutigkeit bestehet. — Von jeder ein Wort.

1. Das Neue ist, eben weil es neu ist, dasjenige, was am meisten überrascht. Ob nun gleich dieses Überraschende nicht das Einzige sein muß, wodurch das Neue gefällt, so ist es doch unstreitig, daß schon die bloße Überraschung angenehm ist. Wenn es denn aber nur selten in des Dichters Vermögen stehet, seinen Leser mit einem wirklich neuen Aufschlusse zu überraschen, wer kann es ihm verdenken, wenn er seinem gemeinen Einfalle eine solche Wendung zn geben sucht, daß er wenigstens diese Eigenschaft des Neuen, das Überraschende, dadurch erhält? Und dieses kann nicht anders geschehen als durch eine Art von Betrug. Weil er dem Leser nichts geben kann, was dieser auf keine Weise voraussehen könnte, so verführt er ihn, etwas ganz anders vorauszusehen, als er ihm endlich giebt. Er hebt z. E. von hohen Dingen an und endet mit einer Nichtswürdigkeit; er scheinet loben zu wollen, und das Lob läuft auf einen Tadel hinaus; er scheinet tadeln zu wollen, und der Tadel verkehrt sich in ein feines Lob. Doch so ganz einander entgegengesetzt brauchen die Dinge auch nicht einmal zu sein: genug, wenn der Blick des Lesers auch nur gerade vorbeischießt. Ein einziges Exempel aus dem Martial sei statt aller.*)

In Sanctram.

Nihil est miserius nec gulosius Sanctra.
Rectam vocatus cum cucurrit ad coenam,
Quam tot diebus noctibusque captavit,
Ter poscit apri glandulas, quater lumbum

*) Lib. VII, ep. 19.

31ff. Auf den Sanctra. (Hinkjamben.)
Nichts Kläglichers, Gefräßigers, als Freund Sanctra.
Kommt er, geladen, zum willkommnen Gastmahle,
Wonach er soviel Tag' und Nächte sich sehnte,
Verlangt er dreimal Lende, Wildeschweinshoden,

Et utramque coxam leporis et duos armos:
Nec erubescit pejerare de turdo
Et ostreorum rapere lividos cirros.
Buccis placentae sordidam linit mappam.
Illic et uvae collocantur ollares
Et Punicorum pauca grana malorum
Et excavatae pellis indecens vulvae
Et lippa ficus debilisque boletus.
Sed mappa cum jam mille rumpitur furtis,
Rosos tepenti spondylos sinu condit
Et devorato capite turturem truncum.
Colligere longa turpe nec putat dextra
Analecta, quicquid et canes reliquerunt,
Nec esculenta sufficit gulae praeda,
Misto lagenam replet ad pedes vino.
Haec per ducentas cum domum tulit scalas,
Seque obserata clusit anxius cella,
Gulosus ille postero die — vendit.

Bis auf das allerletzte Wort erwarten wir noch immer ganz etwas anders, als wir finden. Noch immer denken wir uns den Sanctra als einen leckern Fresser, der nie genug hat: auf einmal wendet sich die Medaille, und wir finden, daß der leckere Fresser ein armer Teufel ist, der nicht darum die schmutzigsten Brocken so gierig zusammenraffte, um noch eine Mahlzeit davon zu halten, sondern um sie zu verkaufen und sich andere Bedürfnisse des Lebens dafür anzuschaffen. Denn daß dieses schon gewissermaßen in dem Worte miserius des ersten Verses stecke, das hatten wir längst wieder vergessen, wenn wir es auch ja hätten merken können. — Wie häufig die Epigrammatisten aller Zeiten und Völker aus dieser

Vom Hasen beide Schenkel und die Bruststücke,
Um eine Wachtel würd' er gerne meineidig,
Und rafft die Austernbärte, die schon blau sehen.
Die Kuchenbissen deckt er mit dem Tischtuche,
Auch finden Platz dort harte Topftrauben
Und einige Körner punischer Granatäpfel,
Die Haut von einem ausgehöhlten Schweinsziemer
Samt einer welken Feige, einem Pilzschwamm.
Wenn nun das Tischtuch reißt von seinen Diebstählen,
Schiebt er benagte Knochen in die Rockfalte,
Samt einer Taube, der ein Teil des Rumpfs fehlet.
Auch hält er nicht für Raub die vielen Brosamen
Zu sammeln, die die Hunde ihm zurückließen.
Und doch genügt der Kehle nicht das Eßbare,
Er füllt ein Fläschchen unvermerkt mit Mischweine.
Hat er nun glücklich eingeheimst das Kostbare,
Wie ängstlich er sich dann im Zimmer einriegelt!
Und Tags darauf — verkauft er's! O des Vielfraßes!

Quelle geschöpft haben, darf ich nicht erst sagen. Ich will sie aber darum doch nicht mit meinen, sondern lieber mit den Worten des Cicero empfehlen:*) „Scitis esse notissimum ridiculi genus, cum aliud expectamus, aliud dicitur. Hic nobismet ipsis noster error risum movet.“

2. Cicero setzt hinzu: „Quod si admixtum est etiam ambiguum, fit salsius.“ Und das wäre die zweite Gattung. Denn es ist allerdings eine wichtige Erfordernis des Zweideutigen, daß es so wenig als möglich vorher gesehen werde. Was aber die Zweideutigkeit überhaupt sei, brauche ich nicht zu erklären, ebenso wenig, als ich nötig habe, Beispiele davon anzuführen. Aber gut ist es, gewisse allzu ekle Richter von Zeit zu Zeit zu erinnern, daß sie uns doch lieber das Lachen nicht so schwer und selten machen wollen. Zwar auch das heißt ihnen schon zu viel zugegeben; die Zweideutigkeit ist nicht bloß gut zum Lachen, zum bloßen risu diducere rictum, sie kann sehr oft die Seele des feinsten Scherzes sein und dem Ernste selbst Anmut erteilen. „Ex ambiguo dicta,“ sagt ebenfalls Cicero, „vel argutissima putantur, sed non semper in joco, saepe etiam in gravitate versantur.“ Denn wenn die Zweideutigkeit etwas mehr als ein kahles Wortspiel ist, so ist von dem doppelten Sinne, den sie hat, der eine wenigstens wahr, und der andere, wenn er falsch ist, diente bloß zum Übergange auf jenen. Und was dienet uns in der Folge unserer Ideen nicht alles, um von einer auf die andere überzugehen! Wir lassen uns von der Ähnlichkeit der Worte wohl in wichtigen Dingen leiten und wollten bei einem Scherze nicht damit vorlieb nehmen? — Doch was läßt sich hiervon sagen, was nicht schon hundertmal gesagt wäre? —

Ich schließe also diese allgemeinen Anmerkungen über das Epigramm, und da ich einmal in Anführung des Cicero bin, so schließe ich sie mit einer Stelle aus ihm, die ihnen statt eines Passes bei denjenigen Lesern dienen kann, welche dergleichen Unter-

*) *De Oratore*, lib. II, c. 63. [Ihr wißt, daß es eine sehr bekannte Art des Lächerlichen ist, wenn wir etwas anders erwarten, als später gesagt wird. Dann erregt unser Irrtum uns selbst Gelächter.]

6f. Quod ... salsius, wenn eine Zweideutigkeit darein gemengt wird, so wird er witziger. — 16. risu diducere rictum, den Rachen verziehen zum Lachen (aus Horaz' Satiren I, 10, V. 7). — 17ff. Ex ambiguo dicta ... versantur, Zweideutigkeiten werden sogar für sehr witzig gehalten, aber sie finden sich nicht immer beim Scherz, oft auch beim Ernst.

suchungen über Werke des Witzes insgesamt nicht lieben und ihnen kühnlich allen Nutzen absprechen, weil sie einen insbesondere nicht haben können.*) „Ego in his praeceptis hanc vim et hanc utilitatem esse arbitror, non ut ad reperiendum, quid dicamus, arte ducamur, sed ut ea, quae natura, quae studio, quae exercitatione consequimur, aut recta esse confidamus, aut prava intelligamus, cum, quo referenda sint, didicerimus.“

*) L. c. cap. 57. — [Ich meinerseits finde in diesen Vorschriften diese Bedeutung und diesen Nutzen, nicht daß wir künstlich angeleitet werden, aufzufinden, was wir sagen sollen, sondern zuversichtlich glauben, das, was wir durch Natur, durch Fleiß, durch Übung erreichen, sei richtig, oder es für falsch erkennen, wenn wir gelernt haben, wohin es einschlägt.]

II.

Catull.

1.

Es kommen unter den kleinern Gedichten des Catulls allerdings verschiedene vor, welche den völligen Gang des Sinngedichts haben.

Allein darum alle seine kleinern Gedichte zu Epigrammen zu machen, da er selbst diesen Namen ihnen nicht gegeben; von ihnen ohne Unterschied eine besondere Gattung des Epigramms zu abstrahieren und es als ein Problem aufzuwerfen, ob diese Catullische, wie man sie nennet, feinere Gattung der Martialischen spitzfindigen Gattung nicht weit vorzuziehen sei: das ist mir immer sehr sonderbar vorgekommen.

Die allermeisten von den kürzern Gedichten des Catulls haben schlechterdings mit dem Sinngedichte nichts gemein als die Kürze. Es sind kleine giftige oder obscöne Tiraden, die weder Erwartung erwecken, noch Erwartung befriedigen; die mehr, um gegenwärtige dringende Empfindungen zu äußern, hingeworfen, als mit Absicht auf eine besondere Dichtungsart ausgearbeitet sind. Wer z. E. ein „Salve, nec minimo puella naso",*) ein „Disertissime Romuli nepotum",**) ein „Caeli, Lesbia nostra, Lesbia illa",***) für Sinngedichte halten kann, der muß Lust haben, selbst auf die wohlfeilste Art ein epigrammatischer Dichter werden zu wollen. Sogar sind die nie genug gepriesenen kleinen Stücke, dergleichen

*) Carmen 44.
**) Carmen 50.
***) Carmen 59.

„Ad Phasellum, de passere mortuo Lesbiae“ und andere, die so unzähligmal nachgeahmet und übersetzt worden, dennoch nichts weniger als Sinngedichte. Aber ich gebe es zu, daß sie etwas Besseres sind, und ich wüßte gar nicht, warum z. E. letzteres, auf den toten Sperling seiner Lesbia, welches jetzt unter uns durch eine vortreffliche Übersetzung und durch eine ebenso glückliche Nachahmung in aller Munde ist, ein Epigramm heißen müßte, da es die schönste Naenia ihrer Art ist, die uns aus dem Altertume übrig geblieben.

Wenn aber dem ohngeachtet sich Martial nach dem Catull soll gebildet haben; wenn er selbst ihn für seinen einzigen Meister erkennet:*) so ist dieses entweder nur von dem naiven Ausdrucke und andern allgemeinen Eigenschaften des Dichters oder doch nur von der geringsten Anzahl der kleinern Catullischen Gedichte zu verstehen, von welchen es allein möglich war, daß Martial sein Ideal des Sinngedichts abstrahieret haben konnte. Von solchen z. E.**)

De Lesbia.

Lesbia mi dicit semper male nec tacet unquam
De me: Lesbia me, dispeream, nisi amat!
Quo signo? quasi non totidem mox deprecor illi
Assidue: verum dispeream, nisi amo!

*) Lib. X, ep. 78.

Sic inter veteres legar poetas
Nec multos mihi praeferas priores,
Uno sed tibi sim minor Catullo.

**) Carmen 92, 95 et 105.

5. auf den toten Sperling, beide sind von Ramler. Die Übersetzung steht in seiner Bearbeitung des Batteux; die Nachahmung ist die Nänie auf den Tod einer Wachtel, zuerst in der Hamb. Neuen Zeitung 1770, St. 171 vom 26. Oktober, dann im Gött. Musenalmanach 1771, S. 88 veröffentlicht und im Almanach der deutschen Musen 1771, S. 46 verstümmelt abgedruckt. (Poet. Werke, Berlin 1825, 1, S. 19.) Anmerkung Redlichs. — 8. Naenia, Totenklage. Vgl. Schillers Gedicht „Nänie“. — 16 ff.

Von der Lesbia. (Von Lessing nachgeahmt I, S. 153, Nr. 132.)

Lesbia schmähet immer und niemals hält sie das Mäulchen;
Lesbia, strafe mich Gott! Lesbia liebet mich noch.
„Woran erkennst du das?“ Als wenn ich nicht ebenso oft ihr
Abgebeten! bei Gott! Lesbien liebe ich noch.

— 24 ff. (Hendekasyllaben.)

So soll unter den Dichtern man mich lesen
Und nicht viele der frühern mir vergleichen,
Nur den einen Catull für höher achten.

Ad Calvum de Quintilia.

Si quicquam mutis gratum acceptumve sepulchris
Accidere a nostro, Calve, dolore potest,
Quo desiderio veteres renovamus amores
Atque olim missas flemus amicitias:
Certe non tanto mors immatura dolori est
Quintiliae, quantum gaudet amore tuo.

De puero et praecone.

Cum puero bello praeconem qui videt esse,
Quid credat, nisi se vendere discupere?

Denn wer erkennet in diesen nicht die völlige Einrichtung des Martials? Und nur auf diese, wie es der Rhetor nennen würde, enthymematische Einrichtung kömmt es an, ob etwas ein Sinngedicht heißen kann, nicht aber auf die bloße Spitze des Schlusses, die bald mehr, bald weniger zugeschliffen sein kann, so wie sie es auch wirklich bei dem Martial selbst ist.

2.

Ich getraute mir, wegen dieses Urteils über die kleinern Gedichte des Catulls mit einem Naugerius selbst fertig zu werden. Denn so ein großer Verehrer des Catulls Naugerius auch immer mag gewesen sein, so ist doch gewiß, daß er den Martial ebenso wenig wegen der Unzüchtigkeit, als wegen der ihm eigentümlichen Einrichtung des Sinngedichts jährlich verbrannt hat. Jenes möchte uns Toscanus lieber bereden; aber wen hätte Naugerius sodann dem unzüchtigen Martial vorgezogen? Einen noch unzüchtigern Catull. Dieses hingegen kann darum nicht sein, weil wirklich die eigenen Epigramme des Naugerius in ihrer Einrichtung

1 ff. An den Calvus über die Quintilia.

Kann wohl dem stummen Grab noch etwas Liebes geschehen,
Wenn wir, o Calvus, ihm unsere Klagen vertrau'n.
(Denn dies wünschend, erneu'n wir der früheren Liebe Gedächtnis,
Rufen den toten Freund in die Erinn'rung zurück):
Sicherlich schmerzt Quintilia dann so sehr nicht ihr früher
Tod, als sie es erfreut, wie du, mein Calvus, sie liebst.

Auf einen Knaben und einen Herold.

Siehe den hübschen Knaben! und neben ihm stehet ein Herold.
Sollte man meinen doch, er biete sich selbst zum Verkauf.

— 20. Naugerius, vgl. Goethe, Weimarer Ausg. I, 1, S. 467, Nr. 8. — 24. Johannes Matthäus Toscanus veröffentlichte Paris 1578 eine Sammlung von 200 kurzen poetischen Charakteristiken seiner gelehrten Landsleute unter dem Titel „Peplus Italiae". Darin heißt Naugerius S. 44: „Martialis lascivi petulantiam perosus". Anmerkung Redlichs.

den Epigrammen des Martial weit näher kommen als den kleinen Gedichten des Catulls; welches bereits Vavassor und noch ein Gelehrter,*) obschon nur an dem einzigen auf die Bildsäule des Pythagoras, das ich oben angeführt habe, nicht ohne Verwunderung bemerkten. Aber warum diese Verwunderung? Es war dem Naugerius, wie gesagt, weder um die Sittlichkeit, noch um eine gewisse Einfalt, die sich mit dem zugespitzten Witze nicht wohl verträgt, zu thun; welches auch daher schon erhellet, weil er, nach dem Riccius,**) die Priapeia allen andern Epigrammen dieser Art weit vorgezogen. Sondern er sahe lediglich auf die Sprache, die sich in dem Martial viel zu weit von der Reinigkeit und dem vollen männlichen Gange des Ciceronischen Zeitalters entferne. Wir wissen, was für ein Eiferer für die Sprache dieses Zeitalters er war, er, dem Politian und Erasmus viel zu barbarisch schrieben. Wenn er also ja die zugespitzten Schlußfälle des Martials zugleich mit verwarf, so geschahe es doch gewiß nur in so weit, als eben sie es sind, die von jener Lauterkeit sich zu entfernen und jenem reichen Flusse von Worten zu entsagen am ersten verleiten. Denn die nämlichen Schlußfälle, sobald sie nur einer altrömischern Diktion fähig waren, mißfielen ihm gar nicht. Man sehe das zwölfte, das siebzehnte, das zweiundvierzigste seiner Gedichte in der Ausgabe der Vulpii. Das letztere ist auf sein eigenes Bildnis, in welchem ihm der Maler einen Harnisch angelegt hatte, und schließt:

— Non quod sim pugna versatus in ulla,
Haec humeris pictor induit arma meis.
Verum, hoc quod bello, hoc patriae quod tempore iniquo,
Ferre vel imbellem quemlibet arma decet.

Was kann mehr in dem Geschmacke des Martial sein als dieser Schluß? Nur freilich, daß ihn Martial vielleicht mehr zusammengepresset und anstatt in vier Zeilen nur in zweien würde gesagt

*) *Remarques sur les Réflexions du P. Rapin*, p. 699. Op. Vavassoris. — *Observationes miscellaneae in Auctores v. et n.* Vol. II, T. II, p. 208.
**) *Barthol. Riccius, De Imitatione*, lib. I. — Bartolomeo Ricci (1480—1569); seine Werke hat Emaldi, Padua 1748, herausgegeben.

14. Politian, vgl. oben S. 388, Z. 28. — 22. Johann Anton und Cajetan Vulpius, welche Naugerii Opera omnia herausgaben (Padua, 1718). — 25 ff.

— Nicht als wär' ich in einer Schlacht schon gewesen,
Legte der Maler, wißt! solcherlei Rüstung mir an.
Aber in diesem Krieg, in diesen barbarischen Zeiten
Ziemt sich's, gerüstet zu gehn, auch für den friedlichen Mann.

haben. Denn die letzte ohne eine Zeile, das Latein mag so gut sein, als es will, ist doch wahrlich sehr prosaisch.

Vielleicht dürfte es auch überhaupt nicht wahr sein, daß Naugerius ein so besonderer Verehrer des Catulls gewesen. Denn Paul Jovius erzählt zwar, daß er alle Jahre an einem gewissen den Musen geheiligten Tage eine Anzahl Exemplare vom Martial dem Vulkan geopfert, das ist, verbrannt habe. Aber es ist, wie bekannt, ein eigenmächtiger Zusatz des Famianus Strada, daß diese Verbrennung dem Catull zu Ehren geschehen sei. Naugerius zeigt sich in seinen Gedichten selbst auch nur als einen sehr entfernten Nachahmer des Catulls: er ist bei weitem kein Cotta, der um eben diese Zeit seinen Landsmann mit allen den offenbarsten Fehlern nachahmte und besonders in der Rauhigkeit des Catullischen Pentameters eine Schönheit suchte, die nur für ganz eigene Ohren sein kann. Zwar wenn Cotta dieses in dem Geiste that, in welchem es schon zu der Zeit des jüngern Plinius geschah, so habe ich nichts dagegen. Denn schon damals bediente man sich zu Rom der Schreibart des Catulls, so wie jetzt französische Dichter sich der Schreibart ihres Marots dann und wann bedienen. Nicht als ob diese Schreibart noch jetzt die reinste und richtigste und beste wäre, sondern bloß, weil ihre veralteten Ausdrücke und Wendungen zum Teil kürzer und kräftiger sind, überhaupt aber Nachlässigkeiten erlauben, die der Dichter in der jetzt üblichen Sprache auf keine Weise wagen dürfte. „Facit versus,“ schreibt Plinius von dem Pompejus Saturninus,*) „quales Catullus aut Calvus. Quantum illis leporis, dulcedinis, amaritudinis, amoris inserit! sane, sed data opera molliusculos, leviusculosque, duriusculos quosdam, et hoc, quasi Catullus aut Calvus. Mich dünkt, es ist kein Wunder, daß uns von diesen Versen des Saturninus nichts übrig geblieben; wer sich nicht in der Sprache

*) Ep. 16, Lib. I.

1. letzte ohne eine, vorletzte. Vgl. VI, S. 288, Z. 7. — 5. Der Historiker Paul Jovius (1483—1552) in seinen „Elogia virorum literis illustrium“, LXXVIII, p. 180 ff. Vgl. Kästners Werke I, S. 5. Gottsched, kritische Dichtkunst, 3. Aufl., S. 615. — 8. Der Jesuit Famianus Strada (1572—1649) in seinen „Prolusiones academicae“ II, 5, p. 334 f. — 11. Johannes Cotta aus Legnago (1479—1506), Verfasser sehr lasciver Epigramme, die in verschiedenen Sammlungen und hinter Fracastors Gedichten, Padua 1718, gedruckt sind. — 19. Clément Marot (1495—1544), Sohn des Dichters Jean Marot. Nach ihm ist der „stile Marotique“ benannt. Vgl. Batteux, übersetzt von Ramler III, S. 190. — 24 ff. Facit versus ... aut Calvus, er macht Verse wie Catull oder Calvus. Wieviel Witz, Süßigkeit, Bitterkeit, Liebe legt er hinein! Freilich, aber absichtlich etwas zu weichliche, leichte, harte, auch dies in Nachahmung des Catull oder Calvus.

seines eigenen Zeitalters auf die Nachwelt zu kommen getrauet, nimmt vergebens zu einer ältern seine Zuflucht. Die Nachwelt hat genug zu thun, wenn sie auch nur die Muster in jeder Gattung aufheben soll; und es ist nichts mehr als Verdienst, daß der originale Martial vor dem vollkommensten Nachahmer des Catulls auf uns gekommen ist, wenn es auch schon wahr wäre, daß Catull selbst dem Martial unendlich vorzuziehen sei.

3.

Ich ergreife diese Gelegenheit, eine kleine Entdeckung an den Mann zu bringen, die ich einst über den ersten Wiederauffinder des Catulls gemacht zu haben glaubte, und von deren Ungrunde ich auch jetzt nicht so völlig überzeugt bin, daß ich sie nicht wenigstens für geschickt hielte, eine glücklichere einleiten zu können.

Es ist nicht eigentlich bekannt, wer es gewesen, der bei allmählicher Herstellung der schönen Wissenschaften in dem fünfzehnten Jahrhunderte unsern Dichter wieder zuerst an das Licht gebracht hat. Aber es giebt ein Epigramm in ziemlich barbarischem Lateine und ebenso rätselhaften Ausdrücken, das bestimmt gewesen, uns das Andenken dieses Mannes und die nähern Umstände seines glücklichen Fundes aufzubehalten. Dasselbe stehet vor mehr als einer der neuern Handschriften des Catulls, die von dem ersten wieder aufgefundenen Manuskripte genommen zu sein scheinen. Der jüngere Scaliger machte es zu Anfange seines Kommentars über den Dichter bekannt, wo es so lautet:

Ad patriam redeo longis a finibus exul.
  Causa mei reditus compatriota fuit.
Scilicet a Calamis tribuit cui Francia nomen,
  Quique notat cursum praetereuntis iter.
Quo licet ingenio vestrum revocate Catullum,
  Quoius sub modio clausa papyrus erat.

So viel versteht man gleich, daß das Buch selbst oder vielmehr der Dichter selbst redend eingeführet wird, um uns zu sagen, durch wen und von wannen er aus dem Elende wieder in sein Vaterland zurückgekommen sei. Auch dieses ergiebt sich sogleich, daß solches durch einen Landsmann von ihm, durch einen Veroneser also, und aus einer sehr entfernten Gegend geschehen sei.

25 ff. Verfasser des rätselhaften Epigramms ist Benvenuto Campesani, um 1323.

Wenn nun Scaliger bloß hätte vermuten wollen, daß diese entfernte Gegend vielleicht Frankreich gewesen sei, so möchte es hingehen. Allein er behauptet geradezu, daß sie es wirklich gewesen, und will damit nichts mehr behaupten, als ausdrücklich in dem Epigramme selbst stehe. „In Galliis se eum reperisse ille ipse, qui publicavit, epigrammate testatus est.“ Gleichwohl ist es offenbar, daß die ersten zwei Zeilen dieses nicht besagen, und daß unter dem „longis a finibus“ ebensowohl Deutschland und jedes andere Land verstanden werden kann als Frankreich. Zwar wird Frankreichs in der dritten Zeile gedacht, aber im geringsten nicht, um damit das Land anzugeben, wo zeither Catull im Staube und in der Dunkelheit gelegen, sondern bloß, um aus der Sprache dieses Landes ein Merkmal anzugeben, aus welchem wir den Namen des Finders erraten sollen. Denn die Worte „Scilicet a Calamis tribuit cui Francia nomen“ können unmöglich etwas anders heißen, als daß der Name dieses Finders, dieses Kompatrioten des Catulls, dieses Veronesers also, auf welchen nur allein das cui sich beziehen kann, in der französischen Sprache a calamis hergenommen sei. Folgt aber hieraus, daß er sich darum notwendig auch auf französischem Grunde und Boden müsse befunden haben, als er seinen Fund that? Möglich kann es sein, nur aus diesen Worten fließt es nicht schlechterdings.

Es war sonach dem Laurentius Pignorius, als er einmal seine Empfindlichkeit darüber äußern wollte, daß man in Frankreich behaupte, Italien sei diesem Lande bei Wiederherstellung der schönen Litteratur sehr vieles schuldig, nicht zu verdenken, daß er unter andern auch dem Scaliger die in Frankreich geschehene Wiederentdeckung des Catulls durchaus nicht einräumen wollte.*) Er merkte an, daß das nämliche Epigramm sich bereits auf einer alten gedruckten Ausgabe des Catulls befinde, wo es dem Guarinus zugeeignet werde. Aber er sagt nicht, welchem Guarinus, und giebt auch diese alte Ausgabe selbst nicht näher an. Woher es also Herr Hamberger hat, daß Baptista Guarinus zu verstehen sei, kann ich nicht wissen. Nur so viel weiß ich, daß sich Herr Hamberger irret, wenn er diesen Baptista Guarinus selbst zu dem Wiederauffinder des Catulls macht.**) Dieses hat

*) *Symbolarum epistolicarum* XVI, p. 54. Patavii 1628. 8vo. — [Laurentius Pignorius aus Padua (1571—1631).]

**) Zuverlässige Nachr., T. I, S. 470: „Was noch vorhanden ist (vom Catull nämlich), hat Baptista Guarinus aus Verona in Frankreich zuerst gefunden.“ — [Georg Christoph

Pignorius auch gar nicht sagen wollen, als der bloß meldet, daß das Epigramm vom Guarinus sei, nicht aber, daß es auch zugleich von ihm handele. Vielmehr unterscheidet er den Verfasser des Epigramms, den Guarinus, ausdrücklich von dem Kompatrioten und Erretter des Catulls, und der Fehler, den er dabei begeht, ist nur dieser, daß in eben der dritten Zeile, in welcher Scaliger zu viel sahe, er seines Teils zu wenig erkannte. Er behauptet nämlich, daß die Worte „a Calamis tribuit cui Francia nomen“ weiter nichts sagen sollten, als daß der Wiederauffinder Franciscus geheißen habe. Und das ist augenscheinlich falsch; denn er soll ja nicht seinen Namen von „Francia“ haben, sondern Francia soll ihm seinen Namen „a Calamis“ beigelegt haben. Indes muß ich auch nicht unterlassen, zur Entschuldigung des Pignorius anzuführen, daß er die ganze dritte Zeile anders interpunktiert gelesen als Scaliger. Nämlich so:

Scilicet a Calamis; tribuit cui Francia nomen.*)

Und so hat er ohne Zweifel das „a Calamis“ für die nähere namentliche Bestimmung des „longis a finibus“ in der ersten Zeile gehalten, wonach die Worte „tribuit cui Francia nomen“ für sich allein genommen, freilich nichts mehr sagen können, als er sie sagen läßt. Allein was wäre denn unter diesem „a Calamis“ für ein Land oder für ein Ort oder für ein Volk zu verstehen? Ich wüßte nicht, und sicherlich muß es Pignorius auch nicht gewußt haben, weil ja sonst der ganze Streit zwischen ihm und dem Scaliger auf einmal entschieden wäre.

Überhaupt sieht man wohl, daß weder Scaliger noch Pignorius es der Mühe wert gehalten, einer solchen Kleinigkeit auf den Grund zu gehen; denn sonst hätte es ihnen ja wohl nicht schwer sein können, die wahre Meinung zu erkennen und einen

Hamberger (1726—1773), der Begründer des von Meusel u. a. fortgesetzten „Gelehrten Deutschlands“. Vgl. XI. 1, S. 39, Z. 29. Er verwechselt, wie Redlich bemerkt, Vater und Sohn. Das fragliche Epigramm und die Auffindung der Catullhandschrift ist nämlich wohl dem Veronesen Guarino Guarini (1370—1460), aber nie seinem Sohne Baptista zugeschrieben. Hambergers Irrtum mag daher kommen, daß Baptista Guarini (gest. 1513) den Text des Catull emendiert hat, der wieder von dessen Sohn Alexander mit einem Kommentar versehen ist. Dieser Baptista ist wohl zu unterscheiden von seinem berühmten gleichnamigen Enkel (gest. 1612), dem Dichter des „Pastor fido“.]

*) Zwar steht bei ihm selbst das Semikolon nach „tribuit“, aber wohl nur durch einen Druckfehler. „Neque vero ille versus,

Scilicet a Calamis tribuit; cui Francia nomen,

aliam interpretationem recipit, quam a Francisco quodam repertum alicubi (et forte in horreo) codicem Catulli.“

Geschlechtsnamen ausfindig zu machen, der im Französischen sich wirklich „a calamis“ ableiten lasse. Angenommen nämlich, daß „a calamis“ so viel heißen soll als von Schreibfedern, welches es ohnstreitig heißen kann, und nun sich erinnert, daß Schreibfedern auf Französisch „plumes“ heißen: was ist leichter und natürlicher, als auf den Namen Plumatius zu verfallen? Aber, wird man fragen, giebt es denn einen solchen Geschlechtsnamen? Haben wirklich Männer ihn geführt, denen man es zutrauen könnte, daß sie die Entdecker des Catulls gewesen wären? Allerdings, und wenigstens lebte um eben diese Zeit, das ist in der letzten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts, ein berühmter Medikus Namens Bernardinus Plumatius, und was das sonderbarste ist, dieser Bernadinus Plumatius war auch wirklich ein geborner Veroneser.

Noch kenne ich ihn zwar nur aus dem Freher und Papadopoli*) und habe nie Gelegenheit gehabt, die Quelle, aus welcher diese ihre Nachricht von ihm geschöpft, selbst nachzusehen, ebenso wenig, als es mir gelingen wollen, eines von seinen Büchern, deren er verschiedene geschrieben und bekannt gemacht, habhaft zu werden. Ich kann also auch nicht sagen, ob in diesen oder in jener etwas vorkömmt, welches die Vermutung, daß er es wohl selbst sein könne, der den Catull wieder an den Tag gebracht, entweder bestärke oder vernichte. Soviel ich aber doch von ihm weiß, war er kein bloßer schlechter Medikus, sondern er galt zugleich für einen scharfsinnigen Philosophen und damals hatten die Philosophen in Italien schon ziemlich angefangen, sich mit den schönen Wissenschaften wieder auszusöhnen. Wenn er es aber auch nicht selbst war, der sich um den ersten Dichter seiner Vaterstadt so verdient zu machen Gelegenheit hatte, so könnte es doch wenigstens einer von seinen Vorfahren oder Anverwandten gewesen sein. Denn das, muß man gestehen, ist doch immer sehr merkwürdig, daß an einem von diesem Ge-

*) *Historia Gymnasii Patavini,* T. II, p. 184. — [Nicol. Comnenus Papadopoli aus Candia (1655—1740), Professor in Padua.]

13. Bernardinus Plumatius, Verfasser eines Kommentars zum Hippokrates, gest. 1506. — 15. Paul Freher, Nürnberger Arzt (1611—1682), Verfasser eines „Theatrum virorum eruditione singulari clarorum“. — 25. scharfsinnigen Philosophen, acerrimus Dialecticus atque Philosophus et Medicus praestantissimus ab aevi sui eruditis appellatus, sagt Freher von ihm S. 1216f., wo er als seine Quelle angiebt: Ex Collegii Veronensis illustribus Medicis Andreae Chiocci.

schlechte beide Merkmale zugleich eintreffen, welche das Epigramm angiebt: ein Plumatius war des Catulls compatriota; von einem Plumatius kann man sagen, daß ihm Francia a calamis den Namen beigelegt habe.

Kaum wird man nun aber auch begreifen, warum ich dem ohngeachtet eine so wahrscheinliche Vermutung gleich Eingangs vor dem völligen Beifall verwahret habe. Ich will es kurz machen. Die Ursache ist die, weil ich seit einiger Zeit ungewiß geworden, ob das „a calamis“ auch für die wahre und rechte Lesart zu halten. Denn in einem Manuskripte des Catulls, in der fürstlichen Bibliothek zu Wolfenbüttel, welchem das Epigramm gleichfalls vorgesetzt worden, lese ich anstatt „a calamis“ deutlich und ungezweifelt „a talamis“ das ist „thalamis“. Und da läge sie nun auf einmal, meine einzige Stütze, wenn diese Lesart ihre Richtigkeit hätte, und ich könnte mein Raten nur wieder von vorne anfangen! Doch lieber will ich einen andern sein Glück versuchen lassen und nur noch anmerken, daß besagtes Manuskript auch sonst einiges nicht völlig so lesen läßt, als Scaliger gelesen hatte. In der vierten Zeile,

Quique notat cursum praetereuntis iter,

welche beim Scaliger keinen Verstand hat, stehet anstatt „cursum“ *„turbae“*, und so scheinet doch einigermaßen ein Verstand von weitem herleuchten zu wollen. Doch diese bessere Lesart giebt auch schon Fabricius,*) ohne zu sagen, woher. Denn aus dem Pignorius, den er zwar anführt, hat er sie nicht; als welcher überhaupt nur die Anfangsworte und die dritte Zeile von dem ganzen Epigramme hinzuzusetzen für nötig erachtete. Vielleicht also, daß Fabricius die alte Ausgabe selbst vor sich gehabt, auf die sich Pignorius bezieht; wonach aber die Interpunktation der dritten Zeile, welche dieser doch auch daher genommen zu haben scheinen will, ihm nur allein zugehören würde. Denn Fabricius lieset die dritte Zeile vollkommen wie Scaliger, und wie ich sie auch in dem Wolfenbüttelschen Manuskripte finde. — Endlich hat dieses auch noch in der fünften Zeile anstatt „revocate“ *„celebrate“* und in der sechsten anstatt „clausa“ *„causa“*. Wenn denn nur aber in den Zeilen selbst das geringste dadurch mehr

*) *Biblioth. lat.*, T. I, p. 53.

aufgekläret würde! Denn ich bekenne, daß das letzte Distichon mir völlig unverständlich ist. Pignorius glaubte daraus erraten zu können, daß Catull vielleicht in einer Scheuer wiedergefunden worden; denn er ward einen Scheffel (sub modio) gewahr, und wo sind die Scheffel anders als in den Scheuern? Wem das begnügt, dem begnüge es: ich habe nichts Besseres zu sagen.

6. begnüge, vgl. XI, 1, S. 84, Z. 14.

III.

Martial.

1.

Es hat unzählige Dichter vor dem Martial bei den Griechen sowohl als bei den Römern gegeben, welche Epigrammen gemacht, aber einen Epigrammatisten hat es vor ihm nicht gegeben. Ich will sagen, daß er der erste ist, welcher das Epigramm als eine eigene Gattung bearbeitet und dieser eigenen Gattung sich ganz gewidmet hat.

Vor ihm lag das Epigramm unabgesondert unter dem Schwalle aller kleinen Gedichte, die von zu unendlicher Verschiedenheit sind, als daß man sie noch alle hätte klassifizieren können oder wollen. Der Name selbst ward auch allen kleinen Gedichten ohne Unterschied beigelegt: epigrammata, idyllia, eclogae waren völlig gleichgültige Benennungen, und noch der jüngere Plinius stellte es frei, welche von diesen Benennungen man seinen poetischen Kleinigkeiten beilegen wolle, die er bloß nach dem allen gemeinschaftlichen Silbenmaße überschrieben hatte.*)

Martial, wie gesagt, war der erste, der sich eine deutliche, feste Idee von dem Epigramme machte und dieser Idee beständig treu blieb. So verschieden seine Sinngedichte auch immer in Ansehung der Einfälle sein mögen, so vollkommen ähnlich sind sie einander doch alle in Ansehung ihrer innern Einrichtung. Das schlechteste und das beste, das größte und das kleinste haben ohne Ausnahme das Merkmal, woran ihre Verwandtschaft und Belangung zu der nämlichen Klasse auch ein Leser empfindet, der nichts weniger als Kunstrichter ist.

*) Lib. IV, ep. 14: Proinde sive epigrammata, sive idyllia, sive eclogas, sive (ut multi) poematia, seu quod aliud vocare malueris, licebit voces: ego tantum Hendecasyllabos praesto.

Und so wie dem Martial der Ruhm des ersten Epigrammatisten der Zeit nach gehöret, so ist er auch noch bis jetzt der erste dem Werte nach geblieben. Nur wenige haben so viele Sinngedichte gemacht als er, und niemand unter so vielen so viel gute und so viel ganz vortreffliche. Wer ihm aus allen Zeiten und Völkern noch am nächsten kömmt, ist unser Wernicke. Beider Reichtum ist fast gleich groß, nur daß man dem Reichtume des Deutschen ein wenig zu sehr die Mühe und den Schweiß ansieht, den er gekostet. Martial gewann den seinigen unter Menschen und von Menschen, Wernicke föderte seinen, oft nicht ohne Lebensgefahr, aus dem Schoße der Erde zu Tage. Wernicke besaß mehr von den Metallen, woraus Geld zu münzen, und dem Martiale ging mehr gemünztes Geld durch die Hände.

Man schweige doch nur von dem falschen Witze des Martial! Welcher Epigrammatist hat dessen nicht? Aber wie viele haben das, was den falschen Witz allein erträglich macht, und was Martial in so hohem Grade besitzt? Martial weiß, daß es falscher Witz ist, und giebt ihn für nichts anders: seine müßigen Finger spielen, und kaum ist das Spielwerk fertig, so bläset er es aus der Hand. Andere hingegen wissen kaum, woran sie schneiden und polieren, ob es ein echter oder unechter Stein ist; sie geben sich mit dem einen ebenso viel Mühe, als sie nur mit dem andern sich geben sollten; mit gleich wichtiger, gleich feierlicher, gleich ehrlicher Miene bieten sie den unechten ebenso teuer als den echten.

Auch wüßte ich fast kein Exempel, wo Martial in eben demselben Sinngedichte falschen und wahren Witz vermischt hätte. Er hat sehr oft wahren Witz, auch wenn der Gegenstand sehr klein, sehr lächerlich, sehr verächtlich ist. Aber nie zeigt er falschen Witz bei einem ernsten, würdigen, großen Gegenstande. Er kann bei einem solchen ebenso ernst, ebenso würdig, ebenso groß sein; und nur das ist der wahre Probierstein des witzigen Mannes, dem man den Witz zu keinem Schimpfe anrechnen darf. Seine Verteidigung in diesem Punkte wäre nicht besser zu führen als durch Gegenstellung neuerer Sinndichter, die sich gelüsten lassen, über den nämlichen ernsthaften Vorwurf mit ihm zu wetteifern. Ich

10. föderte, vgl. III, 1, S. 3, V. 10. IX, 1, S. 77, Z. 35. Manso, Kunst zu lieben, S. 83. Opitz, Argenis I, S. 220. 325. 473. 479. II, S. 27. 170 u. öfter. Kirchner, Andreä, S. 24, 29. Schnorr, Archiv XIII, S. 502. Molière übers. v. Zschokke III, S. 56. Allgemeine Geschichte der Reisen XIII, S. 207: ausföderten. Wagenseil, Tela ignea Satanae S. 398. Nat.-Litt. Bd. XXVI, S. 518 (Wernike): Beföderung.

will nur eine einzige dergleichen angeben, wozu ich das Sinngedicht auf den Tod der Porcia wähle. Das Original des Martials — wer kennt es nicht? — ist dieses:*)

Conjugis audisset fatum cum Porcia Bruti,
  Et subtracta sibi quaereret arma dolor,
Nondum scitis, ait, mortem non posse negari?
  Credideram satis hoc vos docuisse patrem.
Dixit et ardentes avido bibit ore favillas:
  I nunc et ferrum, turba molesta, nega!

Vortrefflich! obschon nichts als das historische Faktum. Nur daß der Dichter das, was Porcia durch ihre Handlung sagte, sie mit Worten ausdrücken läßt. Man sage nicht: „aber mit einer ziemlichen Unschicklichkeit, wenn die That anders so geschehen ist, als Plutarch berichtet, daß nämlich Porcia, nachdem sie die brennenden Kohlen verschluckt hatte, den Mund fest verschloß und durch Zurückhaltung des Atems ihren Tod beföderte." Freilich hat sie nichts weiter gesprochen und konnte wohl auch nichts weiter sprechen. Doch wer heißt uns denn die letzte Zeile als Worte der Porcia ansehen? Ich weiß wohl, daß es Ausleger des Martials giebt, die dieses zu thun ausdrücklich anweisen, wie z. E. Raderus,**) dagegen ich keinen weiß, der vor dieser Mißdeutung gewarnet hätte. Gleichwohl ist es sicherlich eine, und die Worte „I nunc et ferrum, turba molesta, nega!" sind Worte des Dichters, der auf einmal sich dünken läßt, bei der Handlung selbst gegenwärtig zu sein, und ganz in dem Geiste der Porcia der vereitelten Aufsicht mit diesem Epiphonema spottet. Mit der Arria, die man bei dem ähnlichen Entschlusse, mit ihrem Gemahle zu sterben, an der Ausführung gleichfalls hindern wollte, und die mit dem Kopfe gegen die Mauer rannte, daß sie für tot niederfiel, wäre es ein anderes gewesen. Denn diese ward wieder zu sich gebracht und hätte also

*) Lib. I, ep. 43.

**) Bei dem diese letzte Zeile „insultantis et irridentis Porciae victricis vox" heißt. — [Der Tiroler Jesuit Matthäus Rader (1561—1634) gab zu Ingolstadt 1607 einen kastrierten Martial heraus.]

4ff. Porcia, als sie das Ende des Brutus, ihres Gemahles
  Hörte, sah sie umsonst schmerzlich nach Waffen sich um.
„Wisset!" rief sie sodann, „den Tod kann niemand verweigern,
  Sollt' ich doch meinen, das hätt' euch schon mein Vater gelehrt."
Sprach's und verschluckte mit gierigem Munde die glühenden Kohlen:
  Geh' nun, lästige Schar, weig're das Eisen mir noch!

Eine Übersetzung desselben Gedichtes von Ramler findet sich in Gedikes und Biesters „Berlinischer Monatsschrift" VIII, S. 185.

selbst ein solches „I nunc“ zu der lästigen Schar ihrer gutherzigen Aufseher sagen können, wie sie denn auch wirklich so etwas sagte.*) Aber der Porcia, mit den brennenden Kohlen im Schlunde, es in den Mund zu legen: so eine Ungereimtheit konnte dem Martiale unmöglich einfallen. Und nun, nachdem ich ihn von diesem angeschmitzten Flecke gereiniget, höre man seine Nacheiferer.

Der erste sei Markus Antonius Casanova; denn es hat nicht an Kennern gefehlt, die ihm unter den neuern lateinischen Epigrammatisten den allerersten und zugleich den nächsten Platz nach dem Martiale zuerkannt haben. Welche Erwartung muß dieses erwecken!**)

Porcia magnanimi poteram post fata Catonis
  Vivere? debueram non superesse patri.
Sed me fata tuo servabant, Brute, dolori:
  An dux ad mortem non satis unus erat?
Dumque sibi ferrum queritur moritura negari:
  Hanc, ait, explorant Numina et igne domum.

Und nun, welcher Abfall! Ich will nicht tadeln, daß die Sermocination, welche von vorne herein nicht angegeben wird, mit der fünften Zeile so nachlässig abbricht; ich will nicht anmerken, daß dem Leser schon die ganze That der Porcia bekannt sein muß, wenn er die letzte Zeile nur einigermaßen verstehen soll: sondern ich will bloß fragen, was wir bei dieser letzten Zeile außer der dunkeln Andeutung der That überhaupt denken sollen. Oder was hätte Porcia wohl selbst gedacht, wenn ihr wirklich in dem kritischen Augenblicke solche Worte entfahren wären? Wie kam sie darauf, sich einem Hause zu vergleichen? Was heißt, ein Haus mit Feuer prüfen? Was kann es in dem figürlichen Verstande heißen, in welchem es hier gebraucht sein muß? — Doch diese Armseligkeit ist so vieles Ernstes nicht wert.

*) *Plinius*, ep. 16, lib. III: Focillata, dixeram, inquit, vobis inventuram me quamlibet duram ad mortem viam, si vos facilem negassetis.

**) *Deliciae Poet. Ital.* P. I, p. 707. — [Diese Sammlung ist von Janus Gruterus (1560—1627) unter dem fingierten Namen Ranutius Gherus herausgegeben. — Casanova starb 1527.

12ff. Konnt' ich, Porcia, Tochter des großen Cato, noch leben?
  Überstehen den Tod, den er freiwillig erkor?
Doch mich erhielt das Geschick, um dich zu beklagen, mein Brutus,
  Vater und Gatte zugleich gingen voran in den Tod.
Aber als man das Schwert der Sterbenwollenden weigert,
  Sagt sie: Götter, dies Haus wird nun durch Feuer geprüft.

31f. Focillata ... negassetis, wieder zu sich gebracht, sagte sie: ich hatte euch erklärt, ich würde irgend einen rauhen Weg zum Tode finden, wenn ihr mir den bequemen verweigertet.

Ungefähr um gleiche Zeit mit dem Casanova versuchte auch Faustus Sabäus sein Heil, und so:*)

Bruto digna viro, generosi nata Catonis,
  Ebibis ardentes cur moritura faces?
Non aliter potui tantum compescere luctum:
  Igne exsiccantur, igne domantur aquae.

Sollte man nicht glauben, Porcia habe sich unter allen möglichen Todesarten gerade diese mit vielem Bedachte ausgesonnen? Sie habe mit allem Fleiße die Wasser ihrer Betrübnis nicht etwa mit dem Dolche abzapfen, sondern lieber mit Feuer auftrocknen wollen? Sie habe — Doch was ist leichter, als über so was zu spotten?

Ich eile zu einem dritten, dem Nikolaus Grudius, dem Bruder des zärtlichen Johannes Sekundus; leider nur einem leiblichen Bruder und keinem Bruder in Apollo. — Aber sein Epigramm ist so lang — ich glaube, ich werde mit dem bloßen Schlusse davonkommen können. Er läßt die Porcia gegen ihren toten Gemahl in zwölf Versen beteuern, wie gern und wie unfehlbar sie ihm unverzüglich folgen wolle, und setzt endlich hinzu:**)

Haec simul; ardenti simul obstruit ora favilla.
  Quae potius flagrans tela ministret amor?

Quae potius? Ich dächte lieber einen von seinen eigenen Pfeilen, besonders, wenn ihm von jenen vertauschten noch einer übrig ist. Oder, wenn es ja Feuer sein mußte, warum nicht lieber seine eigene Fackel?

Es folget endlich Wernicke, und es thut mir leid, daß ich ihn muß folgen lassen. Er hat zwei Sinngedichte auf die Porcia,

*) *Deliciae Poet. Ital.* P. II, p. 565.

**) *Poemata trium fratrum Belgarum*, p. 69. — [Nicolaus Grudius (gest. 1571, vgl. I, S. 133, Anm. zu Nr. 41, wo „Grudius" statt „Gaudius" zu lesen), Adrianus Marius (gest. 1568) und der bekannte Verfasser der „Basia", Johannes Secundus (gest. 1536), waren Söhne des Middelburger Juristen Nicolaus Everhard.]

3 ff. Brutus' würd'ges Gemahl, o Tochter des edelen Cato,
  Warum schluckst du zum Tod glühende Fackeln hinab?
„Anders konnte ich nicht so große Trauer bezwingen.
  Feuer trocknet allein, Feuer bezwingt nur das Naß."

— 19 f. Sprach's und verstopfte den Mund sich sogleich mit glühender Asche.
  Bessere Waffen fürwahr leihet nicht liebende Glut.

— 21 f. Ich dächte ... übrig ist, vgl. Logau (Nat.-Litt.) S. 189:

Die Liebe und der Tod.

Tod und Liebe wechseln öfters ihr Geschoß:
Jenes geht auf Junge, dies auf Alte los.

Lessings „Bibliolatrie", erster Abschnitt: „War mir doch oft, als ob die Herren, wie dort in der Fabel 'Der Tod und die Liebe', ihre Waffen vertauscht hätten." Pfeffel VIII, S. 41. Herders Gedicht „Die Liebe und das Glück". (Suphans Ausg. XXIX, S. 181.)

beide ungleich besser als die Sinngedichte des Casanova, des Sabäus, des Grudius, aber beide doch noch unendlich unter dem Muster des Martials.*)

1.

„Man hört nicht Porcia vergebens sich beklagen,
Noch daß dies edle Weib in Ohnmacht weibisch sinkt;
Sie kann gleich ihrem Mann den Tod beherzt ertragen
Und isset Feu'r, weil er aus Lethe Wasser trinkt."

2.

„Schau an die Porcia, die kein Geschicke beugt,
Die mit dem Tode weiß, wie Cato selbst, zu scherzen:
Die Kohl' in ihrem Munde zeigt,
Was für ein Feu'r in ihrem Herzen."

Ich hätte große Lust, nach dem Beispiele des Plutarchs, elenden Witz mit elendem Witze zu verlachen und hinzusetzen: Wunder, wenn unter allen diesen frostigen Einfällen die glühenden Kohlen nicht verloschen wären und Porcia anstatt Feuer nichts als Staub hinuntergeschluckt hätte! —

Noch könnte ich mir ein kleines Fest mit dem Muretus machen, dem Martial nichts als ein „scurra de trivio" war. Denn bei alledem hat Muretus in seinen Epigrammen den Martial doch sehr oft nachgeahmt und immer sehr unglücklich. Das einzige, worin er den alten Possenreißer übertrifft, sind die Wortspiele. Doch des Muretus Gedichte heißen „Juvenilia", und das kritische Urteil fällte er, wenn Gott will, in seinem reifen Alter.

Ich lasse also den Mann ruhen und sage über den poetischen Wert des Martials überhaupt nur noch das: wenn Älius Verus, welcher den Martial seinen Virgil nennte, weiter nichts damit sagen wollen, als daß Martial in seiner kleinen Dichtungsart eben das sei, wofür Virgil in seiner größern gelte, wie sich verschiedene Gelehrte dieses eingebildet, so hat sich niemand zu schämen, ebenfalls von so vornehmen Geschmacke zu sein. Aber ohnstreitig wollte dieser Cäsar damit mehr sagen, und es hat nie an Leuten seines Ranges gefehlt, die eine lustige schmutzige Kleinigkeit in allem Ernste dem größten Werke des Genies vorgezogen, das nur irgend

*) Zweites Buch, S. 45. — [Nach der „Neuen verbesserten Auflage", Zürich 1763.]

20. scurra de trivio, Possenreißer von der Landstraße. — 24. Juvenilia gedruckt Paris 1553. — 27 f. wenn ... nennte, so erzählt Spartianus in dem Leben dieses Kaisers, Kap. 5.

einige Anstrengung, ihm nachzuempfinden, fordert. Sie überschätzen, was ihnen gefällt, ohne sich zu bekümmern, was ihnen gefallen sollte.

Höchstens ist eine dergleichen Überschätzung nur dem Verfasser selbst zu vergeben. Martial selbst mochte immer glauben, daß seine Epigrammen ebenso viel wert wären als anderer ihre Heldenlieder und Trauerspiele;*) denn es gehört dazu, um in irgend einer Sache vortrefflich zu werden, daß man sich diese Sache selbst nicht geringfügig denkt. Man muß sie vielmehr unabläßig als eine der ersten in der Welt betrachten, oder es ist kein Enthusiasmus möglich, ohne den doch überall nichts Besonders auszurichten stehet. Nur wehe dem Leser, der sich von diesem den Verfassern so nützlichen Selbstbetruge immer mit fortreißen läßt! Am Ende wird er selbst nicht wissen, was groß oder klein, was wichtig oder unwichtig ist, und damit aufhören, daß er alles verachtet.

2.

Nichts hat dem Ruhme des Martials in den neurern Zeiten mehr geschadet als der unzüchtige Inhalt, den seine Sinngedichte nicht selten haben. Nicht zwar, als ob man leugnen wollen, daß etwas ästhetisch schön sein könne, wenn es nicht auch moralisch gut ist. Aber es ist doch auch so gar unbillig nicht, daß man jenes Schöne verachtet, wo man dieses Gute nicht zugleich erkennet.

Diejenigen meinten es daher noch immer sehr treu mit ihm, die lieber alle seine juckenden, kranken, ansteckenden Teile ausschneiden, als ihn gänzlich aus den Händen unschuldiger und mit einer zartern Stirne begabter Leser verbannet wissen wollten. Ramirez de Prado mußte nicht klug im Kopfe sein, daß er dem ehrlichen Rader wegen einer so guten Absicht so übel mitspielen konnte. Ein anderes wäre es gewesen, wenn das Ausgeschnittene zugleich vernichtet worden, oder wenn noch jetzt leicht zu besorgen stünde, daß, was in Einer Ausgabe unterdrückt wird, darüber wohl völlig verloren gehen könnte.

Die eigene Entschuldigung des Martials über den Punkt der Unzüchtigkeit,

Lasciva est nobis pagina? vita proba est —

*) Lib. IV, ep. 49.

16. neurern, vgl. XI, 2, S. 203, Z. 5. — 25. Laurentius Ramirez de Prado, spanischer Jurist (gest. 1658), gab 1607 zu Paris den Martial heraus. — 33. Ist meine Schrift auch frivol, ist doch mein Leben gar fromm.

will nicht weit reichen. Und doch haben die, welche meinen, daß nichts darwider einzuwenden sei, sie noch nicht einmal so weit ausgedehnet, als sie ohngefähr reichen würde. Sie haben uns nicht einmal erklärt, wie es möglich ist, daß ein reines Leben bei so unreinen Gedichten bestehen könne, noch worauf es ankomme, wenn der Schluß von dem einen auf das andere wegfallen soll. — Nicht sowohl um ihrer Meinung überhaupt beizutreten, als vielmehr bloß um einiges zum nähern Verständnisse des Dichters beizutragen, will ich hierüber ein paar Anmerkungen niederschreiben.

1. Wenn man von jeher, so wie denen, welche mit leiblichen Schäden umgehen, also auch denen, welche sich der Besserung des sittlichen Verderbens unterziehen, erlaubt hat, eine freie Sprache zu führen und sich mit den eigentlichen Worten über alles auszudrücken, was der Wohlstand außer dieser Absicht entweder gar nicht zu berühren oder doch zu bemänteln gebieten würde: was hindert, den Martial in dem Gesichtspunkte eines der letztern zu betrachten? Augenscheinlich wenigstens ist es, daß er die Absicht nicht hat, auch nur eine von den groben unnatürlichen Wollüsten anzupreisen, deren bloße Benennungen bei ihm uns schon so viel Abscheu erregen; vielmehr, wo er ihrer erwähnt, geschieht es nie anders als mit Spott und Verachtung. Hieran muß aber Vavassor im geringsten nicht gedacht haben, der ein gewisses Epigramm, worin ich zur Rechtfertigung des Martials gerade am meisten zu finden glaube, so ansieht, als ob sich der Dichter selbst dadurch das Urteil gesprochen. Es ist das dreiundvierzigste des zwölften Buchs, an einen nicht ganz schlechten Poeten, dessen er unter dem Namen Sabellus mehrmalen gedenkt.

Facundos mihi de libidinosis
Legisti nimium, Sabelle, versus,
Quales nec Didymi sciunt puellae,
Nec molles Elephantidos libelli:
Sunt illic Veneris novae figurae;
Quales perditus audeat fututor;
Praestent et taceant quid exoleti;
Quo symplegmate quinque copulentur;
Qua plures teneantur a catena;
Extinctam liceat quid ad lucernam.
Tanti non erat esse te disertum!

Vavassor erkennet in diesen Versen, ich weiß nicht welchen Triumph, den die Ehrbarkeit auch oft über die erhalte, von denen sie am mutwilligsten unter die Füße getreten werde. Wenn sich unter dem Sabellus, sagt er, Martial nicht selbst meinet, so prallet doch der Pfeil, den er gegen dieses sein Ebenbild abdrückt, unmittelbar auf ihn zurück.*) — Ich kann mich dessen schwerlich bereden. Denn auch der unbesonnenste Schriftsteller nimmt sich vor dergleichen Selbstverdammungen wohl in acht. Vielmehr muß Martial von seinem freiesten Epigramme bis zu dem Gedichte des Sabellus noch weit hin zu sein geglaubt haben; und ich meine, er hätte diesen abführen können, wenn er sich der Retorsion gegen ihn bedienen wollen. „Wie?" hätte Martial sagen können, „ich mit dir, Sabellus, in gleicher Schuld? Ich, der ich nichts sage, als was täglich um und neben mir geschieht; der ich es höchstens nur ebenso ohne Scham sage, als es geschieht; der ich es aber auch so ohne Scham sagen muß, wenn es ein Brandmal für den werden soll, von dem ich es sage: was habe ich mit dir gemein, der du zu den Lüsten, die ich durch das Lächerliche so gut zu bestreiten suche, als sich etwas Strafbares durch das Lächerliche bestreiten läßt, der du zu diesen Lüsten mit aller möglichen verführerischen Beredsamkeit anreizest? Dieses Anreizen, diese Erweckung der Begierden ist es, was ich eigentlich an dir verdamme und mich auf keine Weise trifft: nicht die nackten schamlosen Worte, die ich freilich ebenso gut brauche als du, aber zu einer andern Absicht als du. Sogar räume ich es ein, daß du im Gebrauche dieser Worte weit mäßiger, weit bescheidener bist als ich. Aber, guter Freund, im Grunde ist das desto schlimmer. Es zeigt, daß du dein Handwerk recht wohl verstehest, welches eines von denen ist, die einen Menschen um so viel schlechter machen, je vollkommner er darinnen wird. Du magst es bald weggehabt haben, daß sich die Begierden bei dem Verfeinten, Versteckten, welches mehr erraten läßt als ausdrückt, weit besser befinden als bei dem plumpen Geradezu. Darum allein ver-

*) Cap. XI. Nunquam mihi magis placuit Martialis, quam cum suam verborum intemperantiam ultus est ipse per se et Musis, quas conspurcavit, de corio suo, ita si loqui licet, satisfecit. Mirum illud sed tamen verum. Scripsit contra se Martialis et factum damnavit suum, non modo, ut antea posui, excusavit. Lege ac judica. *Facundos mihi de libidinosis etc.* Est hoc epigramma Martialis scriptum in Sabellum nescio quem simulatum, an in Martialem verum? En quomodo tela adversus alios intenta resiliant atque in caput jacientis recidant.

6. dessen ... bereden, vgl. XI, 1, S. 25, Z. 29: wer mich dieses bereden könnte.

meidest du dieses und verschwendest an jenes so viel Witz und Blumen. Bei Leibe nicht, daß du jemanden Röte in das Gesicht jagen solltest! Röte ist Schamhaftigkeit, und Schamhaftigkeit ist nie ohne Unwillen oder Furchtsamkeit. Wie taugten diese in deinen Kram? Lieber umgehest du diese Vorposten der Zucht so weit, so leise, als nur möglich. Du schonest der Schamhaftigkeit deiner Leser, um sie unmerklich gänzlich darum zu bringen. Ich beleidige sie dann und wann; aber es geschieht, um sie thätig und aufmerksam zu erhalten. Immer nenne mich einen ungeschliffenen, groben Spötter, einen ekeln Possenreißer, wenn du willst. Wer wird nicht lieber ein Spötter sein wollen als ein Verführer? nicht lieber ein Possenreißer, als eine listige, gleißende, maulspitzende Hure? Frage bei dem Didymus nach, wessen Gedichte seine Mädchen am liebsten lesen, ob meine oder deine? welche von beiden sie ihren zaudernden oder entkräfteten Buhlern vorsingen? mit welchen von beiden er sie selbst in dem Geschmacke ihres Berufs erhält? Dich allein kennen sie; du allein liegst auf ihren schmutzigen Nachttischen. Ganz natürlich! Denn ich schlage, und du kitzelst. Zwar, höre ich, soll es auch eine menschliche Gattung von Waldeseln geben, deren dicke Haut meine Schläge selbst zu Kitzel macht. Aber wer fragt nach der? An der ist nichts zu bessern und nichts zu verderben, und wenn es meine Schläge nicht sind, welche ihr juckendes Fell krauen, so ist es der erste der beste Eckstein" u. s. w.

Man wird leicht sehen, warum ich in dieser Rede, welche ich dem Martiale in den Mund lege, den Sabellus weit weniger strafbar annehme, als er in dem angeführten Sinngedichte erscheinet. Denn es versteht sich von selbst, wenn Martial gegen den allerfeinsten Sabellus, gegen jeden Sänger der unschuldigern Wollust sich auf diese Weise verteidigen kann, so wird er seine Sache aus eben den Gründen um so viel mehr gegen den wahren, eigentlichen, mehr als viehischen Sabellus gewinnen müssen. Es kömmt unter beiden Teilen, wie gesagt, nicht auf die bloße schamlose Erwähnung unzähliger Gegenstände an, durch welche meistens nur eine Anständigkeit beleidiget wird, die sich mehr von gesellschaftlichen Verabredungen als unmittelbar aus der Natur des Menschen herschreibet, sondern es kömmt auf die anlockenden Sophistereien an, mit welchen man solche Gegenstände ausrüstet; auf die Anreizung zu Lüsten, zu welchen ohnedem schon so vieles in der Welt anreizet; auf die Erweckung solcher Begierden, die überhaupt in keinen Büchern er-

weckt werden müßten. Wenigstens ist der einzige zufällige Nutzen, den dahin abzielende Schriften noch haben können, der Beeiferung eines ehrlichen Mannes nicht sehr würdig.

2. Aber nun wollte ich auch, daß es zur Rechtfertigung des Martials keiner weitern Ausflucht bedürfe. Und doch bedarf es noch einer sehr großen, damit ihm auch nicht diejenigen Epigramme zur Last fallen, in welchen er offenbar nicht tadelt und spottet, sondern vor sich selbst redet, für sich selbst wünschet und fordert. Was sich für diese sagen ließe, wenn es darauf abgesehen wäre, den Martial von dem Verderbnisse seiner Zeit so wenig als möglich angesteckt zu zeigen, wäre indes vielleicht folgendes.

Es ist falsch, daß der epigrammatische Dichter alles, was er in der ersten Person sagt, von seiner eigenen Person verstanden wissen will. Kürze und Rundung, welches so notwendige Eigenschaften seiner Dichtungsart sind, nötigen ihn öfters, in der ersten Person etwas vorzutragen, woran weder sein Herz noch sein Verstand teilnimmt. Daß dieses auch dem Martiale begegnet sei, daß auch Martial hieraus sich kein Bedenken gemacht habe, ist sehr glaublich, und ein unwidersprechliches Beispiel haben wir an dem sechsten Epigramme des ersten Buchs.

Do tibi naumachiam, tu das epigrammata nobis:
Vis puto cum libro, Marce, natare tuo.

Wer ist hier die erste Person? der Dichter? Nichts weniger; der Dichter ist vielmehr gerade der, mit welchem jene erste Person spricht. Der Kaiser Domitianus selbst ist es, welchen Martial so redend einführet, ohne uns weder in dem Gedichte noch in der Aufschrift den geringsten Wink davon zu geben. Was er also hier unterließ, warum könnte er es auch nicht öfterer unterlassen haben? Warum könnte nicht in mehrern Epigrammen nicht Martial selbst, sondern ein Freund und Bekannter desselben sprechen?

Martial bekennt ohnedem, daß er nicht immer aus eigener Willkür gedichtet. Er ließ sich auch wohl den Gegenstand zu einem Epigramme aufgeben; denn er beklagt sich gegen einen gewissen Cäcilian, daß er ihm so ungeschickte Gegenstände vorlege, über die es ihm nicht möglich sei, einen gescheiten Einfall zu haben.*)

*) Libr. XI, ep. 43.

21 f. Eine Seeschlacht liefre ich dir, du giebst mir Gedichte:
Marcus, schwimme nun auch, Dichter, samt deinem Gedicht.

Vivida cum poscas epigrammata, mortua ponis
Lemmata: qui fieri, Caeciliane, potest?
Mella jubes Hyblaea tibi vel Hymettia nasci
Et thyma Cecropiae Corsica ponis api.

Nun frage ich, wenn so ein Cäcilian über den und jenen, über dies und das ein Epigramm verlangte, wird es der Dichter nicht ganz in dem Geiste desselben gemacht haben? Wird er es ihm also auch nicht selbst in den Mund gelegt haben?

Allerdings ist durch diese Wendung gewissermaßen von dem moralischen Charakter des Martials nun alles abzulehnen, was ihm nachteilig sein könnte. Aber wenn der Dichter so schlimm nicht war als sein Buch, wird denn darum auch das Buch im geringsten besser? Gewiß nicht — doch dieses gegen Tugend und Wohlstand in einen unbedingten Schutz zu nehmen, darauf war es von mir auch gar nicht angefangen.

3.

Einen Augenblick will ich mich noch bei der letztern Anmerkung verweilen. Sie dürfte leicht aus der Luft gegriffen zu sein scheinen, bloß um den ehrbaren Wandel des Dichters, den er von sich selbst versichert, desto wahrscheinlicher zu machen. Es verlohnet sich also der Mühe, sie ohne Rücksicht auf diesen Punkt durch einige Beispiele mehr zu erhärten, und wo möglich durch einige einleuchtendere als das einzige angeführte, in welchem zwar freilich nicht der Dichter, sondern Domitianus spricht, aber doch mit dem Dichter spricht. Aus diesem Umstande, dürfte man meinen, verstünde es sich von selbst, daß die erste Person darin nicht der Dichter sein könne; aber eben dieser Umstand müsse sich dann auch bei den andern Beispielen zeigen, von welchen sich das nämliche verstehen solle. Das ist, man dürfte die Anmerkung nach Maßgebung dieses Musters nur von solchen Epigrammen wollen gelten lassen, die der Dichter an sich selbst überschrieben.

Was ich nun hierüber zu sagen habe, wird zusammen auf nichts Schlechteres hinauslaufen, als auf eine Untersuchung über — die Frau des Martials. Hat Martial während seines vierunddreißigjährigen Aufenthalts zu Rom eine Frau gehabt, oder hat

1 ff. Sinngedichte, lebend'ge verlangst du und giebst mir so tote
Überschriften dazu; sage mir, Cäcilian,
Wie kann Hymettischer Honig dir wachsen oder Hyblä'scher,
Wenn du der attischen Bien' korsischen Thymian reichst?

er keine gehabt? Von welcher Sorte war sie, und wie lebte er mit ihr? — Wollen wir hören, was er alles in der ersten Person hiervon meldet?

Allerdings hat er zu Rom eine Frau gehabt, sagen die Ausleger. Denn als er von dem Kaiser das jus trium liberorum erhielt, welches in gewissen bürgerlichen Vorzügen bestand, deren sich eigentlich nur diejenigen Römer zu erfreuen hatten, welche Väter von drei Kindern waren, so machte er an seine Frau folgendes Epigramm.*)

Natorum mihi jus trium roganti
Musarum pretium dedit mearum,
Solus qui poterat. Valebis uxor!
Non debet Domino perire munus.

Ein sehr verbindliches Kompliment! Doch eine gute Frau verstehet Spaß und weiß wohl, daß man so was derjenigen gerade am ersten sagt, die man am ungernsten verlieren würde. Gleichwohl hat es Gelehrte gegeben, die diesen Spaß für vollen Ernst aufgenommen. Oder vielmehr ich finde, daß es auch nicht einen einzigen gegeben, der ihn nicht für Ernst aufgenommen. Sie sind nur unter sich ungewiß, wie der Dichter das „Valebis uxor" eigentlich verstanden habe. Ob er bloß damit sagen wollen: „Was bekümmere ich mich nun viel um dich?" oder ob er ihr die völlige Ehescheidung damit angekündiget, oder ob er ihr gar damit den Tod gewünscht,**) wenn sie nicht selbst so klug gewesen, sich dazu zu entschließen.

So wäre denn kein viertes möglich? Wie gleichwohl, wenn „Valebis uxor" überhaupt nur heißen sollte: „Was bedarf ich nun einer Frau? wozu soll mir nun eine Frau?" Mich dünkt, die Worte leiden diesen Sinn, und beweisen zu können glaube ich, daß das jus trium liberorum auch wirklich Unverehlichten erteilet worden.

*) Lib. II, ep. 92.

**) *Funccius de imminenti latinae linguae senectute,* p. 212: Ad uxorem epigramma, sive neglectam, sive repudiatam, sive mortuam. — [Verfasser der Schrift, die 1750 zu Lemgo erschien, ist Johann Nicolaus Funck (1693—1777), Professor in Rinteln.]

5. jus trium liberorum, Recht der drei Kinder. — 10ff. Hendekasyllaben.

Um das Recht der drei Kinder bat ich neulich,
Und als Lohn meiner Lieder schenkte mir es,
Der allein es vermag. Fahr' wohl denn, Gattin!
Ein gewaltiger Herr schenkt nicht vergeblich.

Aber freilich, Martial gedenkt seiner Frau noch weiter. Er sagt von ihr, was man nun freilich von seiner Frau eben nicht einem jeden auf die Nase bindet:*)

Ut patiar moechum, rogat uxor, Galle, sed unum.
Huic ego non oculos eruo, Galle, duos?

Die gute Frau und der häßliche Mann! Was konnte sie nach den damaligen Sitten weniger verlangen? Muß er ihr gleich die Augen ausreißen wollen? Es war doch sonst eine so gesetzte, so ehrbare und in dem Ehebette selbst so keusche Matrone! Sie war ihm nur zu keusch; worüber er in einem langen Epigramme mit ihr zankt.**)

Uxor vade foras aut moribus utere nostris!
Non ego sum Curius, non Numa, non Tatius. — —
Si te delectat gravitas, Lucretia tota
Sis licet usque die: Laida nocte volo.

Anderswo scheinet sie es zwar näher gegeben zu haben, ja näher, als es Martial selbst von ihr verlangte.***) Aber doch nur alles, aus aufrichtiger, inbrünstiger Liebe gegen ihren Mann, „ne vagus a thalamis conjugis erret amor“: so daß es kaum zusammenzureimen stehet, wie eine ihrer Gemütsart nach so sittsame und aus Gefälligkeit gegen ihren Mann so nachgebende Frau gleichwohl noch einen Gehilfen hat verlangen können, und von ihrem Manne selbst hat verlangen können?

Ich bin unbesorgt, daß die, welchen Martial schlechterdings zu Rom soll verheiratet gewesen sein, und welche daher überall, wo von einer Ehefrau in der ersten Person bei ihm die Rede ist, seine eigene darunter verstehen, nicht auch noch weit widersprechendere Nachrichten von ihr sollten zu vergleichen wissen. Aber begierig wäre ich zu hören, was sie zu denjenigen Epigrammen

*) Lib. III, ep. 92.
**) Lib. XI, ep. 105.
***) Lib. XI, ep. 44.

4 f. Einen Cicisbeo verlangt meine Gattin, nur einen:
Aber die Augen allbeid' kratz' ich ihr sicherlich aus.

— 12 ff. Weib, nun schere dich fort oder füge dich meinem Charakter!
Bin ich doch Curius nicht, Numa nicht, Tatius nicht. — —
Wenn dich der Ernst erfreut, so sei meintwegen am ganzen
Tage Lucretia mir: nachts mußt du Laïs mir sein.

— 18 f. ne vagus ... amor, daß nicht vom Ehbett fern sich seine Liebe verirrt.

sagen, in welchen sich Martial mit eben so klaren Worten für unverheiratet ausgiebt? Denn dieses thut er doch wohl, wenn er z. E. jene güldene Heiratsregel erteilet?*)

Uxorem quare locupletem ducere nolim
  Quaeritis? Uxori nubere nolo meae.
Inferior matrona suo sit, Prisce, marito:
  Non aliter fuerint foemina virque pares.

Oder wenn er die Ursache angiebt, warum er die Thelesina nicht heirate, und warum er sie dennoch wohl heiraten möchte?**)

Uxorem nolo Thelesinam ducere: quare?
  Moecha est — — — — — —

Wollen sie wohl sagen, daß man die Zeiten unterscheiden müsse, und daß Martial damals wohl könne Witwer gewesen sein? Oder wollen sie lieber sagen, daß hier Martial in eines andern Namen spreche? — Wenn aber hier, warum nicht auch dort? Und wenn wenigstens eines von beiden, hier oder dort, warum nicht überhaupt an mehrern Orten? — Und das war es nur, worauf ich sie bringen wollte.

Ob nun aber auch gleich sonach weder für noch wider die Frau des Martials aus den angeführten Epigrammen etwas zu schließen, so ist es doch wahrscheinlicher, daß er zu Rom keine gehabt, sondern daß er sich erst in Spanien verheiratet, als ihn Verdruß und Mangel in seinem Alter wieder dahin zurückbrachten. Hier erst fand er eine liebenswürdige Person, die es sich gefallen ließ, noch so spät sein Glück zu machen. Dieser erwähnt er daher auch erst in dem zwölften Buche, welches er in Spanien schrieb, und erwähnt ihrer da namentlich, und erwähnt ihrer mit so individuellen Umständen, daß man wohl sieht, da allein sei es ihm ernst gewesen, von seiner wirklichen Frau zu sprechen.***) Er sagt von ihr unter andern auch, daß sie nie in Rom gewesen, und also hatte er sie auch nicht in Rom; anzunehmen aber, daß

*) Lib. VIII, ep. 12.
**) Lib. II, ep. 49.
***) Lib. XII, ep. 21. 31.

4 ff. Eine begüterte Frau will ich nicht nehmen; warum nicht?
  Fragt ihr? weil ich nicht will selber geheiratet sein.
Eine vermählte Frau sei unter dem Stand ihres Gatten,
  So nur sind Mann und Weib, Gattin und Gatte sich gleich.

— 10 f. Thelesina will ich zur Frau nicht nehmen; warum nicht?
  Buhlerin ist sie — — — — — —

er dem ohngeachtet mit ihr schon verheiratet gewesen und die ganzen vierunddreißig Jahre, die er dort zubrachte, sie in Spanien allein sitzen lassen, das hieße ja wohl etwas sehr Unwahrscheinliches annehmen, um etwas sehr Wahrscheinliches zu leugnen.

4.

In eine ähnliche Untersuchung anderer Lebensumstände des Dichters will ich mich nicht einlassen. Ich möchte nach dem Masson, dessen Schrift mir eben nicht bei der Hand ist, wenig Neues vorzubringen haben. Dazu sind das wahre Leben eines Dichters seine Gedichte. Nur was von diesen zu sagen ist, das allein kann noch jetzt einen wahren Nutzen haben, und die wichtigsten Nachrichten von einem alten Verfasser sind nur in so weit wichtig, als sie seinen Werken zur Erläuterung dienen können.

Was und wie viel uns von dem Martial übrig ist, brauche ich nicht zu sagen. Wenn einiges, was seinen Namen jetzt führet, nicht von ihm sein sollte, so vermissen wir dagegen vielleicht manches andere, das wirklich von ihm war. Ich verstehe unter diesem vornehmlich eine Sammlung jugendlicher Gedichte, an deren ehemaliger Existenz ich nicht sehe, warum Nik. Antonio*) zweifeln wollen. Er gedenkt ihrer doch so ausdrücklich in dem hundertundvierzehnten Epigramme des ersten Buchs.

Quaecunque lusi juvenis et puer quondam,
Apinasque nostras, quas nec ipse jam novi,
Male collocare si bonas voles horas,
Et invidebis otio tuo, lector:
A Valeriano Pollio petes Quincto,
Per quem perire non licet meis nugis.

Hiermit können auf keine Weise die noch vorhandenen Epigramme oder irgend ein einzelnes Buch derselben gemeint sein. Denn ob

*) *Bibl. Hisp. vetus*, p. 65. — [Nicolas Antonio aus Sevilla (1617—1684). Die „Bibliotheca Hisp. vetus" wurde aus seinem Nachlaß vom Kardinal de Aguirre, Rom 1696, herausgegeben. Vgl. IV, 1, S. 90, Z. 32.]

7. Jean Masson (geb. um 1680, gest. um 1750), Verfasser einer Biographie des jüngern Plinius (Amsterdam 1709). — 22 ff. Hinkjamben.

Was ich als Jüngling einst gescherzt und als Knabe
Und meine Possen, die ich selbst nicht mehr kenne,
Mein Leser, wenn du willst die schöne Zeit töten
Und deine guten freien Stunden schlecht nutzen,
So kannst du sie bei Quinctus Pollius holen,
Der meine kind'schen Possen nicht läßt umkommen.

der Dichter auch schon von diesen an mehr als einem Orte eine sehr bescheidene Meinung äußert, so konnte er sie doch so weit nicht heruntersetzen, noch weniger das für unreife Früchte seiner poetischen Kindheit erklären, womit wir ihn in ältern Jahren so ernstlich beschäftiget finden.

Der Quinctus Pollius Valerianus, von dem Martial sagt, daß er den gänzlichen Untergang dieser verworfnen Kleinigkeiten noch verhindere, war also derjenige, welcher sie zum Verkauf abschrieb oder für seine Rechnung abschreiben ließ: ihr Verleger mit einem Worte. Und auch hieraus ist es schon klar, daß von den Epigrammen nicht die Rede sein kann; denn der Buchhändler, welcher diese verkaufte, hieß Atrectus.

Warum ich aber der verlornen Jugendgedichte unsers Martials so geflissentlich hier gedenke, ist eigentlich dieses die Ursache, weil ich einen Einfall über sie habe, von dem mich wundert, daß ihn nicht schon mehrere gehabt haben. Ich glaube nämlich, daß sie nicht so ganz untergegangen, sondern verschiedene derselben noch übrig sind und nur verkannt werden.

Der alte Scholiast des Juvenals führt eine Stelle aus dem Martial an, die sich jetzt bei ihm nirgends findet. Allerdings haben wir sonach den Martial nicht ganz: aber darum auch seine Epigrammen nicht ganz, wie Scriver argwohnet?*) Warum könnte diese Stelle nicht eben in den Jugendgedichten gestanden haben, von denen wir gar nichts übrig zu sein glauben? Doch wenn gerade nur diese davon übrig wäre, so wäre es freilich so viel als gar nichts.

Das mehrere, worauf ich ziele, sind diejenigen acht Epigrammen, mit welchen Junius seine Ausgabe des Martials vermehrte. Er fand sie in einer Handschrift der Bodlejanischen Bibliothek, und ohne Zweifel, daß sie in dieser Handschrift an eben den Orten eingeschaltet waren, an welchen sie in seiner Ausgabe vorkommen.**) Es giebt nur wenig spätere Herausgeber des Martials, die sich diese Einschiebsel so völlig gefallen lassen.

*) *Animad. in Spectac.*, p. 28. — [Peter Schryver (Scriverus) aus Harlem (1576—1660) gab den Martial, Leyden 1619, heraus.]

**) Nämlich IV, 78; VII, 99, 100, 101; XII, 79, 101, 102, 103.

28. Junius, Hadrian de Jonghe (Adrianus Junius), Arzt und Philolog (1511—1575), mehrere Jahre Leibarzt des Herzogs von Norfolk in England. Seine Ausgabe erschien zuerst 1559.

Am ungestümsten aber stieß sie Scriver wieder aus, und kaum, daß er ihnen noch ganz am Schlusse seiner Ausgabe den Platz vergönnte, „ne aliquis ex fungino genere ea desideret.“ Es ist eine Lust, ihn schimpfen zu hören: „Tam fatua, tam stulta in elegantissimo opere, ceu pannum in purpura, quis ferat? Irato prorsus Deo Musisque aversis nata. Procul dubio ab insulsis monachis et scribis deliramenta haec profecta sunt. Nunquam medius fidius nasum habeat oportet, qui ista talia non primo statim odore deprehendat. Aliter catuli olent, aliter sues.“

Wer giebt auf solche kritische Trümpfe nicht gern zu? Wer läßt nicht lieber ein wenig Unrecht über Dinge, die kein Gefühl haben, ergehen, als daß er sich durch ihre Verteidigung den Vorwurf eines elenden Geschmacks zuziehen wollte? Aber mag doch mir geschehen, was da will, ich kann mich unmöglich enthalten, über die feine Nase des Scrivers eine Anmerkung zu machen. Ich glaube es, daß sie Schweine und Hunde recht gut zu unterscheiden wußte; ich gebe es ihr zu, daß alle die Fehler, von welchen sie in den streitigen Epigrammen Wind hatte, wirklich darin liegen; kurz, ich habe für die Nase als Nase alle Hochachtung. Aber wer hieß denn ihrem Eigentümer, mit einer Nase mehr empfinden zu wollen, als man mit einer Nase empfinden kann? Wer hieß Scrivern, mit der sinnlichen Empfindung sogleich ein Urteil verbinden und beide hernach mit einander vermengen? Er hat recht, daß die armen Dinger, denen er den Namen des Martials durchaus nicht lassen will, gar nicht sehr witzig sind, daß sie auch nicht immer in einer so guten Sprache geschrieben sind, als man von Schriftstellern der damaligen Zeit noch wohl erwarten konnte und bei dem Martial wirklich findet: aber folgt daraus, daß sie darum Martial auch nicht gemacht hat? Kann ein Verfasser in seiner Jugend, in seiner Kindheit nichts gemacht haben, was den Werken seines reifen Alters weder an Gedanken noch Ausdruck durchaus nicht ähnlich sieht? Solange man noch unter sich selbst ist, ist man um so viel mehr auch unter seiner Zeit. Sie mußten ja wohl, die Jugendpossen des Martials, weder viel gute Sprache, noch viel guten Witz haben, sonst wüßte ich gar nicht, warum er sich ihrer sollte geschämt haben. Verhält sich dieses aber so, warum sollte es nicht möglich sein, daß ein Liebhaber einige derselben, die ihm noch am besten gefallen, in sein Exemplar der Epigrammen eingetragen hätte? Warum sollte

es nicht glaublich sein, daß eben daher Ein Manuskript Zusätze haben könnte, die man in allen übrigen vermißt? Gewiß ist es doch wohl, daß das ausdrückliche Zeugnis eines Manuskripts immer glaubwürdiger in solchen Dingen ist als der kahle Machtspruch eines Kritikus, der sich auf nichts als auf seine Nase beruft.

Damit ich jedoch nicht scheinen möge, alles auf meine eigene Hörner zu nehmen, so will ich anführen, daß es vor und nach Scrivern auch gar nicht an Gelehrten gefehlt hat, welche weit glimpflicher von den Vermehrungen des Junius geurteilet haben. So nennt Ramirez de Prado das eine Epigramm:

In Varum.

Ad coenam nuper Varus cum forte vocavit,
  Ornatus dives, parvula coena fuit.
Auro, non dapibus oneratur mensa, ministri
  Apponunt oculis plurima, pauca gulae.
Tunc ego, non oculos, sed ventrem pascere veni:
  Aut appone dapes, Vare, vel aufer opes!

„elegans et poeta dignum.“ Und Barth*) sagt von einem andern:

De Milone.

Milo domi non est: peregre Milone profecto
  Arva vacant, uxor non minus inde parit.
Cur sit ager sterilis, cur uxor lectitet, edam:
  Quo fodiatur ager non habet, uxor habet,

ob er es schon selbst für kein Werk des Martials erkennet, „erudita tamen hujus epigrammatis sententia est. Nam lege puto cautum fuisse“ etc. Wenigstens wo ist das Mönchmäßige in

*) *Advers.* lib. XXIII, cap. 6.

11 ff. Auf den Varus.

Als mich Varus jüngst zum Mahle zufällig geladen,
  War das Tischzeug reich, aber das Essen war arm.
Nicht mit Speisen, mit Gold wird der Tisch beladen, die Diener
  Setzen den Augen viel, wenig der Kehle nur vor.
„Nicht um die Augen, den Bauch zu pflegen bin ich gekommen,“
  Sprach ich, „tische mir auf, oder entferne den Prunk.“

— 18. elegans et poeta dignum, fein und des Dichters würdig. — 19 f.

Auf den Milo.

Milo ist nicht daheim, und während Milo verreist ist,
  Liegen die Äcker brach, kriegt seine Frau noch ein Kind.
Wie's mit dem Acker und wie mit der Frau bestellt ist, verrat' ich:
  Jenem fehlet der Pflug, aber nicht fehlt er der Frau.

— 24 ff. erudita ... fuisse etc., doch ist der Witz dieses Sinngedichtes gelehrt. Denn, wie ich glaube, war durch ein Gesetz dafür gesorgt u. s. w.

diesen zwei Proben? Und was haben sie, das schlechterdings nicht aus der Feder eines jungen Römers könnte geflossen sein, welcher noch keine Verse machen kann, sondern sich erst im Versemachen übet? Eben das gilt von den übrigen sechsen, sogar das allerschlechteste, „In Ponticum“, nicht ausgenommen, weil es doch noch immer der kindische Versuch eines angehenden Epigrammatisten, auch aus einer Zeit sein kann, in der der mittelmäßigste Dichter eine weit bessere Sprache hatte. Denn wie ich schon erwähnt, der übende Schüler ist weder seinem Zeitalter überhaupt noch dem insbesondere ähnlich, wozu er selbst mit den Jahren gelangte.

Keinesweges aber will ich in dieses gelindere Urteil auch diejenigen Stücke mit eingeschlossen wissen, mit welchen Scriver selbst die Zusätze des Junius vermehrte. Denn in diesen herrscht allerdings viel Mönchswitz, wie ihn kein römischer Knabe von noch so weniger Erziehung haben konnte. Dazu sehe ich auch nicht, daß Scriver sie ausdrücklich für Epigrammen ausgegeben, die er unter dem Namen des Martials angeführt gefunden. Er sagt bloß, daß es Epigrammen sind, die er aus alten Pergamenen, besonders aus alten Glossariis zusammengeschrieben habe, und dieses hätten die neuern Herausgeber des Martials nicht aus der Acht lassen sollen, welche sowohl jene authentischeren Zusätze des Junius als diese weit verfänglicheren des Scrivers ohne Unterschied „Martiali afficta“ genannt und ihrem Autor beigefüget haben.

Weit eher könnte ich jetzt selbst jene bessern Stücke mit einem vermehren, welches aus einer sehr alten Handschrift genommen ist, die eine große Anzahl meistens noch ungedruckter Epigrammen verschiedner lateinischer Dichter enthält. Ich meine das bekannte Manuskript, welches Salmasius vom Joh. Lacurnäus bekam, und das gegenwärtig in der königlichen Bibliothek zu Paris aufbewahret wird. Von einem Teile desselben hat Gudius eine Abschrift genommen, die sich unter seinen Papieren in der Bibliothek zu Wolfenbüttel befindet, und in dieser sehe ich dem Martial folgendes Epi-

23. Martiali afficta, Anhängsel zu Martial. — 26. sehr alten Handschrift, Näheres über diese Handschrift berichtet Burmann in der Vorrede zu seiner „Anthologia latina“ p. XLVI ff. Der sonst nicht weiter bekannte Schenker heißt daselbst Jean Lacurne, „habile homme, bailli d'Arnai le Duc.“ — Claudius Salmasius (1594—1653), nach der schwedischen Christine Urteil der gelehrteste aller Gecken, erzählt von dem Erwerb des Manuskripts zuerst in einer Note zu Lampridius' Elagabalus, cap. 20. Anmerkung Redlichs. Vgl. IV, 1, S. 75, Z. 19. — 31. Gudius, vgl. XI, 1, S. 177, Z. 6, und besonders die Beantwortung der 3. „Anfrage“ aus Holland, XI, 2, S. 41, Z. 4 ff.

gramm zugeeignet, von dem ich nicht wüßte, daß es sonst schon irgendwo gedruckt wäre.

Nec volo me summis fortuna nec adplicet imis,
 Sed medium vitae temperet illa gradum.
Invidia excelsos, inopes injuria vexat:
 Quam felix vivit quisquis utroque caret!

Auch dieses, meine ich, könnte sich gar wohl aus seinen Jugendgedichten herschreiben, da es nichts als eine feine moralische Gesinnung ausdrückt, von der er in reifern Jahren nicht glaubte, daß sie zu einem Epigramme hinlänglich sei.

Vielleicht ließe sich überhaupt die Frage aufwerfen, ob nicht ohnedem schon aus den Jugendgedichten des Verfassers mehrere in die Epigrammen übergetragen worden, und dieses in so frühen Zeiten, daß es kein Wunder, wenn sie nach und nach in alle Handschriften gekommen. Wenigstens, wenn Martial zu Ende seines ersten Buchs sagt:

Cui legisse satis non est epigrammata centum,
 Nil illi satis est, Caeciliane, mali;

dieses erste Buch aber jetzt nicht hundert, sondern hundertundneunzehn Epigramme enthält: so ist es so gar ausgemacht wohl noch nicht, ob er bloß eine runde Anzahl ungefähr angeben wollen, oder ob sich wirklich neunzehn fremde mit eingeschlichen. Dem letztern Falle zufolge dürfte ein Archetypon*) oder eine von dem Dichter selbst durchgesehene und verbesserte Abschrift der strengen Kritik leicht weit weniger Stoff zum Tadel gegeben haben, als ihr ein jetzt gedrucktes Exemplar giebet, welches wider seinen Willen mit verschiedenen sehr mittelmäßigen Stücken vermehrt worden, in deren Verwerfung er ihr längst zuvorgekommen war.

5.

Ich habe oben angemerkt, daß der Buchhändler, welcher die Jugendgedichte des Martials zu verkaufen hatte, Quinctus Pollius

*) Lib. VII, ep. 10.

3 ff. Nicht zu hoch noch zu tief mag ich vom Glücke gestellt sein;
 Eine mittlere Bahn weise das Leben mir an.
Neid trifft Hochgestellte, die Niederen quälet Verachtung;
 Glücklich lebet, wer gleich weit ist von beiden entfernt.

— 17 f. Wem's nicht genügt, ein Hundert von Sinngedichten zu lesen,
 Der hat, Cäcilian, nimmer des Übels genug.

Valerianus hieß, daß aber die Epigrammen nicht bei eben demselben, sondern bei einem andern Namens Atrectus zu finden waren, wie der Dichter selbst zum Schlusse des ersten Buches anzeigt.*) Wenn ich nun hinzusetze, daß ein dritter Buchhändler, Namens Tryphon (der nämliche, durch den Quinctilian sein Werk ausgehen ließ), besonders die Xenia und Apophoreta desselben gehabt zu haben scheinet,**) so sollte man fast vermuten, daß auch schon damals jeder Buchhändler seine eigenen Verlagsbücher, wie wir es jetzt nennen, besessen und nicht die ersten die besten abschreiben lassen, die ihm vor die Faust gekommen und auf die sich ein anderer bereits eine Art von Recht erworben hatte. Sie können auch leicht gewissenhafter unter sich gewesen sein, als manche ihrer teuern Nachfolger jetziger Zeit zu sein pflegen. Sogar hat es das Ansehen, daß sie bei einem Buche, welches starken Abgang hatte, sich über die verschiedenen Formate von Abschrift verglichen; so daß der eine die großen Abschriften für die Bibliotheken und ein anderer die kleinen portativen Abschriften besorgte. Ich glaube dieses deutlich in einem Epigramme zu sehen, von welchem ich behaupten darf, daß es kein einziger Ausleger gehörig verstanden hat. Es ist das dritte des ersten Buchs:

Qui tecum cupis esse meos ubicumque libellos,
  Et comites longae quaeris habere viae,
Hos eme, quos arctat brevibus membrana tabellis:
  Scrinia da magnis, me manus una capit.
Ne tamen ignores ubi sim venalis et erres
  Urbe vagus tota: me duce certus eris.
Libertum docti Lucensis quaere Secundi,
  Limina post Pacis, Palladiumque Forum.

Das Lemma, welches alle gedruckte Ausgaben über dieses Epigramma setzen: „Ubi libri venales“, erschöpft den Sinn desselben

*) Ep. 118.
**) Lib. XIII, ep. 3.

21 ff. Meine Werklein wünschest du stets zur Seite zu haben?
  Sollen auf Reisen sie auch stete Gefährten dir sein?
Kaufe die in kleinem Format, zusammengezogen,
  Stelle die großen in Schrank, nimm die bequemen zur Hand.
Doch daß du weißt, wo zu kaufen ich sei, und nicht in der ganzen
  Stadt nach mir herumläufst: nimm nur zum Führer mich an.
Frag' nach dem Freigelassnen des Herrn Secundus aus Luca,
  Hinter der Friedenskapell' und dem Palladischen Markt.

— 30. Ubi libri venales, wo die Bücher zu kaufen.

bei weitem nicht. Der Dichter will hier nicht anzeigen, wo seine Sinngedichte überhaupt zu kaufen, sondern wo eine besondere Art von Abschrift derselben zu bekommen, nämlich eine solche, die sich bequem auf der Reise mitführen läßt, eine Ausgabe in Taschenformate: dieses erhellet aus den ersten zwei Zeilen unwidersprechlich. „Hos eme, quos arctat brevibus membrana tabellis“ ist der Gegensatz von „magnis“; welches letztere nicht von jedem großen Werke, sondern allein von der größern Ausgabe der Werke des Dichters zu verstehen, die aufgerollt wurde, dahingegen das erstere eine Handausgabe bezeichnet, die aus kleinen entweder zerschnittenen oder bloß über einander gefalzten Blättern bestand, nach Art der Schreibtafeln. Und nur mit dieser gab sich der Freigelassene des Secundus Lucensis ab; denn wie gesagt, die größere Ausgabe besorgte Atrectus und vielleicht auch außer ihm Tryphon,*) weil einer allein ohne Zweifel sie nicht bestreiten konnte.

Daß alle diese Leute mit dem Verkaufe der Gedichte des Martials sehr gut fuhren, ist begreiflich, da er in Rom und außer Rom so allgemein gelesen ward. Sie ließen sich die Exemplare auch teuer genug bezahlen, und ich finde, daß der Dichter selbst dem Tryphon darüber einen Stich giebt.**)

Omnis in hoc gracili xeniorum turba libello,
  Constabit nummis quatuor emta tibi.
Quatuor est nimium, poterit constare duobus,
  Et faciet lucrum bibliopola Tryphon.

Ob er für sein Teil von dem Gewinste etwas abbekommen, will ich dem zu untersuchen überlassen, welcher Lust hat, die Altertümer der Autorschaft umständlicher zu erörtern.

Ich warne den gelehrten Mann nur, der sich durch diese Arbeit unsterblich machen will, daß er sich vom Scriver nicht noch einen fünften Buchhändler oder Verleger des Martials weismachen läßt,***) nämlich den Pompejus Auctus, von welchem das funfzigste Epigramm des siebenten Buches redet. Es ist klar, daß dieser Auctus ein Rechtsgelehrter war und ganz andere Geschäfte

*) Lib. IV, ep. 72.
**) Lib. XIII, ep. 3.
***) *Animadvers. in Epigr.* lib. I, p. 37.

21 ff. Sämtlicher Xenien Schar in diesem zierlichen Büchlein
  Steht für Sesterzien vier, gütiger Leser, zum Kauf.
Vier sind freilich zu viel; sie brauchten nur zweie zu kosten;
  Noch macht Tryphons Verlag immer ein gutes Geschäft.

hatte, als mit Büchern zu handeln. Er brachte die Epigrammen des Martials auch auf einem ganz andern Wege unter die Leute, als es die Buchhändler thun, und war wohl gar schuld, daß manches Exemplar weniger gekauft ward. Denn er konnte die erbaulichsten auswendig, so daß ihm keine Silbe daran fehlte, und ward gar nicht müde, sie den Leuten vorzusagen.

Sic tenet absentes nostros, cantatque libellos:
 Ut pereat chartis littera nulla meis.

Ich weiß gar nicht, wie es Scrivern einkommen können, einen solchen Mann in einen Buchhändler zu verwandeln.

6.

Der Stellen sind ziemlich viele, wo nach meiner wenigern Einsicht die Ausleger den Martial insgesamt mißdeuten. Am gewöhnlichsten geschieht es da, wo von Werken der Kunst die Rede ist oder gewisse kleine Gebräuche zum Grunde liegen, die sie mit ein wenig Scharfsinn aus dem Dichter selbst hätten erraten können, deren Erläuterung sie aber lieber in andern Schriftstellern ebenso mühsam als vergeblich aufsuchen wollten. Damit ich dieses nicht ganz ohne Beweis gesagt habe, so will ich nur ein paar Beispiele anführen.

1. Eines von der letztern Art sei das zwölfte Epigramm des ersten Buches, welches Heraldus unter die allerdunkelsten im ganzen Martial rechnet.

Cum data sint equiti bis quina numismata, quare
 Bis decies solus, Sextiliane, bibis?
Jam defecisset portantes calda ministros,
 Si non potares, Sextiliane, merum.

Die ältesten Ausleger, als Domitius und Perottus, haben es von der lege sumptuaria verstehen wollen, die einem jeden Römer

7 f. Derart hat er mein Werk im Kopfe und träget es vor auch,
 Daß auf meinem Papier auch nicht ein Buchstabe fehlt.

— 22. Didier Hérault (Desiderius Heraldus), gelehrter Jurist (1579—1647), gab 1600 zu Paris „Animadversiones in Martialem“ heraus. — 24 ff.

Da doch der Marken zehn auf einen Ritter nur kommen,
 Sextilian, wie kommt's, daß du für zwanzig doch trinkst?
Wahrlich schon wäre die Bowle versiegt den tragenden Kellnern,
 Wärest du nicht gewohnt rein nur zu trinken den Wein.

— 28. Domitius Calderinus (gest. 1478) in seinen „Commentariis in Valerium Martialem“, Ven. 1474. — Nicolaus Perottus (1430—1480) in seinem Lexikon „Cornu copiae“, Ven. 1489, in welches ein Teil des Martial aufgelöst ist. Vgl. XI, 2, Anm. zu S. 363, Z. 9 ff. XI, 1, S. 197, Anm. zu Z. 29 ff.

nach seinem Stande vorschrieb, wie viel er höchstens auf eine Mahlzeit verwenden dürfe; doch das ist längst widerlegt. Denn daß sich Sextilian keiner Unmäßigkeit in seinem Hause, an seinem eigenen Tische, sondern im Theater schuldig machte, erhellet aus dem zweiten Epigramme, mit welchem ihn der Dichter durchzog:*)

Sextiliane bibis, quantum subsellia quinque,
  Solus: aqua toties ebrius esse potes.
Nec consessorum vicina numismata tantum,
  Aera sed a cuneis ulteriora petis.
Non haec Pelignis agitur vindemia praelis,
  Uva nec in Tuscis nascitur ista jugis,
Testa sed antiqui felix siccatur Opimi,
  Egerit et nigros Massica cella cados.
A caupone tibi faex Laletana petatur,
  Si plus quam decies, Sextiliane, bibis.

Subsellia, cunei, bezeichnen offenbar das Theater. Im Theater, wie gesagt, war es also, wo Sextilian fünfmal mehr des kostbarsten Weines in sich goß, als für ihn allein und einen seinesgleichen bestimmt war. Wie nun das? Es ist bekannt, sagen die Ausleger, daß die Kaiser auch wohl im Theater sportulas unter das Volk verteilen ließen, welche sportulae entweder in wirklichen Erfrischungen bestanden oder in Gelde gegeben wurden, wofür sich jeder bei denen, welche Erfrischungen im Theater feil trugen, kaufen konnte, was und wie viel ihm beliebte. Daß das letztere damals geschehen, meinen sie einmütig, sei klar; denn die Summe werde ausdrücklich benennt, wie viel an Gelde auf einen Ritter gekommen, nämlich, „quinque numismata". Nur darüber sind sie nicht völlig einig, was diese „quinque numismata" nach andern Münzsorten eigentlich betragen. Der arme Ramirez de Prado, welcher sie nach dem Turnebus zu hundert Quadranten evaluierte,

*) Lib. I, ep. 27.

6 ff. Sextilian, du säufst wie der Bänke fünfe zusammen,
  Wer soviel Wasser nur tränk', würde doch sicher berauscht.
Nicht von den Nachbarn läßt du die Marken dir geben,
  Gelder forderst du auch von dem entferntesten Sitz.
Nicht wird solch ein Wein in Peligner Bergen gekeltert,
  Noch auf Tusciens Höh'n wachsen die Trauben dazu,
Sondern der glückliche Krug wird geleert des alten Opimum,
  Schwarze Fässer auch bringt Massicus' Keller ans Licht.
Von dem Gastwirt laß Laletanische Hefe dir holen,
  Sextilian, wenn du mehr als für zehn Marken vertrinkst.

— 30. Adrianus Turnebus (Tourneboeuf), französischer Philolog (1512—1565).

ist bei dem Scriver schlecht weggekommen, welcher ihm über diese „manifestam absurditatem et defoedam hallucinationem“ trefflich den Text lieset und augenscheinlich darthut, daß sie, ein numisma für einen sestertius genommen, nicht hundert, sondern hundertundsechzehn Quadranten betragen. Nun will ich gar nicht fragen, was der eine oder der andere für ein Recht gehabt, das numisma eben für einen sestertius zu halten, und warum, wenn numisma eine wirkliche Silbermünze bedeuten soll, nicht ebensowohl ein Denarius oder Victoriatus darunter verstanden werden könne, sondern ich will nur überhaupt fragen, wenn die „quinque numismata“ wirkliches Geld waren, mit welcher Stirne konnte Sextilian deren eines oder mehrere aus der Nähe und aus der Ferne von andern verlangen? und wer wäre so ein Thor gewesen, daß er einer Saufgurgel gleich hingegeben hätte, was er ja wohl zu andern Dingen besser anwenden können, wenn er es schon nicht selbst vertrinken wollen oder können?

Nec consessorum vicina numismata tantum,
Aera sed a cuneis ulteriora petis.

Dieses ist gerade die größte Schwierigkeit, aber auch gerade das, was die Ausleger am wenigsten bekümmert; nur daß einige die missilia in der Angst herbeiziehen, damit sie wenigstens nicht ganz verstummen dürfen. Doch ich will mich bei einzeln Widerlegungen nicht aufhalten, sondern kurz sagen, worin ihrer aller Irrtum liegt. Es ist falsch, daß die fünf numismata, welche jeder Ritter im Theater damals hatte, fünf wirkliche auch außer dem Theater gangbare Geldstücken waren: es waren nichts als fünf Zeichen, Marken, Zahlpfennige, die sie bei dem Eingange oder vorher erhielten und gegen deren Wiederablieferung ihnen etwas Ausgemachtes, hier namentlich Wein, verabfolget ward. Mit einem Worte, es waren tesserae, und so wie es tesserae frumentariae, olaeariae, coenariae, nummariae gab,*) warum sollte es nicht auch tesserae vinariae gegeben haben? Ganz gewiß, die „quinque numismata“ waren quinque tesserae vinariae, und dieses ist der einzige wahre Schlüssel zu beiden Epigrammen. Solche tesserae

*) *Torrentius ad Suet. Aug.*, c. 41. — [Laevinus Torrentius, eigentlich van der Becken, aus Gent, 1520—1595. Vgl. IX, 2, S. 99, Z. 9.]

30 f. tesserae ... numariae, Getreide-, Öl-, Speise-, Geldmarken. — 32. tesserae vinariae, Weinmarken.

galten außer ihrer Bestimmung nichts, und wer keinen Gebrauch von ihnen machte, wo er ihn machen sollte, besaß an ihnen auch weiter nichts. Dieses allein macht es begreiflich, wie man im Theater so freigebig damit sein konnte. Warum sollte man einen andern nicht darauf genießen lassen, was man selbst nicht genießen mochte? Hätte sich Sextilian nur seiner Unmäßigkeit nicht zu schämen gehabt, die Zeichen hätte er immer ohne Scham annehmen, auch wohl von seinen Bekannten ohne Scham fordern können. Zu mehrerer Bestärkung dieser meiner Auslegung merke ich nur noch an, daß numisma auch bloß für den Stempel, für das Gepräge auf einem Geldstücke gebraucht wird, und daß das Wort tessera nach keiner Abänderung in das elegieische Silbenmaß geht, wodurch allein schon Martial gezwungen werden konnte, ein anderes Wort dafür zu brauchen.

2. Zum zweiten Beispiele wähle ich das einundfunfzigste Epigramm des achten Buches, in welchem von einem Kunstwerke die Rede ist, nämlich von einem kostbaren Trinkgeschirre, welches der Dichter von dem Rufus geschenkt bekam und das er daselbst folgendermaßen beschreibt:

Quis labor in phiala? docti Myos, anne Myronis?
  Mentoris haec manus est, an, Polyclete, tua?
Livescit nulla caligine fusca, nec odit
  Exploratores nubila massa focos.
Vera minus flavo radiant electra metallo
  Et niveum felix pustula vincit ebur.
Materiae non cedit opus; sic alligat orbem,
  Plurima cum tota lampade Luna nitet.
Stat caper Aeolio Thebani vellere Phryxi
  Cultus, ab hoc mallet vecta fuisse soror.
Hunc nec Cinyphius tonsor violaverit, et tu
  Ipse tua pasci vite, Lyaee, velis.

20 ff. Wer ist der Künstler der Schale? ist's Mys, der geschickte, ist's Myron?
  Ist es des Mentors Hand? Ist sie von dir, Polyklet?
Kein Rauch dunkelt sie an, und ihre wolkige Masse
  Scheuet das Feuer nicht, das die Metalle doch prüft.
Wahres Elektrum strahlet nicht so von gelblicher Masse;
  Schneeiges Elfenbein schimmert vom glücklichen Fleck.
Wie der Stoff, so das Werk: so schließet Luna den Kreis auch,
  Wenn sie am vollesten strahlt, mit ihrem sämtlichen Licht.
Und der Bock mit äolischem Vließ des thebanischen Phryxus
  Hätte der Helle zum Ritt sicherlich besser gepaßt.
Kein cinyphischer Hirt hat diesen geschoren, und du selbst,
  Bacchus, ließest ihn gern nagen am Laube des Weins.

Terga premit pecoris geminis Amor aureus alis,
  Palladius tenero lotos ab ore sonat.
Sic Methymnaeo gavisus Arione delphin,
  Languida non tacitum per freta vexit onus.
Imbuat egregium digno mihi nectare munus
  Non grege de domini, sed tua, Ceste, manus —

Was ich mit dem allgemeinen Namen Trinkgeschirr benennet habe, war eigentlich eine Schale mit einem ganz runden Boden, so daß sie auf diesem Boden nicht stehen konnte, sondern auf den Rand umgestürzet werden mußte, wenn sie ruhig liegen sollte. Das ist die Beschreibung wenigstens, die uns Athenäus aus dem Apollodorus von Athen und aus dem Dionysius Thrax von einer phiala macht:*) „κατὰ τὸν πυθμένα μὴ δυναμένη τίθεσθαι καὶ ἐρείδεσθαι, ἀλλὰ κατὰ τὸ στόμα.“ Es war also ganz genau das, was wir ein Tummelchen nennen, ein Becher, der gleichsam selbst berauscht ist und auf seinem Fuße nicht stehen kann. Jedoch nicht um die Form des Trinkgeschirres ist mir es jetzt zu thun, sondern lediglich um die Materie desselben. Ich frage: woraus bestand es? Die Ausleger, soviel ich deren nachgesehen — das ist, alle ohne Ausnahme — antworten hierauf wie aus Einem Munde, daß sie von Gold gewesen sei, und zwar von derjenigen Art Goldes, welche electrum geheißen. Doch dieser Übereinstimmung ungeachtet bin ich ganz anderer Meinung, ob ich gleich gern gestehen will, daß die gemeine Auslegung auf den ersten Anblick die wahrscheinlichere zu sein scheinet, und daß Martial Worte und Ausdrücke braucht, von denen es mich würde gewundert haben, wenn sie niemanden verführt hätten. Die richtigere Erklärung dieser Worte und Ausdrücke ist es daher auch, die es der Mühe wert macht, ein längst nicht mehr vorhandenes Geschirr in nähere Betrachtung zu ziehen, von dem es sonst sehr gleichgültig wäre, ob es von Gold oder von wer weiß was gewesen.

*) Lib. IX, p. 501, Edit. Dalech. — [Sect. 103. Lessing citiert die Ausgabe des Arztes Jacques Dalechamp, gest. 1587.]

Auf dem Rücken des Tiers ein Amor mit doppelten Flügeln,
  Pallas' Flöte erklingt ihm von dem zärtlichen Mund.
So trug nicht der Delphin erfreut den Methymner Arion
  Über das lauschende Meer, eine willkommene Last.
Schenk' in das treffliche Werk mir würdigen Nektar, o Cestus,
  Daß nicht von Sklavenhand werde der Becher entweiht.

13f. κατὰ ... στόμα, die nicht auf den Boden gestellt und gestützt werden kann, sondern auf den Rand.

Ich sage also, die Trinkschale unsers Dichters war nicht von Gold, sondern aus einem kostbaren Steine geschnitten. Ich will nicht hoffen, daß ich nötig haben werde, vorerst zu erweisen, daß es wirklich Trinkschalen aus kostbaren Steinen gegeben. Nach dem Salmasius zwar sollte ich es fast nötig haben. Denn dieser hielt sich, ziemlich aus dem einzigen Grunde, daß die phiala der Alten gewöhnlichermaßen von Silber gewesen, für berechtiget, in dem Lampridius eine Stelle zu ändern,*) in der außer ihm wohl sonst kein Mensch etwas zu ändern hätte finden sollen, und phialas senas in ebenso viel Mauleselinnen zu verwandeln. Doch bei dem allen leugnet er es selbst nicht, was ich als ausgemacht annehme. Und nun Zeile vor Zeile erwogen!

Die ersten zwei, in welchen der Dichter den Meister seiner schönen Schale erraten will oder zu wissen verlangt, sollen mich dadurch nicht irre machen, daß sich von dem Mys, dem Myron und dem Mentor nur Werke in Erzt oder Silber angeführet finden. Die alten Statuarii waren allgemeine Bilderer, und wer in Erzt gießen konnte, der konnte gewöhnlich auch in jeder andern Materie arbeiten. Vom Polyklet wenigstens finden sich ebensowohl Werke in Stein als in Erzt bei alten Schriftstellern genannt. Wenn also schon diese Zeilen nichts für mich beweisen, so bin ich doch auch ganz ruhig, daß sie im Grunde nichts gegen mich beweisen können. Vielmehr ist es billig, daß sie sich in ihrem Sinne nach den übrigen Zeilen bequemen.

Gleich die zweite und dritte nun:

Livescit nulla caligine fusca, nec odit
Exploratores nubila massa focos:

wie ist es doch immer möglich, daß man die vom Golde verstehen kann? Wie kann Gold „nubila massa" heißen? Wie kann man vom Golde sagen, daß es „nulla caligine fuscum" sei? Wie kann man sagen, daß ein goldenes Gefäß das Feuer nicht zu scheuen habe? „Nubila massa" kann schlechterdings nur von einer Masse gesagt werden, die weder ganz undurchsichtig noch ganz durchsichtig ist; nur von einer Masse, durch die wir die Gegenstände gleichsam wie durch einen Nebel erblicken, dergleichen alle Hornsteine in ihren klaren Stellen sind. Auch kann

*) Cap. 4. *Vitae Alex. Sec.*

17. Statuarii, vgl. IX, 2, S. 95, Z. 23.

das Gold im Schmelzen durch keinen Rauch etwas leiden; und wenn es noch so unscheinbar aus der Kapelle kömmt, so ist es doch gar bald polieret, und Farb' und Glanz werden an einer Stelle wie an der andern. Ein goldenes Gefäß aber zu probieren, wer in der Welt wird es in den Schmelztiegel werfen, wenn er sein Gefäß nicht am längsten will gehabt haben? Hat man denn sonst kein Mittel, zu erforschen, ob das Gold lauter und rein oder mit Zusatz verfälscht sei? So wenig alle diese Ausdrücke aber auf das Gold passen, so vollkommen passen sie hingegen auf eine schöne Steinart, die an allen Stellen das Licht in einem gleichen Grade durchläßt, ohne dichtere Flecken zu haben, wo es fast ganz undurchsichtig ist. Auch nur von einer Steinart gilt es, daß sie die Probe des Feuers nicht zu scheuen hat. Denn es ist gewiß, daß eine wahre edele Steinart einen höhern Grad des Feuers aushalten kann als irgend eine Komposition. Und dessen, daß die Masse der Schale keine Komposition sondern ächter natürlicher Stein sei, konnte der Besitzer auch höchstens nur versichert zu sein verlangen, wie auch sich wirklich versichern, wenn er sie mit der gehörigen Behutsamkeit einem Feuer ausstellte, dem keine Komposition, ohne Nachteil an Klarheit und Farbe, Widerstand gehalten hätte.

Der fünfte Vers ohne Zweifel war der verführerischte:

Vera minus flavo radiant electra metallo.

Es fragt sich: was sind hier die „vera electra“? Ist das eigentlich so genannte Erdpech, der Bernstein, das succinum, und wie es sonst heißt, damit gemeinet? oder sollen wir die Art Goldes verstehen, die wegen ihrer blaßgelben Farbe den griechischen Namen des ebenso blaßgelben Bernsteins bekam? Die Ausleger behaupten das letztere. Denn, sagen sie, auch von diesem Elektrum gab es zweierlei Sorten, eine natürliche und eine nachgemachte. Sie berufen sich deshalb auf das Zeugnis des Plinius, gegen welches nichts einzuwenden ist.*) „Omni auro inest argentum vario pondere. — Ubicunque quinta argenti portio est, electrum vocatur. — Fit et cura electrum argento addito.“ Von dieser zweiten nachgemachten Sorte, meinen sie, sei die

*) *Nat. Hist.*, lib. XXXIII, c. 4.

2. Kapelle, vgl. IX, 2, S. 83, Z. 15. — 32ff. Omni ... addito, in jedem Golde ist Silber von verschiedenem Gewicht. — Wo der fünfte Teil Silber ist, nennt man das Elektrum. Es wird auch künstliches Elektrum gemacht, indem man Silber zuthut.

Schale gewesen, und Martial habe in den Worten „Vera minus flavo radiant electra metallo“ von ihr rühmen wollen, daß sie dem ohngeachtet an der erforderlichen Farbe dem natürlichen Elektrum nichts nachgegeben, oder ihm wohl gar noch vorzuziehen gewesen. Das alles klingt recht gründlich und gut, und gleichwohl ist es so viel wie nichts. Denn man sage mir doch nur, wie es möglich ist, dem Golde, welches ein Fünfteil Zusatz von Silber hat, es anzusehen, daß es diesen Zusatz von Natur habe, oder daß er ihm durch die Kunst erteilet worden. Man sage mir doch nur, woher zwischen dem Golde in dem einen Falle und dem Golde in dem andern Falle der geringste Unterschied kommen könne. Feines Gold ist feines Gold, und ein Fünfteil Silber ist in der Hand der Natur nicht mehr und nicht weniger als in den Händen der Kunst. Ich begreife auch nicht, wie beide Stücke die eine inniger vermischen könne als die andere, da sich die Natur selbst keiner andern Hülfsmittel dazu bedienen kann, als die Kunst von ihr entlehnet. Ich weiß wohl, daß Plinius dem natürlichen Elektrum, dem Golde, welches die Natur selbst mit einem Fünfteil Silber vermischt hat, eine Eigenschaft zuschreibt, die er dem künstlichen Elektrum sonach abspricht, weil er sie namentlich nur jenem beileget. „Quod est nativum,“ sagt er, „et venena deprehendit.“ Aber die Sache würde nicht sehr wahrscheinlich sein, wenn sie auch schon nicht durch die ungereimte Unterscheidung zweier Dinge, an denen nichts zu unterscheiden ist, noch unwahrscheinlicher gemacht würde. Grillen, die kaum der Widerlegung wert sind; denn kurz, „vera electra“ sind dem Martial allerdings hier eigentlicher, wahrer Bernstein, wahres Elektrum, und nicht jene bloß so genannte Mischung Goldes und Silbers. Daß er aber von dem Bernsteine sagt: „flavo radiat metallo“, das hat freilich alle diejenigen verwirren müssen, welche nicht wußten oder sich nicht erinnerten, daß die Lateiner das Wort metallum nicht bloß von denjenigen mineralischen Körpern brauchen, von denen wir es jetzt brauchen, sondern mehrere kostbare Massen, die aus der Erde gegraben wurden, damit belegten. So nennet Martial selbst den lakonischen Marmor, welcher auf dem Taygetus gebrochen ward, grünes Metall:*)

*) Lib. VI, ep. 42.

21f. Quod est ... deprehendit, das natürliche Elektrum verrät auch das Gift.

Illic Taygeti virent metalla.

Ja, wenn dieses und mehrere ähnliche Exempel auch nicht wären, warum könnte in unserer Stelle das „flavo metallo“ nicht auch bloß von der Farbe des gelben Metalls verstanden werden? Und wenn Martial in diesem Verstande sogar von der gelblichten Wolle der spanischen Schafe sagen durfte:*)

Vellera nativo pallent ubi flava metallo,

lediglich mit Beziehung auf die Farbe des kostbarsten aller Metalle: warum hätte er nicht auch von dem Bernsteine sagen dürfen:

Vera minus flavo radiant electra metallo,

ohne daß darum Wolle Wolle und Bernstein Bernstein zu sein aufhören müßte?

Ich komme auf die sechste Zeile, in welcher ebenfalls ein zweideutiges Wort vorkömmt, dessen falsche Auslegung den Irrtum bestärken müssen.

Et niveum felix pustula vincit ebur.

Pustula heißt eigentlich jede kleine Entzündung, die sich auf der Haut äußert, eine Blatter, eine Maser und dergleichen. Weil nun aber so eine Blatter oder Maser über die Haut hinaustritt, so sind einige Ausleger der Meinung, daß hier unter pustula die erhabenen Figuren der Schale verstanden würden. Andere aber ziehen das „argentum pustulatum“ hierher, ohne uns jedoch zu sagen, was es hier soll. Soll die Schale selbst von diesem feinsten Silber gewesen sein, wie war sie denn auch zugleich von Elektrum? Sollen aber nur die erhabenen Figuren daraus gewesen sein, wer sieht denn nicht, daß diesem der Dichter selbst ausdrücklich widerspricht, wenn er weiterhin den schönen goldgelben Bock beschreibet? Eben dadurch werden denn auch die erstern widerlegt. Denn wenn hier von den erhabenen Figuren, von der pustula, gesagt wird, daß sie das Helfenbein an Weiße übertroffen, wie können sie denn dort als goldgelb angegeben werden? Genug der Widerlegung, der wahre Verstand ist dieser. Pustula schließt nicht notwendig den Begriff der Erhöhung in

*) Lib. IX, ep. 62.

1. Des Taygetus grünliche Metalle. — 7. Wo das goldene Vließ gilbt von natürlicher Farbe.

sich, sondern heißt auch oft weiter nichts als ein bloßer Fleck, weiter nichts als das allgemeinere macula, eine Stelle, wo die Farbe eines Dinges durch eine andere Farbe unterbrochen wird. Beides ist eben das, was bei dem Plinius auch verrucae heißen, und so wie Plinius maculae und verrucae verbindet, wenn er von den Edelsteinen sagt, daß sie nach Verschiedenheit derselben verschiedene Namen bekämen, so nennet er auch ähnliche Flecken oder Makeln, besonders in den künstlichen Steinen, ausdrücklich pustulas,*) als die in solchen von einem verfangenen Luftbläschen entstanden zu sein scheinen. Und was kann nun deutlicher sein, als daß der Dichter sagen wollen, der kostbare gelbliche Stein, aus welchem die Schale geschnitten, habe einen sehr glücklichen weißen Fleck? Aber, wird man fragen, warum glücklichen? Fast erweckt es Mitleiden, wenn man höret, was die Ausleger darauf antworten. „Felix pustula dicitur, vel quod feliciter et ingeniose esset elaborata, vel quod nostrum poetam bearet.“ Nicht doch! diese pustula hieß glücklich, weil die Ausleger so glückliche Mutmaßungen einmal darüber haben sollten.

Ernstlich von der Sache zu sprechen, glaube ich das Glückliche dieses Flecks in den folgenden Zeilen zu finden:

Materiae non cedit opus: sic alligat orbem
Plurima cum tota lampade Luna nitet.

Wie kömmt der volle Mond auf einmal hierher? O, das wissen uns die Ausleger auf so vielerlei Art zu erklären, daß wir die Wahl haben. Die gemeinste ist, daß die Schale die Figur des vollen Mondes gehabt habe. Und wem das nicht genügt, dem giebt Rader zu bedenken, ob nicht vielmehr — ich muß seine eigenen lateinischen Worte herschreiben; denn ich weiß sie wahrlich nicht zu übersetzen — „an potius claudit (*luna*) orbem phialae circulo elegantique emblemate, an implet et circinat?“ — Wie oft beneide ich die gelehrten Männer, welche lateinisch schreiben; denn sie allein dürfen so etwas hinsetzen, wobei kein Mensch etwas denken kann. Man urteile, ob sich mit meiner Auslegung noch eher ein Begriff verbinden läßt. Ich meine nämlich, daß wirklich ein voller Mond auf die Schale geschnitten gewesen, und daß der Künstler eben jenen weißen Fleck, eben jene „felix pustula“ zu

*) *Nat. Hist.*, lib. XXXVII, c. 12: Illud vero meminisse conveniet, increscentibus varie maculis ac verrucis . . . mutari saepius nomina in eadem plerumque materia. Et cap. 13: Factitiis pustulae in profundo apparent.

diesem vollen Monde genutzt hatte; so daß eben durch diese Nutzung, eben durch diesen glücklichen Einfall des Künstlers, den blassen vollen Mond daraus zu schneiden, der Fleck selbst ein glücklicher Fleck genennt zu werden verdiente. Wie viel dergleichen glückliche oder glücklich genutzte Flecke es auf alten, besonders erhaben geschnittenen Gemmen giebt, ist bekannt.

Und hiermit breche ich ab, da sich die übrigen Zeilen von selbst erklären.

7.

An andern Stellen haben die Ausleger den Sinn des Dichters verfehlt, weil, ihn nicht zu verfehlen, wenigstens etwas von einer Eigenschaft erfordert wird, die ihnen leider noch öftrer abgeht als Scharfsinn — ich meine feines Gefühl.

Wer sollte z. E. glauben, daß folgendes kurze Epigramm, welches die Leichtigkeit und Deutlichkeit selbst zu sein scheinet, noch bis auf den heutigen Tag nicht richtig genug erkläret worden.*)

Qui ducis vultus et non legis ista libenter,
Omnibus invideas, livide, nemo tibi!

Aber wie ist das möglich? wird man fragen. Was ist da viel zu erklären? was kann noch mehr darin stecken, als die trockenen Worte besagen, welche die ganze Welt versteht? Martial wünscht, daß der, welcher dieses nicht gern lieset und ein höhnisches Gesicht darüber ziehet, alles beneiden möge, ohne von jemanden in der Welt beneidet zu werden. — Sehr recht! Aber wie steht es denn mit dem „dieses“? worauf geht denn das ista? Was ist denn das, was der Dichter bei einer so hohen Verwünschung durchaus ohne Mißgunst und Hohn will gelesen wissen? Neun Zehnteile der Ausleger thun, als ob sich das ja wohl von selbst verstünde, und das eine Zehnteil, welches sich ausdrücklich darüber erklärt, versichert im Namen aller, daß unter dem ista Martial seine eigenen Epigrammen überhaupt verstehe. Denn was wohl sonst? — Wahrlich, schlimm für den Martial, wenn sich sonst nichts darunter verstehen läßt! Denn sage mir doch, wer nur einiges Gefühl hat, was für ein Geck der Dichter sein muß, der durchaus verlangt, daß man seine Verse mit Vergnügen lesen soll,

*) Lib. I, ep. 41.

7 f. Wenn du die Miene verziehst und diese Gedichte nicht gern liest,
Niemand beneide dich dann, Hämischer, du jedermann!

der durchaus nicht leiden will, daß man auch nur eine Miene darüber verzieht? Und was für ein bösartiger, unmenschlicher Geck er sein muß, wenn er gar allen, die keinen Geschmack an seinen Versen finden, das Schrecklichste dafür anwünschen kann, was sich nur denken läßt? Gewiß, so ein Geck, so ein bösartiger Geck war Martial nicht, ja, wenn er es auch im Grunde gewesen wäre, glaubt man wohl, daß er sich dafür bloßgegeben habe? Es ist sonderbar, wie er gerade da eine so kleine eitele Rolle spielen muß, wo er ganz von Freundschaft und Bewunderung fremder Tugenden überfloß. Denn mit einem Worte, das ista beziehet sich einzig und allein auf den Inhalt des nächst vorhergehenden Epigramms, in welchem er seinem Freunde, dem Decianus, ein so seltenes Lob erteilet, daß er nicht seine eigenen Verse, sondern dieses Lob gleich darauf gegen den Neid sichern zu müssen selbst für nötig erachtete. Man lese nur:

Si quis erit, raros inter numerandus amicos,
  Quales prisca fides famaque novit anus;
Si quis Cecropiae madidus Latiaeque Minervae
  Artibus et vera simplicitate bonus;
Si quis erit recti custos, imitator honesti,
  Et nihil arcano qui roget ore deos;
Si quis erit magnae subnixus robore mentis:
  Dispeream, si non hic Decianus erit!

Und nun verbinde man hiermit sofort das folgende und urteile selbst.

Qui ducis vultus et non legis ista libenter,
  Omnibus invideas, livide, nemo tibi!

Sollten Leser, die sich nicht sehr um den Martial bekümmert haben, wohl glauben, daß die augenscheinliche Verbindung dieser zwei Epigrammen unter sich schlechterdings noch von keinem Ausleger bemerkt worden? Was durch Gelehrsamkeit in den alten Dichtern zu erklären stehet, das ist uns, die wir jetzt leben, ziemlich vorweggenommen. Aber auf mein Wort, von dem, was sich in

16ff. Giebt's einen seltenen Freund noch von altvätrischer Treue,
  Wie sie die alte Frau, wie das Gerücht sie uns nennt,
Trieft noch von attischer Kunst und von der römschen Minerva
  Weisheit einer zugleich, der von Charakter auch gut,
Ist noch ein Schützer des Rechts und ein Nacheifrer der Ehre,
  Und der die Götter um nichts bittet mit heimlichem Mund
Ist er gestützt auf die Kraft des angeborenen Hochsinns,
  Will ich des Henkers sein, wenn es nicht Decian ist!

ihnen bloß durch Geschmack und Empfindung erklären läßt, ist uns noch manches übrig gelassen, was wir zuerst bemerken können.

Ich weiß nicht, ob ich hieher auch die unzulängliche Erklärung eines andern kurzen Epigramms rechnen darf, das so oft nachgeahmt, so oft übersetzet worden.*)

Nuper erat medicus, nunc est vespillo Diaulus:
  Quod vespillo facit, fecerat et medicus.

Denn wenn man es hier auch schon empfunden hätte, daß nach der gewöhnlichen uud einzigen Auslegung dem Einfalle des Dichters an Richtigkeit noch sehr vieles abgehe, so wüßte ich doch nicht, woher man, was ihm abgeht, ersetzen sollen, da der Umstand, durch den es einzig und allein geschehen kann, so gänzlich unbekannt geblieben. Zur Not müssen wir uns, wenn keine nähere Gleichheit zwischen einem vespillo und einem ungeschickten Arzte sich findet, freilich auch schon damit begnügen, daß beide die Leute unter die Erde bringen, obschon der eine in einem ganz andern Verstande als der andere. Aber wie, wenn sich zeigen ließe, daß die vespillones nicht bloße Totengräber gewesen, daß sie dabei noch ein anderes Handwerk gehabt, welches sie einem mörderischen Arzte ungleich näher bringt; kurz, wenn sich zeigen ließe, daß sie die Gehülfen des Scharfrichters gewesen, die zugleich Verbrecher mit abthun müssen: sollte das nicht den Einfall des Dichters um ebenso vieles richtiger als beißender machen? Dieses aber kann ich wirklich zeigen, und zwar aus einem noch ungedruckten Epigramme eines alten lateinischen Dichters in dem Lakurnäischen Manuskripte, welches ich aus der obgedachten Abschrift des Gudius hier mitteilen will. Es ist auf einen Elenden, welcher einen gewaltigen großen Bruch hatte, und lautet so:

Moles tanta tibi pendet sub ventre, Siringi,
  Ut te non dubitem dicere bicipitem.
Nam te si addictum mittat sententia campo,
  Vespillo ignorat, quod secet ense caput.

*) Lib. I, ep. 48.

6 f. Jüngst noch ein Arzt, ist jetzt ein Totengräber Diaulus;
  Was er als Arzt schon gethan, thut er noch jetzt: er begräbt.

Vgl. I, S. 141, Nr. 81. — 29 ff.

Eine so wuchtige Last, Siringius, hängt dir am Bauche,
  Daß wie ein zweiter Kopf jedem die Masse erscheint.
Wahrlich, wenn das Gericht dich einmal zum Tode verurteilt,
  Weiß der Henker wohl nicht, welchen von beiden er köpft.

Das Zeugnis ist klar und deutlich, und was wir daraus lernen, hat auch sonst seinen Nutzen, indem wir sonach zugleich die Ursache erfahren, warum die vespillones in dem römischen Rechte für unehrlich gehalten worden, welches ihnen als bloßen Totengräbern schwerlich hätte begegnen können und daher immer sehr fremd geschienen.

8.

Überhaupt fehlt es uns noch gar sehr an einer recht guten Ausgabe des Martials. Die vom Farnabius, und besonders so, wie sie Schrevel vermehrt hat, von 1656, ist noch immer die beste Handausgabe und derjenigen weit vorzuziehen, welche Vincentius Kollesso zum Gebrauche des Dauphin 1680 besorgt hat.

Wenn man alles so ziemlich beisammen haben will, was über den Martial geschrieben worden, so muß man außer der Ausgabe des Raderus noch die Pariser von 1617, bei Mich. Sonnius in Folio, und die Scriversche von 1619 in Duodez zu bekommen suchen, welche beide letztern die Anmerkungen von nahe zwanzig verschiednen Gelehrten enthalten. Es ist nur schade, daß wir das Beste, was in ihnen zerstreut ist, nicht in einem vollständigern und beurteilendern Auszuge, als Farnabius und Schrevel davon gemacht haben, besitzen sollen, und daß kein Burmann oder Corte den ganzen Text des Dichters gegen gute Manuskripte neuerlich verglichen, als woran es ihm noch immer sehr nötig ist.

Sollte sich noch ein fleißiger Mann finden, der sich dieser Mühe zu unterziehen Lust hätte, so zeige ich ihm hiermit an, daß die fürstliche Bibliothek zu Wolfenbüttel vier Handschriften vom Martial besitzet, wovon drei auf Pergamen sind. Doch nur eine, die aber an vielen Stellen sehr verloschen, ist von etwas beträchtlicherm Alter; denn die andern beide sind aus der ersten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts und scheinen entweder eine von der andern oder beide von einer und der nämlichen dritten abgeschrieben zu sein; so sehr stimmen sie in allen Stücken überein. Das eine

9 f. Thomas Farnabie aus London (1575—1647). Seine Ausgabe erschien zuerst 1615. Die von Cornelius Schrevelius (1615—1664) ist erst 1661 herausgekommen. Anmerkung Redlichs. — 11 f. Vincentius Collesson (so bei Adelung), französischer Rechtsgelehrter: Martialis Epigrammata, paraphrasi et notis variorum ad usum Delphini, Paris 1680, 4°; mit Vermehrungen von neuem herausgegeben von Ludw. Smids. Amsterdam 1701, 1719, gr. 8°. Venedig 1739, 4°. — 22. Gottlieb Corte (1698—1731), der erste kritische Herausgeber des Sallust. Vgl. XI, 1, S. 137, Z. 17. Mit Burmann ist der jüngere, der Sammler der „Anthologia latina“, gemeint. Vgl. XI, 2, S. 40, Z. 20.

dieser gleichlautenden Exemplare ist deswegen mit merkwürdig, weil es dem Antonius Panormita gehört hat, der es von seinem Freunde, dem Aurispa geschenkt bekommen, wie am Ende desselben durch die Worte „Antoni Panhormitae liber: Aurispae donum“ angezeigt wird. Zum Schlusse des andern steht: „Scriptum Ferrariae per manus Theoderici Nicolai Werken de Abbenbroek. Anno domini nostri Jesu Christi 1446“.

Ich kann aber, die Wahrheit zu sagen, von allen diesen drei Handschriften auf Pergamen, sowie auch von der vierten auf Papier nicht viel Rühmens machen. Sie haben fast durchgängig die Lesarten des Domitius, und ganz eigene, welche Aufmerksamkeit verdienten, sind sehr dünne gesäet. Eine und die andere ist mir jedoch in die Augen gefallen, die ich ohne Bedenken in den Text aufnehmen würde. Z. E. in dem neununddreißigsten Epigramme des neunten Buchs, auf einen geschickten Balancierer (ventilator), welcher ein kleines rundes Schild in die Luft warf und es jedesmal mit verschiednen Teilen seines Körpers in der Balance wieder auffing. Von diesem sagt Martial in allen gedruckten Ausgaben:

Summa licet velox, Agathine, pericula ludas,
Non tamen efficies, ut tibi parma cadat.
Nolentem sequitur — — — — — — — —

Mir ist von je her das „pericula ludas“ verdächtig vorgekommen. Denn „pericula ludere“ mag nun heißen sollen so viel als „cum periculo ludere“, oder so viel als „contemnere pericula et perinde ludere parma, ac si nullum esset casus periculum“, wie es uns die allzu gütigen Ausleger freistellen: so streitet doch das eine sowohl als das andere ganz mit dem Sinne des Dichters, welcher es durch einen ebenso witzigen als dem Künstler schmeichelhaften Einfall verneinen will, daß viel Gefahr und Kunst bei dem Spiele sei, indem das Schild ihm wider Willen nachfolge, „nolentem sequitur“, und sonach mehr Kunst dazu gehören würde, ihm auszuweichen, es fallen zu lassen, als es zu fangen. Nun lesen drei von unsern Manuskripten anstatt „pericula ludas“

2 f. Antonius Beccadelli aus Palermo, daher **Panormita** genannt (1394—1471), Verfasser des „Hermaphroditus“. Sein Freund Johannes **Aurispa**, geboren um 1369 zu Noto in Sizilien, gestorben zu Rom 1459, war Sekretär des Papstes Nicolaus V. und dichtete auch Epigramme. An Reiske, den 17. Dezember 1770: „Auch der Joannes Aurispa, für den Chrysococca nach eben dieser Schlußnote das Werk geschrieben (die Abschrift des Äschines), ist nicht unbekannt; und wir haben von ihm unter unsern Manuskripten einen Martial, den sein Freund Antonius Panormita von ihm geschenkt bekommen.“

deutlich und klar „pericula laudes", und ich bin völlig versichert, daß diese Lesart die richtigere und wahre ist. Ich verstehe das „pericula laudes" nämlich so, daß dergleichen Künstler, wie sie es noch thun, mündlich die äußerste Schwierigkeit ihrer Kunststücke anzupreisen pflegten, und würde daher die ganze Stelle übersetzen: „Rühme nur, gewandter Agathin, wie viel Gefahrnis bei deiner Kunst sei! Es steht ja doch nicht in deiner Macht, das Schild fallen zu lassen; es verfolgt dich wider Willen" u. s. w.

Auch besitzt die Bibliothek ein Exemplar der Gruterschen Ausgabe des Martials, zu welcher Salmasius einiges an den Rand geschrieben. Und ob Salmasius schon selbst das Beste davon hin und wieder in seinen Werken, besonders in den „Exercit. Plin." angewendt hat, woraus es hernach Schrevel in seine Ausgabe übergetragen, so dürfte doch wohl noch eine kleine gute Nachlese zu halten sein.

9.

Ich schließe diese Rhapsodie über den Martial mit einer litterarischen Anmerkung über ein paar Übersetzer desselben, in Meinung, daß ich wohl jemanden ein vergebenes Nachschlagen damit ersparen könnte.

Martial hat das Glück gehabt, sogar in das Griechische übersetzt zu werden. Nicht zwar ganz, auch nicht von wirklichen Griechen, wenn es schon nur von den spätern wäre, dergleichen den Jul. Cäsar, den Eutropius, den Sittenlehrer Cato in ein Griechisches übertrugen, das nun freilich nicht das Griechische des Thucydides, des Xenophon, des Theognis ist; sondern die dem Martial diese Ehre erwiesen, waren Gelehrte des vorigen Jahrhunderts, die ihn aus einer erlernten Sprache in eine andere erlernte Sprache übersetzten. Will man eine dergleichen Arbeit mehr für eine Schulübung als für die anständige Beschäftigung eines wahren Dichters halten, so habe ich nichts dagegen. Aber es giebt Männer von sehr berühmten Namen, die zu ihrer Zeit mit dergleichen Schulübungen sehr viel Aufsehens machten.

Der vornehmste derselben ist ohnstreitig Joseph Scaliger. Im Bette, bei schlaflosen Nächten, ohne Licht und Bücher, wie er selbst sagt, übersetzte er vor Langerweile diejenigen Epigrammen, welche er auswendig wußte, und so entstand das griechische „Flori-

9 f Gruterschen Ausgabe, von Janus Gruterus, Frankfurt 1602.

legium Martialis", welches Js. Casaubonus zu Paris 1607 zuerst herausgab. Es enthält das dem Martial beigelegte eine Buch von Schauspielen ganz, das dreizehnte und vierzehnte Buch fast ganz und von den übrigen zwölf Büchern eine ziemliche Anzahl. Casaubonus rühmte die Zierlichkeit dieser Übersetzung außer alle Maßen, und sie war ihm ein Werk, „quo ne Athenae ipsae magis Atticae". Gleichwohl hat hundert Jahre nachher ein Mann, der sich lange nicht weder ein Scaliger noch ein Casaubonus dünkte, ausführlich gezeigt,*) daß sie voller Schnitzer wider die Quantität, voller Barbarismen und Solöcismen, voller andern Fehler sei, die zu entschuldigen dem Verfasser und dem Herausgeber hätte schwer fallen sollen. Und hierauf, denke ich, konnte jeder auch schon voraus schwören, der noch so wenig von der Sache verstand.

Da man diese Nachtgeburten des Scaligers der großen Pariser Ausgabe des Martials einverleibet hat, so habe ich lange in dem Wahne gestanden, daß sie allda weit vermehrter zu finden wären als irgendwo. Endlich habe ich entdeckt, daß diese vermeinte Vermehrung eine bloße Nachlässigkeit desjenigen ist, der benannte Ausgabe des Martials besorget hat. Denn was sich darin an griechischen Übersetzungen mehr findet, als in dem „Florilegio" stehet, das gehöret nicht dem Scaliger, sondern dem Fr. Morellus, dessen Namen man zum Unterschiede ein jedesmal beizufügen nicht hätte unterlassen sollen. Kaum daß noch Morellus in dem vorgesetzten allgemeinen Verzeichnisse der genutzten und eingeschalteten Ausleger genannt wird; in dem Werke selbst ist seiner nirgends gedacht, welches außer dem Antonio**) schon manchen mag befremdet haben. Es hatte aber Morellus seine griechischen Übersetzungen noch vor dem Scaliger gemacht und sie auf zwei einzeln Bogen in Quart, wie ich vermute um 1600, aus seiner eigenen Druckerei ausgehen lassen. Weil ich diese Bogen selbst, die eine große Seltenheit sind, vor mir habe, so will ich, weitern Irrtum zu verhindern, in der Note***) alle die Epigrammen angeben, die sie enthalten, und

*) Nämlich Monnoye, in seiner Ausgabe der „*Menagiana*", T. I, pag. 325—336. Edit. de Paris. — [III, S. 227—237 der Amsterdamer Ausgabe von 1716.]

**) *Bibl. Hisp. vet.*, l. c.

***) Es sind folgende: *Lib. Spect.* (1), (5), (8); *Ep.* Lib. I, (6), 10, 17, 48, 111, (112), 113; Lib II, 3, 13, 15, 18, 19, 78; Lib. III, 10, 12, 21, 78, 88; Lib. IV, 9, 47; Lib. V, 41, 44, 54; Lib. VI, 48, 53, 87; Lib. VII, 42, 48, 56, 75; Lib. VIII, 1, 5, 19, 27, 29,

1. Isaak Casaubonus (1559—1614), zuletzt Kanonikus zu London, Humanist. Vgl. X, S. 450, Z. 14. — 6. ne, nec? — 27. Fréderic Morel der Sohn (1558—1630), berühmter Hellenist, Hofbuchdrucker in Paris.

die aus ihnen unter dem Namen des Scaligers in gedachte Ausgabe des Martials gekommen sind.

In geringerer Anzahl haben der ältere Dousa, Emanuel Martinus, Menage und andere Martialische Epigrammen in das Griechische übersetzt.

Was die Übersetzungen in neuere Sprachen anbelangt, so glaube ich, daß die französische die einzige ist, die eine ganz vollständige aufweisen kann. Und zwar eine doppelte, eine in Prosa und eine in Versen; und diese doppelte noch dazu von einem und ebendemselben Manne. Doch da dieser Mann der Abt Marolles ist, so fällt alle Ursache weg, die Franzosen darum zu beneiden. Einzelne Stücke sind die Menge auch in alle andere Sprachen übersetzt worden, denen es nicht ganz an Poeten fehlet. Daß sich eine ziemliche Anzahl spanischer Übersetzungen von einem Emanuel de Salinas in des Lorenzo Gracian „Arte de Ingenio" finden, merke ich deswegen an, weil sie sich der Kenntnis sowohl des Antonio und Velasquez als, welches ebenso sehr zu verwundern, unsers mit der spanischen Litteratur so genau bekannten Übersetzers des letztern entzogen zu haben scheinen.

35, 49, 69, 74; Lib. IX, 11, 47, 63; Lib. X, 4, 43, 47, 54; Lib. XI, 18, 68, 69, 9), 104; Lib. XII, 10, 47; Lib. XIII, (59), (70), (78); Lib. XIV, 38. Die in Haken eingeschlossenen fehlen aber in der Ausgabe des Martials, weil es solche sind, die Scaliger gleichfalls übersetzt hatte, und man sich mit dessen einer Übersetzung begnügen wollte. Nur I, 112 und XIII, 76 fehlen dennoch auch, ob sie schon Scaliger nicht übersetzt hatte.

3f. Dousa, Emanuel Martinus, Menage, der erste ist ein Holländer, eigentlich Jan van der Does (1545—1604), der zweite ein Spanier (1663—1737), der dritte ein Franzose (1613—1692). — 10. Michael de Marolles (1600—1681). — 14f. Emanuel de Salinas, Verfasser einer „Casta Susanna", lebte in der Mitte des 17. Jahrhunderts. Die „Arte de Ingenio" steht am Anfang des zweiten Bandes der „Obras de Lorenzo Gracian", 1702, deren Verfasser sein Bruder Baltazar Gracian ist (1603—1658). — 18. bekannten Übersetzers, Johann Andreas Dieze (1729—1785), der in Göttingen 1769 des Luis Jose Velasquez de Velasco (1722—1772) „Origenes de la Poesia Castellana" unter dem Titel „Geschichte der spanischen Dichtkunst" übersetzt und mit Anmerkungen bereichert hat.

IV.

Priapeia.

Ist es wohl noch vergönnt, so wie es ehedem mehr als einem ernsthaften Manne vergönnt gewesen, zur kritischen Berichtigung dieser unsaubern Thorheiten einige Zeilen zu verlieren? Doch warum nicht? Da sind sie doch einmal, und besser ist überall besser. Kann sich hiernächst kein Arzt mit Schäden beschäftigen, ohne seine Einbildungskraft mit dem Orte oder den Ursachen derselben zu beflecken?

Ich habe ein paar Handschriften von ihnen überlaufen, in welchen ich verschiedene bessere Lesarten angetroffen, als in den gedruckten Ausgaben sämtlich zu finden. Ich denke, daß hier gerade der rechte Winkel ist, in welchen ich so etwas auf Notfall des Gebrauchs hinwerfen oder in Entstehung alles Gebrauchs — wegwerfen kann.

1. Die eine dieser Handschriften ist hier in der fürstlichen Bibliothek und führet den Titel: „Publii Virgilii Maronis de vita et moribus Lampsacenorum liber“. Sie ist auf Papier und kann nur kurz vor Erfindung der Druckerei geschrieben sein. So offenbar fehlerhaft sie an vielen Stellen ist, so hat sie doch wiederum andere, an welchen in ihr auf einmal ein Licht aufgehet, nach dem sich die Sciоppii vergebens umgesehen. Eine Probe sei das fünfundsiebzigste Gedicht.

Priapus.

Obliquis, pathicae, quid me spectatis ocellis?
  Non stat in inguinibus mentula tenta meis.
Quae tamen exanimis nunc est et inutile lignum,
  Utilis haec, aram si dederitis, erit.

22. Scioppii, der Pfälzer Kaspar Schoppe (Scioppius) hat die „Priapeia“ 1606 herausgegeben. Vgl. VI, S. 295, Z. 16.

Es ist sonderbar, daß Priapus einen Altar verlangen sollte, und zu so einem Behufe: „aram si dederitis“. Ihm war um ganz andere Huldigungen zu thun. Scioppius glaubte daher, daß man „arae si dederitis“ dafür lesen müsse. „Ita lego,“ sagt er, „quia ex altera lectione bonum sensum eruere nequivi. Utilis erit, si eam in aram ustulandam dabitis. Sed nec hoc mihi satisfacit.“ Ja wohl taugt auch das nicht, oder vielmehr es taugt noch weniger. Ein einziger Buchstabe giebt dem Dinge eine andere Wendung. Man lese nämlich anstatt „aram“ „arram“ oder „arrham“, so wie das Manuskript will, und auf einmal ist Sinn und Witz wiederum da. Priapus nämlich will eben das sagen, was Martial der alten Phyllis sagte, dessen Epigramm an sie hier der beste Kommentar ist.*)

Blanditias nescis; dabo, dic, tibi millia centum
Et dabo Sentini jugera culta soli.
Accipe vina, domum, pueros, chrysendeta, mensas:
Nil opus est — — —

Aus ebendiesem Manuskripte könnte ich auch ein ganzes noch ungedrucktes, zwar nur einzeiliges Epigramm „Ad quendam, quomodo debeat servire Priapo“ mitteilen, welches sich zwischen dem zweiunddreißigsten und dreiunddreißigsten befindet; doch was von dieser Art nicht schon bekannt ist, soll es durch mich gewiß nicht werden. Und dazu ist es so plump!

2. Die zweite Handschrift, mit der ich vor länger als zehn Jahren eine leere Stunde verdorben, ist unter den Rhedingerschen Manuskripten der Bibliothek des Gymnasii zu St. Elisabeth in Breslau. Auch diese lieset manche Zeile viel schmeidiger und dem Verstande gemäßer; wovon ich nur ein paar Beispiele geben will.

Carmen XV. Ad Priapum.

Qualibus Hippomenes rapuit Schoeneida pomis;
Qualibus Hesperidum nobilis hortus erat;

*) Lib. XI, ep. 30.

25 f. Rhedingerschen Manuskripten, Thomas von Rhediger (1540—1576), aus einer schlesischen Adelsfamilie, Schüler Melanchthons, sammelte auf seinen funfzehnjährigen Reisen Bücher, Manuskripte und antike Münzen, die sich in Breslau befinden. Lessing hat sie gesehen, als er Tauentziens Sekretär war. Anmerkung Redlichs. — In Rh.s jetzt mit der Königlichen Bibliothek vereinigter Büchersammlung fand Opitz (vgl. ed. Tittmann S. LIV) eine Handschrift des Annoliedes, die später verloren gegangen ist, und gab sie heraus. Die Herausgeber Lessings schreiben unnötigerweise: Rhedigerschen. Ich bin der Lesart des ersten Druckes gefolgt. Vgl. A. Wachler, Thomas Rhediger und seine Büchersammlung in Breslau, S. 3, Anm. 4. Falckenstein, Beschreibung der Dresdner Bibliothek, S. 493.

Qualia credibile est spatiantem rure paterno,
  Nausicaam pleno saepe tulisse sinu;
Quale fuit malum, quod litera pinxit Aconti,
  Qua lecta cupido pacta puella viro est:
Taliacunque puer dominus florentis agelli
  Imposuit mensae, nude Priape, tuae.

Hier ist von sehr schönen Äpfeln die Rede, die mit den schönsten aus dem ganzen Fabelreiche verglichen werden. Wie schickt sich nun zu diesen das „taliacunque", da cunque gemeiniglich etwas Verkleinerndes bei sich hat, wie Bentley über den Horaz anmerkt?*) Scioppius sahe sich daher auch gedrungen, in seinen Anmerkungen zu sagen: „τὸ cunque *παρέλκει*." Aber was ist so ein *παρέλκει* anders als die gelehrtere Benennung eines Flickworts? welches wir uns hier ersparen können, wenn wir mit dem Rhedingerschen Manuskripte lesen wollen:

Talia quinque puer dominus florentis agelli etc.

Es waren solcher schönen Äpfel fünfe, die dem Priapus vorgesetzt wurden.

Carmen XX. Ad Priapum.

Copia me perdit; tu suffragare rogatus,
  Indicio nec me prode, Priape, tuo.
Haec quaecunque tibi posui vernacula poma,
  De sacra nulli dixeris esse via.

Gruter, welcher auf Veranlassung seines Freundes Melissus die „Priapeia" dem Martial als das funfzehnte Buch beifügte, sagt in seinen Anmerkungen (die in der Ausgabe des Hadrianides nicht hätten fehlen sollen) über die dritte Zeile dieses Gedichts: „Magis arridet lectio marginalis, quamvis ei minime ancillentur mss. codd.: *Quaeque tibi posui tanquam vernacula poma.*" Wenn es aber sonach nur noch der Beistimmung von Handschriften bedarf, diese bessere Randglosse in den Text aufzunehmen, so kann ich versichern, daß der Text sowohl des Rhedingerschen als Wolfenbüttelschen Manuskripts vollkommen so lieset. Es ist auch notwendig, daß man so lesen muß; denn „vernacula poma" waren es ja wirklich nicht, sondern sollten es nur bedeuten.

*) Ad Lib. I, Od. VI.

26. Michael Hadrianides, Herausgeber des Petronius, Amsterdam 1669.

3. Daß Fr. Lindenbruch den sogenannten Anhang des Virgils mit Jos. Scaligers und seinen Anmerkungen herausgegeben, ist bekannt. Aber das ist nicht bekannt, daß er eine zweite verbesserte und vermehrte Ausgabe davon zum Druck fast fertig gehabt, wovon das Exemplar, in welches er seine Verbesserungen und Vermehrungen eingetragen, in hiesiger Bibliothek befindlich. Auch er hat darin die „Priapeia" mit einem Manuskripte verglichen und mancherlei Lesarten beigeschrieben, deren aber die meisten offenbare Schreibfehler sind; wenigstens ist keine einzige darunter, die ich mit meinen vertauschen möchte.

Warum sonst spätere Herausgeber völlig ausgemachte Dinge nicht nutzen wollen, um uns den Text dieser Kleinigkeiten, die vollends des Lesens nicht wert sind, wenn man sich erst den Kopf darüber zerbrechen soll, so korrekt zu geben, als ihnen möglich war, daran kann nichts als Nachlässigkeit schuld sein. Wenn Scaliger z. E. bereits angemerkt hatte, daß das vierundzwanzigste Epigramm aus dem Griechischen des Leonidas in der Anthologie genommen sei, warum hat man dem ohngeachtet bisher unterlassen, die Interpunktion der zwei letzten Zeilen:

Fur habeas poenam, licet indignere, feramque
Propter olus, dicas, hoc ego, propter olus,

nach den griechischen Zeilen:

Ἀλλ᾽ ὡς ἐντέταμαι, φώρ, ἔμβλεπε. τοῦτο δ᾽ ἐρωτᾷς,
Τῶν ὀλίγων λαχάνων εἵνεκα; τῶν ὀλίγων,

zu berichtigen? nach welchen sie notwendig so aussehen muß:

— — — — — — — — — — — feramque
Propter olus, dicas, hoc ego? Propter olus.

Und so hat sie auch Salmasius in seinem Exemplare des Gruterschen Martials wirklich beigeschrieben.

1. Anhang des Virgils, diese Ausgabe des gelehrten Hamburgers (1573—1648) erschien 1595; die Scaligersche war zuerst 1573 herausgekommen.

V.

Griechische Anthologie.

1.

Ich will hierunter sowohl das Werk des Planudes als des Kephalas verstanden wissen. Wenn das letztere eben dieselbe Anthologie ist, welche seit den Zeiten des Salmasius so oft unter dem Namen der ungedruckten angeführet und genutzet worden, so haben wir es dem Hrn. D. Reiske zu verdanken, daß sie dieses Beiworts zum größten Teil nicht weiter bedarf. Wenn ich aber hinzusetze, daß beide Anthologieen diesem würdigen Gelehrten noch mehr zu verdanken haben möchten; daß es ihm gefallen möchte, uns auch seines scharfsinnigen Fleißes über die Planudische nicht zu berauben: so mag er bedenken, daß es Männer giebt, von denen man um so viel mehr fordert, je mehr sie gutwillig leisten. Ich wüßte wenigstens nicht, wodurch er seine so großen Verdienste um die gesamte griechische Litteratur stolzer krönen könnte als durch die Erfüllung dieses Wunsches. Und doch muß ich mich gegen ihn schämen, diesen Wunsch gethan zu haben, solange sein patriotischer Eifer, der leider mehr als uneigennützig heißen muß, wahrlich nicht zur Ehre unserer Zeit und unsers Vaterlands fortfährt, so wenig Unterstützung zu finden.

8f. so haben ... bedarf, nach einer Abschrift gab Johann Jakob Reiske 1754 Buch 5—7 heraus. An Reiske, den 17. Dezember 1770: „Da ich aber wohl weiß, daß ein großer Teil derselben [Reiskes kleinerer Schriften] auf Ihre eigenen Kosten gedruckt worden: so bitte ich von allen diesen mir ein Exemplar je eher je lieber auf der Post zu übermachen. Wenn ich nicht irre, so sind unter diesen besonders die Observationes in varios autores Graecos und die Anthologia graeca Cephalae, an welcher mir vornehmlich liegt, und die ich gar zu gerne recht bald hätte." — 19. uneigennützig, an Reiske, den 26. April 1771: „Euer Wohlgebornen müssen in diesem Punkte, auch gegen Ihre Freunde, schlechterdings nichts als Kaufmann sein. Da Sie ohnedem schon alles thun, was man nur immer von dem uneigennützigsten Gelehrten erwarten kann: so müssen sich gerade Ihre Freunde das meiste Bedenken machen, auch nur in einer Kleinigkeit diese Ihre Uneigennützigkeit zu mißbrauchen."

2.

Es ist aber, selbst nach der Bemerkung des Hrn. D. Reiske, so gewiß nicht, daß die Anthologie des Kephalas, welche er aus der Leipziger Abschrift herausgegeben, die von dem Heidelbergischen, nun Vatikanischen Manuskripte genommen worden, die einzige noch jetzt vorhandene ungedruckte Anthologie ist. Seine Vermutung von dem Barberinischen Kodex, welchen Holstein und Allatius gebraucht, scheinet sehr gegründet zu sein,*) und welch ein Glück wäre es, wenn sich in diesem wenigstens nur die unverfälschte Anthologie des Agathias fände und mit der Zeit an das Licht käme! Schon aus ihr, wenn denn nun auch die ursprünglichen Sammlungen des Meleager und Philippus auf immer verloren wären, würden wir, denke ich, von dem epigrammatischen Genie der Griechen einen etwas andern Begriff bekommen, als wir uns jetzt davon zu machen vielleicht nur verleitet worden.

3.

Denn was stellet sich der größere Teil von Lesern, welcher die Anthologie nur vom Hörensagen und höchstens aus wenig Beispielen daraus kennet, überhaupt darunter vor? Was sonst als eine Sammlung eigentlicher Sinngedichte, ganz in der Manier, welche den Griechen zu ihren besten Zeiten eigen war? Und diese Manier, wofür hält er sie anders als für das klare platte Gegenteil der Manier des Martials, welche sich vornehmlich durch Witz und boshafte Überraschung empfiehlt? Gleichwohl geht von dieser Vorstellung, wenn man sie auch nur bei dem Planudes und Kephalas auf die Probe bringt, sehr vieles ab. Und wie viel mehr würde von ihr abgehen, wenn wir sie gar gegen jene ersten ursprünglichen Sammlungen oder auch nur, wie gesagt, gegen die erste noch erträgliche Verfälschung und Verstümmelung derselben halten könnten! In dieser, des Agathias nämlich, war ein eigener Abschnitt satirischer Sinngedichte, noch eines andern, welcher lediglich dem Lobe des Weines und der Schmauserei gewidmet war, nicht zu gedenken. Wenn diese aber nun in dem Kephalas gänz=

*) *Praefat. ad Anth. Const. Ceph.* p. XIX.

7. Der Hamburger Lucas Holstenius (1596—1661) und Leo Allatius (vgl. X, S. 451, Z. 10), (1586—1669), der die Heidelberger Bibliothek nach Rom holte, waren beide Bibliothekare des Kardinals Franciscus Barberini, eines Neffen Urbans VIII., ehe sie Bibliothekare der Vaticana wurden.

lich fehlen; wenn sich Kephalas, außer den verliebten Abschnitten, in welchen freilich mehr Empfindung als Witz sein mußte, nur auf die dedikatorischen und sepulkralischen, überhaupt nur auf die eigentlichen Aufschriften eingeschränkt, deren größtes Verdienst allerdings die Simplizität ist, deren Wirkung aber nicht aus dieser bloßen Simplizität, sondern zugleich aus dem sinnlichen Eindrucke entsprang, welchen das Denkmal machte: wie kann man ihn dem ohngeachtet zum allgemeinen Maßstabe annehmen, nach welchem es auszumessen, wie viel Witz die Griechen in allen verschiednen Gattungen des Epigramms geliebet und zu brauchen vergönnet haben?

4.

Es mag sich nun freilich wohl aus dem satirischen Abschnitte, welcher in dem Kephalas mangelt, verschiedenes in der Sammlung des Planudes finden. Allein was sich denn auch in dieser dahin Gehöriges findet, das ist von der Manier des Martials so weit lange nicht entfernt, als man sich einbildet. Ja, es sind nicht wenige Stücke darunter, die Martial selbst nicht geschraubter und spitzer hätte machen können, und die, wenn man sie übersetzte, manchen vermeinten Kenner der griechischen Simplizität gewaltig irre führen würden. Ein Dutzend von dieser Art habe ich unter meine Sinngedichte gestreuet; aber ich will den sehen, welcher sie, ohne sie sonst zu kennen, von denen unterscheiden soll, die ich aus dem Martial nachgeahmt oder übersetzt habe. Es ist nur Thorheit, sich einzubilden, daß Witz nicht auch den Griechen sollte Witz gewesen sein, ihnen, die so gern lachten als irgend ein Volk in der Welt, und bei denen sich mehr als Ein Schriftsteller bemüht hatte, der Kunst, das Lachen zu erwecken, eine scientifische Form zu geben, wobei doch alles vornehmlich auf die Quellen der bei dem Martial so sehr verschrieenen Pointen hinauslaufen mußte.*) Man ist nicht zu fein, sondern zu stumpf geworden, wenn man an einer Gattung intellektueller Schönheit deswegen kein Vergnügen findet, weil sie nicht gerade die vornehmste und interessanteste ist. Alles ist gut, wenn es an seiner Stelle ist, aber von allen Arten des Geschmacks ist der einseitige der schlechteste. Man ist sicherlich weder gesund noch klug, wenn man seine Schöne nicht anders als in der Kleidung einer unschuldigen Schäferin lieben kann.

*) *Cicero*, *De Orat.*, lib. III, cap. 63 et 71.

5.

Es ist nicht unwahrscheinlich, daß sich Martial sogar nach solchen griechischen Stücken gebildet hat, welche seinen so ähnlich sehen. Er kannte den Meleager; und warum sollte er nicht auch die Anthologie desselben gekannt haben, da er sich eines von des Meleagers eigenen Epigrammen, welches sich noch jetzt darin findet, ganz zu eigen gemacht? Nämlich die Grabschrift, welche Meleager einem Aesigenes setzte:*)

Παμμῆτορ γῆ χαῖρε· σὺ τὸν πάρος οὐ βαρὺν εἴς σε
Αἰσιγένην, καὐτὴ νῦν ἐπέχοις ἀβαρής,

hat er fast wörtlich in den Schluß der Grabschrift auf seine kleine liebe Erotion übergetragen:**)

Mollia nec rigidus cespes tegat ossa, nec illi,
Terra, gravis fueris; non fuit illa tibi.

Indes muß ich, den eigentümlichen Reichtum des Martials nicht verdächtig zu machen, hier anmerken, daß dieses Exempel das einzige in der gesamten Anthologie ist, nach welchem es ganz und gar keinen Zweifel leidet, daß er sich dann und wann auch mit griechischen Einfällen beholfen. Denn so viel Ähnlichkeit auch mehrere von seinen Epigrammen mit dem oder jenem griechischen zu haben scheinen, so versteht es sich darum nicht gleich von selbst, daß eben er der Nachahmer gewesen. Ich muß von dem Alter des griechischen Verfassers sicher überzeugt sein, ehe ich das soll auf ihn kommen lassen. Denn offenbar ist es bei den meisten, daß nicht die Griechen von ihm, sondern er von den Griechen geplündert worden, als von welchen man zeigen kann, daß sie lange nach ihm gelebt haben.

So äußert sich zwischen dem Epigramm eines gewissen Myrinas:***)

*) *Anth.*, lib. III, cap. 1. — [ep. 11.]
**) Lib. V, ep. 35.
***) *Anth.*, lib. II, cap. 9. — [ep. 1.]

9 f. Erde, sei mir gegrüßt! Äsigenes war dir auch früher
Nicht beschwerlich, so sei nun auch, o Erde, ihm leicht.

Von Uhland nachgeahmt am Schluß von „Auf den Tod eines verhungerten Dichters".

— 13 f. Möge kein starrer Rasen die weichen Gebeine ihr decken,
Erde, sei ihr nicht schwer; war sie doch lebend dir leicht.

Υ τετρακόσι᾽ ἐστίν· ἔχεις δὲ σὺ τοὺς ἐνιαυτούς
Δὶς τόσσους τρυφερὴ πεντακορών᾽ Ἑκάβη,
Σισύφου ὦ μάμμη καὶ Δευκαλίωνος ἀδελφή.
Βάπτε δὲ τὰς λευκάς, καὶ λέγε πᾶσι τάτα,

und diesem vom Martial:*)

Mammas atque tatas habet Afra, sed ipsa tatarum
Dici et mammarum maxima mamma potest,

zwar allerdings eine große Verwandtschaft, und schwerlich dürfte das eine ohne Hülfe des andern sein gemacht worden. Denn beide verspotten sie eine eitle Närrin, die gern jünger scheinen möchte, als sie ist; nur daß das eine von ihr wirklich erzählt, was das andere ihr in dieser Absicht zu thun nur ratet. Aber welches ist hier das Original, und welches die Kopie? Das Alter des Myrinas ist ungewiß, und Herr D. Reiske giebt es selbst für nichts als eine Vermutung aus, daß dieser Myrinas der Rhetor L. Licinius Varro Murena sein könne.**)

Hingegen ist zwischen folgendem des Martials:***)

Lotus nobiscum est, hilaris coenavit, et idem
Inventus mane est mortuus Andragoras.
Tam subitae mortis caussam, Faustine, requiris?
In somnis medicum viderat Hermocratem,

und diesem des Lucillus:†)

Ἑρμογένη τὸν ἰατρὸν ἰδὼν Διόφαντος ἐν ὕπνοις,
Οὐκ ἔτ᾽ ἀνηγέρθη, καὶ περίαμμα φέρων,

die Sache außer Streit, und Rader hätte nicht so unbedachtsam mit einem „e Graeco hoc est expressum“ das Original des

*) Lib. I, ep. 101.
**) *Notit. Poet. Anthol.*, p. 248.
***) Lib. VI, ep. 53.
†) *Anth.*, lib. II, cap. 22. — [ep. 3.]

1 ff. D bedeutet fünfhundert; du aber zähleſt der Jahre
Hekuba, zweimal soviel, wenn du auch üppig noch bist.
Sisyphus' Mütterchen könntest du sein und Deukalions Schwester;
Färbe dein weißes Haar, sage zu allen: Papa.

— 6 f. Mütterchen, Väterchen zwar hat Afra; aber sie selber
Siehet wie Mütterchens ältestes Mütterchen aus.

— 18 ff. Gestern badet' er noch mit uns, aß heiter zu Abend,
Aber den Morgen darauf fand man Andragoras tot.
Fragest du nach dem Grund des plötzlichen Todes, Faustinus?
Arzt Hermokrates hat sich ihm im Traume gezeigt.

— 23 f. Als Diophantus den Arzt Hermogenes schaute im Traume,
Ob zwar durch Binden geschützt, schloß er für immer das Aug'.

Martials geradeweg zur Nachahmung erniedrigen sollen. Denn von dem Lucillus, oder Lucillius, dem das griechische gehört, ist es ausgemacht, daß er geraume Zeit nach dem Martial gelebt.

Am ungernsten möchte ich dem Martial sein so bekanntes, und noch immer so oft anzuwendendes:*)

Non de vi, neque caede, nec veneno,
Sed lis est mihi de tribus capellis.
Vicini queror has abesse furto.
Hoc judex sibi postulat probari:
Tu Cannas Mithridaticumque bellum
Et perjuria Punici furoris
Et Syllas Mariosque Mutiosque
Magna voce sonas manuque tota.
Jam dic, Postume, de tribus capellis,

streitig gemacht wissen. Gleichwohl schreibt Farnabius in seinen Anmerkungen: „vide Lucilli epigr. lib. 2. cap. 46. Anthol., unde hoc expressum." Das wäre mir ein schöner Kommentator, der mich so ungeprüfter Sache hinter meinen Nachahmer setzte! Oder verlohnte es sich nicht der Mühe, so etwas genauer nachzusehen, was verlohnte sich denn der Mühe über den Martial anzumerken? Der Lucillius, den Farnabius hier zum Erfinder macht, ist der nämliche vorgedachte, von dem, wie gesagt, so viel gewiß ist, daß er später als Martial gelebt. Denn er hat unter andern auch ein Epigramm auf den Arzt Magnus gemacht.**) Nun möchte ich zwar unter diesem nicht, wie Fabricius gethan,***) den sogenannten Jatrosophisten verstehen, als wonach Lucillius bis in das vierte Jahrhundert herunterkommen würde. Wenn denn aber auch nur der Magnus aus dem zweiten Jahr-

*) Lib. VI, ep. 19.
**) *Anth.*, lib. I, cap. 39. — [ep. 7.]
***) *Bibl. Gr.*, Lib. III, cap. 28, p. 719.

6ff. Hendekasyllaben.

Nicht um Mord, um Gewalt, noch um Vergiftung
Prozessier' ich, nur um drei kleine Ziegen,
Diese, klag' ich, hat mir ein Nachbar heimlich
Weggeführet, der Richter heischt Beweise:
Da fängst du an von Cannä und Mithridates
Und von punischer Untreu' herzureden,
Deklamierest von Sulla und von Marius,
Auch von Mutius, laut, mit beiden Händen.
Nun sprich, Postumus, von drei kleinen Ziegen.

— 16f. vide Lucilli ... expressum, Anth. Pal. XI, 141.

hunderte gemeinet ist, welcher Leibarzt bei den Antoninen war, so bleibt doch immer derjenige Dichter, der ein Epigramm auf den Tod desselben machen können, wenigstens noch funfzig Jahre hinter dem Martial zurück. Die Nachahmung des Lucillius selbst ist nicht schlecht, sie hat sogar Eigenes genug, daß sie wohl auch ganz und gar nicht Nachahmung des Martials, sondern eines dritten Musters sein könnte; besonders wenn es wahr wäre, was dem Erasmus bedünkte, daß der Schluß derselben aus einem Sprichworte entlehnet sei*) und nicht vielmehr das Sprichwort selbst seinen Ursprung daher hätte.

Hierüber aber, daß sich in einer alten griechischen Anthologie mehr Stücke finden sollen, welche aus dem Martial nachgeahmet worden, als solche, welche Martial daraus nachgeahmet, können sich nur diejenigen wundern, welche überhaupt die Verfasser derselben nicht recht kennen. Es finden sich darunter nicht nur sehr viel spätere Griechen, denen es üblich war, die lateinische Sprache zu lernen, sondern auch nicht wenig geborene Römer, die griechisch genug gelernet zu haben glaubten, um ein Epigramm darin wagen zu dürfen.

6.

Auch ist, um sich von der gepriesenen Simplizität, selbst der ältesten und besten griechischen Epigrammen, keinen zu allgemeinen und übertriebenen Begriff zu machen, die Anmerkung des Batteux sehr richtig und dienlich, „daß wir öfters nur nicht alles wissen, was man wissen müßte, um richtig davon zu urteilen, und nichts von so geringen Umständen abhange als ein witziger Einfall".

Es ist z. E. sehr möglich und sehr glaublich, daß in manchem griechischen Epigramme, in welchem wir nichts als die trockene kahle Anzeige eines historischen Umstandes zu sehen glauben, eine sehr feine Anspielung auf ganz etwas anders liegt und der historische Umstand selbst nichts weniger als nach den Worten zu verstehen ist. Ein Exempel wird meine Meinung deutlicher machen.

Es ist bekannt, was Plinius und Valerius Maximus, die ihre Nachricht ohnstreitig aus den zuverlässigsten Quellen werden genommen haben, sehr einstimmig von dem Tode des Sophokles melden, nämlich daß die Freude ihn um das Leben gebracht habe,

*) *Adagior.* Chil. III, cent. I. — [*Ἄλλα λέγει Μενεκλῆς, ἄλλα τὸ χοιρίδιον.*]

21ff. daß wir ... Einfall, Ramlers Übersetzung III, S. 189.

als er bei einem tragischen Wettstreite mit genauer Not endlich den Sieg davongetragen: „Sophocles ultimae jam senectutis, cum in certamine tragoediam dixisset, ancipiti sententiarum eventu diu solicitus, aliquando tamen una sententia victor, causam mortis gaudium habuit.“*) Nun vergleiche man hiermit das Epigramm des jüngern Simonides auf den Tod dieses Dichters:**)

Ἐσβέσθης γηραιὲ Σοφόκλεες, ἄνθος ἀοιδῶν,
Οἰνωπὸν Βάκχου βότρυν ἐρεπτόμενος.

Nach diesem soll Sophokles an einer Weintraube erstickt sein. Zwei sehr verschiedene Todesarten dem ersten Ansehen nach. Vor Freuden sterben und an einer Beere den Tod finden, davon scheinet eines dem andern ziemlich zu widersprechen; daher uns denn auch die Lebensbeschreiber des Sophokles recht gern die Wahl lassen, ob wir lieber dieses oder jenes glauben wollen. Wie wäre es gleichwohl, wenn im Grunde keine Wahl hier stattfände? wenn Simonides, richtig verstanden, gerade eben das sagte, was Plinius und Valerius versichern? wenn er als ein Dichter nur unter einem schicklichen und schönen Bilde hätte sagen wollen, was diese als Geschichtschreiber ohne Bild sagen müssen? Denn man erinnere sich nur, unter wessen besonderm Schutze das Theater und alles, was zu dem Theater gehörte, stand. Eben der Gott, welcher die Menschen den Wein gelehret hatte, galt dafür, daß er sie auch durch die wilden und groben Freuden der Weinlese zu den feinern und menschlichen Freuden des Drama geleitet habe. Von ihm hießen Dichter und Spieler Dionysische Künstler, und wenn es vergönnt war, das eine seiner Geschenke für das andere zu setzen, so konnte gar wohl der Sieg, den er einem Dichter oder Spieler verlieh, eine süße Traube heißen, womit er diesen Liebling belohnen wollen. War nun aber die Freude über die Nachricht von einem solchen Siege dem Sieger tödlich, wie konnte dieses in der poetischen Sprache mit Fortsetzung der nämlichen Metapher anders

*) *Val. Max.*, lib. IX, c. 12; *Plinius Nat. Hist.*, lib. VII, cap. 53. — [Sophokles, schon hochbejahrt, als er sich mit einem Trauerspiel um den Preis bewarb, und lange um den zweifelhaften Ausfall der Stimmen in Sorgen war, hatte die Freude zur Ursache seines Todes, als er endlich dennoch mit einer Stimme siegte. Vgl. VIII, S. 144 f. (AA.)]
**) *Anth.*, lib. III, cap. 25. — [ep. 38.]

8 f. Blüte der Sänger, du starbst, o greiser Sophokles, von des Bacchus purpurner Frucht, von einer Traube erstickt.

lauten, als daß er an einer Beere dieser süßen Traube leider erstickt sei?

Eine dergleichen Auslegung, weiß man wohl, kann auf keine strenge Art erwiesen werden, sondern der Leser, bei dem sie Glück machen soll, muß ihr mit seinem eigenen Gefühle zu Hülfe kommen. Wer indes ihr seinen Beifall nur darum versagen wollte, weil noch andere alte Schriftsteller eben das von dem Tode des Sophokles berichten, was das Epigramm des Simonides den Worten nach zu sagen scheinet, der thäte sehr unrecht. Denn alle diese andern Schriftsteller sind jünger als Simonides und haben den poetischen Ausdruck desselben entweder in seinem Geiste nachgebraucht oder wider seinen Geist verstanden. Jenes kann Sotades gethan haben, dieses hingegen ist von dem kläglichen Zusammenschreiber der „*Μακροβίων*“ sehr glaublich, welches Lucian unmöglich kann gewesen sein. Es ist nicht jedem Auge gegeben, die Hülle zu durchschauen, in welche der Dichter eine Wahrheit zu kleiden für gut findet, aber wenn eine dergleichen Hülle einmal für den Körper selbst gehalten worden, so ist ganz begreiflich, wie sich mehrere hintergehen lassen und der Betrug endlich dahin gedeihen kann, daß er schwerlich mehr zu widerlegen stehet.

7.

Freilich dürfte bei dem allen dieses Exempel sehr einzig in seiner Art scheinen. Ich füge also ein zweites bei, welches diesen Anstoß nicht haben wird, ohne darum weniger merkwürdig zu sein.

Vorgedachter Lucillius hat an einen Demostratus, der sich einem schlechten Augenarzte unter die Hände begab, folgendes gerichtet:*)

Πρίν σ' ἐναλείψασθαι Δημόστρατε, χαῖρ' ἱερὸν φῶς,
Εἰπὲ τάλαν· οὕτως εὔκοπός ἐστι Δίων.
Οὐ μόνον ἐξετύφλωσεν ὀλυμπικόν, ἀλλὰ δι' αὐτοῦ
Εἰκόνος ἧς εἶχεν τὰ βλέφαρ' ἐξέβαλεν.

*) *Anth.*, lib. II, cap. 22. — [ep. 1.]

12 ff. Jenes kann ... gewesen sein, so urteilte unter andern auch le Clerc. Aber Wieland hält die Schrift für echt und hat sie übersetzt. Dort heißt es V, S. 376: „Der Tragödiendichter Sophokles erstickte an dem Kern einer Weinbeere in seinem fünfundneunzigsten Jahre.“ Dann folgt die bekannte Erzählung von dem Prozeß mit seinen Söhnen, die Lessing VIII, S. 147 (KK) aus Cicero anführt. — 28 ff.

Eh' du dich salbst, so sprich: leb' wohl, o heiliges Tagslicht,
Armer Demostratos, denn Dion ist expeditiv.
Nicht nur hat er einen olympischen Sieger geblendet,
Nein, auch von seinem Bild hat er die Augen entwandt.

Der Dichter giebt in diesen Zeilen dem Kranken den Rat, ehe er die Salbe des Dion brauche, immer im voraus von dem lieben Tageslichte Abschied zu nehmen. Denn, sagt er, dieser Dion ist seiner Sache so gewiß, daß er einen andern Patienten, welches ein Olympischer Sieger war, nicht allein selbst stockblind gemacht, sondern auch die Bildsäule desselben zugleich mit um ihre Augen gebracht hat.

Die Bildsäule zugleich mit um ihre Augen gebracht! das ist ja wohl eine sehr frostige Übertreibung. Hat denn eine Bildsäule Augen, mit welchen sie wirklich sieht? Kann ein unglücklicher Quacksalber sie blinder machen, als sie wirklich ist? Oder, wenn nur die nachgebildeten toten Augen zu verstehen sind, wie hat er die Bildsäule um diese gebracht? Wirkte die schädliche Salbe durch Sympathie? Oder schlug er ihr, brach er ihr die Augen mit Gewalt aus? Dieses zwar sagen die Worte, wenn man sie genau nimmt. Aber warum sollte Dion diese verwüstet haben? Wenn man schon zur Verhöhnung eines elenden Augenarztes sagen kann, daß er der geschworene Feind aller gesunden Augen sei, darf man darunter auch Augen verstehen, die ohnedem so sind, als ob sie aus seinen Händen gekommen wären? Ebenso sinnreich würde man ja wohl alsdenn auch sagen dürfen, daß er allen Augen so feind sei, daß er selbst die Augen an den treibenden Bäumen zu zerquetschen Vergnügen finde?

Man sieht sich vergebens bei den Auslegern nach etwas um, wodurch dieser schale Witz Geist und Schärfe bekommen könnte. Sie übersetzen die Worte sehr treulich, aber wem es von ihnen eingefallen, eine Umschreibung oder Erklärung hinzuzuthun, der macht uns sicherlich verwirrter damit, als wir waren. So sagt z. E. Opsopöus: „Non solum excaecavit Olympicum, sed propter imaginem, quam habebat, etiam palpebras ejus ejecit.“ Man sieht wohl, daß er durch „propter imaginem“ das „δι' εἰκόνος“ ausdrücken wollen. Aber was soll es heißen? Beneidete der Arzt seinen Patienten wegen der Ehre, sich im Bilde aufgestellt zu sehen? und war es Neid, warum er diesem Bilde die Augen ausschlug? Das wäre noch der einzige Verstand, den das „propter imaginem“ haben könnte, aber es wäre auch gerade der, welcher

29 f. Vincentius Opsopöus, aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts, schrieb Noten zu den griechischen Epigrammen. — Non solum ... ejus ejecit, er blendete nicht nur einen olympischen Sieger, sondern warf wegen des Bildes, welches er hatte, auch seine Augenlider heraus.

am meisten mit der Absicht des Ganzen stritte. — Etwas erträglicher lautet das griechische Scholion, das sich bei diesem Epigramme findet: denn es sagt doch wenigstens keine Ungereimtheit: „τυφλοῦ γὰρ ὄντος αὐτοῦ ἐνδέχεται καὶ τὴν εἰκόνα τυφλὴν εἶναι.“ Der Scholiast meinet nämlich, der Dichter habe weiter nichts sagen wollen als dieses: „Da der Sieger blind geworden, so habe auch die Bildsäule nicht anders als blind sein können.“ Hiermit, könnte man sagen, bezog sich der Scholiast auf das Ikonische der Statuen, welche die Olympischen Sieger erhielten, auf das Gesetz der Hellanodiken, nach welchem eine Art dieser Statuen nicht idealisch, sondern nach der besten und strengsten Ähnlichkeit gearbeitet sein mußte.*) Aber es ist sehr zu zweifeln, ob dieser gelehrtere Umstand dem Scholiasten bekannt war; und wenn er ihm bekannt war, wenn er wirklich darauf gezielet, so hat er offenbar eine ganz falsche Anwendung davon gemacht. Denn erstlich galt das Gesetz von Beobachtung der möglichsten Ähnlichkeit nur bei dem dreimaligen Sieger, für welchen man den in der Aufschrift ohne Beweis annehmen müßte, und zweitens mußte sich ja wohl diese Ähnlichkeit auf den Zustand, in welchem er siegte, beziehen, und nicht auf einen nachherigen, in welchen er durch Unglücksfälle geriet. Endlich, was wäre denn auch bei dieser Auslegung der ganze Einfall? Wo läge denn nun das größere Verbrechen des Arztes? Und wie könnte ihm eine natürliche notwendige Folge als ein zweiter, freiwilliger Frevel angerechnet werden?

Kurz, der wahre, einzige Aufschluß dieses Epigrammes ist aus einer Bemerkung an den alten Bildsäulen herzuleiten, welche man bei den alten Schriftstellern zwar von weitem angedeutet findet, die aber nur erst von den neuesten Altertumsforschern, aus wirklich noch vorhandenen Stücken dieser Art, in ihr völliges Licht gesetzet worden.**) Da nämlich die Bildhauerei nur das eigentlich Körperliche, nur das, was durch Vertiefung und Erhöhung auf der Fläche sichtbar ist, ausdrücken soll, so kann sie von dem menschlichen Auge weit weniger nachahmen als die Malerei. Der ganze Augapfel, auf welchem diese so vieles zu unterscheiden findet, ist für sie

*) *Plinius H. N.* lib. XXXIV, sect. 9. — [Vgl. IX, 1, S. 13, Z. 14—19; 2, S. 267, Nr. LXVIII.]
**) Winckelmanns Anmerkungen über s. „Geschichte der Kunst“, S. 81.

3f. τυφλοῦ ... εἶναι, denn da er blind ist, ist es möglich, daß auch seine Bildsäule blind ist.

weiter nichts als eine ründliche ebene Fläche. Weil nun aber hierdurch ein großer Teil des Lebens für sie verloren gehen würde, so haben es schon sehr alte Meister gewagt, durch einen Schritt über die Grenzen ihrer Kunst die Malerei hier wiederum einzuholen. Sie machten nämlich den Augapfel entweder aus einem weißern, glänzendern Marmor, als die Bildsäule selbst war, oder überzogen den Augapfel mit einem dünnen Silberbleche, welches die weiße Hornhaut vorstellte, in der Mitte aber ausgeschnitten war, um einen Stein zu fassen, der die Farbe der Iris nachahmte, und in dessen Mittelpunkte wiederum ein Edelstein befestiget war, welcher den Stern bildete.

Nun nehme man an, daß die Augen der Bildsäule, von welcher in unserm Epigramme die Rede ist, von solcher Beschaffenheit gewesen, und erinnere sich zugleich eines anderweitigen Vorwurfs, welcher den alten Ärzten sehr oft gemacht wurde: und ich meine, wir verstehen den Dichter nunmehr so, wie wir ihn verstehen sollen. Es war aber, was man den alten Ärzten, außer ihrer Unwissenheit und Vermessenheit, sonst vorwarf, nichts Geringeres als dieses, daß sie nicht immer reine Hände behielten und aus den Häusern ihrer Kranken gern etwas mitgehen hießen. Dieses Schlages war jener Arzt in der Äsopischen Fabel, dem eine alte Frau, die er wirklich an schlimmen Augen kurieret hatte, gleichwohl den bedungenen Lohn unter dem zweideutigen Vorwande nicht zahlen wollte, weil sie unmöglich glauben könne, daß ihre Augen völlig hergestellet wären, mit welchen sie verschiedene Dinge in ihrem Hause nicht mehr sähe, die sie vor den Besuchen des Arztes doch zuverlässig darin gesehen habe.*) Dieses Schlages war jener Herodes, von welchem Martial erzählet:**)

> Clinicus Herodes trullam subduxerat aegro:
> Deprensus dixit: Stulte, quid ergo bibis?

Dieses Schlages war ein ungenannter Arzt, von welchem es in der Anthologie heißt:***)

*) Fab. 21. — [107 Halm. Vgl. Lehrhafte Litteratur des 14. und 15. Jahrhunderts I (Nat.-Litt. Bd. 12), S. 116—118.]

**) Lib. IX, ep. 98. — [Vgl. Biester, Neue Berlinische Monatsschrift 1811, S. 226 f.]

***) Lib. II, cap. 22, ep. 18.

29 f. Als Herodes, der Arzt, einen Becher dem Kranken entwandte
Und auf der That ward ertappt, sprach er: so trinkst du mir doch?

Φαρμακίῃσι ῥόδων λεπρὰν καὶ χοιράδας αἴρει,
Τἄλλα δὲ πάντ' αἴρει καὶ δίχα φαρμακιῶν.

Und mit einem Worte, eben dieses Schlages war unser Dion. Dergleichen eingesetzte Augen, als ich gesagt habe, waren Dinge von Wert, und diese brach Dion der Bildsäule seines Kranken bei einer guten Gelegenheit aus. Das ist der eigentliche zweite Vorwurf, den ihm der Dichter macht, und der ganze epigrammatische Witz liegt in der Ähnlichkeit, welche dieser zwischen der That, deren sich Dion als Dieb schuldig machte, und der That, die er als ein ungeschickter Arzt verübte, zu finden wußte.

8.

Außer ihrem poetischen Werte hat die griechische Anthologie noch einen andern, der, wenigstens in den Augen des Gelehrten, jenem bei weiten den Vorzug streitig macht. Sie enthält einen Schatz von Nachrichten und Erläuterungen, die sonst nirgends zu finden und auch lange nicht so verbraucht sind, daß nicht noch itzt hundert Dinge, die man entweder gar nicht oder nicht hinlänglich versteht, ein ganz neues Licht daraus erhalten könnten. Ich begnüge mich, hiervon nur ein einziges Beispiel anzuführen.

Wer kennt nicht das Gedicht des jüngern Musäus? und wer weiß nicht, wie viel Gelehrte sich mit Aufklärung der geringsten Schwierigkeiten desselben beschäftiget haben? Was haben nicht Daniel Pareus und Kromayer alles darüber zusammengetragen? Und gleichwohl, darf ich behaupten, ist ein sehr wesentlicher Umstand, der durch das ganze Gedicht herrschet, von ihnen allen völlig unerörtert geblieben. Ich meine den Umstand des Orts, an welchem eigentlich der interessanteste Teil der Geschichte vorgeht.

Es heißt nämlich, daß Hero, die Heldin des Gedichts, fern von ihren Eltern am Meere in einem hohen Turme gewohnt habe.*)

Πύργον ἀπὸ προγόνων παρὰ γείτονι ναῖε θαλάσσῃ.

*) V. 32.

1 f. Aussatz nimmt er hinweg und Skrofeln mit Rosensalbe,
Alles andre jedoch ohne die Salbe hinweg.

— 20. Musäus, an Nicolai, den 22. Oktober 1762: „Und à propos, ich verspreche Ihnen einen [Beitrag zu den „Litteraturbriefen"], wenn Sie mir wollen Ihre Edition vom Musäus schicken, wobei die griechischen Scholien sind." Nicolai schickte sie ihm. Vgl. „Musäus" in Lessings „Anmerkungen über alte Schriftsteller". — 23. Der Pfälzer Daniel Pareus (gest. 1635) hat den Musäus 1627 mit lateinischer Übersetzung und Kommentar herausgegeben, Johann Heinrich Kromayer (1689—1734) cum notis variorum. — 30. Sie bewohnte den Turm ihrer Ahnen nahe dem Meere.

Wie kömmt es, daß man uns so gar nichts von diesem Turme sagt? Ich kann nicht glauben, daß schlechterdings kein Ausleger gewußt, was es mit diesem Turme für eine Bewandtnis gehabt. Aber wer es von ihnen gewußt hat, der hat wenigstens sehr unrecht gethan, seine Leser für ebenso gelehrt als sich selbst zu halten. Denn wahrlich versteht sich die Sache nicht von selbst. Hero war Priesterin der Venus zu Sestos; der Tempel dieser Göttin, an welchem sie stand, lag in der Stadt; in diesem Tempel in der Stadt ward das Fest gefeiert, bei dem sie Leander zuerst erblickte: wie nun, daß sie gleichwohl nicht in diesem Tempel in der Stadt, sondern außer der Stadt, am Meere, in einem Turme wohnte? Was war das für ein Turm? und was waren ihre Verrichtungen in diesem Turme?

Ich bekenne, daß ich mir selbst auf diese Fragen, über die, wie gesagt, in allem, was Noten über den Musäus heißt, ein tiefes Stillschweigen beobachtet wird, lange nicht zu antworten gewußt habe, bis ich endlich auf zwei Epigrammen in der Anthologie traf, die mir völlige Befriedigung darüber gewährten.

In beiden erscheinet Venus als die Beherrscherin des Meeres; in beiden wird eines Hauses und einer Stätte gedacht, welche der Göttin an dem Ufer geheiliget waren. Allem Ansehen nach war also auch die Venus, die zu Sestos ihren Tempel hatte, eine Venus Pontias, oder Euplöa, oder was sie sonst für einen Namen in jener Würde führte, und der Turm, welchen ihre Priesterin bewohnte, war gleichsam eine zu jenem Tempel gehörige Kapelle, die außer der Stadt an dem Ufer zu mehrerer Bequemlichkeit der Schiffer und Reisenden erbauet war.

Das erste dieser Epigrammen gehört einem Antipater und lautet so:

Λιτός μοι δόμος οὗτος, (ἐπεὶ παρὰ κύματι πηγῷ
Ἵδρυμαι, νοτέρης δεσπότις ἠϊόνος)
Ἀλλὰ φίλος· πόντῳ γὰρ ἐπὶ πλατὺ δειμαίνοντι
Χαίρω, καὶ ναύταις εἰς ἐμὲ σωζομένοις.
Ἱλάσκευ τὴν Κύπριν. ἐγὼ δέ σοι ἢ ἐν ἔρωτι
Οὔριος, ἢ χαρόπῳ πνεύσομαι ἐν πελάγει.

„Gering ist dies mein Haus, mir, der schäumenden Wogen Gebieterin, hier am feuchten Ufer errichtet; und doch ist es mir lieb.

30ff. Anth. gr., lib. I, cap. 38, ep. 5.

Denn ich freue mich, wenn weit und breit das Meer vor mir erschrickt und der Schiffer mir seine Rettung danket. Versöhnet Kypris! Ich bin es, die in der Liebe, ich bin es, die auf der stürmenden See mit günstigem Winde beglücket.“ — Was Antipater *δόμος* nennet, heißt bei dem Musäus *πύργος*, und es ist natürlich, daß ein Gebäude am Ufer, welches weit in die See sehen und vor Überschwemmung gesichert sein sollen, die Höhe und Form eines Turmes werde gehabt haben. So ist es auf den Münzen und geschnittenen Steinen, auf welchen die Geschichte des Leanders abgebildet zu sehen, auch wirklich ein Turm, von welchem ihm Hero mit brennender Fackel entgegenleuchtet.

Das andere Epigramm, welches einer Anyte zugeschrieben wird, ist noch merkwürdiger, indem aus ihm zugleich die eigentliche Verrichtung erhellet, welche einer Priesterin der Venus in einem dergleichen Turme obgelegen.

Κύπριδος οὗτος ὁ χῶρος, ἐπεὶ φίλον ἔπλετο τήνᾳ
Αἰὲν ἀπ' ἠπείρου λαμπρὸν ὁρᾶν πέλαγος,
Ὄφρα φίλον ναύτῃσι τελῇ πλόον, ἀμφὶ δὲ πόντος
Δειμαίνῃ, λαμπρὸν δερκόμενος ξόανον.

„Der Kypris ist diese Stätte! Ihr gefällt, vom festen Gestade immer auf ruhige glänzende Fluten zu blicken, dem Schiffer zur glücklichen Fahrt. Ihr strahlendes Bild erscheinet: die Wogen erschrecken und fallen.“ Aus den letzten Worten ist sicher zu schließen, daß bei entstehenden Stürmen das Bildnis der Venus zu oberst auf dem Turme ausgestellet worden, um das tobende Meer durch Erblickung seiner Beherrscherin zu besänftigen. Diese Ausstellung war denn also das Geschäfte der Priesterin, und ich irre mich sehr, wenn nicht hieraus auch der streitige Verstand einer besondern Stelle des Musäus außer allem Zweifel gesetzt wird. Musäus nämlich nennet die Leuchte, welche Hero dem verliebten Schwimmer zum Ziele steckte, *ἔρωτος ἄγαλμα*:*) und die Ausleger sind äußerst uneinig, wie dieses *ἄγαλμα* hier zu übersetzen; ob durch simulacrum, oder signum, oder forma, oder indicium, oder solatium. Ich glaube aber, *ἄγαλμα* soll das *ξόανον* der Anyte ausdrücken; denn beides

*) V. 8.

16 ff. Anth. gr., lib. I, cap. 38, ep. 6. — 20 ff. Der Kypris ... fallen, Herders Übersetzung ed. Hempel VII, S. 128. Rückerts in dessen Gedichten, Erlangen 1836, II, S. 304. Frankfurter Ausg. I, S. 544. Werke V, S. 74.

bedeutet eine Bildsäule, und der Dichter hat gar wohl die ausgesteckte Fackel, mit Anspielung auf die Ausstellung der wirklichen Bildsäule der Göttin der Liebe, ein Bild der Liebe nennen können. Folglich wäre die erste Übersetzung durch simulacrum die richtigere; oder wenn man ja signum dafür brauchen wollte, so müßte es doch nur in dem Verstande geschehen, in welchem dieses Wort nicht für ein Zeichen überhaupt, sondern für eine Art von simulacris genommen wird, und das Beiwort laetabile, welches Kromayer dabei für nötig erachtet, wäre ebenso überflüssig als falsch.

Auf welchen von solchen Ufertempeln der Venus das eine oder das andere dieser Epigrammen eigentlich gehe, ist nicht zu bestimmen. Es gab deren an den Küsten von Griechenland und den Inseln des ägeischen Meeres mehr als einen, wie aus verschiedenen Stellen des Pausanias zu ersehen.

9.

Nicht minder reich an dergleichen sonst nirgends vorkommenden Nachrichten und Erläuterungen ist die Anthologie des Kephalas. Eine einzige dieser Art, was für grundgelehrten und wundersinnreichen Mutmaßungen kann sie nicht auf einmal den Garaus spielen. Z. E.

Wer war wohl der Glykon, dessen in den bekannten Zeilen des Horaz,*)

Non possis oculo quantum contendere Lynceus,
Non tamen idcirco contemnas lippus inungi:
Nec, quia desperes invicti membra Glyconis,
Nodosa corpus nolis prohibere chiragra —

gedacht wird? Allem Ansehen nach ein berühmter Athlete zu den Zeiten des Dichters. Mehr ergiebt sich von ihm aus der Stelle selbst nicht; aber wie wenig ist das für einen Ausleger, der Gelehrsamkeit zeigen soll! Heinsius erinnerte sich, bei dem Laertius gelesen zu haben, daß der peripatetische Philosoph Lykon, das dritte Haupt dieser Schule nach dem Aristoteles, ein vorzüglich guter Ringer gewesen sei. Weil nun dieser Lykon wegen seiner

*) Lib. I, epist. I, v. 28.

23 ff. Kannst du auch nicht mit dem Aug' so weit hinsehen wie Lynceus,
So verschmähe doch nicht, triefäugig, dich salben zu lassen:
Und weil du nicht die Kraft hast des unbesiegbaren Glykon,
Halt dir doch vom Leib die knotenerzeugende Handgicht.

süßen Beredsamkeit auch wohl Glykon genennet worden, so entschied Heinsius, daß Horaz keinen andern als ihn gemeinet habe. Es ist sonderbar, auf diese Weise einen Philosophen, der zum Vergnügen und der Gesundheit wegen die Gymnastik übet, in einen Ringer von Profession zu verwandeln. Und doch ist diese Meinung des Heinsius noch lange so abenteuerlich nicht als eine andere, welche Spence uns gern eingeredet hätte. Weil nämlich der farnesische Herkules, eine der berühmtesten Bildsäulen, die aus dem Altertume übrig geblieben, nach Aussage der Aufschrift von einem Künstler Namens Glykon gearbeitet worden, so urteilte Spence, der so gern Anspielungen auf Kunstwerke in den alten Dichtern fand, daß eben diese Bildsäule schon zu den Zeiten des Horaz vorhanden und berühmt gewesen, und daß sie es sei, welche der Dichter unter dem Namen ihres Meisters wolle verstanden wissen.*) Er machte also aus einem Ringer einen Gott, aus einem Menschen einen Stein.

Es würde Mühe kosten, einem Heinsius und Spence die innere Ungereimtheit ihrer Meinungen so deutlich zu zeigen, daß sie selbst davon abstehen zu müssen glaubten. Ein Glück also, daß uns ein altes Epigramm in der Anthologie des Kephalas dieser Mühe überhebt, in welchem wir einen Athleten Glykon aus den Zeiten des Horaz kennen lernen, der zuverlässig kein

*) The inscription on the basis of the Farnese Hercules tells us, it was made by an artist called Glycon. As we now call it, the Farnese Hercules, for distinction; they might very well of old have called it, the Hercules Glyconis, for the same reason. Such distinctions were more necessary then, than now; because they had a much greater number of statues in Rome of old. If they did usually call this figure, the Hercules Glyconis, in Horace's time; he might very well call it, the Glycon, in verse. —

If this may be allowed to have been the case, the intent and true meaning of the passage from him, will be as follows. „You can never come to see sharply as Lynceus; would you therefore suffer your eyes to get out? You can never acquire the strength and firmness of Hercules; would you therefore suffer your body to run to ruin, and to be crippled with diseases."

I should the rather take this to be the case, because it seems more worthy of so good a writer, in two instances so closely united, to have taken them both from the ancient mythology; than to take one from that, and the other from a (supposed) gladiator of his own time.

The epithet of *invictus* too, would have a particular propriety, if applied to the Farnese Hercules. For that figure represents him as having just finished the last labour enjoined to him by the order of Juno; that is, just when she had given up her pursuit of him, as a person not to be conquered by any difficulties. *(Polymetis, Dial. IX, p. 115, n. 10.)*

7. Joseph Spence (1698—1768). Von seinem Hauptwerk „Polymetis or an Enquiry into the Agreement between the works of the Roman Poets and the Remains of ancient Artists," London 1747, handelt Lessing ausführlicher im „Laokoon", Abschn. 7—10. Vgl. IX, 1, S. 53, Z. 6ff. und S. 241—244.

anderer gewesen als der, welchen Horaz selbst zum Beispiele angezogen.*) Es lautet so:

Γλύκων, τὸ Περγαμηνὸν Ἄσιδι κλέος,
Ὁ παμμάχων κεραυνός, ὁ πλατὺς πόδας,
Ὁ καινὸς Ἄτλας, αἵ τ' ἀνίκητοι χέρες,
Ἔρρον· τοιόνδε πρόσθεν οὔτ' ἐν Ἰταλοῖς,
Οὔθ' Ἑλλάδι τὸ πρῶτον, οὔτ' ἐν Ἄσιδι
Ὁ πάντα νικῶν Ἀΐδης ἀνέτραπεν.

Ich sage, daß der Glykon, auf dessen Tod dieses Epigramm gemacht worden, ein Zeitverwandter des Horaz gewesen. Denn obschon der Verfasser desselben nicht völlig gewiß ist, indem es einige einem Antipater, andere einem Philippus zuschreiben, so haben doch beide, wenn man unter ersterm den Thessalonier verstehet, zu den Zeiten des Augustus gelebt. Das Beiwort des Unüberwundenen, welches sowohl Horaz als der griechische Dichter diesem Glykon giebt, scheinet die Sache vollends außer Streit zu setzen.

*) *Anth. Ceph.*, carmen 785. Edit. Reisk. p. 168.

3 ff. Glykon, der Stolz von Asiens Pergamum,
Der Blitz in jeder Kampfart, der breitfüßige,
Der neue Atlas mit dem unbesiegten Arm
Ist hin; seinsgleichen ward nicht in Italien
Noch Griechenland zuvor noch auch in Asien
Vom alles bändigenden Hades hingerafft.

Inhalt.

Deutsche National-Litteratur

Historisch kritische Ausgabe

Unter Mitwirkung

von

Dr. Arnold, Dr. G. Balke, Prof. Dr. K. Bartsch, Prof. Dr. R. Bechstein, Prof. Dr. O. Behaghel, Prof. Dr. Birlinger, Prof. Dr. H. Blümner, Dr. F. Bobertag, Dr. R. Boxberger, Dr. W. Creizenach, Dr. Joh. Crüger, Prof. Dr. H. Düntzer, Prof. Dr. A. Frey, L. Fulda, Prof. Dr. L. Geiger, Dr. R. Hamel, Dr. E. Henrici, Dr. M. Koch, Prof. Dr. H. Lambel, Dr. R. Frhr. v. Liliencron, Dr. G. Milchsack, Prof. Dr. J. Minor, Dr. F. Muncker, Dr. P. Nerrlich, Dr. H. Oesterley, Prof. Dr. H. Palm, Prof. Dr. P. Piper, Dr. H. Pröhle, Dr. Adolf Rosenberg, Dr. A. Sauer, Prof. Dr. K. J. Schröer, R. Steiner, Prof. Dr. A. Stern, Prof. Dr. F. Vetter, Dr. C. Wendeler, Dr. Th. Zolling

herausgegeben

von

Joseph Kürschner.

Der Preis des Bandes ist
M. 2.50
Fl. 1.50, Fr. 3.50

Alle 14 Tage erscheint
1 Band im Umfang
von 20–36 Bogen

Verlag
von
W. Spemann
in
Berlin und Stuttgart

Lessing, Gotthold Ephraim, / Boxberger, Robert, / Blümner, Hugo,

Lessings Werke

Bd.: 12

[1889]